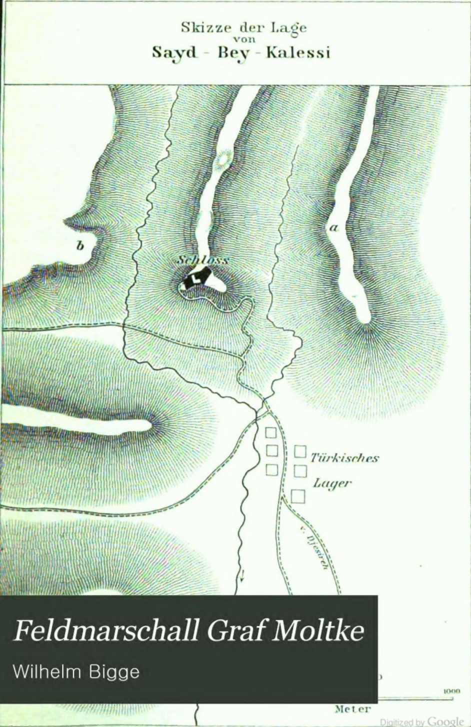
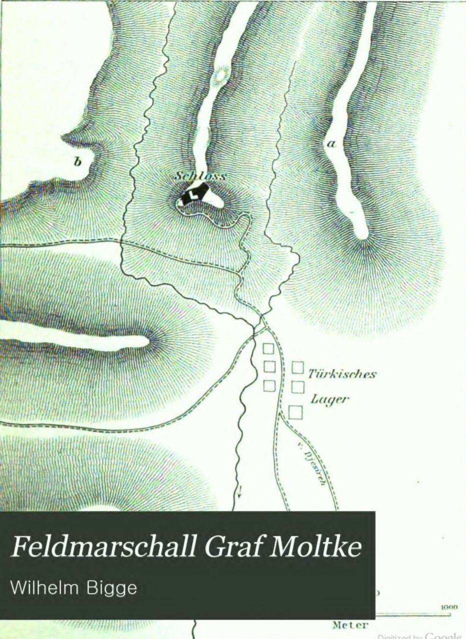


Feldmarschall Graf Moltke
Wilhelm Bigge
Digitized by Google

Zu Bigge, Feldmarschall Graf Moltke. Bd.I   Geogr. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig

Skizze der Lage
von
Sayd - Bey - Kalessi



Feldmarschall Graf Moltke
Wilhelm Bigge
Digitized by Google

Zu Bigge Feldmarschall Graf Moltke. Bd.I
Geogr. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES ·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817
Digitized by Google

Feldmarschall Graf Moltke.

Motto:

„Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Beharren in der Pflicht auch da, wo das Ergebnis kaum in die äußere Erscheinung trat, wird über den Wert des Menschenlebens entscheiden."

Aus Moltkes Briefen.

„Es gibt Männer, deren Persönlichkeit völlig in ihrem Wirken aufgeht."

L. v. Ranke,
Deutsche Geschichte zur Zeit der Reformation.

Feldmarschall
Graf Moltke

Ein militärisches Lebensbild

von

W. Bigge

Oberst und Kommandeur des 7. Rheinischen Infanterieregiments Nr. 69

Erster Band

1800—1857

Mit fünf Kartenbeilagen

München 1901

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung

Oskar Beck

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorwort.

Zweck der vorliegenden Arbeit soll es sein, ein militärisches Lebensbild des Feldmarschalls Moltke zu geben, d. h. vor Allem seine Entwickelung und Eigenart als Soldat und Feldherr darzustellen. In den bisherigen Biographien ist meines Erachtens diese wichtigste Seite der geschichtlichen Erscheinung Moltkes noch nicht hinreichend ins Licht gestellt worden. Der Feldmarschall ist ja auch rein menschlich betrachtet eine außergewöhnliche Gestalt, die es wohl verdient, in ihrer so sympathischen Eigenart ergründet und dem Gedächtnis der Nachwelt nach allen Richtungen ihrer Bethätigung getreulich überliefert zu werden. Seine eigentliche und unvergängliche Bedeutung liegt jedoch nun einmal auf dem militärischen Gebiete, und das erste Interesse nimmt daher die Entwickelung und Entfaltung seiner militärischen Persönlichkeit in Anspruch. Es lag für mich ein besonderer Reiz darin, im Einzelnen zu verfolgen und zu erweisen, wie der so reiche und vielgestaltige Lebensgang Moltkes im Grunde doch nur auf den einen Endzweck angelegt war, daß seine angeborenen militärischen Eigenschaften und Fähigkeiten entwickelt wurden und so der große Soldat und Heerführer erstand, der im Zusammenwirken mit dem genialen Staatsmanne Bismarck der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert neues Leben und neuen Inhalt geben sollte. Ich glaube daher, indem ich den Hauptnachdruck auf die Herausarbeitung der militärischen Persönlichkeit Moltkes lege und vor Allem zu zeigen versuche,

auf welchem Wege Moltkes Feldherrnkunst erwachsen ist und wie sie sich zur vollen Höhe ihrer Bethätigung entfaltet hat, nicht nur in eine fühlbare Lücke der Literatur einzutreten, sondern überhaupt eine nützliche und verdienstliche Aufgabe zu erfüllen.

Die Ursache, warum es bisher an einer einigermaßen erschöpfenden militärischen Biographie Moltkes fehlte, liegt wohl hauptsächlich in dem Umstande, daß die Quellen dafür noch nicht genügend zu Gebote standen. Durch die Verhältnisse begünstigt habe ich nun alles Material benutzen können, das zur Zeit zugänglich ist. Dazu gehören außer der gesamten, sehr umfangreichen Moltke-Literatur,*) die in den letzten Jahren eine wesentliche Ergänzung durch die — leider noch immer nicht ganz vollendete — Herausgabe der „Militärischen Korrespondenz" Moltkes gefunden hat, vor Allem die Akten des Kriegsarchivs des Generalstabes und einiger anderen Behörden, sowie zahlreiche mündliche Äußerungen und schriftliche Aufzeichnungen hochstehender Männer, die den Feldmarschall gekannt und meinem Vorhaben ihre gütige Unterstützung geliehen haben.

Wenn also die soldatische Seite der Erscheinung Moltkes in dieser Arbeit besonders hervortritt, so wendet sie sich doch durchaus nicht an ein ausschließlich militärisches Publikum. Es war mir vielmehr gerade darum zu thun, eine für jeden gebildeten Leser verständliche Darstellung des Werdeganges und des Wirkens unseres großen Schlachtendenkers zu geben, um so das Verständnis für seine eigenartige militärische Erscheinung in weitere Kreise zu tragen. Auch mit Rücksicht auf die am 26. Oktober 1900 bevorstehende Gedenkfeier des 100jährigen Geburtsjubiläums Moltkes würde ich mich freuen,

*) Nur die beiden Schlußbände der Moltkebiographie v. M. Jähns haben mir beim Abschluß der Arbeit noch nicht vorgelegen, weshalb kein Bezug auf sie genommen werden konnte.

wenn meine Biographie bei unserem Volke in Waffen eine freundliche Aufnahme fände und zumal von dem militärischen Nachwuchse gerne gelesen würde.

Der erste Band des zwei Bände von ungefähr gleicher Stärke umfassenden Werkes reicht bis zum Herbst 1857, dem Zeitpunkte, an dem Moltke an die Spitze des Generalstabes der preußischen Armee trat. Er behandelt demnach zwar den größten Teil seiner Lebensdauer, aber immerhin nur die Zeit der Vorbereitung auf seinen eigentlichen Beruf. — Der zweite Band bringt dann Moltkes Thätigkeit als Chef des Generalstabes im Frieden und vor Allem im Kriege zur Darstellung.

Trier, im August 1900.

Bigge.

Inhalt.

Seite

Erstes Buch.
Lehr- und Wanderjahre. 1800—1839.

Zweites Buch.
Von der Rückkehr aus der Türkei bis zur Ernennung zum Chef des Großen Generalstabs. 1840—1857.

Erstes Buch.

Lehr- und Wanderjahre.

1800—1839.

1. Kinderzeit.

Helmuth von Moltke entstammt einer sehr alten, deutschen Adelsfamilie, deren Glieder sich von jeher im Kriegsdienste ausgezeichnet haben. Dieser Umstand darf nicht übersehen werden, wenn man die angeborenen militärischen Eigenschaften des nachmaligen großen Heerführers würdigen will. Fast alle bedeutenden Feldherrn weisen eine ähnliche Abstammung auf: Alexander, Karl der Große, Karl XII, Friedrich II waren selbst Sprossen kriegsgewohnter Herrscherhäuser, Hannibal, Cäsar, Eugen, Condé, Wellington entstammten mächtigen und im Staatsdienst erprobten Familien, — der einzige Napoleon, der Sohn eines korsischen Advokaten, macht hiervon eine Ausnahme.

Das Geschlecht der Moltkes ist mit ziemlicher Sicherheit als ein deutsches zu bezeichnen, obschon es seit seinem ersten Auftreten im 13. Jahrhundert in dem wendischen Mecklenburg gewohnt hat. Als nämlich Heinrich der Löwe 1164 das Land der Obotriten eroberte, setzte er überall deutsche Richter und Ritter ein. Ein solcher „Ritter" war auch der 1246 zuerst in Urkunden genannte Matthäus Moltke. Nicht lange nachher erscheinen auch schon Moltkes in Schweden und Dänemark, was bei den zahlreichen Beziehungen dieser Länder zu den Landschaften an der deutschen Ostseeküste nicht Wunder nehmen kann. Merkwürdigerweise sind es gerade die älteren Söhne des Geschlechtes, die ihre Heimat verlassen und in der Fremde zu Reichtum und Ehren gelangen. Allein zwischen 1440 und 1550 scheinen alle diese ausländischen Linien der Moltkes wieder völlig erloschen zu sein, nur in Mecklenburg

blüht der alte Stamm, wenn auch nicht in seinen ältesten Zweigen, weiter.

Als Stammgut des ganzen Geschlechtes muß Stridfeld in Mecklenburg angesehen werden. Es hat sich bis 1781 im ununterbrochenen Besitz der Familie befunden, also durch mehr als 500 Jahre und durch 16 Generationen. Dieser Umstand spricht sehr für die treue Anhänglichkeit des Geschlechtes an seine Heimat, obwohl diese weder schön noch reich war. Der neunte in der Reihe der Besitzer von Stridfeld, Gebhard v. Moltke, der um 1500 lebte, hatte zwei Söhne, Otto und Klaus. Der ältere, Otto, kam wahrscheinlich durch Heirat in den Besitz des benachbarten Gutes Samow, der jüngere, Klaus, erbte Stridfeld. Die Nachkommen von Klaus wandten sich nach Dänemark und verkauften Stridfeld an die ältere Linie, so daß also der ganze Grundbesitz noch einmal in eine Hand geriet. Nach und nach ging er aber wieder verloren, anscheinend infolge von Erbteilung. Stridfeld wurde 1781 verkauft, Samow 1780 durch Friedrich Siegfried v. Moltke, den Großvater Helmuths, des späteren Feldmarschalls. Von diesem Friedrich Siegfried stammen alle lebenden deutschen Moltkes ab, während die sehr zahlreichen dänischen Familienglieder dieses Namens bis auf den oben erwähnten Klaus, also bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts, zurückgehen müssen, um ihren Zusammenhang mit dem alten Stammhause nachzuweisen.

Helmuths Vater Friedrich v. Moltke war schon jung in preußische Militärdienste getreten; er stand im Regiment v. Möllendorf. Auch seine sämtlichen sieben Brüder waren Offiziere. Aus dem Verkauf des Familiengutes Samow hatte er nur ein bescheidenes Vermögen ererbt, das rasch verzehrt war. Da lernte er die Tochter Henriette des Geheimen Finanzrats Paschen aus Lübeck, des Schwagers eines seiner Brüder, kennen und verlobte sich nach wenigen Tagen mit ihr. Der Finanzrat, dem der lebenslustige, flotte Leutnant als Schwiegersohn wohl etwas bedenklich erscheinen mochte, stellte die Bedingung, daß er seinen Abschied nehmen und Landwirt werden solle. Friedrich v. Moltke that dies auch ohne

Zögern und kaufte 1797, wohl mit Unterstützung des wohlhabenden Schwiegervaters, das Gut Liebenthal bei Wittstock in der Priegnitz, wo er die erste Zeit seiner Ehe verlebte.

Allein sei es, daß seiner unruhigen Natur schon jetzt die gleichförmige Thätigkeit des Landwirtes nicht zusagte, sei es, daß seine geringe Erfahrung für die Bewirtschaftung des Gutes nicht ausreichte, — bereits nach zwei Jahren benutzte er eine günstige Gelegenheit, um das Gut mit einigem Vorteil wieder zu verkaufen. Nun ließ er sich in dem kleinen Städtchen Parchim nieder, wo sein Bruder Helmuth als Kommandant eines mecklenburgischen Bataillons lebte.

Hier wurde ihm am am 26. Oktober 1800 der dritte Sohn geboren, der nach seinem Oheim den Vornamen „Helmuth“ erhielt. „Damals ahnte ich nicht“, so schreibt der Vater über dies Ereignis, „daß ich es noch nach vierzig Jahren erleben würde, daß dieser Sohn meine Freude, mein Stolz und mein Wohlthäter werden würde, und daß diesem Kinde ein so seltener Lebenslauf bestimmt war, in welchem ihm so viele Gefahren gedroht haben.“

Lange hielt freilich der erst anfangs der Dreißiger stehende Mann das unthätige Leben in der kleinen Stadt nicht aus. Schon 1801 wandte er sich wieder der Landwirtschaft zu; er erwarb das Gut Gnewitz in Mecklenburg und begann es zu bewirtschaften. Doch Friedrich v. Moltke gehörte zu jenen Naturen, die jedes Beginnen voll Eifer und Schaffenslust ergreifen, denen aber ruhiger Besitz und die stetige Arbeit des Tages bald allzu eintönig und unbefriedigend erscheinen. Kein größerer Gegensatz in den Charakteren läßt sich denken, als der zwischen dem Vater und dem nachmals so berühmten Sohn. Jener ein Feuerkopf, ein geistvoller, glänzender Lebemann, aber unstet, zerfahren und ohne Widerstandskraft selbst gegen die kleinen Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten des alltäglichen Lebens, — dieser einfach, zurückhaltend, selbst schüchtern, aber sicheren Schrittes und unverrückt den Weg gehend, den ihm sein durchdringender Verstand vorgezeichnet hatte. Wenn Helmuth von Moltke diese Eigenschaften von einem seiner

Erzeuger geerbt hat, so ist dies wohl eher die hochbegabte, lebenskluge Mutter gewesen, als der Vater. Aber noch mehr will es mich bedünken, als ob sich bei ihm jene so oft beobachtete Erscheinung wiederholt habe, daß in dem Sprossen eines alten Geschlechtes sich plötzlich die Summe aller von einer Reihe von Vorfahren einzeln erworbenen geistigen Fähigkeiten, gleichsam wie in einem Brennpunkt, vereinigt.

Schon nach zwei Jahren war Friedrich v. Moltke des Landlebens wieder überdrüssig und verkaufte, diesmal anscheinend mit Verlust, sein Gut, um sich in Lübeck niederzulassen, wahrscheinlich mit der Absicht, sich durch Vermittlung seines Schwiegervaters in der alten Hansastadt eine neue Lebensstellung zu suchen. Aber die Zeiten waren nicht danach angethan; der Druck der Napoleonischen Herrschaft fing bereits an, schwer auf Europa zu lasten, und Niemand hatte Lust zu neuen Unternehmungen. So wandte sich denn Friedrich v. Moltke nach einiger Zeit zum drittenmal der Landwirtschaft zu. Er kaufte für den Rest seines Vermögens das adelige Gut Augustenhof in Holstein. Doch mußte er Frau und Kinder zunächst noch in Lübeck lassen, um auf dem Gute, das arg vernachlässigt war, erst alles wieder in Stand zu setzen und das fehlende Wohnhaus zu bauen.

In diese Zeit des Lübecker Aufenthaltes fällt ein Ereignis, das die Familie v. Moltke, und damit auch den kleinen Helmuth, zum erstenmal mit den Schrecken des Krieges in Berührung brachte. Nach der Zertrümmerung der preußischen Armee bei Jena und Auerstädt am 14. Oktober 1806 hatte sich nämlich ein Teil des geschlagenen Heeres unter Blücher, einem der wenigen Führer, die den Mut des Widerstandes nicht verloren, durch den Harz und die Altmark nach der Elbe gewandt. Von drei Seiten zugleich bedroht überschritt Blücher diesen Fluß und zog sich, während ihm Yorck den Rücken deckte, nach Mecklenburg. Bald aber ging bei seinen Truppen die Munition zu Ende, es fehlte auch an Lebensmitteln, und von allen Seiten umstellt und gedrängt wirft sich Blücher endlich am 6. November mit den erschöpften Preußen wie

ein gehetztes Wild nach Lübeck hinein. Doch die Franzosen erreichen die Thore fast gleichzeitig mit den letzten Flüchtlingen. Mit großer Kühnheit stürmen die Soldaten Soults und Bernadottes die Mauern der Stadt und dringen trotz heftigen Widerstandes in das Innere ein. Ein erbitterter Kampf entspinnt sich jetzt in den Gassen, Blücher selbst wehrt sich wie ein Verzweifelter, Yorck fällt verwundet in Gefangenschaft. Endlich siegt die sechsfache Übermacht der Franzosen, nur ein Teil der preußischen Truppen entkommt, der Rest muß die Waffen strecken.

Und nun zeigt es sich wiederum, daß nichts so auflösend und verwildernd auf die Truppen wirkt, als ein Straßenkampf. Kaum sind die Franzosen Herren der Stadt, da schwindet unter ihnen alle soldatische Zucht und Ordnung; sie stürzen sich in die Häuser der reichen Hansastadt, um zu rauben und zu plündern. Auch das Haus „Am Schragen", in welchem die Familie v. Moltke wohnte, blieb nicht verschont. Wie mag die arme, junge Frau, die mit den Kindern allein zu Hause weilte — der Gatte befand sich gerade auf dem erst kürzlich erworbenen Gute Augustenhof — gezittert haben, als sie ihr ganzes Besitztum schutzlos der Habgier und Roheit der plündernden französischen Soldaten preisgegeben sah! In der That sind die dabei erlittenen Verluste so bedeutend gewesen, daß sie zu dem bald darauf eintretenden Vermögensverfall der Familie v. Moltke mit beigetragen haben. Wenn aber französische Schriftsteller aus dem erlebten Schrecken und den Greuelscenen bei ihrem nachmaligen Besieger von 1870 einen glühenden Haß gegen alles Französische herleiten wollen, so schießen sie ohne Zweifel weit über das Ziel hinaus. Wohl mag der kleine Helmuth mit seinen Brüdern erschreckt und unwillig dem Gebahren der feindlichen Soldaten zugesehen haben, allein die Eindrücke, die der Geist des sechsjährigen Kindes empfangen hat, sind sicher nicht tief genug gewesen, um ein ganzes Leben lang zu haften. Wenigstens gibt kein Ausspruch Moltkes die Berechtigung zu solcher Annahme.

Der Erwerb von Augustenhof zwang Friedrich v. Moltke,

da Holstein damals der Krone Dänemark gehörte und Ausländer keinen Grund und Boden besitzen durften, sich in den dänischen Unterthanenverband aufnehmen zu lassen. Die Familie verlor damit, äußerlich wenigstens, den Zusammenhang mit dem deutschen Heimatland, und die Mehrzahl ihrer Mitglieder ist erst durch die Rückgewinnung Schleswig-Holsteins im Jahre 1864 wieder deutsch geworden. Im Herzen hat sie freilich ihre Abstammung niemals verleugnet; das ergibt sich mit Sicherheit aus dem Briefwechsel Moltkes mit seinen Brüdern, die später alle als Beamte in dänischen Diensten standen und trotz gewissenhafter Pflichterfüllung aus ihrem deutschen Wesen nie ein Hehl gemacht haben.

Auch bei seinem dritten Versuch als Landwirt hatte Friedrich v. Moltke keinen Erfolg. Diesmal aber scheint ihn selbst keine Schuld zu treffen; er wurde vielmehr von einer Reihe von Unglücksfällen betroffen, die den Rest seines Vermögens verzehrten. Seuchen rafften das Vieh hinweg, eine Feuersbrunst äscherte den ganzen, zu niedrig versicherten Hof samt dem neuen Wohngebäude ein, vor allem aber raubte die damals gerade eintretende Aufhebung der Leibeigenschaft ihm plötzlich alle Arbeitskräfte. Das Feld mußte infolgedessen unbestellt liegen bleiben, bis langwierige Verhandlungen mit den Dienstleuten endlich zu einer Einigung führten. Sogar die Hoffnung, durch das Erbteil der Frau seine Verhältnisse wieder aufbessern zu können, erwies sich für ihn als trügerisch. Der Finanzrat Paschen, der um diese Zeit starb, galt als ein wohlhabender Mann, allein durch die kriegerischen Verwicklungen waren ihm allmälig bedeutende Vermögensverluste erwachsen; dagegen hatte er die in seinem Testament ausgesetzten zahlreichen Vermächtnisse und wohlthätigen Stiftungen nicht aufgehoben oder ermäßigt. Nach deren Abzug erhielten die Erben nur eine so geringe Summe, daß Augustenhof nicht mehr zu halten war. Zwar blieb es dem Namen nach noch zehn Jahre im Besitze Friedrichs v. Moltke, aber er vermochte keinerlei Gewinn mehr daraus zu ziehen; es war vielmehr eine schwere Last. Er hat das Gut auch nicht mehr selbst bewirtschaftet.

Was lag nun dem noch kräftigen, lebhaften Manne nach dem Zusammenbruch aller seiner Hoffnungen wohl näher, als wiederum zu demjenigen Beruf zurückzukehren, dem er in der Jugend angehört und den er nur mit Bedauern verlassen hatte, — zum Soldatenstande? Schon 1806 war er als Major in die dänische Landwehr eingetreten; er erhielt jetzt auf seinen Wunsch die Führung eines mobilisierten Landwehrbataillons.

In den Aufzeichnungen über sein Leben*) ist uns eine kurze Schilderung seiner militärischen Schicksale erhalten, aus der hervorgeht, daß er während der Kriege Dänemarks bis zum Jahre 1814 mit Auszeichnung im Felde diente, nach dem Frieden 1815 zum Bataillonskommandeur in der Linie, 1823 zum Obersten ernannt, 1828 mit dem Charakter als Generalmajor verabschiedet, dann 1830 wieder als Kommandant von Kiel angestellt wurde und 1839 endgültig als Generalleutnant seine Entlassung erhielt. Er starb 1845 in Wandsbeck, nachdem ihm seine Gattin schon 1837 mit dem Tode vorangegangen war.

Bereits vom Jahre 1809 ab scheiden sich die Wege Friedrichs v. Moltke und seines Sohnes Helmuth, um sich nie wieder mehr als gelegentlich und vorübergehend zu vereinigen. Eine innere, geistige Übereinstimmung scheint überhaupt nicht zwischen Vater und Sohn bestanden zu haben, wenn auch der Sohn seiner kindlichen Pflicht stets auf das Gewissenhafteste nachgekommen ist. Die ganze Lebensanschauung der Beiden war zu verschieden, um ein tiefer gehendes gegenseitiges Verständnis aufkommen zu lassen. Auch konnte die frühzeitige Trennung des jungen Moltke von dem Elternhause hierauf natürlich nur hemmend einwirken. Mit großer Liebe hing er dagegen an seiner hochbegabten Mutter, ein Gefühl, das sich mit den Jahren nur noch verstärkte, je mehr er ihre guten Eigenschaften würdigen lernte. Alle seine Briefe bis zum Tode der vortrefflichen Frau atmen kindliche Verehrung und Liebe.

---

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth v. Moltke. Berlin 1892. E. S. Mittler und Sohn. Band I.

Leider sollte der kleine Helmuth den stillen Frieden des Hauses nicht lange genießen. Die fast immerwährende Abwesenheit des Vaters, dem seine neue militärische Stellung nur wenig Zeit ließ, sich um das Hauswesen zu kümmern, machte es der Mutter schwer, die Erziehung der sieben Kinder zu leiten. Major v. Moltke übergab daher unseren Helmuth und dessen ältere Brüder Wilhelm und Fritz [1] dem Pastor Knickbein zu Hohenfelde bei Itzehoe, der damals als Lehrer und Erzieher einen guten Ruf besaß. Unter der Leitung dieses verständigen und wohlwollenden Mannes verlebten die drei Knaben zwei schöne Jahre, in denen sie sich geistig und körperlich gleich vortrefflich entwickelten. Schon hier trat die bedeutende Begabung Helmuths hervor, so daß sein Erzieher meinte, er werde wohl die Gelehrtenlaufbahn einschlagen. Noch in späterer Zeit hat sich General v. Moltke stets der im Pfarrhause zu Hohenfelde genossenen Liebe mit Dankbarkeit erinnert und im Jahre 1841 seiner Gesinnung gegen den Pastor Knickbein durch Zusendung des von ihm verfaßten Buches über seinen Aufenthalt in der Türkei in den Jahren 1835 bis 1839 mit einer freundlichen Widmung Ausdruck verliehen.

Allein schon nach zwei Jahren trat wiederum eine Änderung in dem Lebensgang und damit in der Entwicklung des jungen Moltke ein. Es war, als ob die Wohlthat eines behaglichen Heimwesens und einer ruhigen, stetigen Ausbildung ihm vom Schicksal nicht vergönnt gewesen wäre, um seinen Charakter desto härter zu schmieden. Die ungünstigen Vermögensverhältnisse der Familie machten es dem Vater schwer, die immerhin nicht unerheblichen Kosten für die Erziehung und den Unterhalt seiner Söhne in Hohenfelde aufzubringen. Er bewarb sich daher um ihre Aufnahme in die Land-Kadettenanstalt zu Kopenhagen und erhielt auch im Jahre 1811 zwei Stellen bewilligt, für die er die beiden jüngeren Söhne, Fritz und Helmuth, bestimmte.

Freilich wurden die beiden Knaben nicht sogleich als „Alumnen“ in die Anstalt aufgenommen, sondern sie gehörten ihr zunächst nur als „Externe“ an, d. h. sie genossen den Unterricht und die Er-

ziehung wie die übrigen Zöglinge, wohnten aber in der Stadt in Pension bei einem außer Dienst befindlichen, unverheirateten General Namens Lorenz. Dieser bekümmerte sich jedoch wenig um die ihm anvertrauten beiden Knaben, während seine zänkische Haushälterin bei jeder Gelegenheit ihre üble Laune an ihnen ausließ.

Da war es denn wohl ein Glück zu nennen, als nach einiger Zeit zwei Plätze für Alumnen in der Kadettenanstalt frei wurden, in welche die beiden Moltkes eintreten konnten. Sie erhielten dort von jetzt ab Kost und Wohnung, sowie jährlich 50 Thaler Taschengeld. Ihr Vater war also zunächst der Sorge um sie enthoben.

Nur sehr selten sahen die Knaben während dieser Zeit ihr Elternhaus wieder, da die Verbindung von Kopenhagen nach Holstein schwierig, ja oft gefahrvoll war. So hatte der Vater sie einmal im Jahre 1813 für einige Wochen nach Hause holen wollen, da aber auf dem großen Belt die damals im Kriege mit Dänemark befindlichen Engländer kreuzten, so liefen die Reisenden Gefahr, gefangen genommen zu werden. Sie kamen auch dicht an einer feindlichen Brigg vorüber, doch gelang es dem kleinen Schiffe, auf dem sie sich befanden, noch glücklich in der Nacht durchzuschlüpfen.

Mit dem Eintritt in das Kadettenkorps war dem jungen Helmuth sein zukünftiger Lebensweg vorgezeichnet, und er ist ihn mit der ihm eigenen Beharrlichkeit und Pflichttreue bis zu Ende gegangen. Zunächst freilich war der erste Schritt in die militärische Laufbahn wenig geeignet, seine Lust am Soldatenstande zu wecken. Die Art der Erziehung an der dänischen Kadettenanstalt war eine überaus strenge. Noch viele Jahre nachher äußerte sich General v. Moltke — er, der sich sonst niemals beklagte und in seinem Urteil die Vorsicht selber war — über diese Zeit seines Lebens: „Ohne Verwandte und Bekannte, in einer fremden Stadt, brachten wir dort eine recht freudlose Kindheit zu. Die Behandlung war streng, selbst hart, und heute, wo mein Urteil darüber doch unparteiisch geworden ist, muß ich sagen, sie war zu streng, zu hart.

Das einzige Gute, welches diese Behandlung mit sich brachte, war, daß wir uns früh an Entbehrungen aller Art gewöhnen mußten."

Und ein andermal sagte er in Gegenwart eines Jugendgespielen aus jener Zeit[2]: „Es war eine wahrhaft spartanische Erziehung, die den Kadetten durch strenge, ja ich glaube viel zu strenge Behandlung zu teil wurde. Der Ton war sehr hart, von Liebe und Teilnahme merkte man keine Spur; eine sorgsame Erziehung in moralischer Richtung gewährte diese Institution nicht. Ein oft zu Tage tretendes Mißtrauen wirkte außerordentlich schädlich, wenn auch die Absichten, die es hervorriefen, vielleicht gut sein mochten. Die Zöglinge, die, ohne Schaden zu nehmen, diese Schule durchmachten, sind in einer harten, aber auch abhärtenden Schule gewesen. Eins aber muß betont werden, daß tüchtige und in jeder Richtung militärisch denkende Soldaten aus dieser spartanischen Schule hervorgingen. Das Ansprechendste war für uns das Kameradschaftsgefühl und die unverbrüchliche Treue, die sich vom ersten bis zum letzten die Kadetten gegenseitig bewahrten. Keine Härte konnte irgend einen dazu bringen, diese Treue zu brechen."

Fragt man sich nun, einen wie großen Einfluß diese Erziehung auf die Entwickelung des Charakters und der Lebensanschauung des jungen Moltke ausgeübt hat, so scheint es, daß man ihre üble Seite, so groß sie auch gewesen sein mag, doch nicht überschätzen darf. Freilich werden schwache, allzu empfindliche Naturen durch solche Eindrücke häufig für immer verdorben, andere dagegen härten sich wie in einem Stahlbade und gehen um so tüchtiger und widerstandsfähiger daraus hervor. Eine solche Natur war die Helmuths v. Moltke. Er besaß schon als Knabe die Festigkeit eines Mannes und überwand die Nachteile seiner Erziehung durch ein nie versagendes Mittel: die Arbeit. Begabt mit durchdringendem Verstande widmete er sich mit einem Fleiße und einer Ausdauer seinen Berufspflichten, die schon damals Erstaunen erregten. Zerstreuungen und Zeitvertreib, selbst wenn sie ihm ge-

stattet wurden, nahmen wenig Raum in seinem Leben ein. Der in der Tiefe seiner Seele schlummernde Ehrgeiz, der, immer gebändigt und vom Verstande zurückgehalten, sich nur in seltenen Augenblicken bei dieser ausgeglichenen Natur hervorwagen durfte, zeigte sich auch hier nur in strenger Pflichterfüllung, in ununterbrochenem geistigen Ringen nach Selbstvervollkommnung im Wissen und im Charakter. Wir werden sehen, wie gerade dieses Streben ihn zu allen Zeiten seines Lebens begleitet und zu dem gemacht hat, was er für das deutsche Volk geworden ist.

Freilich mag die harte Zucht in der Kadettenanstalt wohl mit dazu beigetragen haben, die natürliche äußere Zurückhaltung Moltkes zu erhöhen, aber sie vermochte nicht, die schöne Wärme seines Herzens zu ersticken. In seinem Inneren blühte vielmehr ein frisches, kräftiges Leben und edles Mitgefühl für alle Menschen, das auch die trüben Erfahrungen seiner späteren Jahre nicht vertilgt haben. Wohl aber machten ihn die große Strenge und Abgeschlossenheit seiner Erziehung frühzeitig selbständig, sie zwangen ihn, die Führung seines Lebens, sonst die Sorge zärtlicher Eltern, selbst in die Hand zu nehmen, sie schärften seinen Blick für das Thatsächliche und lehrten ihn, die Menschen zu beobachten und zu erkennen.

Mit leichter Mühe bewältigte Helmuth den Lehrstoff der Kadettenanstalt, obwohl der Unterricht in dänischer Sprache erteilt wurde, die er sich erst aneignen mußte. Er erstieg stets als der Besten einer die verschiedenen Stufen seiner militärischen Ausbildung und bestand im Januar 1818, also erst 17½ Jahr alt, die Offizierprüfung mit dem besten „Charakter“ als der Vierte und gleichzeitig das Pagenexamen als der Erste. Die Zeugnisse, die er hierbei erhielt, müssen unser Erstaunen darüber erwecken, was von so jungen Leuten alles gefordert wurde. Nicht weniger als 29 Fächer sind darin aufgeführt, von denen nur drei sich auf körperliche Übungen beziehen. Wir finden darunter Kriegsgeschichte, Taktik, Militärgesetz-, Waffen- und Befestigungskunde, Aufnehmen, höhere und angewandte Mathematik, Chemie, Militärgeographie,

und Statistik, Philosophie u. s. w. Wenn alle diese Fächer gründlich und mit Erfolg betrieben worden sind, dann müssen allerdings die heutigen Klagen wegen Überbürdung der Jugend beschämt verstummen. Merkwürdig ist auch, daß Moltke eine der wenigen mittelmäßigen Nummern im Freihandzeichnen aufzuweisen hat, für das er doch eine ausgesprochene Begabung besaß, wie neben vielem Anderen auch seine Briefe und militärischen Berichte beweisen, in denen er oft mit wenigen Strichen anschauliche Bilder derjenigen Gegenstände zu entwerfen verstand, die seine Aufmerksamkeit fesselten. Auch bezüglich der körperlichen Übungen spricht sich das Zeugnis nicht so günstig aus, wie in allen übrigen Fächern, obwohl uns Moltkes Jugendgenossen versichern, daß er auch hierin sich ausgezeichnet habe.

Ein Kamerad aus jener Zeit entwirft von ihm das folgende, anscheinend gut beobachtete Bild: „Er war ein schlanker, junger Mensch mit vollem, blondem Haar und gutmütigen, blauen Augen, von stillem, aber freundlich entgegenkommendem Wesen und treuherzigen, offenen Antlitzes, über dessen ernste Mienen in unbewachten Augenblicken zuweilen ein Zug verhaltener Wehmut flog. Sein eiserner Fleiß und energischer Wille schreckten vor keiner Aufgabe zurück und wußten sie mit sicherer Hand zu erreichen. Bei seinen Kameraden stand er in einem gewissen Respekte; er wußte dies auch, niemals aber machte er von seinem Übergewicht und Ansehen den geringsten Gebrauch. Gesprächig und mitteilsam im Verkehr, ernst zurückhaltend im Dienst und bei der Arbeit beseelten ihn vorzugsweise ein unermüdlicher Pflichteifer und eine fast beispiellose Gewissenhaftigkeit."

Welch schönes Charakterbild! Sehen wir nicht schon in dieser Schilderung des Jünglings fast alle jene Züge angedeutet, die das Bild des reifen Mannes ausmachten, wie wir ihn gekannt und verehrt haben? Es gehört überhaupt zu den Eigentümlichkeiten von Moltkes Wesen — worauf ich bereits an dieser Stelle hinzuweisen für dienlich halte — daß er von früher Jugend an bis zum späten Alter im Grunde stets derselbe geblieben ist. Dies

findet sogar schon rein äußerlich eine merkwürdige Bestätigung in dem Umstande, daß ihn gewisse Redewendungen und schriftliche Ausdrücke durch sein ganzes Leben begleitet haben. Die Ursache für diese Erscheinung hat er uns selbst einmal — freilich in Bezug auf andere Dinge — genannt, indem er sagte, daß ein gewisser Grad von Vortrefflichkeit zur Uniformität führe.

Am Schlusse dieses Abschnittes sei gestattet, kurz darauf hinzuweisen, wie die Kindheit Moltkes in mancher Beziehung Ähnlichkeit mit derjenigen Napoleons I zeigt. Auch bei diesem veranlaßte die Unfähigkeit des Vaters, sich um seine Familie zu kümmern, die frühzeitige Aufnahme des Knaben in die Militärschule zu Brienne. Ähnlich wie Helmuth v. Moltke mußte auch der junge Bonaparte hier damit beginnen, sich die ihm fast gänzlich fremde Lehrsprache, das Französische, anzueignen. Auch ihm bedrückten die harte Zucht und die dürftigen Umstände, unter denen er lebte, Geist und Gemüt und erweckten das Gefühl der Vereinsamung. Während aber bei Moltke die angeborene Herzensgüte und Lauterkeit seines Wesens ihn siegreich aus allen solchen Anfechtungen hervorgehen ließen, entwickelten sich bei Napoleon Hochmut und Stolz, die ihm Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen einflößten, Hang zur Einsamkeit und Verschlossenheit, sowie der Wunsch, in eine Lage zu kommen, in der er beweisen könne, wie sehr er sich seiner Umgebung überlegen fühlte.

Zum Vergleich mit dem oben angeführten Urteil eines Kameraden über den jungen Moltke sei hier auch die Sinnesschilderung Napoleons gegeben, die sich in seinem Abgangszeugnis von der Militärschule ausgesprochen findet. Man wird daraus die Ähnlichkeit und den Unterschied der beiden Charaktere leicht erkennen: „Zurückhaltend und arbeitsam zieht er das Studium jeder Art von Vergnügen vor; er gefällt sich in der Lektüre guter Schriftsteller. Sehr fleißig in den abstrakten Wissenschaften, wenig begierig nach den anderen, kennt gründlich die Mathe-

matik und Geographie. Schweigsam, liebt die Einsamkeit, eigensinnig, hochmütig, außerordentlich zum Egoismus veranlagt, spricht wenig, energisch in seinen Antworten, schlagfertig und streng in seinen Erwiderungen. Hat viel Eigenliebe, ehrgeizig und nach allem strebend. Dieser junge Mann ist würdig, daß man ihn begünstigt."

2. In dänischen Diensten.

Nach bestandener Offizierprüfung konnte Helmuth v. Moltke noch nicht sogleich in die dänische Armee eintreten. Er mußte vielmehr zunächst einer Bestimmung genügen, wonach diejenigen Zöglinge der dänischen Kadettenanstalt, die sich im Besitz einer Freistelle befunden hatten, verpflichtet waren, ein Jahr lang als Pagen am königlichen Hofe zu Kopenhagen zu dienen, sofern ihr Äußeres und ihre gesellschaftlichen Formen sie dazu geeignet erscheinen ließen. Da diese Bedingungen bei Helmuth zutrafen, so wurde er in der That zum Pagen ernannt. Über seine Beschäftigung und seine Stimmung während dieser Zeit haben wir keinerlei Nachrichten oder Aufzeichnungen, doch läßt sich annehmen, daß es ihm nicht unlieb war, als er am 1. Januar 1819 endlich das Zeugnis der Reife zum Offizier und ein Patent als Sekondleutnant vom 22. Januar 1818 erhielt. Damit war er denn endgültig der Schule entwachsen und trat, ganz auf sich selbst angewiesen, in das Leben ein.

Er wurde dem in Rendsburg in Garnison befindlichen „Oldenburgischen Infanterie-Regiment“ zugeteilt und nach einiger Zeit zu dessen Jägerkompagnie versetzt, was als eine Auszeichnung galt. Es gelang ihm hier in kurzer Zeit, sich die Zufriedenheit und das Wohlwollen seines Regimentskommandeurs, des Herzogs zu Holstein-Beck [3], zu erwerben. 1821 unternahm er mit seinem Vater eine Urlaubsreise nach Berlin, und hier sah er zum erstenmal die preußische Armee. Sie machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß sofort in ihm der Wunsch rege wurde, ihr anzugehören. Was er in Berlin gesehen, ließ ihn erst erkennen, unter welchen

engen, beschränkten Verhältnissen er bisher gelebt hatte. Dänemark war ein abseits liegender Kleinstaat, der sich an den gewaltigen, durch die französische Revolution und Napoleon entfesselten Kämpfen nur in begrenzter Weise beteiligt hatte. Von dem mächtigen Sturm des Völkerfrühlings, der Deutschland durchbraust hatte, als es galt, das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln, wurde dort kaum ein Hauch verspürt. Alles war nach bescheidenem, kleinlichem, ja engherzigem Maße zugeschnitten und bot einem aufstrebenden, jungen Talente keine Möglichkeit, seine Schwingen zu regen.

Wie anders dagegen in Preußen! Noch zitterten hier die großen Regungen der Freiheitskriege nach, noch lebte in dem ganzen Volke das Bewußtsein, aus eigener Macht seine Unabhängigkeit erkämpft zu haben. Weitschauende Männer hatten durch kühne Neuerungen die bis dahin gebundenen Kräfte der Nation frei gemacht, der Bürger fühlte sich als Mann, er lernte sein eigenes Können schätzen und im Dienst des Vaterlandes gebrauchen. Von der später eintretenden Erstarrung des Gemeingeistes zeigten sich damals kaum die Anfänge, der Mangel eines öffentlichen Lebens machte sich noch nicht fühlbar. Auch das Heer, das Scharnhorst durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und die Aufhebung der Beschränkungen in der Wahl der Offiziere zu der volkstümlichsten Einrichtung gemacht hatte, die es gab, stand noch unter dem erfrischenden Einfluß der Kriegszeit. Noch lebten Männer wie Bülow, Yorck, Kleist, Gneisenau, zu denen Soldat und Bürger mit Bewunderung und Dankbarkeit emporblickten. In dem Offizierkorps wehte ein kräftiger Geist des Selbstvertrauens, der aus der Erinnerung an die großen Kämpfe und Siege immer wieder neue Nahrung sog. Wie sollte dies dem scharfblickenden jungen Moltke entgangen sein, und wie sehr mußten dagegen die Verhältnisse in seiner jetzigen Heimat abstechen, wenn er Vergleiche zog? Kein Wunder, daß in ihm der Gedanke aufstieg, in Preußen allein liege für ihn das zukünftige Feld seiner Thätigkeit. Fühlte er sich doch als Deutscher und nur mit schwachen Banden an sein Adoptivvaterland gekettet.

Dazu kam, daß sich damals in Dänemark für einen jungen Offizier in absehbarer Zeit nicht die geringste Aussicht auf Beförderung bot. Das kleine Land hatte die frühere Thorheit, stets als Bundesgenosse Napoleons aufgetreten zu sein, damit zu büßen gehabt, daß es im Frieden von Kiel 1812 Norwegen abtreten mußte, das als selbständiges Königreich durch Personalvereinigung mit der Krone Schweden verbunden wurde. Hiermit war naturgemäß eine beträchtliche Verminderung des dänischen Heeres verknüpft, viele Regimenter wurden aufgelöst, die Offiziere aber, soweit sie nicht von selbst ihren Abschied nahmen, beibehalten und den bestehen gebliebenen Truppenteilen zugewiesen. So war die Zahl der Bewerber, wenn eine Beförderung stattfand, eine überaus große, und die jüngeren Mitglieder des Offizierkorps sahen ihr Fortkommen in weite Ferne gerückt.

Immerhin mag der Entschluß, aus dem dänischen Dienste auszutreten, dem jungen Moltke gerade nicht leicht geworden sein. Er gab eine, wenn auch sehr bescheidene, so doch sichere Stellung auf und ging einer ungewissen Zukunft entgegen. Die Vermögenslage seiner Familie war zudem so ungünstig, daß er nicht auf die geringste Unterstützung zu rechnen hatte, was unter fremden, ungewohnten Verhältnissen, ohne Verwandte und Freunde, doppelt fühlbar war. Auch mußte er darauf gefaßt sein, daß man ihm in Preußen seine bisherige Dienstzeit in der dänischen Armee nicht anrechnen, wohl aber eine neue, recht schwierige Offiziersprüfung von ihm fordern werde. Trotz aller dieser Hindernisse entschloß er sich zu dem wichtigen Schritte des Übertrittes in das preußische Heer und erlangte auch die Zustimmung seines Vaters dazu. Auf diese Weise also gewann Deutschland einen seiner größten Söhne, und die preußische Armee ihren zukünftigen Führer in den gewaltigsten Kämpfen, die sie erlebt hat. Auch hier tritt jener eigentümliche Schicksalszug zutage, der Preußen einen großen Teil seiner Feldherrn und Staatsmänner, wie Derfflinger und Leopold von Anhalt, Blücher, Scharnhorst und Gneisenau, Stein und Hardenberg, aus nichtpreußischen Gebieten zugeführt hat.

Moltke wandte sich zunächst nach Berlin an das Militärkabinet des Königs Friedrich Wilhelm III und erhielt am 7. Dezember 1821 ein Antwortschreiben des vortragenden General-Adjutanten des Königs, von Witzleben,[4] worin ihm mitgeteilt wurde, daß der Übertritt in preußische Dienste an drei Bedingungen geknüpft sei: Beibringung des Nachweises über seine völlige Entlassung aus allen bisherigen Verhältnissen, Bestehen der vorschriftsmäßigen Offiziersprüfung und Nichtanrechnung der in der dänischen Armee erlangten Dienstzeit. Da Moltke auf diese Bedingungen bereits vorbereitet war, so richtete er am 25. Dezember 1821 an den König Friedrich VI von Dänemark ein Gesuch mit der Bitte um Entlassung aus dessen Diensten, das er mit der Hoffnung auf schnelleres Fortkommen begründete, welches ihm bei seinen bedrängten Vermögensverhältnissen besonders nötig sei. Am 5. Januar 1822 erhielt er den erbetenen Abschied; die in jener Eingabe zugleich ausgesprochene Bitte um Gewährung eines dreimonatlichen Soldes, von dem er die Reise nach Berlin bestreiten wollte, wurde dagegen rund abgeschlagen.

Er begab sich nunmehr nach kurzem Aufenthalte im Elternhause nach Berlin, um sich dort vorzustellen. Auf Bitten seines Vaters hatte ihm sein bisheriger Regimentskommandeur schon früher ein in höchst anerkennenden Worten abgefaßtes Dienstzeugnis ausgestellt, das ihm nun im Verein mit einem Abschiedsschreiben desselben Vorgesetzten als Empfehlung dienen sollte. Nach nur vierzehntägiger Vorbereitung bestand Moltke das von ihm selbst als „streng“ bezeichnete Offizierexamen glänzend und erhielt am 12. März 1822 das völlig unbedingte Zeugnis der Reife zum Offizier. Mit einem Patent von demselben Tage wurde er als jüngster Sekondleutnant im 8. (Leib-)Infanterieregiment und zwar bei dessen Füsilierbataillon, das in Frankfurt a. O. stand, angestellt.[5]

3. In der preußischen Armee.

So hatte Helmuth v. Moltke also aus eigener Kraft die erste Sprosse der Stufenleiter in der preußischen Armee erstiegen. Allein er war nicht der Mann danach, sich hieran genügen zu lassen. Nicht um für immer den wenn auch ehrenvollen, so doch langsam zum Ziel führenden Pfad des Frontdienstes zu gehen, hatte er sich seine jetzige Stellung errungen; er fühlte vielmehr in sich die Kraft, sich geistig hervorzuthun und seine Fähigkeiten auch auf wissenschaftlichem Gebiete zu erproben. Es gab aber damals und gibt auch heute noch in der preußischen Armee nur einen sicheren Weg für einen unbekannten, jungen Offizier, sich durch geistige Arbeit aus der Masse herauszuarbeiten: die Kriegsakademie und der Generalstab. Hierauf richtete auch der junge Moltke frühzeitig seine Aufmerksamkeit. Er fühlte wohl, daß ohne wissenschaftliche Thätigkeit die Entwicklung des Offiziers stets eine einseitige bleiben müsse, die ihn zur Erfüllung weitschauender Aufgaben, wie sie die höhere Truppenführung stellt, unfähig mache. Eine solche Gefahr lag in der damaligen Zeit aber doppelt nahe. Die Formen des Heeresdienstes, die bisher noch als Nachklang aus den großen Kriegen etwas lockerer gehandhabt worden waren, nahmen nach und nach wieder die frühere, oft übertrieben peinliche Genauigkeit an, und die Künste des Exerzierplatzes erlangten eine übermäßige Geltung. Auch blieb das allgemeine Gefühl, daß nach den Stürmen der vergangenen Zeit nunmehr ein längerer Abschnitt der Ruhe und des Friedens eingetreten sei, nicht ohne Einfluß auf die geistige Frische der Armee. Noch war man freilich damit be-

schäftigt, die Erfahrungen jenes großartigen, kriegerischen Zeitabschnittes aus dem Beginn des Jahrhunderts wissenschaftlich zu verarbeiten, doch die Ergebnisse dieser Thätigkeit drangen zunächst nicht über einen begrenzten Kreis von Fachmännern hinaus. Die große Masse des Offizierkorps fühlte, ohne gerade in geistige Erstarrung zu versinken, doch kaum das Bedürfnis, aus den gewohnten Kreisen des Dienstbetriebes herauszutreten. Namentlich die älteren Offiziere, welche die Feldzüge von 1806 und 1813—15 mitgemacht hatten, blickten, auf ihre Erfahrungen und Leistungen fußend, mit einem in gewisser Hinsicht berechtigten Selbstgefühl auf den nach theoretischen Kenntnissen strebenden „Federfuchser" hinab. Militärische Gelehrsamkeit war nicht Mode, man stellte das „Können" dem „Wissen" gegenüber, ohne zu bedenken, daß keins von beiden ohne das andere Wert hat.

Diese Verhältnisse konnten dem regsamen und scharfsinnigen Geiste Moltkes nicht verborgen bleiben, aber sie spornten ihn um so mehr an, seine wissenschaftliche Bildung zu vervollkommnen. Schon bald nach seinem Eintritt in das preußische Offizierkorps sehen wir ihn eifrig studieren, um sich für die Aufnahmeprüfung zu der „Allgemeinen Kriegsschule" — der heutigen Kriegsakademie — vorzubereiten. Es ist anzunehmen, daß der Dienst ihm hierzu hinlänglich Zeit und Muße ließ, denn damals verlangte man von den jüngeren Offizieren noch keine so vielseitige und zeitraubende geistige und körperliche Anspannung wie heutzutage. Auch wird wohl die Knappheit seines Geldbeutels den jungen Leutnant häufig zur Häuslichkeit gezwungen haben. Er mußte, wie schon erwähnt, ohne jede elterliche Zulage auskommen und war also lediglich auf das schmale Leutnantsgehalt angewiesen.[6])

Obwohl erst ein Jahr in der preußischen Armee erhielt Moltke bereits 1823 die Erlaubnis, die Aufnahmeprüfung zur Allgemeinen Kriegsschule abzulegen. Die Bestimmung, wonach hierzu eine dreijährige Dienstzeit erforderlich war, blieb also zu seinen Gunsten unbeachtet, wahrscheinlich, weil man ihm seinen Aufenthalt im dänischen Heere anrechnete. Von seinen Prüfungs-

arbeiten ist uns die in der Länderkunde erhalten und wird im Kriegsarchiv des Generalstabes aufbewahrt. Sie ist betitelt: „Eine übersichtliche Darstellung des physischen Charakters der Oberfläche der skandinavischen Halbinsel" und zeigt, welche gründlichen Studien der junge Offizier gemacht hatte und wie geschickt er seinen Stoff durch geschichtliche Hinweise zu beleben wußte.

Gleichzeitig mit Moltke legten noch 67 andere junge Offiziere die Aufnahmeprüfung zur Kriegsakademie ab, von denen jedoch nur 50 einberufen werden konnten, weil für eine größere Zahl kein Platz vorhanden war. Moltke gehörte zu den 50 Auserwählten, und so siedelte er denn Anfang Oktober 1823 nach Berlin über.

Die damalige „Allgemeine Kriegsschule" in Berlin war eine Schöpfung Scharnhorsts aus dem Jahre 1810. Zur Zeit als Helmuth v. Moltke diese Anstalt bezog (Oktober 1823), stand der Oberst von Clausewitz als militärischer Direktor an ihrer Spitze.[7] Clausewitz' Hauptverdienst liegt in seiner militärwissenschaftlichen Thätigkeit, zu der er die Muße benutzte, die ihm seine Stellung als Direktor der Allgemeinen Kriegsschule ließ. Während dieser Zeit verfaßte er sein nicht ganz vollendetes Hauptwerk „Vom Kriege", wohl das Bedeutendste, was überhaupt über die Theorie des Krieges geschrieben worden ist. In ihm sind für immer diejenigen Grundzüge festgestellt und klargelegt, welche die Kriegführung beeinflussen. Es hat den geistigen und sittlichen Faktoren: der Denkkraft, der Vaterlandsliebe, der Mannszucht, dem Pflichtgefühl, als den Grundlagen aller kriegerischen Erfolge, auch wissenschaftlich wieder zu ihrem Rechte verholfen. Seine Lehren sind wesentlich mit bestimmend gewesen auf den Geist der preußischen Armee während des 19. Jahrhunderts, und insbesondere hat Moltke sie tief in sich aufgenommen. Moltkes ganze Auffassung vom Kriege beruht auf den Clausewitz'schen Gedanken und seine Kriegführung ist völlig von ihr durchdrungen. Wir werden noch Gelegenheit haben, dies bei der Schilderung der von Moltke geleiteten Feldzüge darzuthun.

Als Direktor der „Allgemeinen Kriegsschule" fühlte sich

übrigens der hochbegabte Clausewitz nicht so recht am Platze, da er auf die wissenschaftliche Leitung, die ganz in der Hand einer „Studien-Direktion" ruhte, keinen unmittelbaren Einfluß ausübte. Aber auch hinsichtlich der militärischen Leitung war seine Wirksamkeit, wohl da er allzu zurückgezogen lebte, nicht so, wie man hätte erwarten sollen. Von den ihm unterstellten Offizieren, die ihn kaum kennen lernten, wußten nur wenige von seiner früheren Thätigkeit im Kriege, und wohl keiner ahnte, daß der Name dieses Mannes einst unter die besten des preußischen Heeres gezählt werden würde. Außer der Verfassung der Kriegsschule war aber auch deren ganzer Geist wenig dazu angethan, einen Mann wie Clausewitz zu befriedigen. Die meisten der jungen Offiziere traten mit so geringen Vorkenntnissen ein, daß sie kaum im stande waren, das Vorgetragene zu verstehen. Anstatt diesen Mangel nun durch Fleiß und Eifer auszugleichen, blieben sie einfach denjenigen Vorträgen fern, die ihnen unbequem waren. Versuchte Clausewitz hiergegen einzuschreiten, wofür ihm allerdings die Dienstordnung der Kriegsschule nur eine schwache Handhabe bot, so stieß er auf Widerstand und wurde trotz seiner großen Nachsicht in allerlei Mißhelligkeiten verwickelt, die zu Beschwerden gegen ihn führten. Die Leistungen der Anstalt waren auch in der That, namentlich bezüglich der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung, die hier erworben werden sollte, nichts weniger als glänzende. Etwas besser war es zwar mit den militärischen Fachwissenschaften bestellt, doch lieferte die Kriegsschule nur knapp den notwendigen Bedarf an Topographen und Generalstabsoffizieren für die Armee.

Selbstverständlich gab es unter den Zöglingen der Kriegsschule zahlreiche rühmliche Ausnahmen, die mit ernstem Fleiß das Bestreben und die Fähigkeit verbanden, sich eine gründliche Bildung anzueignen. Zu diesen Ausnahmen hat auch Helmuth v. Moltke gehört, denn nirgendwo begegnen wir in seinem Wissen einer nennenswerten Lücke oder gar einer Oberflächlichkeit. Man muß vielmehr staunen, welche Menge von Kenntnissen sich der junge Offizier in kurzer Zeit erworben hatte, und wie allseitig er das Erlernte beherrschte.

Auch an den Zerstreuungen und Vergnügungen seiner Kameraden, deren Übermaß gleichfalls ein ungünstiger Einfluß auf die Leistungen der Kriegsschüler zugeschrieben werden muß, hat Moltke nur in geringem Grade teilgenommen. Hieran hinderte ihn schon die Beschränktheit seiner Mittel, die sich in dem teueren Berlin besonders fühlbar machte. Mit dem schmalen Diensteinkommen, auf das er ja auch hier ausschließlich angewiesen blieb, konnte selbst in damaliger Zeit ein junger Offizier nur bei strengster Enthaltsamkeit von allen besonderen Ausgaben mit Mühe sein Dasein fristen. So zwangen ihn die äußeren Lebensverhältnisse schon frühzeitig, Befriedigung und Genuß nur in der Arbeit, dem eigenen Innern und der Entwickelung seiner geistigen Kräfte zu suchen. Arbeit ist ihm sein Leben lang ein Bedürfnis geblieben. Labor voluptas! so kann man den Wahrspruch seines Daseins bezeichnen. Der Druck der Armut hat also, wie bei allen gediegenen Naturen, eher fördernd als hindernd auf ihn eingewirkt.

Über die Entbehrungen, die er sich auferlegen mußte, äußerte er sich später einem Bekannten gegenüber: „Ja, die erste Zeit meiner Karrière war arm an Freuden des Lebens. Ich kam auf die Kriegsschule nach Berlin zu einer Zeit, wo das Vermögen meiner Eltern durch die Kriege und eine Reihe von Unglücksfällen fast gänzlich verloren gegangen war. Kein Pfennig Zulage konnte mir gewährt werden, und Sie können sich kaum vorstellen, wie ich mich einschränken mußte. Und trotzdem gelang es mir, soviel Ersparnisse zu machen, daß ich Unterricht in den neueren Sprachen nehmen konnte. Es ist wahrhaftig kein beneidenswertes Los, das eines armen Leutnants!“

Die Vorträge, die Moltke auf der Kriegsschule angehört hat, zerfielen in solche allgemein wissenschaftlicher und in solche militärischer Art. Zu den ersteren gehörten: Analysis des Endlichen und Unendlichen, allgemeine Geschichte, deutsche und ausländische Literatur, Statistik, Mathematik (insbesondere sphärische Trigonometrie), Physik und Chemie. Außerdem trieb er Französisch, Englisch und etwas Italienisch. Von den militärischen Wissen=

schaften lernte er: Kriegsgeschichte, Strategie und Taktik, Waffenlehre, Terrainkunde, theoretisches und praktisches Aufnehmen, Befestigungskunst und Festungskrieg, Generalstabsgeschäfte, Militärgeographie, Pferdekenntnis. Unwillkürlich muß man sich auch hier über die große Menge der gleichzeitig getriebenen Fächer wundern. Bei jedem anderen als bei Moltke würde dies unbedingt Zersplitterung der Kräfte herbeigeführt haben; ihn schützten davor sein großer Fleiß, die Gründlichkeit seines ganzen Wesens und — wenn man will — eine gewisse, aber glückliche Einseitigkeit.

Was letztere Eigenschaft betrifft, so wird man vielleicht nicht geneigt sein, sie zuzugeben, wenn man sich erinnert, wie lebhaft Moltke bis an sein Ende bemüht war, jede neue Erscheinung des öffentlichen Lebens, jede Anregung, die sich ihm bot, in sich aufzunehmen und geistig zu verarbeiten. Gewiß blieb ihm nichts Menschliches fremd, allein er erfaßte mit Recht alles von seinem besonderen Standpunkte aus, suchte es für seine Zwecke nutzbar zu machen und in den festen Rahmen seines Denkens einzufügen. Dieses Denken war aber durchaus militärischer Art, und so blieb auch seine Teilnahme für alle Dinge wesentlich darauf gerichtet, wie sie militärisch zu verwerten seien.

Wer hierin einen Mangel der geistigen Anlage Moltkes erblicken will, übersieht vollkommen, daß nur durch das straffe Zusammenfassen sämtlicher Kräfte auf einen Punkt große Erfolge zu erzielen sind. So haben es alle bedeutenden Männer gemacht, und grade der Soldat und Feldherr ist umsomehr dazu gezwungen, als bei ihm sich die Person niemals von seinen Handlungen völlig trennen läßt. Auch Napoleon I dachte ausschließlich militärisch und ordnete sogar, häufig zum eigenen Schaden, die Staatskunst seinen kriegerischen Neigungen und Zielen unter.

Der Nutzen der Vorträge an der Kriegsschule bestand also für Moltke nicht allein in der Menge und dem Umfang der erworbenen Kenntnisse, sondern vor allem in der Erweiterung seines geistigen Gesichtskreises, in der Entwickelung des Verständnisses für die Bewegungen der Zeit und in der persönlichen Berührung mit

hervorragenden Männern. Von letzteren waren es namentlich drei, die auf ihn einen besonderen Einfluß gewannen: Major v. Canitz, der Kriegsgeschichte vortrug, ferner der Geschichts- und Geographielehrer Karl Ritter und der Physiker Professor Erman.

Major v. Canitz gehörte zu jenen Männern, die zuerst die Erfahrungen und Lehren aus der napoleonischen Kriegszeit wissenschaftlich zu verwerten versuchten. Er war hierin noch der Vorgänger von Clausewitz und Willisen, doch legte er mit Recht in seinen Vorträgen den Hauptnachdruck weniger auf die Theorie des Krieges, als vielmehr auf die Entwickelung der Hauptgrundsätze der Heeresleitung aus der Betrachtung der kriegerischen Ereignisse selbst. So blieb er in steter Berührung mit den Thatsachen, mit der Wirklichkeit und verlor sich nicht in leere Begriffsbestimmungen, die nirgendwo von geringerem Wert sind, als in der Kunst der Truppenführung. Es leuchtet ein, daß eine solche Art des kriegsgeschichtlichen Studiums für einen so vornehmlich auf das thatsächlich Verwertbare gerichteten Geist, wie den Moltkes, von besonderem Reiz sein mußte. Er hat es auch selbst mehrfach ausgesprochen, wieviel er dem Major v. Canitz verdanke, und man geht wohl in der Annahme nicht fehl, daß den hier gewonnenen Eindrücken zum guten Teil die durchsichtige Klarheit, die wir an der Moltkeschen kriegsgeschichtlichen Darstellung bewundern, zuzuschreiben sind. Hierbei wirkte freilich auch seine eingehende Beschäftigung mit Leopold Rankes Werken mit, die bereits zu der Zeit, als Moltke zum Manne heranreifte, jene neue Verbindung geschichtlicher Forschung und Darstellung anzubahnen begannen, die ihr Ziel wesentlich in dem Erfassen des inneren Zusammenhanges der Ereignisse sucht.

Fast noch größer war indes der Einfluß der Vorträge des berühmtesten Geographen der neueren Zeit, Karl Ritter, der über vergleichende Erdkunde las, also über ein Fach, das, obwohl nicht streng kriegswissenschaftlich, doch dem militärischen Studienkreise besonders nahe kam. Ritters Bedeutung lag nicht allein in dem seltenen Umfang seines thatsächlichen Wissens, sondern vor allem in dem

Umstande, daß er das Studium der Geographie mit neuen Gedanken befruchtete. Bis dahin war man gewohnt gewesen, die Oberfläche der Erde als eine verworrene Menge von Ländern und Meeren anzusehen, die zufällig der Schauplatz dieser oder jener Ereignisse geworden seien; die geographischen Lehrbücher blieben trockene Aufzählungen von Namen und Begriffen. Zwar hatte schon der griechische Philosoph Strabo die inneren Beziehungen zwischen Naturverhältnissen und Völkerentwickelung ahnend erkannt und darzustellen versucht, allein sein Bestreben fand keine Fortsetzung und Nachahmung. Erst Ritter war es vorbehalten, die „Erdkunde im Verhältnis zu Natur und Geschichte"*) zur Geltung zu bringen. Seine Darlegungen waren ein Ereignis in der geistigen Welt, die Grundlage für die ganze Entwickelung der neueren Erdbeschreibung. Ein frischer Hauch wehte seitdem durch diese Wissenschaft, der das Zufällige verbannte, das Starre belebte und das Einzelne in einen bedeutsamen Zusammenhang einreihte. Außer durch seine Schriften hat Ritter auch als Lehrer großen Einfluß auf seine Zeitgenossen ausgeübt.**) Von militärischer Seite wurde diese seine Bedeutung bald erkannt und man räumte ihm daher eine gewichtige Stimme in der Studiendirektion des Kadettenkorps und der Allgemeinen Kriegsschule ein. An letzterer Anstalt trug er außerdem Geschichte und Geographie vor.

Hier wurde Helmuth v. Moltke sein eifriger und aufmerksamer Schüler, alle Anregungen begierig aufnehmend, die für die Erkenntnis von Natur- und Menschenwelt geboten wurden. Sein Sinn für geschichtliche Betrachtung der Erdoberfläche ist hier geweckt und die Art der Darstellung von ihm erlernt worden, nach welcher er später in der Türkei und auf dem klassischen Boden des alten Roms so Treffliches leisten sollte. Auch der Einfluß Leopolds v. Buch und Alexanders v. Humboldt auf die Entwickelung seiner

*) Titel seines Hauptwerkes, das leider unvollendet geblieben ist.

**) Vergl. hierüber auch: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Kriegsministers Grafen v. Roon", Breslau 1892, bei E. Trewendt. Bd. I, S. 55—58.

Anschauungen von der Erdkunde, insbesondere von der Geologie, ist unverkennbar.

Im engen Zusammenhang mit den geographischen Studien Moltkes stand auch der Unterricht in der Physik und Chemie, den er an der Kriegsschule durch Professor Erman empfing. Dieser vortreffliche Gelehrte begnügte sich nicht damit, seinen Schülern die Grundzüge der von ihm gepflegten Wissenschaften vorzuführen, sondern er wies auch auf deren Zusammenhang mit anderen Gebieten, namentlich der Geographie, Geologie und Vermessungskunde hin. Von letzterer Wissenschaft wurde an der Allgemeinen Kriegsschule das militärische Aufnehmen, verbunden mit der Anfertigung von Krokis und Plänen gelehrt. Hierfür besaß Helmuth v. Moltke eine ausgesprochene Begabung und Vorliebe; es fiel ihm daher leicht, sich die geforderte wissenschaftliche Kenntnis und Handfertigkeit anzueignen, ein Umstand, der ihm schon wenige Jahre nachher von großem Wert sein sollte, als er zu den topographischen Vermessungen des Generalstabes kommandiert wurde.

So flossen ihm in anregender Thätigkeit und unter ernsten Studien die drei Jahre seines Berliner Aufenthaltes rasch dahin. Es sei gestattet, das Urteil eines Kriegsschulkameraden*) Moltkes aus dieser Zeit über ihn hier anzuführen: „Da wir Kameraden auf der Kriegsschule täglich mehrere Stunden zusammenlebten, vielerlei gemeinschaftliche Interessen hatten, auch ziemlich in gleichem Lebens- und Dienstalter waren, ferner nahezu auf gleichem Standpunkte geselliger und wissenschaftlicher Bildung uns befanden, so rückten wir einander nahe, wie genaue Bekannte, etwa ähnlich wie Studenten auf der Universität, und keiner von allen ist mir fremd geblieben, wennschon ein eigentliches Freundschaftsbündnis nur mit wenigen geschlossen worden ist. . . . Es leuchten aus dieser Zahl die Namen Moltke und Roon hervor. Dieser war schon im Kadettenkorps mir nahe befreundet, Moltke lernte ich erst auf der Kriegsschule im Oktober 1823 kennen. Er war aus dänischen

*) Des damaligen Leutnants v. Gliszinski.

Diensten kürzlich zu uns übergetreten und stand als junger Sekondleutnant im Leib-Infanterie-Regiment Nr. 8, sah damals ganz so aus wie später und war auch ungefähr derselbe. Nie habe ich einen Mann wieder getroffen, der zeitlebens sich so wenig geändert hat, wie Moltke. Da wir in einem und demselben Cötus uns befanden, so bin ich drei volle Jahre täglich mit ihm zusammengekommen. Mit ihm gemeinschaftlich habe ich die schwierigen mathematischen Aufgaben bearbeitet und oft guten Rat von ihm empfangen. Sonst ist er mir nicht überlegen erschienen, wie er sich auch vor anderen Kameraden weiter nicht hervorthat. Desto größer ist der Unterschied später geworden. Er hat angestrengt und mit Ernst weiter studiert, ich habe jahrelang gar nichts gethan, vielmehr von dem Erworbenen manches wieder vergessen."

Wo Moltke während der Sommermonate, die praktischen Übungen bei der Truppe gewidmet sein sollten, sich aufgehalten hat, wissen wir nicht; es scheint aber, daß im Sommer 1825 seine angegriffene Gesundheit ihm nicht erlaubte, Frontdienste zu thun. Er gebrauchte vielmehr die Bäder in Ober-Salzbrunn im schlesischen Gebirge und richtete von hier aus häufig Briefe an sein Elternhaus. Es spricht sich darin stellenweise eine gewisse Niedergeschlagenheit über die schwierigen Verhältnisse aus, mit denen er zu kämpfen hatte, doch brechen seine angeborene Frische und sein Selbstvertrauen immer wieder siegreich hervor. Wie merkwürdig berührt es, einen jungen Offizier in einem Alter, das sonst meist dem Streben nach Genuß des Lebens gewidmet ist, sagen zu hören: „Und so will ich mich denn mit neuem Mute auf die Rennbahn wagen, auf der ich entfernt von Euch und einsam das Glück zu erjagen strebe. Möchte ich es für Euch alle gewinnen!"

Von Ober-Salzbrunn machte Moltke mit nur 13 Thalern in der Tasche noch Reisen in das Riesengebirge, nach Breslau, in das Posensche und nach Glatz, von wo er zum 15. Oktober nach Berlin zurückkehrte. Das Geld zur Heimreise mußte er sich borgen, um es in Berlin wieder von seinem Gehalte zu ersparen. Trotz dieser bedrängten Umstände genießt er alles Schöne mit offenem

Sinn und bringt eine Fülle neuer Anregungen und Eindrücke in seine stille Studierstube mit.

Im Frühjahr 1826 bestand Moltke die Schlußprüfung auf der Allgemeinen Kriegsschule und erhielt später ein Zeugnis darüber ausgestellt, das von Clausewitz mit unterschrieben ist. Danach war das Ergebnis seiner wissenschaftlichen Bestrebungen „sehr gut“, die Führung „tadellos“. Mit einem solchen Zeugnis konnte er sich bei seinem Regimente, zu dem er im Juli 1826 zurückkehrte, wohl sehen lassen, und es scheint, daß man hier in der That auf die Fähigkeiten des jungen Offiziers aufmerksam geworden ist. Er that nur kurze Zeit Frontdienst und erhielt dann ein Kommando zu der in Frankfurt a/O. errichteten Divisionsschule der 5. Division. Hiermit verließ er — eine kurze Unterbrechung abgerechnet — für immer den Dienst bei der Truppe, um fortan sein Leben ganz der wissenschaftlichen Seite des Kriegswesens zu widmen.

Die Zustände an der Divisionsschule in Frankfurt nennt er selbst „etwas verwildert“, ohne jedoch genauer anzugeben, ob sich diese Bezeichnung auf die innere Zucht und Ordnung oder auf die wissenschaftlichen Leistungen bezog. An der Spitze der Schule stand ein Major v. Barfuß vom 8. Infanterie-(Leib-)Regiment. Moltke gab Unterricht im militärischen Aufnehmen und Planzeichnen, wobei er den Hauptnachdruck auf die praktische Arbeit im freien Felde zu legen suchte. Es gelang ihm hierbei, sich nicht nur die Liebe und Achtung seiner Schüler, sondern auch die volle Zufriedenheit seiner Vorgesetzten zu erwerben. Er schrieb auch ein „Kompendium über militärisches Aufnehmen“ für seine Schüler, das gedruckt wurde, jetzt aber nicht mehr aufzufinden ist.

Die angestrengte Thätigkeit, die er während dieser Zeit entwickeln mußte, wirkte ungünstig auf seine Gesundheit ein. Er litt an Herzklopfen und kränkelte mehrfach. Im Sommer 1827 erhielt er daher während einer Ferienpause zwischen zwei Kursen der Divisionsschule einen königlichen Urlaub auf drei Monate, den er dazu verwandte, um seine Eltern zu besuchen und die Seebäder auf der Insel Föhr zu gebrauchen. Neu gestärkt kehrte er

im Herbst nach Frankfurt zurück und widmete sich wieder mit Eifer seiner Lehrthätigkeit.

In diese Zeit fällt auch der erste und einzige Versuch Moltkes in der schönen Litteratur, wozu ihn die Muße der Ferien und wohl auch der Wunsch, sich eine kleine Nebeneinnahme zu verschaffen, angeregt hatten. Er schrieb eine Novelle unter dem Titel: „Zwei Freunde. Eine Erzählung von Helmuth“ und veröffentlichte sie 1827 in der damals zu Berlin erscheinenden Zeitschrift: „Der Freimüthige, Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser“ (Nr. 48, vom 8. März). Der Inhalt der Erzählung entspricht dem Gesichtskreise eines jungen Offiziers; die Handlung spielt in Böhmen während des siebenjährigen Krieges und hat zwei preußische Leutnants zu Helden, in deren einem man unschwer eine Selbstzeichnung Moltkes erkennt. Auch sonst finden sich augenscheinliche Anklänge an eigene Erlebnisse und Eindrücke. Was die Form der Erzählung betrifft, so ist sie durchaus gewandt und nicht ohne künstlerischen Wert. Schon hier zeigen sich in ihren Anfängen jene Eigenschaften, welche die späteren schriftstellerischen Leistungen Moltkes auszeichnen: die klare Entwicklung, der knappe, bezeichnende Ausdruck und die Fähigkeit der spannenden Steigerung.

---

4. Kommando zum topographischen Bureau.

Bereits im Frühling des nächsten Jahres erfuhr Moltkes Schicksal abermals eine Veränderung und zwar eine solche, die ihn der Laufbahn des Generalstabes zuführen sollte, in der er von da ab ausschließlich geblieben ist. Infolge der guten Empfehlungen seiner Vorgesetzten wurde er Anfang Mai 1828 zum „Topographischen Büreau" des Großen Generalstabes berufen, um an den Vermessungsarbeiten desselben teilzunehmen. Hierdurch war ihm zwar noch keine sichere Anwartschaft auf eine Versetzung in den Generalstab gewährleistet, aber den ersten Schritt dazu hatte er doch schon gethan.

Nach einer — freilich nicht völlig verbürgten — Erzählung soll übrigens der nachmalige Kaiser Wilhelm I den Anspruch erhoben haben, Moltke zuerst „entdeckt" und dem Generalstabe zugeführt zu haben. Es sei ihm eines Tages als Prinz — so heißt es — bei einer Besichtigung des Leibregiments in Frankfurt a/O. ein junger Offizier in der Front wegen des geistigen Ausdruckes seines Gesichtes aufgefallen, und auf Befragen nach dem Namen habe der Regimentskommandeur erwidert: „Es ist ein Herr v. Moltke, der aus dänischen Diensten zu uns gekommen ist". Einige Monate darauf erhielt der Prinz die Winterarbeiten der Offiziere des Regiments zur Prüfung und fand darunter eine Abhandlung über die Verteidigung von Kopenhagen, deren geistvolle und durchdachte Ausführungen ihn überraschten. Die Arbeit trug die Unterschrift v. Moltke, und sofort erinnerte sich der Prinz des jungen Offiziers, der ihm schon einmal aufgefallen war. Er sandte daher die Ab-

handlung mit einem eigenhändigen Hinweis auf ihren Wert an den Chef des Generalstabes, der daraus Veranlassung nahm, den Verfasser zum Generalstab zu kommandieren.

An der Spitze des Generalstabes der Armee stand damals der Generalleutnant v. Müffling, ein Mann, der von verschiedenen Seiten sehr abweichend und nicht immer vorteilhaft beurteilt worden ist. Auf die Entwicklung und Ausbildung des Generalstabes hat er jedenfalls einen durchaus günstigen Einfluß ausgeübt. Es wird später hierauf noch näher eingegangen werden, einstweilen genüge daher der Hinweis, daß Müffling namentlich die Generalstabsreisen, die Bearbeitung taktischer Aufgaben und die Beschäftigung mit der Kriegsgeschichte als die wichtigsten Mittel zur Heranbildung der Generalstabsoffiziere für ihren besonderen Beruf in Anwendung brachte. Auch dem Vermessungswesen, für das er große Vorliebe und Begabung besaß, wandte er lebhafte Teilnahme zu und verlangte hierbei sehr viel von seinen Untergebenen.

Da Moltke in dem topographischen Aufnehmen bereits ziemliche Erfahrung hatte, so fiel es ihm leicht, den Anforderungen zu genügen. Er widmete sich daher auch dieser ihm zusagenden Thätigkeit mit großem Eifer und mit Erfolg. Die Aufnahmen fanden damals im östlichen Schlesien und in Posen statt, also in einem im Vergleich zu anderen Gegenden Deutschlands nicht sehr schwierigen Gelände. Während der drei Sommer, in denen Moltke hieran teilnahm, stellte er folgende Meßtischblätter fertig. 1828 Schmollen (52/51 d. Br., 35/35 d. L. II. 1) und Öls (52/51 d. Br., 35/36 d. L. III. 1); 1829 Gora (52/51 d. Br., 35/36 d. L. X. 1), Zerkow zur Hälfte (53/52 d. Br., 35/36 d. L. I. 2) und Grab zur Hälfte (53/52 d. Br., 35/36 d. L. I. 3); 1830 Schwersenz (53/52 d. Br., 34/35 d. L. V. 5) und Miloslaw (53/52 d. Br., 35/36 d. L. III. 1). Er vollendete also jährlich zwei ganze Meßtischblätter, während es heute selbst ein sehr erfahrener Topograph selten über eines bringt. Dieser Unterschied findet seine Erklärung darin, daß die jetzige Aufnahme eine sehr viel sorgfältigere, eingehendere und

genauere ist. Damals befanden sich auf jeder Platte höchstens zwei bis drei trigonometrische Punkte, während es deren heutzutage auf dem gleichen Raum 20 bis 30 und mehr gibt. Auch war man wegen des Mangels eines entfernungsmessenden Instrumentes, wie es jetzt in der Kippregel besteht, gezwungen, ausschließlich mittels Vorwärtsabschneidens oder mühsamer Messungen mit der Kette und dem Diopter zu arbeiten. Was hierbei unerreichbar blieb, wurde abgeschritten oder einfach geschätzt, besaß also im Grunde nur den Wert eines besseren Krokis.

Der Unterschied gegen die heutigen Aufnahmen zeigte sich recht deutlich, als im Jahre 1885 dem Feldmarschall Moltke seine eigenen Arbeiten aus den Jahren 1828—1830 und daneben die soeben vollendeten, dasselbe Gebiet darstellenden neuen Meßtischblätter vorgelegt wurden. Es war, als ob man eine flüchtige Beistiftskizze neben einem sorgfältig ausgeführten Gemälde erblicke. Der Feldmarschall erkannte dies auch rückhaltlos an und sagte, indem er mit feinem Erröten seine eigenen, über ein halbes Jahrhundert alten Aufnahmen mit den neuen verglich: „Da sieht man doch, welche Fortschritte die Wissenschaft gemacht hat!“

Während seines Kommandos zum topographischen Bureau brachte Leutnant v. Moltke die Wintermonate der Jahre 1828—31 in Berlin zu, um das im Sommer Aufgenommene auszuzeichnen und fertig zu stellen. Auch nahm er an der Bearbeitung der taktischen Aufgaben teil, die General v. Müffling alljährlich sämtlichen zum Generalstab kommandierten Offizieren zu stellen pflegte, um ihr militärisches Verständnis zu prüfen. Moltke sagt hierüber selbst: „In lebhafte Spannung versetzten uns die taktischen Aufgaben als Schlußprüfungen. Wir wußten, daß es dabei nicht nur auf eine richtige, sondern auch kurze und präzise Lösung ankam. Die gedrungene und logische Schreibweise des Chefs selbst wurde gefordert.“ Es ist wohl außer Zweifel, daß das hierbei Geübte und Gelernte nicht ohne dauernden Einfluß auf Moltkes eigene Schreibweise gewesen ist, denn sie zeichnet sich, namentlich in militärischen Schriftstücken, gerade durch die erwähnten Vorzüge aus.

Auch sonst verdankt er den Lehren und Anregungen Müfflings sehr viel und hat diesem Manne stets ein rühmendes Andenken und aufrichtige Hochachtung bewahrt.

Weihnachten 1829 war es Moltke vergönnt bei seiner Familie zu verbringen. Im Mai 1830 wurde er vorübergehend nach Frankfurt a/O. kommandiert, um den Landwehrersatz für das 8. Landwehrbataillon ausbilden zu helfen. Anfang Juni desselben Jahres reiste er dann in die Provinz Posen ab, um dort seine Vermessungsarbeiten fortzusetzen. Bereits im Juli finden wir ihn aber schon wieder unterwegs nach Sachsen und Thüringen, wo er die Übungsreise des Generalstabes mitmachen sollte. Es waren ihm dazu zwei Pferde gestellt worden, und mit diesen ritt er, nur von einem gleichfalls berittenen Burschen begleitet, von Posen nach Halle. Von hier ging's nach Dresden, dann nach Teplitz und Karlsbad, wieder nach Dresden zurück und zuletzt nochmals über das Erzgebirge nach Kulm, wo Moltke auf dem Schlachtfelde einem Kreise von Generalstabsoffizieren einen Vortrag über die Ereignisse der Schlacht vom 29. und 30. August 1813 hielt und, wie er sich selbst ausdrückt, gleichsam „die Honneurs des Schlachtfeldes machte".

Im Frühjahr 1831 wurde das topographische Bureau des Generalstabes in seiner bisherigen Gestaltung aufgelöst, da die Aufnahme des preußischen Staatsgebietes in der Art, wie man sie damals beabsichtigt hatte, beendet war. Es sollte nun zwar zu einer neuen, sorgfältigeren und auf genauerer Grundlage beruhenden Vermessung geschritten werden, allein dazu bedurfte man zunächst einer Zeit der Vorbereitung. Während dieser wurden die bisher bei den Aufnahmen beschäftigten Offiziere zu ihren Truppenteilen entlassen, nur Moltke blieb mit noch einem Kameraden vorläufig in Berlin weiterkommandiert,*) da man seine Fähigkeiten erkannt hatte und ihn anderweitig und vielleicht zu sehr ernsten kriegerischen Zwecken verwenden wollte.

*) Er nennt sich selbst scherzweise „Königlich Preußischer außerordentlich verlängerter Topograph".

In ganz Mitteleuropa herrschte nämlich damals, hervorgerufen durch die Ereignisse der Pariser Julirevolution von 1830, ein allgemeiner Zustand der Unruhe und Ungewißheit. Bis dahin waren die auf dem Wiener Kongreß geschaffenen staatlichen Zustände durch die sog. heilige Allianz mühsam aufrecht erhalten worden, jetzt aber erweckten die Vorgänge in Paris bei allen Unzufriedenen das Verlangen und die Hoffnung einer Änderung. Zuerst fand Frankreichs Beispiel Nachahmung in dem nahen und stammverwandten Belgien, das ohne Rücksicht auf Religion und Sprache mit Holland zu dem Königreich der Niederlande vereinigt worden war. Da die Holländer sich hier als das herrschende Volk betrachteten und den Wünschen der französisch sprechenden Belgier vielfach entgegen handelten, so bildete sich bei diesen ein in dem Volkstum begründeter Widerstand heraus, dem die allgemeine Mißstimmung einen kräftigen Rückhalt verlieh. Die Nachricht von den Julivorgängen wurde nun die Ursache zum offenen Aufstand; es kam zum Kriege, in dem die von Frankreich unterstützten Belgier die Oberhand gewannen und ihre Unabhängigkeit unter einem eigenen König erstritten.

Diesen Vorgängen dicht an seiner Westgrenze durfte Preußen natürlich nicht gleichgültig zusehen. Einerseits konnten die äußeren politischen Verhältnisse, insbesondere der Anteil Frankreichs an den belgisch-holländischen Verwicklungen, eine unmittelbare Einmischung nötig machen, andererseits drohte auch die Gefahr eines Übergreifens der Wirren in die Rheinprovinz. Die Besorgnisse wuchsen, je mehr die Fortschritte des Aufstandes bekannt wurden. In allen Kreisen des ganzen Landes gab sich eine leidenschaftliche Anteilnahme an den Ereignissen in Belgien kund. Moltke selbst schrieb hierüber am 13. Februar 1831 an seine Mutter: „Die Aussichten auf einen Krieg gewinnen immer mehr Wahrscheinlichkeit. Die belgische Frage kompliziert sich dergestalt, daß wohl nur ein rechtschaffener europäischer Krieg wird am Ende den gordischen Knoten zerhauen können. Dies dürfte um so mehr der Fall sein, als heutzutage es nicht mehr allein die Kabinette sind, welche über Krieg und

Frieden entscheiden und die Angelegenheiten der Völker leiten, sondern es an vielen Orten die Völker sind, welche die Kabinette leiten, und so ein Element in die Politik hineingebracht ist, welches freilich außer aller Berechnung liegt. . . . . Hier ist neues Leben in die Menschen gefahren, die Cafés sind überfüllt mit Neugierigen, und kaum daß man die Zeitungen erhaschen kann, besonders die französischen. Politik wird in allen Salons, in den Theatern, wie in den Bierstuben verhandelt."

Übrigens waren die Ansichten darüber, wie Preußen sich verhalten solle, durchaus geteilt. Während die Mehrzahl der hochstehenden Persönlichkeiten einer offenen Parteinahme zu Gunsten Hollands geneigt war, hielt der König, besonders unter dem Einfluß des Generals v. Witzleben, an dem Grundsatz der Nichteinmischung fest, so lange die Revolution nicht selbst angriffsweise gegen Preußen vorgehe. Dennoch wurde in militärischen Kreisen die Möglichkeit einer Mobilmachung ernstlich erwogen, und man fing an, die ersten Vorbereitungen dafür zu treffen. Es wurden Entwürfe zu Truppenvereinigungen bearbeitet, Verpflegungsmaßregeln erwogen und die Stärke der Festungen geprüft. Dabei stellte es sich denn heraus, daß die militärischen Einrichtungen Preußens doch allzusehr auf den Frieden berechnet waren, und daß von einer schnellen Zusammenziehung der ganzen Armee keine Rede sein konnte.[8] Der Mechanismus dafür war seit 1815 eingerostet, das Meiste hätte erst neugeschaffen werden müssen; es fehlte sogar an einem brauchbaren Mobilmachungsplan. General v. Witzleben bewog daher den König, einen Ausschuß zur Bearbeitung eines solchen zu ernennen, der denn auch unter dem Vorsitz des Herzogs Karl von Mecklenburg[9] in sechs Wochen seine Aufgabe vollendete.

Alle diese Verhältnisse wurden natürlich unter den Offizieren des Generalstabes viel besprochen und mußten auf einen so offenen Kopf, wie den Helmuths v. Moltke, einen tiefen Eindruck hervorrufen. Es ist aber von jeher seine Gewohnheit gewesen, sich über Dinge, die ihn lebhaft bewegten, durch Niederschrift seiner Gedanken Klarheit zu verschaffen. So beschäftigte er sich auch jetzt eingehend

mit dem Verhältnisse Belgiens zu Holland, las alle darauf bezüglichen Bücher, deren er habhaft werden konnte — wie er selbst sagt: „über tausend Pagina in Quart und an viertausend in Oktav“ — und fing an, das Erforschte zu Papier zu bringen. Er folgte dabei den von L. Ranke gegebenen Anregungen, die er schon früher in sich aufgenommen hatte, indem er die Erklärung für die Ereignisse auf geschichtlicher Grundlage zu gewinnen suchte. Wie gründlich er dabei zu Werke ging, ergibt sich aus einer Stelle eines Briefes an die Mutter, worin er sagt: „Um einen allgemeinen Satz aufzustellen, mußte ich oft ganze Bände durchblättern.“ Die Frucht seiner Studien war ein 3½ Bogen starkes Werk, das er unter dem etwas langatmigen Titel: „Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung seit ihrer Trennung unter Philipp II bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I“ und mit Nennung seines Namens bei Mittler und Sohn in Berlin erscheinen ließ.

Diese Arbeit ist ein Jugendwerk und zeigt alle Mängel und Vorzüge eines solchen. Sie besitzt noch nicht die abgeklärte Ruhe und Sachlichkeit der späteren Schriften Moltkes, aber die angeborene Reinheit und Kraft des Stils, der geschichtliche und militärische Scharfblick, die künstlerische Anordnung des Stoffes, die lebendige Schilderung und das greifbare Hervortreten der Hauptpersonen sind ihr bereits mehr oder weniger eigen. Der Verfasser beurteilt die Verhältnisse der Niederlande aus ihrer früheren Vergangenheit und den voraufgegangenen, folgenschweren politischen Veränderungen dieses Staatswesens heraus. Der ursächliche Zusammenhang und die geschichtliche Wahrheit gehen ihm dabei über alles. Mit historisch richtig empfundener Zurückhaltung unterläßt er es, am Schlusse seines Werkes ein Urteil über die augenblicklichen politischen Vorgänge zu fällen, die den Anlaß zu seiner Schrift gegeben hatten, weil man „die besonnene Würdigung verständiger Männer noch nicht gegen einander abwägen könne“.

Um eine Probe der damaligen Schreibweise Moltkes zu geben, ist in Anmerkung 10 ein kurzer Abschnitt aus der Schrift über „Holland

und Belgien" wiedergegeben, der die Entstehung und das Emporblühen der niederländischen Seemacht schildert.

Das innere Bedürfnis Moltkes, sich durch Niederschrift seiner Gedanken über einen Gegenstand geistige Klarheit zu verschaffen, war übrigens nicht die einzige Triebfeder bei der Abfassung der Schrift. Freilich der bloße Wunsch, sich gedruckt zu sehen, hat ihm wohl bei seinem gänzlichen Mangel an Eitelkeit fern gelegen, dagegen waren Rücksichten auf den Gelderwerb zum Teil mit maßgebend. Er hoffte sich durch die Einkünfte aus dem Werke in den Stand setzen zu können, ein Pferd zu kaufen, dessen er dringend benötigte, wenn seine Aussichten auf Versetzung in den Generalstab in Erfüllung gehen sollten. Leider trog ihn diese Hoffnung, denn das ganze Honorar betrug nur drei Dukaten. In einem Briefe aus jener Zeit lesen wir: „Alle Leiden eines jungen Autors, der um einen Verleger verlegen, sind über mich gekommen. Durchdrungen von dem Wert unserer Arbeit, erstaunen wir, die Buchhändler von mißlichen Konjunkturen, vom Darniederliegen des Buchhandels reden zu hören, dem wir eben durch unser Manuskript einen neuen Aufschwung geben wollen. Der Undank des Mannes, dessen Glück durch unsern Aufsatz wahrscheinlich gemacht ist, empört uns, und wir würden der Welt unser Licht vorenthalten, wenn nicht ein ungestümer Schuhmacher, dem wir eine Schlafstelle in unserem Gedächtnisse angewiesen, mit wissenschaftlichem Eifer auf die Herausgabe eines so ausgezeichneten Werkes dränge, und sollte das Honorar auch nur drei Dukaten betragen. Drei Dukaten! Beschämt schreibe ich es nieder. Drei Dukaten für dreihundert Jahre aus der Geschichte, während ich oberflächliches Geschreibsel in Journalen schon mit zwei Louisdor den Bogen bezahlt erhalte.[11] Recht demütigend in der That, indessen zweifele ich keinen Augenblick, daß fünfhundert Exemplare im Umsehen vergriffen sein werden, und ich hoffe, daß Ihr alle das Eurige dazu beitragen werdet, damit eine neue Honorarzahlung erfolge. Ohnehin — die Hoffnung, sich in wenigen Tagen gedruckt und für sechs Groschen in allen soliden Buchhandlungen zu haben zu sehen, — das entscheidet, vorzüglich wenn Aussicht

vorhanden, durch eine bissige Kritik fernerweitig illustriert zu werden."

Bald nach Beendigung dieser Arbeit begann Moltke bereits eine zweite, wobei er mit geschickter Benutzung der Zeitströmungen denjenigen Teil Europas in den Kreis seiner Betrachtungen zog, auf den sich neben den Niederlanden damals alle Blicke richteten. In Polen war nämlich der glückliche Ausgang der französischen und belgischen Revolution ebenfalls die Veranlassung zu einem Aufstande wider die russische Herrschaft geworden. Schon lange hatte sich gegen diese eine lebhafte Bewegung geltend gemacht, die sich in häufigen Widersetzlichkeiten und namentlich dem Entstehen von Geheimbünden äußerte. Die Ereignisse in Frankreich und Belgien erfüllten die sog. patriotische Partei mit neuen, großen Hoffnungen und stärkten ihre Zahl und ihren Einfluß. Die eiserne Strenge, mit welcher der Großfürst Konstantin, Militärgouverneur des Landes, alle diese Bestrebungen zu unterdrücken suchte, riefen nur um so größere Erbitterung hervor, die sich endlich in dem blutigen Aufstand von Warschau am 29. November 1830 Luft machte. Sein Gelingen zwang die Russen, das ganze Land zu räumen, und nun erklärten sich die Polen für unabhängig, ernannten zunächst eine vorläufige Regierung und darauf in der Person des Generals Chlopicki einen Diktator, den später Fürst Michael Radziwill ersetzte. Allein Rußland war nicht gewillt, seine Rechte ohne Kampf preiszugeben. Es stellte eine starke Armee unter dem Feldmarschall Diebitsch auf, die im Februar 1831 ihre kriegerischen Maßnahmen gegen die polnischen Streitkräfte begann.

Diese Ereignisse berührten Preußen noch mehr, als die belgischen Wirren. Einerseits mußte man auf ein Hinübergreifen des Aufstandes auf die eigenen polnischen Gebiete gefaßt sein, andererseits lag die Befürchtung nahe, daß Frankreich sich zu Gunsten der Aufständischen einmischen werde. Man war also gezwungen, nach zwei Seiten auf der Hut zu sein. Am wirksamsten wäre es gewesen, den Russen unmittelbar gegen die Polen zu Hilfe zu

kommen, um durch schnelles Niederwerfen des Aufstandes sowohl die eigenen wie die russischen Streitkräfte frei zu bekommen. Allein die Russen lehnten jede Hilfeleistung ab. Auch war zu befürchten, daß gerade ein solches Vorgehen Preußens die Einmischung Frankreichs hervorrufen würde.

Man zog es daher vor, den weiteren Verlauf der Ereignisse abzuwarten, sich jedoch für alle Möglichkeiten sicher zu stellen, indem man die dem russischen Polen zunächst gelegenen Armeekorps, das I., II., V. und VI., auf Kriegsfuß brachte und eine scharfe Bewachung der Grenze anordnete. Zu Zusammenziehungen der Truppen, deren Oberbefehl der 70jährige Gneisenau mit Clausewitz als Chef des Generalstabes übernehmen sollte, fand man sich jedoch nicht veranlaßt, und zwar hauptsächlich deshalb, weil inzwischen in Paris die Friedenspartei die Oberhand gewann und nunmehr das Erlöschen des Aufstandes, dessen Übergreifen auf preußisches Gebiet glücklich verhindert worden war, in Ruhe abgewartet werden konnte.

An allen diesen Ereignissen nahm Helmuth v. Moltke natürlich den lebhaftesten Anteil, der durch Gesichtspunkte persönlicher Natur noch gesteigert wurde. War doch die Frage, ob es zum Kriege kommen würde, von großer Wichtigkeit für seine nächste Zukunft, denn in einem solchen Falle wäre er sogleich in den Generalstab versetzt worden; man hatte sogar schon eine dahingehende Anfrage an ihn gerichtet. Dazu kam die Teilnahme, die er während seines Aufenthaltes als Topograph in der Provinz Posen an den polnischen Dingen gewonnen hatte. Sein vielfacher, freundschaftlicher Verkehr mit dort angesessenen vornehmen Familien, seine genaue Kenntnis von Land und Leuten, die er sich bei seinen Aufnahmen und Reisen erworben, gaben ihm das Recht, sich ein gewisses Urteil über die dortigen Verhältnisse zuzutrauen. Und gerade die großen Unterschiede zwischen dem Leben und Wesen der Bevölkerung in Polen und der in der eigenen Heimat mußten ihn doppelt zum Nachdenken und Vergleichen anregen. Er ging indes auch hierbei gründlich zu Werke und studierte zunächst die gesamte, sehr umfangreiche Litteratur über die polnische Frage, bevor er es

unternahm, selbst eine Arbeit darüber zu schreiben. Im Anfang des Jahres 1832 erschien dann die Frucht seiner Thätigkeit unter dem Titel: „Darstellung der inneren Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes in Polen.*)“

Dieses Werk weist dieselben Vorzüge auf, wie das über Holland und Belgien. Auch hier geht Moltke von der geschichtlichen Grundlage aus, baut seinen Stoff klar und übersichtlich auf und weiß ihn in fesselnder Weise darzustellen. Da wo er von dem Inhalt selbst hingerissen wird, erhebt sich seine Schreibart zu schönem Schwung. Die Ansichten, die er in seiner Schrift entwickelt, lassen sich dahin zusammenfassen, daß die damaligen politischen und gesellschaftlichen Zustände Polens, die das Land und das Volk zur Ohnmacht verurteilten und die Hauptursache für den Untergang des Reiches gebildet haben, als eine Folge der inneren geschichtlichen Entwickelung, d. h. der schlechten Verfassung und der dadurch bedingten schlechten Regierung anzusehen seien. Das Urteil Moltkes ist stellenweise wohl zu schroff, manchmal auch von einer gewissen Voreingenommenheit beeinflußt, da ihm daran gelegen war, die polnischen Zustände den geordneten heimischen scharf gegenüber zu stellen. Eben wegen dieses etwas einseitigen Standpunktes hat er selbst die Arbeit später auch nur als minderwertig bezeichnet. Er rechnete sie „zu der unerschöpflichen Spreu, die sich um die polnische Frage, angelagert habe“, und wollte sie gern der Vergessenheit anheimgegeben sehen.

Diese Selbstkritik ist allerdings zu bescheiden. Die Schrift ist zwar, ebenso wie die über „Holland und Belgien“, ihrem Inhalte nach ohne Zweifel wesentlich aus anderen Werken zusammengetragen, allein sie hat trotzdem einen gewissen geschichtlichen und litterarischen Wert, und Moltke selbst ist auch zur Zeit ihres Entstehens nicht ohne Stolz darauf gewesen. Er schrieb hierüber an seine Mutter am 13. Januar 1832: „Der Censor des Werkes hat sich bei einem Diner, wo sich zufällig einer meiner Bekannten

*) Verlag von G. Fincke in Berlin.

befand, sehr lobend über dies Werk, welches erst in acht Tagen das Licht der Welt erblickt, geäußert. Er fragte, ob jemand diesen Helmuth v. Moltke kenne und wollte meinem Bekannten nicht glauben, daß es ein bescheidener Sekondleutnant sei; er habe sicher geglaubt, es sei ein Mann, der sich schon seine fünfzig Jahre in der Welt umgesehen."

Inzwischen hatten sich Moltkes dienstliche Verhältnisse so gestaltet, daß er sicher darauf rechnen konnte, am 1. April 1832 zum Generalstabe selbst — also nicht mehr zum topographischen Bureau — kommandiert zu werden. Damit stand für ihn eine endgültige Versetzung in sicherer Aussicht, denn das Verhältnis der zum Generalstabe kommandierten Offiziere war damals derart, daß sie ganz wie wirkliche Generalstabsoffiziere angesehen und beschäftigt wurden, weil ihre Einreihung nur von Gehaltsrücksichten abhängig war. So waren sie z. B. alle beritten und machten auch die Übungsreisen des großen Generalstabes mit. Aber gerade dieser letztere Umstand bildete einen dunklen Punkt für unseren Helmuth, weil er mit Kosten für die Anschaffung von mindestens zwei Pferden, Sattelzeug u. s. w. verbunden war. Er hatte zwar von dem Erlös seiner Schriften eine kleine Summe zurückgelegt und auf die „Armensparkasse" getragen, allein sie reichte bei weitem nicht aus.

Da war er denn schon im Winter 1831 auf 1832 an ein Unternehmen herangegangen, zu dem allerdings nur dringende Not Veranlassung geben konnte. Er übernahm nämlich für einen Buchhändler eine Übersetzung von Gibbons „Geschichte des Verfalles und Umsturzes des römischen Kaisertums", ein Werk, das in zwölf Bänden über 6000 Seiten Großoktav enthält. Hierfür sollte Moltke nach Fertigstellung des Drucks 500 Thaler erhalten. Er selbst berechnete die dazu erforderliche Zeit bei angestrengtestem Fleiß auf mindestens anderthalb Jahre. Da er aber diese Arbeit unmöglich allein bewältigen konnte, so ließ er sich von seinem Bruder Ludwig helfen. Moltke schrieb hierüber: „Bei so vielen Unterbrechungen werde ich, das sehe ich, die große Arbeit allein nicht ausführen können. Ich arbeite mich zu Schanden daran."

Im Juni 1834 war er bis zum elften, dem vorletzten Bande gekommen, allein nun stellte es sich heraus, daß der Verleger den Druck des Werkes unter allerlei Vorwänden unterlassen hatte, hauptsächlich wohl, weil ihm die nötigen Geldmittel dazu fehlten. Moltke mußte eine gerichtliche Klage einleiten, um nicht das ganze Verdienst zu verlieren, er einigte sich aber schließlich mit dem Buchhändler dahin, daß dieser ihm wenigstens einen Teil der bedungenen Summe zahlte. Das Werk selbst ist jedoch niemals erschienen.

Im Sommer 1832 wurde Moltke wieder zur Teilnahme an der Übungsreise des Großen Generalstabes kommandiert, die bei Erfurt begann und sich bis an den oberen Main hinzog. Gegen Ende der Übung hatte er das Mißgeschick, mit dem Pferde zu stürzen und sich eine Quetschung zuzuziehen, die ihn längere Zeit an das Bett fesselte. Im Winter darauf wurde er im Generalstabe mit kriegsgeschichtlichen Arbeiten (Feldzug von 1762 aus dem siebenjährigen Kriege), sowie mit einer Beurteilung der strategischen Verhältnisse des Thüringer Waldes beschäftigt, wofür er die Grundlage auf der Generalstabsreise gewonnen hatte.

5. Im Generalstabe.

Am 30. März 1833 erfolgte endlich die Versetzung Moltkes in den Generalstab unter gleichzeitiger Beförderung zum Premierleutnant. Damit hatte er also glücklich das Ziel erreicht, nach dem er so lange gestrebt. Er war nun 33 Jahre alt, stand 11 Jahre in der preußischen Armee und besaß eine fünfzehnjährige Dienstzeit als Offizier. Obgleich er dabei noch manchen seiner Kameraden übersprungen hatte, so lag doch durchaus keine besonders rasche Beförderung bei ihm vor. Auch in späterer Zeit ist Moltke niemals einen wesentlich schnelleren Weg gegangen, als er jedem anderen tüchtigen Offiziere offen steht. Wenn er es trotzdem zu der höchsten Stelle gebracht hat, die in einem monarchischen Staate für einen Soldaten erreichbar ist, so verdankt er dies allein seinen Fähigkeiten, seinem eisernen Fleiß und der günstigen Beurteilung durch seine obersten Vorgesetzten.

An der Spitze des Generalstabes stand damals der General Krauseneck, der schon seit dem 28. November 1829 Nachfolger des Generals v. Müffling geworden war. Krauseneck war ein ernster Mann, der wenig auf Äußerlichkeiten gab und dem gerade solche Naturen, wie die Moltkes, besonders zusagten. Er ist diesem auch, so lange er an der Spitze des Generalstabs blieb, sehr gewogen gewesen und hat ihn nach jeder Richtung hin gefördert.

Es scheint, daß sich Moltke schon bei seiner Versetzung die Aussicht eröffnete, baldigst zum Generalstab eines Armeekorps befehligt zu werden. Indessen verzögerte sich dies von Woche zu Woche, und endlich unterblieb es ganz. Da er nämlich an dem

großen Werke der Darstellung des siebenjährigen Krieges besonders beteiligt war, so konnte er in Berlin nur schwer entbehrt werden. Dagegen machte er im Sommer 1833 eine Übungsreise in der Lausitz und in dem darauf folgenden Jahre eine solche im Harz mit. In den Briefen aus dieser Zeit sprechen sich ruhige Zufriedenheit mit seinem Lose und gute Hoffnungen für die Zukunft aus. Auch ein altes und eingewurzeltes Herzübel hatte sich ganz verloren, besonders seitdem Moltke im Herbst 1833 im Anschluß an die Generalstabsübung eine Reise nach Oberitalien hatte machen können, die sich bis Genua und an die Riviera erstreckte. Er brachte von der ihn hoch entzückenden Fahrt — camminare nel giardino dell' Europa (im Garten Europas wandern) nennt er sie — eine so schöne Erinnerung mit, daß er für diesen reizenden Fleck Erde stets eine besondere Vorliebe bewahrt hat.

Im Herbst 1834 nach Beendigung der Manöver erhielt er einen dienstlichen Auftrag nach Kopenhagen, um sich über den Zustand der dänischen Armee und Flotte zu unterrichten und demnächst darüber einen Bericht einzureichen — eine Aufgabe, für die wohl niemand geeigneter war, als Moltke, dessen nächste Verwandte dem dänischen Heere angehörten. Auf der Rückreise von Kopenhagen brachte er seinen brustkranken, ältesten Bruder Wilhelm, der ein wärmeres Klima aufsuchen sollte, bis Kiel und besuchte dann längere Zeit seine in Schleswig bei ihrer verheirateten Tochter Auguste wohnende Mutter.

Die Zeit dieses Urlaubes benutzte er, um seine Erkundungen über die dänische Armee in einem eingehenden Bericht zu Papier zu bringen. Diese im Dezember 1834 eingereichte Denkschrift umfaßt 82 Bogenseiten und enthält eine Fülle von scharfsinnigen Beobachtungen und Bemerkungen, die sie als eine höchst wertvolle Leistung erscheinen lassen. Vieles von dem darin Gesagten ist auch heute noch von Wert, so namentlich der Abschnitt über das Verteidigungswesen in Dänemark — in dem man unschwer manche der Gedanken wiedererkennt, die Moltke bei der Abfassung seines

Angriffsplanes für den Feldzug 1864 geleitet haben — sowie die Bemerkungen über die Bedeutung Kopenhagens.

Der Wert der Arbeit Moltkes fand auch volle Anerkennung. Der Chef des Generalstabes legte sie Seiner Majestät dem Könige zur Kenntnis vor, und dieser erließ darauf folgende Allerhöchste Kabinetsordre: „Mit Ihrem Bericht vom 24. Januar dieses Jahres habe Ich die von dem Hauptmann von Moltke des Generalstabes zusammengestellten Notizen über die Königl. dänische Land- und Seemacht erhalten. Indem Ich Ihnen für deren Einsendung Dank sage, erkenne Ich diese gründliche Arbeit wohlgefällig an. Berlin, den 15. April 1835. gez. Friedrich Wilhelm. An den Generalleutnant Krauseneck.“

Am 18. Januar 1835 war Moltke durch Verleihung des Johanniterordens geehrt worden, den damals noch der König selbst vergab, jedoch nur an Adelige und Mitglieder angesehener Familien. Am 30. März desselben Jahres hatte er dann endlich die lang erwartete Beförderung zum Kapitän[12] im Generalstabe erhalten. Auch wurde er Mitglied der „Examinations-Kommission“ für Fähnriche und Kadetten, eine Thätigkeit, die ihm viel Arbeit schuf. Im Juli fand wieder eine Generalstabsreise statt, die am 15. dieses Monats in Schweidnitz begann und über Reichenbach und Münsterberg führte. Moltke nahm daran teil, und zwar machte er seine Hinreise über Muskau und Görlitz und dann durch das Iser- und Riesengebirge. Die Briefe Moltkes, die auf dieser Reise geschrieben sind, atmen, wie immer, wenn er sich draußen befand, frohe Lust am Leben und ein inniges Verhältnis zur Natur. Es sollte für lange Zeit der letzte Übungsritt sein, den er unter seinem jetzigen Chef, dem General Krauseneck, mitmachte. Denn bereits hatte Moltke den Gedanken gefaßt, eine größere Reise durch Europa anzutreten, und die nötigen Schritte waren gethan, um Urlaub dafür zu erhalten. Zuvor nahm er jedoch noch an den am 1. September beginnenden Königsmanövern teil, bei denen das V. und VI. Armeekorps in der Gegend von Liegnitz und Kapsdorf gegen einander übten. Der Kaiser Nikolaus von

Rußland und sein Bruder, Großfürst Michael, waren dabei zugegen, ebenso die beiden dänischen Prinzen von Holstein-Glücksburg, denen Moltke als militärischer Begleiter beigegeben wurde.

Von Schlesien brachen dann die Herrscher von Rußland und Preußen auf, um sich nach der in Russisch-Polen nahe der preußischen Grenze gelegenen Stadt Kalisch zu begeben, wo mehrere Divisionen der russischen Armee in einem Übungslager vereinigt waren. Einem Wunsche seines kaiserlichen Schwiegersohnes folgend hatte auch Friedrich Wilhelm III eine zusammengesetzte Abteilung seiner Armee nach Kalisch beordert, um sich an den Übungen der russischen Truppen zu beteiligen und die alte Waffenbrüderschaft aus den Befreiungskriegen zu erneuern.

Da die Prinzen von Holstein-Glücksburg ebenfalls als Zuschauer zu den Übungen geladen waren, so hatte Moltke Gelegenheit, in ihrer Begleitung an diesem denkwürdigen militärischen Schauspiel teil zu nehmen. Der Kaiser Nikolaus war von den Manövern in Schlesien schnell nach Kalisch vorausgeeilt, um seinen Schwiegervater empfangen zu können. Am 11. September traf der König von Preußen dort ein; tags darauf überschritten auch die preußischen Truppen die Grenze und rückten in das für sie vorbereitete Lager dicht neben den Russen. In der Zeit vom 12. bis 22. September fanden fast täglich Paraden, Exerzier- und Felddienstübungen, besonders aber militärische Feste statt, an denen Russen und Preußen sich gemeinsam beteiligten, als ob sie eine Armee ausmachten. Auf beiden Seiten war man natürlich bemüht, sein Bestes zu geben, und so bot sich dem Zuschauer ein militärisches Schauspiel von ungewohntem Glanze. Auch in politischer Beziehung hatte die Veranstaltung einigen Wert, denn es entwickelte sich daraus ein gewisses Gefühl der Kameradschaft und Zusammengehörigkeit zwischen der preußischen und russischen Armee, das erst in unseren Tagen leider wieder verloren gegangen ist.

Für Moltke war die Kenntnis der russischen militärischen Verhältnisse von hohem Interesse, und sie ist ihm später auch von Nutzen gewesen, als er die Schlachtfelder des russich-türkischen

Feldzuges 1828—29 besuchte und eine Geschichte der Ereignisse schrieb, die sich dort abgespielt hatten.

Bevor wir nunmehr diesen ersten Abschnitt von Moltkes Leben schließen, in dem er die entscheidende Grundlage für seine künftige Entwickelung gelegt hatte, erübrigt noch, diejenigen Arbeiten kurz zu erwähnen, die neben den bereits genannten als Frucht seiner Thätigkeit im Generalstabe uns erhalten sind. Leider ist nicht mehr festzustellen, wie groß sein Anteil im Einzelnen an der vom Großen Generalstabe herausgegebenen kriegsgeschichtlichen Darstellung des siebenjährigen Krieges gewesen ist und welche Abschnitte davon aus seiner Feder stammen. Daß aber Moltke, wie schon oben erwähnt, an dem Werke mitgearbeitet hat, unterliegt keinem Zweifel. Im Kriegsarchiv des Generalstabes befinden sich außerdem noch mehrere Aufsätze und Denkschriften aus jener Zeit, als deren Verfasser Moltke deutlich genannt ist. Ein Verzeichnis davon enthält Anmerkung 13.

Gleich nach Beendigung der Tage von Kalisch trat er nun seine große Urlaubsreise an, von der die folgenden Kapitel zu berichten haben.

6. Reise in den Orient.

Es war der uralte, germanische Wandertrieb, der Zug in die Ferne, der unseren Moltke aus der eben erst errungenen, gesicherten und ehrenvollen Stellung hinauslockte in die weite Welt. Wir haben gesehen, wie er schon bisher jede sich bietende Gelegenheit benutzte, um seine lebhafte Wanderlust zu befriedigen. Eine Reise, ja sogar schon das Planen einer solchen, war ihm von jeher eine Freude und ein Genuß, weil sie ihn geistig anregte und seinen Gesichtskreis erweiterte. Besonders zog es ihn, wie alle Nordländer, nach dem sonnigen Süden. „Was hilft alle Landschaft ohne blauen Himmel?“ schrieb er später einmal. Doch hatten ihm bisher bei der Erfüllung dieser Wünsche die Beschränktheit seiner Mittel und die Ungewißheit über die nächste Gestaltung seiner dienstlichen Lage im Wege gestanden. Kaum aber war er Hauptmann im Generalstab geworden — eine Stellung, in der er voraussichtlich eine Reihe von Jahren blieb und die ihm ein etwas reichlicheres, wenn auch immer noch bescheidenes Einkommen gewährte — da hielt es ihn nicht länger in der Heimat. Wohl hatte der junge Offizier es auch schon bisher verstanden, seinem Geiste mancherlei Nahrung zuzuführen, an der andere achtlos vorübergingen; vieles blieb ihm doch unerreichbar. Das geistige Leben der preußischen Hauptstadt, auch das der militärischen Kreise, lag damals bei aller inneren Tüchtigkeit doch in einem Banne der Beschränkung. Von dem fast unbegrenzten Ineinanderfließen der politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Strömungen aller civilisierten Nationen, wie es durch die heutigen Verkehrsverhältnisse

geschaffen worden ist, zeigten sich kaum erst die Anfänge. Man lebte mit einer gewissen ruhigen Selbstzufriedenheit auf dem Seinigen, man war vielleicht gründlicher und gediegener, jedenfalls aber nicht weitschauender als heute. Mit dem scharfen Blick, der ihn auszeichnete, erkannte nun Moltke, daß diese Zeit zu Ende gehe, und daß, wer den Anforderungen der neuen gewachsen sein wolle, sich frühzeitig dafür schulen müsse. Als das geeignetste und ihm zunächst allein zugängliche Mittel hierfür erschien ihm die Kenntnis fremder Länder und Völker, die ihm einen Maßstab zur richtigen Beurteilung der eigenen, heimatlichen Dinge gewähren sollte. Und so zögerte er denn nicht, diesen Weg zu betreten. Es ist bezeichnend für ihn, mit welcher Gründlichkeit er auch hierbei zu Werke ging. Nicht auf den ausgetretenen, bequemen Bahnen der gewöhnlichen Reisen in Gegenden, deren Verhältnisse mit den heimatlichen größere oder geringere Ähnlichkeit aufwiesen und über die man am Ende auch ohne persönliche Anschauung sich ein Urteil verschaffen konnte, wollte er Menschen und Dinge kennen lernen, sondern ihm stand der Sinn nach jenem Teil der Erde, den wir als die Wiege der Kultur anzusehen gewohnt sind, und dessen genauere Kenntnis trotzdem den damaligen Zeitgenossen größtenteils entschwunden zu sein schien. Es war der Orient mit seinen Märchen und Wundern, es waren jene klassischen Gestade des östlichen Mittelmeeres mit ihren alten Sagen und geschichtlichen Erinnerungen, die ihn mächtig lockten. Hier durfte er hoffen, ein noch fast unbebautes Feld für seine Forschungen zu finden, zu denen er sich durchaus berufen und fähig fühlte. Denn er hatte, wie stets, wenn er etwas unternahm, sich auch hierzu erst gründlich vorbereitet und war über alles unterrichtet, was ihm zu wissen not that. Das beweisen seine Briefe und Berichte aus jener Zeit, in denen man eine seltene Kenntnis aller Verhältnisse der Geschichte, Länder-, Völker- und Altertumskunde der bereisten Gegenden findet.

Dazu kam, daß der Orient seit einiger Zeit wieder die Aufmerksamkeit Europas in höherem Grade als bisher auf sich gelenkt

hatte. Der heldenmütige Befreiungskampf Griechenlands von der türkischen Herrschaft war kaum erst beendet und hatte nicht nur das Mitgefühl der christlichen Völker Europas erregt, sondern auch das thätige Eingreifen verschiedener Mächte herbeigeführt. Auch in der Türkei, die bis dahin ein fast schlummerhaftes Dasein geführt, begann es sich zu regen. Die Versuche des Sultans Mahmud II, seinem Lande die Segnungen europäischer Kultur zuzuführen, erweckten die Anteilnahme der gebildeten Welt, und zwar um so mehr, je heftiger der Widerstand war, auf den sie bei den Völkern stießen, die damit beglückt werden sollten.

So wie wir Moltke bisher kennen gelernt haben, mußten alle diese Verhältnisse ihn lebhaft anregen und den Wunsch in ihm erwecken, sich durch eigene Anschauung genauere Kenntnis davon zu verschaffen. Wann der Gedanke zuerst bei ihm entstanden ist, läßt sich nicht nachweisen, denn er spricht in seinen Briefen in die Heimat mit keiner Silbe davon, — vielleicht, weil er fürchtete bei seinen Verwandten auf Widerstand zu stoßen. Jedenfalls hatte er aber schon gegen Ende des Sommers 1835 Schritte dazu gethan, denn der König erließ gleich nach seiner Rückkehr von den Manövern bei Kalisch eine Kabinetsordre, worin dem Hauptmann v. Moltke ein sechsmonatlicher Urlaub nach Wien, Konstantinopel, Athen und Neapel bewilligt wurde.

Wir ersehen aus dieser Kabinetsordre auch den Reiseweg, den Moltke zu nehmen gedachte. Freilich kam er nicht ganz zur Ausführung, denn aus der geplanten Abwesenheit von sechs Monaten wurden vier Jahre, und Griechenland hat Moltke niemals gesehen. Die ganze Zeit brachte er mit Ausnahme der Hin- und Herreise in der europäischen Türkei und in Kleinasien zu. Sie wurde für seine geistige und militärische Entwicklung von der größten Bedeutung, da sie ihm Gelegenheit gab, seine Kenntnisse zum erstenmal in bedeutenden Aufgaben durch die That zu verwerten und sich für seine künftige Führerschaft vorzubereiten.

Es ist erfreulich, daß über den nun folgenden Abschnitt des Lebens Moltkes zahlreiche Quellen vorliegen, die uns über seine

Thätigkeit, sein Denken und Fühlen genauen Aufschluß geben. Wir besitzen zunächst ein von ihm selbst im Jahre 1841 herausgegebenes Werk: „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—39, von Helmuth v. Moltke, Hauptmann im Generalstab.“[14] Es enthält außer einigen Abschnitten, die teils durch Abschriften seiner Berichte an den preußischen Generalstab, teils durch besonders für diesen Zweck geschriebene Abhandlungen gebildet werden, der Hauptsache nach Briefe an Verwandte oder nahe Freunde.[15] Alle diese Schreiben bieten uns ein höchst anziehendes, oft spannendes Bild nicht nur von den persönlichen Erlebnissen des Verfassers, sondern auch namentlich von den politischen, geographischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen der Völkerschaften und Länder, mit denen er während der ereignisreichen Zeit seines Aufenthaltes in der Türkei in Berührung gekommen ist. Moltke hat hier den Beweis geliefert, wie tief er die Anregungen seines Lehrers Karl Ritter in sich aufgenommen hatte und wie trefflich er es verstand, im Geiste dieses Mannes zu schaffen. Ritter übernahm es daher auch, das Werk bei seiner Herausgabe durch ein Vorwort in die Lesewelt einzuführen. Er sagt dabei folgendes: „Die hier vorliegenden Briefe, aus den Jahren 1835 bis 1839, über einen so wenig bekannten und durch die Zeitverhältnisse doppelt interessant gewordenen Teil des türkischen Orients enthalten so viel ganz neue Beobachtung und frischeste Darstellung von Land und Volk, so viel des merkwürdig selbst Erlebten, daß ihre Veröffentlichung nur als eine sehr erfreuliche Erscheinung betrachtet werden kann. Sie waren zwar keineswegs für eine öffentliche Mitteilung, sondern nur an verschiedene teilnehmende Freunde im Drange des Herzens und infolge einer seltenen Reihe überraschender Situationen und merkwürdiger Begebenheiten geschrieben, in welche der unternehmende Verfasser nach und nach verwickelt wurde; um so größeren Wert haben sie bei einer so lebendigen als treuen und geistreichen Auffassung und Abspiegelung nach innen und außen, und desto größerer Dank ist man der wohlwollenden Mitteilung derselben schuldig.

„Man sieht, wie der Herr Verfasser von einer absichtslos unternommenen Wanderung zu seiner Belehrung an den herrlichen Bosporus, dort, durch die Zeitumstände und seine eigene militärische Ausbildung begünstigt, eine einflußreiche Stellung für eine innere Organisation des Heeres gewinnt, und infolge dieser eine seltene Gelegenheit zu Beobachtungen und Erfahrungen, zu Entdeckungen und Unternehmungen der mannigfaltigsten Art findet, zumal in den Ländern der Türken, Turkmenen, Araber und Kurden, am oberen Euphrat und Tigris, welche wohl nicht so bald ein zweites Mal sich wiederholen möchte.

„Da diese Landschaften nicht bloß zu den weniger bekannten, sondern zum Teil zu den noch gänzlich unbekannt gebliebenen gehören, und die Reisen durch dieselben mit eigentlichen Rekognoszierungen und teilweisen Aufnahmen derselben zur Entwerfung von Plänen und Karten verbunden waren, so geht daraus ein um so reicherer Gewinn auch für die geographische Wissenschaft hervor."

Leider muß ich mir es versagen, in diesem mehr der militärischen Seite zugewandten Lebensbilde Moltkes auf den schriftstellerischen Wert der „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei", sowie auf ihre Bedeutung für Erd- und Völkerkunde, Altertumswissenschaft u. s. w. näher einzugehen und ihre frische, lebensvolle Darstellung, oft gehoben durch einen prächtigen Humor,[16] zu schildern. Sie haben in dieser Beziehung längst die allgemeine Anerkennung gefunden und sich einen ehrenvollen Platz unter den besten Erzeugnissen der deutschen Litteratur errungen. Dem militärischen Leser bietet das Werk allerdings verhältnismäßig wenig, da die Briefe mehr für ein allgemeines Publikum veröffentlicht wurden. Dagegen kommt die militärische Seite der Thätigkeit Moltkes in dieser Zeit zu ihrem vollen Rechte in den zahlreichen Berichten, die er während und nach seinem Aufenthalte im Orient teils an den preußischen Gesandten in Konstantinopel, Grafen Königsmarck, teils an die türkischen Behörden, teils nach Berlin an den Chef des Generalstabes gerichtet hat und die in der Urschrift oder in Abschriften in dem preußischen Kriegs-

archiv aufbewahrt werden. Es seien daher von diesen Schriftstücken, auf denen die nachfolgende Darstellung wesentlich beruht, die wichtigsten in Anmerkung 17 namhaft gemacht.

Begleiten wir nun unseren Moltke auf seiner Fahrt im Herbst 1835 zunächst bis Konstantinopel. Damals war eine solche Reise noch nicht so leicht wie heute, wo man im bequemen Eisenbahnwagen in wenig Tagen zum Bosporus gelangt. Schienenwege dorthin gab es überhaupt noch nicht, und selbst die Dampfschifffahrt auf der Donau war erst vor kurzem eröffnet und höchst mangelhaft. So konnte die Reise als ein ziemlich gewagtes Unternehmen gelten, zu dem jedenfalls Mut, Geduld und Gesundheit gehörten.

Am 6. Oktober[18] trat Moltke von Breslau aus die Reise zunächst nach Wien an und zwar in Begleitung des Leutnants von Bergh vom 1. Garde-Regiment zu Fuß. Die Fahrt ging mit der Schnellpost über Ohlau, Brieg, Cosel, Troppau, Olmütz und Brünn und endigte am 10. Oktober in der Hauptstadt Österreichs. Nach einem Aufenthalt von acht Tagen brachen die Reisenden von Wien wieder auf und fuhren unter mancherlei Unbequemlichkeiten zu Schiff die Donau hinab nach Pesth, wo sie am 19. abends eintrafen. Am 21. wurde die Reise mit dem Dampfschiffe weiter fortgesetzt, immer den Donaustrom abwärts, wobei jedoch nachts gehalten werden mußte. Auf der Strecke von Moldava bis Kladova, wo die Donau den Gebirgszug der Transsilvanischen Alpen durchbricht und vielfache Stromschnellen, besonders am „Eisernen Thor“, bildet, konnte das Dampfschiff nicht weiterfahren. Es mußte daher umgestiegen und ein Ruderboot benutzt werden, mit dem die Reisenden am Abend des 26. Oktober den Grenzpunkt erreichten, wo Ungarn, Serbien und Rumänien (damals noch Walachei genannt) zusammenstoßen.

Hier liegt auf einer Donauinsel die kleine Festung Neu-Orsova, die sich damals noch in dem Besitz der Türken befand und so den äußersten vorgeschobenen Posten der osmanischen Herrschaft, die letzte Spur einer siegreichen Vergangenheit, bildete. Ihr Kom-

mandant war der Pascha Osman Soliman, dem Moltke mit seinem Reisegefährten einen Besuch machte, wobei er freundlich aufgenommen wurde und zum erstenmal einen Einblick in türkische Zustände bekam.

Die Weiterreise verzögerte sich einige Tage, da es zweifelhaft war, ob man werde auf der Donau zu Thal fahren können, oder ob man den Landweg durch die Walachei über Bukarest nehmen müsse. Schließlich entschieden sich die Reisenden für das letztere und brachen demnach am 2. November zu Wagen auf.

Der strenge Winter jener Gegenden schickte bereits seine Vorboten voraus und machte die Fahrt zu einer so beschwerlichen, wie man es sich heute kaum vorstellen kann. Die Walachei war damals eben erst von der türkischen Herrschaft befreit, hatte unlängst einen Krieg überstanden und befand sich infolgedessen in einem Zustande der Verwahrlosung und Armut, der kaum glauben ließ, daß sie ein europäisches Land sei. Der Mangel fast jeglicher Kultur des Landes und der Menschen, der unglaubliche Zustand der Wege und Reiseverbindungen, das gänzliche Fehlen von Gasthäusern oder sonstigem Unterkommen versetzten die Reisenden in eine schlimmere Lage, als wenn sie sich in einem entlegenen Teil der Erde befunden hätten, da sie auf solche Verhältnisse nicht vorbereitet waren. Um so mehr erstaunten sie daher in Bukarest, das sie nach sechstägiger Fahrt erreichten, eine Stadt von fast 100,000 Einwohnern, mit Palästen, Theatern, Hotels und Equipagen, kurz allen Anzeichen einer entwickelten Civilisation zu finden, in der sie sich von den gehabten Anstrengungen und Entbehrungen erholen konnten.

Moltke und v. Bergh suchten in Bukarest den preußischen Konsul auf, der ihnen sofort Einladungen in die vornehme Gesellschaft verschaffte und sie auch dem Hospodaren*) Alexander Ghika vorstellte. Durch dessen Vermittelung gelang es Moltke während der Zeit seines achttägigen Aufenthaltes in Bukarest sich einen Ein-

*) Fürst-Statthalter; wurde 1842 abgesetzt.

blick in die Militärverhältnisse des Fürstentums zu verschaffen. Er hat später dem preußischen Generalstabe eine Denkschrift darüber eingereicht, doch sind deren Angaben heutzutage nicht mehr von unmittelbarem Interesse, da das Land seitdem in die Reihe der civilisierten europäischen Staaten eingetreten ist und unter der segensreichen Regierung eines Fürsten aus dem Hause Hohenzollern seine Heeresverfassung völlig umgestaltet hat.

Von Bukarest traten die beiden preußischen Offiziere am 11. November 1835 ihre beschwerliche Weiterreise zu Lande nach Konstantinopel an. Irgend welche Post- oder sonstigen regelmäßigen Verbindungen gab es nicht, da eine Reise durch Bulgarien zu den größten Seltenheiten gehörte und namentlich im Winter mit den erheblichsten Anstrengungen verknüpft war. Die Reisenden mußten sich von Rustschuk ab einem Unternehmer anvertrauen, der sie für 100 Thaler nach Konstantinopel zu schaffen versprach. Die Reise wurde ganz zu Pferde ausgeführt und ging über Schumla, Kasan, dann im Thal der Tundscha abwärts über Adrianopel nach dem Bosporus. „Am zehnten Morgen, seit wir aus Rustschuk ausgeritten, sahen wir die Sonne hinter einem fernen Gebirge emporsteigen, an dessen Fuß ein Silberstreif hinzog. Es war Asien, die Wiege der Völker, es war der schneebedeckte Olymp und der klare Propontis, auf dessen tiefem Blau einzelne Segel wie Schwäne schimmerten. Bald leuchtete aus dem Meere ein Wald von Minarets, von Masten und Cypressen empor — es war Konstantinopel." Mit diesen Worten schildert Moltke seine Ankunft in der türkischen Hauptstadt.[19]

Nur auf einen Aufenthalt von wenigen Wochen in der Türkei hatte er es abgesehen. Aber die Verhältnisse, die ihn bald mit den leitenden Persönlichkeiten des türkischen Reiches zusammenführten und diese auf die Tüchtigkeit des jungen, deutschen Offiziers aufmerksam machten, fügten es, daß er ebensoviele Jahre blieb, und daß ihm in der Folge Gelegenheit gegeben wurde, an wichtigen Ereignissen des türkischen Reiches thatkräftigen Anteil zu nehmen.

7. Moltke als militärischer Berater des Seraskiers.

Zum Verständnis der nun folgenden Epoche im Leben Moltkes ist es unerläßlich, einen kurzen Blick auf die politisch-militärische Lage der Türkei im Jahre 1835 zu werfen, wie sie sich als Folge der Ereignisse in den letzten fünfzehn Jahren entwickelt hatte.

„Es ist lange die Aufgabe abendländischer Heere gewesen,“ sagt Moltke, „der osmanischen Macht Schranken zu setzen; heute scheint es die Sorge der europäischen Politik zu sein, diesem Staat das Dasein zu fristen. Die Zeit liegt nicht so fern, da man ernstlich fürchten durfte, der Islam könne im Abendlande die Oberhand gewinnen, wie er im Orient gesiegt. Die Bekenner des Propheten hatten Länder erobert, in welchen das Christentum seit Jahrhunderten Wurzel gefaßt. Der klassische Boden der Apostel, Korinth und Ephesus, Nicäa, die Stadt der Synoden und Kirchen, wie Antiochien, Nikomedien und Alexandrien, waren ihrer Gewalt unterworfen. Selbst die Wiege des Christentums und das Grab des Erlösers, Palästina und Jerusalem, gehorchten den Ungläubigen, welche ihren Besitz gegen die gesamte abendländische Ritterschaft behaupteten. Ihnen war es vorbehalten, die lange Dauer des oströmischen Reiches zu beenden und die Sophienkirche, in welcher fast 1000 Jahre Christus und die Heiligen verehrt worden waren, Allah und dem Propheten zu weihen. Zu eben der Zeit, wo man in Konstanz über religiöse Sätze stritt, wo die Aussöhnung der griechischen mit der katholischen Kirche sich zerschlug und der Abfall von 40 Millionen Christen von der Herrschaft der Päpste sich

vorbereitete, drangen die Moslem siegreich bis Steiermark und Salzburg vor. Der vornehmste Fürst des damaligen Europas, der römische König, floh vor ihnen aus seiner Hauptstadt, und wenig fehlte, so wurde der Stefan zu Wien eine Moschee, wie die St. Sophia zu Byzanz. Damals gehorchten die Länder von der afrikanischen Wüste bis zum kaspischen See und vom indischen Ozean bis zum atlantischen Meere dem Padischah. Venedig und die deutschen Kaiser standen im Tributregister der Pforte. Ihr gehörten drei Viertel der Küsten des mittelländischen Meeres; der Nil, der Euphrat und fast auch die Donau waren türkische Flüsse, der Archipel und das schwarze Meer waren türkische Binnenwasser geworden."

Seit dieser von Moltke geschilderten Zeit hatten sich indes in der Türkei große Veränderungen vollzogen, das Reich war dem gewöhnlichen Lose aller Barbarenherrschaften verfallen. Eine innerliche Durchdringung des Völkergemisches, über das die Osmanen geboten, war ihnen nicht gelungen, noch immer glich das Land mehr einem Feldlager, als einem Staate. Die Türken hatten sich nicht, wie es sonst geschieht, wo Reiche durch Eroberung gegründet werden, aus Kriegern in Ackerbauer verwandelt; neun Zehntel des Landes lagen brach. Die militärische Kraft der Osmanen aber war längst geschwunden und nur der Hochmut und die Unlust an der Arbeit geblieben. Längst hatte daher eine Zerbröckelung des Staates begonnen, indem die Statthalter und Paschas sich unabhängig zu machen suchten. Die christlichen Bevölkerungen, die Rajahs, waren durch strenge Gesetze zu einem Zustande der Halbsklaverei verdammt, dessen Druck um so lebhafter empfunden wurde, je mehr in einzelnen Gebieten des weiten Reiches allmählich Handel, Wohlstand und Bildung sich hoben. Der Gegensatz zwischen Christen und Musulmanen trat hierdurch immer schärfer hervor, namentlich seitdem erstere in dem glaubensverwandten Rußland, dessen Staatskunst von Peter dem Großen an stetig auf Schwächung des türkischen Reiches gerichtet war, einen mächtigen Rückhalt fanden.

Besonders lebhaft machte sich der Wunsch nach nationaler

und geistiger Selbständigkeit unter den Griechen geltend, bei denen die alten Erinnerungen an die hellenischen Großthaten sich belebten und zur Wiedererringung der Freiheit begeisterten. Eine Anzahl von politischen Vereinen, die sich rasch über das ganze Land ausbreiteten, und deren Unterdrückung den türkischen Behörden nicht gelingen wollte, schürte geschickt die allgemeine Erregung und suchte vor allem sich der thatkräftigen Hilfe Rußlands bei einem Aufstande zu versichern.

Die Zeit hierzu schien gekommen, als im Jahre 1820 die Pforte in einen Krieg mit dem aufrührerischen Pascha Ali von Janina verwickelt wurde. Bald tobte auf der ganzen griechischen Halbinsel ein verzweifelter Kampf zur völligen Vertreibung der Türken, an dem sich auch die seetüchtigen Bewohner der griechischen Inseln beteiligten, indem sie eine Kriegsflotte schufen, die sich der türkischen gewachsen zeigte. Der Sultan sah sich daher gezwungen, die Hilfe des mächtigsten seiner Vasallen, des Vizekönigs Mehemed Ali von Ägypten, in Anspruch zu nehmen.

Dieser Mann, dem auch späterhin bei den Ereignissen, an denen Moltke teilnahm, eine bedeutende Rolle zufiel, herrschte damals unumschränkt in ganz Ägypten und suchte seine Macht noch immer weiter auszubreiten. Hierzu diente ihm ein von einem Franzosen geschaffenes starkes, stehendes Heer und eine zahlreiche Flotte. Als nun 1823 die Pforte mit dem Ersuchen um Hilfe gegen die aufständischen Griechen an ihn herantrat, ergriff er gern diese Gelegenheit, die ihm großen Einfluß und Erweiterung seiner Herrschaft verhieß. Im März 1825 erschien sein Sohn Ibrahim mit einer Flotte und einem starken Heere in den griechischen Gewässern, landete auf dem Peloponnes und breitete sich plündernd und mordend auf der Halbinsel aus. Die Griechen waren genötigt, sich in die Festung Missolunghi zurückzuziehen, die sie lange heldenmütig verteidigten. Als aber 1826 auch diese Zufluchtsstätte gefallen war, schien der Kampf zum Vorteil der Ungläubigen entschieden.

Nun endlich entschlossen sich die christlichen Mächte, zu

Gunsten der Griechen, die man nicht völlig der Wut der Sieger preisgeben konnte, einzuschreiten. Am 6. Juli 1827 kam ein Vertrag zwischen England und Rußland zu stande, dem später auch Frankreich beitrat, worin diese Mächte sich verpflichteten, zwischen der Pforte und den Griechen einen Frieden zu vermitteln.

Auf dem Throne Osmans saß damals Sultan Mahmud II, ein Mann, der zu den wenigen türkischen Herrschern in diesem Jahrhundert gehörte, die eine gewisse Bedeutung erlangt haben. Er war 1785 als zweiter Sohn des Sultans Abdul Hamid geboren und wuchs fast ohne Erziehung hinter den Mauern des Serails zu Konstantinopel auf. 1808 erregten die Janitscharen einen Aufstand gegen den regierenden Sultan Mustafa, den älteren Bruder Mahmuds, und zwar zu Gunsten von dessen Oheim Selim. Da aber letzterer hierbei umkam, so erhoben die Aufständischen den 23jährigen Mahmud auf den Thron, der ihnen dafür alle ihre Forderungen bewilligen mußte, darunter auch das Todesurteil seines Bruders Mustafa. Indem er hierin nachgab, sicherte er seinen eigenen Thron, denn nunmehr war er der einzige und letzte Sprößling vom Stamme Osmans und als solcher geheiligt.

Der junge Fürst überragte zwar an Kenntnissen und Bildung keineswegs seine Umgebung — so sprach er z. B. keine einzige fremde Sprache — allein er zeigte Mut, Thatkraft und Verständnis für das, was seinem Lande not that. Vor allem erkannte er, daß die ewigen Palastumwälzungen und Militäraufstände der Janitscharen sein Reich an den Rand des Abgrundes bringen mußten.

Die Macht der Janitscharen war mit jedem Aufstande gewachsen, den sie gegen irgend eine mißliebige Verfügung des Großherrn erregten, weil er stets glücklich für sie ablief. Ohne ihren Willen konnte nicht das Geringste geschehen, ja sie verfügten endlich sogar nach Gefallen über die Besetzung des Thrones. Vergebens hatten die Sultane die drückende Herrschaft dieser „Prätorianer des Islams“ abzuschütteln versucht, sie verloren fast alle dabei den Thron und mehrere das Leben. Sultan Mahmud II schuf sich

daher in den Nizams (Linie) eine andere stehende Truppe und damit auch das Mittel, sich der unerträglichen Plage zu entledigen. Als im Juni 1826 wiederum ein Militäraufstand in Konstantiopel ausbrach, beschloß er, das ganze Korps der Janitscharen mit einem Schlage zu vernichten. Ausgerüstet mit einem Verdammungsurteil des Scheich-ül-Islam, des obersten Hüters der Religion, trat der Sultan mit der Fahne des Propheten in der Hand am 14. Juni 1826 aus dem Serail heraus, fest entschlossen, den Widerstand der Aufrührer zu brechen. Diese lagerten in ihrer Kaserne auf dem Atmeidam und dem dabei befindlichen Platze, der alten byzantinischen Rennbahn. Mit Hilfe der Nizams und eines großen Teiles der den Janitscharen keineswegs gewogenen Bevölkerung wurden sie mit Kartätschen zusammengeschossen, so daß 15,000 Mann auf dem Platze blieben. Was dem Blutbade entkommen konnte, ließ man größtenteils laufen, denn nicht um die Vernichtung der Personen handelte es sich, sondern um die der Einrichtung.

Vertrauend auf diesen Erfolg im Inneren und die Fortschritte der Ägypter im Kriege gegen die Hellenen wagte es nun Mahmud, die oben erwähnten Vermittlungsvorschläge der verbündeten Mächte Rußland, England und Frankreich im Sommer 1827 zurückzuweisen. Da erschien eine Flotte dieser drei Staaten in den griechischen Gewässern und verlangte das Aufhören der Verwüstungen durch die türkisch-ägyptischen Truppen im Peloponnes, sowie die Rücksendung der bei Navarin lagernden ägyptischen Schiffe. Als dies verweigert wurde, lief die christliche Flotte in den Hafen von Navarin ein und zerstörte am 20. Oktober 1827 in wenig Stunden die gesamte türkische und ägyptische Seemacht. Allein eben dies Ereignis rüttelte noch einmal die schlummernde Kraft des Osmanentums wach. Im Dezember 1827 entfaltete Sultan Mahmud von neuem die Fahne des Propheten, hierdurch alle Moslemin zum Glaubenskampf gegen das Abendland aufrufend.

Jetzt aber trat Rußland auf den Kampfplatz. Nach dem im Jahre 1825 erfolgten Tode des Kaisers Alexander I war dessen

zweiter Bruder Nikolaus zur Regierung gelangt. Dieser thatkräftige Herrscher hatte den Versuchen Mahmuds II, die Türkei aus ihrer Erstarrung herauszureißen, schon lange mit Besorgnis zugesehen. Nunmehr hielt er den Zeitpunkt für gekommen, dem Osmanentum den Todesstoß zu versetzen, und erklärte der Pforte am 28. April 1828 den Krieg.

Wir besitzen über den Verlauf der nunmehr folgenden Ereignisse eine eingehende Arbeit aus der Feder Moltkes selbst, die im Jahre 1845 bei G. Reimer in Berlin unter dem Titel: „Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 und 1829, dargestellt durch Freiherrn von Moltke, Major im Königlich Preußischen Generalstabe", im Druck erschienen ist.[20] Dieses Werk beruht auf einer genauen, persönlichen Kenntnis sowohl des Kriegsschauplatzes, die sich Moltke durch zweimaligen Besuch jener Gegenden erwarb, als auch der beiden beteiligten Armeen. Es weist daher Vorzüge auf, die sich selten bei der Darstellung von Kriegsereignissen, denen der Verfasser nicht selbst beigewohnt hat, vereinigt finden. Die darin gefällten Urteile über die Einrichtung und den Wert der Streitkräfte, den Geist und Charakter der Persönlichkeiten, sowie namentlich auch die kritischen Bemerkungen über den Gang der Kriegshandlung gehören zu dem Besten, was über diesen Krieg überhaupt geschrieben worden ist, und machen die Arbeit zu einem Muster klarer, wohldurchdachter Darstellung. Auch die Schreibart, obwohl sie den Standpunkt streng sachlicher Geschichtsforschung niemals verläßt, ist flüssiger, lebhafter und anregender, als man sie sonst meist in kriegsgeschichtlichen Werken findet.

Das Buch gliedert den Stoff dem natürlichen Verlaufe der Ereignisse entsprechend in zwei Teile, von denen der erste den Feldzug des Jahres 1828, der andere den von 1829 umfaßt. Vorausgeschickt ist jedem Teile eine Einleitung, die mit großer Klarheit die politischen und militärischen Verhältnisse beim Beginn des Feldzuges darlegt. Auch enthält der erste Teil eine eingehende Schilderung des Kriegsschauplatzes, in der man den geschulten Generalstabsoffizier, der die militärische Bedeutung eines jeden

Geländes mit sicherem Blick erfaßt, wiedererkennt. Moltke legt zwar die auf beiden Seiten gemachten zahlreichen Fehler in der Heeresleitung schonungslos bloß und spricht auch seine Ansicht aus, wie sie zu vermeiden gewesen wären, läßt aber andererseits der Tapferkeit und Hingebung der Truppen, namentlich der russischen, volle Gerechtigkeit wiederfahren. Bezüglich der Führer weiß er allerdings auf türkischer Seite, wo sich Unfähigkeit, ja Verrat in erschreckender Weise geltend machten, wenig Günstiges zu berichten, dagegen hebt er die Feldherrnkunst, die Thatkraft und Entschlossenheit des russischen Generals Diebitsch gebührend hervor.

Es ist hier nicht der Ort, auf den Verlauf des Krieges 1828—29 näher einzugehen, doch muß zum Verständnis des Folgenden wenigstens ein kurzer Überblick gegeben werden.

Was die türkischen Streitkräfte angeht, so hatte, wie schon erwähnt, Sultan Mahmud sich bemüht, statt der Janitscharen ein anderes stehendes Heer, die Nizams, zu schaffen, das etwa 48,000 Mann zählte. Es war europäisch gekleidet, bewaffnet und ausgebildet worden. Der Großherr leitete persönlich seine Übungen, nachdem er sich selbst durch Europäer hatte im Exerzieren unterrichten lassen. Die Neuheit dieser Einrichtungen, der Widerwille, mit dem das Volk sie aufnahm, der Drang der Verhältnisse und die Kürze der Zeit machten freilich, daß alles übereilt wurde. Die Mannschaften waren mit Gewalt in den Dörfern ausgehoben, oft in Ketten nach Konstantinopel geführt worden und wurden dort als Gefangene bewacht. An gebildeten Offizieren fehlte es gänzlich, und doch gestattete das religiöse Vorurteil nicht, Fremde als Befehlshaber anzustellen. Ebenso blieben auch die Christen gänzlich vom Waffendienst ausgeschlossen.

Nach allem diesem war es klar, daß die türkischen Scharen dem geordneten russischen Heere gegenüber nicht zu siegen vermochten. Trotzdem brachte der Feldzug des Jahres 1828 dem russischen Heere so gut wie gar keine Erfolge. Die Türken gaben in der richtigen Überzeugung, daß sie die Donaufürstentümer Moldau und Walachei mit ihren schwachen Kräften doch nicht

halten könnten, das ganze linke Ufer der Donau preis und beschränkten sich auf die Behauptung der auf dem rechten Ufer gelegenen Festungen.

Der Kampf gewann daher bald fast ausschließlich die Gestalt eines Festungskrieges, auf den die Russen nur mangelhaft vorbereitet waren. Es gelang ihnen zwar, die Donau zu überschreiten und unter Einschließung von Silistria und Widdin gegen Schumla und Varna vorzudringen, allein nur letztere Festung fiel in ihre Hände, während Schumla nicht einmal ganz von der Verbindung mit Adrianopel abgeschnitten wurde. So war, als der Winter herannahte, an ein weiteres Vordringen nach Süden nicht zu denken, und da das verwüstete Bulgarien die russischen Truppen nicht länger zu ernähren vermochte, so mußten diese hinter die Donau zurückgehen und alle errungenen Vorteile wieder preisgeben.

Zum Feldzuge des nächsten Jahres rüstete die Pforte mit aller Macht, doch gelang es ihr nicht mehr als 40,000 Mann regelmäßiger Truppen aufzustellen, während die Russen mit 150,000 ins Feld rückten. Diese wurden von dem als sehr tüchtig bekannten General Diebitsch befehligt, der, von deutscher Geburt und im Berliner Kadettenhause erzogen, seit 1801 in russischen Diensten stand.

Im Mai überschritten die Russen die Donau bei Hirsowa und schlossen Silistria ein. Das osmanische Heer befehligte Reschid Pascha, ein tapferer Mann, der jedoch nach anfänglichen Erfolgen am 11. Juni 1829 bei Kulewtschi entscheidend geschlagen wurde. In kühnem Zuge überschritt nun der siegreiche Diebitsch mit seinem freilich sehr zusammengeschmolzenen Heere den Balkan und erschien am 19. August 1829 unerwartet vor Adrianopel. Die Überraschung und eine List Diebitschs, welche die Türken über die Stärke seiner Truppen täuschte, bewogen erstere, die Stadt ohne Schwertstreich zu räumen und nach Konstantinopel abzuziehen.

Nun pflanzte der Sultan zum drittenmal die Fahne des Propheten auf, um die bedrohte Hauptstadt zu retten. Allein das erschöpfte Land vermochte dieser feierlichen Berufung an den

Glaubenseifer nicht mehr zu entsprechen. Bald streiften die russischen Plänkler bis an die Thore von Konstantinopel, und das Reich Osmans schien dem Untergang geweiht.

Allein weder dem Sultan selbst, noch irgend Jemandem in seiner Umgebung fiel es ein, sich über die Lage der Dinge gründlich zu unterrichten und sich darüber klar zu werden, ob sie wirklich für die Türken so hoffnungslos und für die Russen so glänzend stand, wie es den Anschein hatte. Dies war nach dem Urteil Moltkes in seinem Werke über den Feldzug 1828—1829 keineswegs der Fall. Konstantinopel war durch starke Befestigungen zu Lande und zur See gegen jeden Handstreich gesichert. Auf russischer Seite aber fehlte es durchaus an Belagerungsmaterial, und der Zustand des durch Anstrengungen, Mangel und Krankheiten arg zusammengeschmolzenen Heeres war von der Art, daß es niemals einen ernstlichen Angriff hätte wagen können.

Nicht minder bedenklich erschien die politische Lage für die Russen. Selbst wenn Konstantinopel genommen wurde, konnte es unmöglich behauptet werden; das übrige Europa hätte das nicht geduldet. Da war es für die Russen nur erwünscht, als sich nun die europäischen Regierungen ins Mittel legten und zu einem Frieden drängten. Von preußischer Seite erschien der Chef des Generalstabes v. Müffling in Konstantinopel und unterhandelte in Gemeinschaft mit dem preußischen Gesandten Royer wesentlich zum Vorteil Rußlands mit der Pforte. Auch England, das bereits eine Flotte im ägäischen Meere zusammenzog, wirkte für die Beendigung der Feindseligkeiten.

So kam im September 1829 der Friede von Adrianopel zu stande, worin Rußland alle Eroberungen auf dem europäischen Gebiet der Türkei zurückgab und nur in Asien einige feste Plätze am schwarzen Meer behielt. Die Donaufürstentümer und Serbien machten einen weiteren Schritt zu ihrer Selbständigkeit, vor allem aber wurde Griechenland gegen Zahlung einer jährlichen Abgabe von der türkischen Herrschaft befreit.

Nicht lange indes sollte die Türkei die mit so schweren

Opfern erkaufte Ruhe genießen. Schon lange bereitete der Pforte ihre Stellung zu Ägypten schwere Sorgen. Die Hoffnungen Mehemed Alis auf Vergrößerung seiner Macht, die ihn hauptsächlich zur Unterstützung der Türkei in ihren Kämpfen mit Griechenland bestimmt hatten, waren nur zum kleinen Teil in Erfüllung gegangen. Er machte dafür den Sultan selbst verantwortlich und verlangte von diesem als Entschädigung Syrien, dessen Besitz für ihn, wie ein Blick auf die Karte zeigt, allerdings fast notwendig war, wenn er die Absicht hatte, ein eigenes, unabhängiges Reich mit Einschluß von Arabien zu gründen. Da die Pforte sich hierauf natürlich nicht einlassen wollte, so brach Mehemed Alis Adoptivsohn Ibrahim im November 1831 mit einem gut gerüsteten und nach europäischer Weise geschulten Heere von 20,000 Mann in Syrien ein.

Jetzt erklärte der Sultan über Mehemed Ali als einen Verräter am Islam die Acht und sandte alle verfügbaren Truppen den Ägyptern entgegen. Allein sein Oberfeldherr Hussein Pascha wurde von Ibrahim am 29. Juni am Beylanpaß, nördlich von dem alten Antiochia, geschlagen, gab auch die Tauruspässe frei und zog sich auf die Hochebene von Kleinasien zurück. Ibrahim folgte ihm dorthin und besiegte die nunmehr von dem Großvezier Reschid Mehemed Pascha befehligten Türken am 21. Dezember 1832 zum zweitenmal bei Koniah, dem alten Ikonium.

Nun lag der Weg zum Bosporus offen vor dem Sohne Mehemed Alis, und schon begannen sich die Türken zu fragen, ob es nicht der Wille Allahs sei, den Osmanen die Herrschaft zu nehmen und sie dem Ägypter zu geben. Die Pforte wußte sich keinen Rat mehr. Von den Westmächten im Stich gelassen sah sie sich gezwungen, von derjenigen Macht Hilfe anzunehmen, deren Heer erst wenige Jahre zuvor Konstantinopel von der anderen Seite her bedroht hatte. Rußland verstand diese Lage meisterhaft auszunutzen. Anstatt der völlig wehrlosen Türkei den Gnadenstoß zu versetzen, erklärte sich Kaiser Nikolaus zur Hilfe bereit. Nachdem eine diplomatische und militärische Vermittlung an den Ansprüchen

Mehemed Alis und Ibrahims gescheitert war, erschien eine russische Flotte im Bosporus und landete 20,000 Mann auf der asiatischen Seite. Nun wurden auch die Westmächte ernstlich besorgt, und es gelang den Bemühungen des französischen und englischen Gesandten, bevor ein thätiges Eingreifen der russischen Truppen erfolgt war, im Mai 1833 den Frieden von Kutajah herbeizuführen, der dem Ägypter im Wesentlichen alle seine Forderungen gewährte. Er erhielt Syrien, und sein Sohn Ibrahim wurde Statthalter von Cilicien.

Darauf zog das ägyptische Heer ab, und auch die Russen verließen das türkische Gebiet. Aber nicht mit leeren Händen. Die Pforte mußte mit Rußland ein Schutz- und Trutzbündnis abschließen und sich verpflichten, die Meerenge der Dardanellen zu schließen, d. h. keinem fremden Kriegsschiffe die Einfahrt zu gestatten. Hiermit waren England und Frankreich überlistet, die Pforte aber in ein völliges Abhängigkeitsverhältnis von Rußland gebracht.

So lagen die Dinge noch, als Moltke im Spätjahr 1835 in Konstantinopel anlangte. Ihm waren alle die soeben geschilderten Zustände und Ereignisse gründlich bekannt, denn er hatte sie im Berliner Generalstab mit Eifer verfolgt, und man darf wohl annehmen, daß gerade die hierdurch erweckte Anteilnahme mitbestimmend für seinen Entschluß gewesen ist, nach Konstantinopel zu gehen.

Nachdem Moltke und sein Reisegefährte v. Bergh sich zunächst in Konstantinopel etwas umgesehen hatten, machten sie dem preußischen Gesandten bei der Pforte, Grafen Königsmarck, an den sie Empfehlungen besaßen, einen Besuch. Der Graf empfing die beiden Offiziere sehr zuvorkommend, öffnete ihnen sein gastfreies Haus und erbot sich zur Vermittlung anderer Bekanntschaften, auch mit hochgestellten Türken. Einer der angesehensten von diesen, der zudem für den Militär besonderes Interesse bot, war Mehemed Chosref Pascha, der „Seraskier", d. h. der Oberbefehlshaber des osmanischen Heeres, der in seiner Person die

Stellung eines Kriegsministers und obersten Truppenführers vereinigte.

Diesem aus dem niederen Volke stammenden, aber klugen und ränkevollen Manne war es gelungen, sich 35 Jahre lang in der Gunst des Großherrn und damit in den höchsten Staatsämtern zu erhalten, — eine Aufgabe, die in der Türkei, wo alles nach persönlichen Rücksichten entschieden wird, ihre besonderen Schwierigkeiten hatte. Sein ganzes Leben bestand aber auch in einem fast unausgesetzten Kampfe gegen Nebenbuhler und Feinde, deren er nur durch seine überlegene Schlauheit und Rücksichtslosigkeit Herr zu werden vermochte. Zwei Umstände waren es besonders, durch die er sich dem Sultan unentbehrlich zu machen gewußt hatte: als Befehlshaber der Polizei in der Hauptstadt sowie als eifriger Förderer der von Mahmud angestrebten Verbesserungen, besonders auf militärischem Gebiete. „In ersterer Beziehung hat Chosref Pascha ein unbestreitbares Verdienst, doppelt wichtig in der Türkei, wo ein Großherr Schlachten und Provinzen verlieren, aber einen Aufruhr in Konstantinopel nicht vertragen kann. Der Seraskier redet fast nur in scherzhaftem Ton, aber die Mächtigen zittern bei seinem Lächeln. Er weiß alles, was in der Hauptstadt vorgeht, hat seine Kundschafter überall und kennt keine Schonung gegen solche, die sich der neuen Ordnung der Dinge widersetzen."

Als Beförderer der militärischen Neuerungen hatte er freilich geringere Erfolge aufzuweisen. Chosref war zwar der erste, der dem Sultan eine europäisch geschulte Truppe vorstellte und die schöne, alttürkische Tracht gegen eine geschmacklose und unbequeme Nachbildung abendländischer Uniformen vertauschte, allein über Äußerlichkeiten und Anläufe kam auch er nicht hinaus. Eine gründliche Änderung läßt sich in einem Lande, wie die Türkei, überhaupt nicht im Handumdrehen bewirken, denn alles Neue, Ungewohnte ist dem Osmanen aufs ärgste verhaßt. Moltke bezweifelt auch, daß es dem Seraskier mit seinen Verbesserungen wirklich Ernst gewesen sei, es kam ihm vielmehr vor, als ob er sie in seinem Innern mit der tiefsten Ironie betrachte. Aber

sie waren ihm ein Mittel zur Macht, und Macht bildete die einzige, ungebändigte Leidenschaft dieses Mannes.

Die persönliche Erscheinung Chosref Paschas beschreibt uns Moltke folgendermaßen: „Stelle Dir einen Greis von nahezu achtzig Jahren vor, der die ganze Lebendigkeit, Rührigkeit und Laune eines Jünglings bewahrt hat. Das stark rote Gesicht mit schneeweißem Bart, eine große gebogene Nase und auffallend kleine, aber blitzende Augen bilden eine markante Physiognomie, die durch die rote, über die Ohren hinabgezogene Mütze nicht verschönert wird. Der große Kopf sitzt auf einem kleinen, breiten Körper mit kurzen, krummen Beinen.“

Zur Zeit, als Moltke ihn kennen lernte, befand er sich auf dem Gipfel seines Ansehens. Hunderte von Agas (Beamten) und Kawassen (Polizeisoldaten) standen in seinem persönlichen Dienst und brachten ihm Kenntnis von allem, was vorging. Diese Kenntnis benutzte er hauptsächlich, um sich seiner Feinde zu entledigen und die eigenen Anhänger in die angesehensten Stellungen zu bringen. Er verschaffte sogar dem Sultan seine Schwiegersöhne und bestritt dafür die großen Kosten der Hochzeit und Ausstattung. Auf diese Weise hatte er bereits zwei seiner ehemaligen Günstlinge versorgt, Halil und Sayd Mehemed, die ihm freilich später mit Undank lohnten.

Bei der ersten Zusammenkunft, die der Seraskier am 15. Dezember 1835 den beiden preußischen Offizieren gewährte, empfing er sie stehend in seinem hölzernen Palast bei der Moschee Bajazids. Er führte die Unterhaltung durch einen Dragoman (Dolmetscher) mit „vieler Jovialität und Ungebundenheit“. Natürlich berührte das Gespräch hauptsächlich militärische Gegenstände; der Pascha verbreitete sich namentlich über die Neuerungen in der türkischen Armee, bei der man seit einiger Zeit eine Art von Miliz- oder Landwehrsystem einzuführen begonnen hatte. Da die preußische Landwehr damals die einzige ähnliche Einrichtung war, so lag es nahe, daß sie ebenfalls im Gespräch erwähnt wurde. Chosref ließ sich von den preußischen Offizieren nähere Auskunft darüber geben.

Namentlich die klaren und wohldurchdachten Antworten Moltkes schienen ihm zu gefallen, denn er kam mehrfach auf diese Angelegenheit zurück. Auch von dem Apparat eines Kriegsspiels, von welchem König Friedrich Wilhelm III dem Sultan ein Exemplar übersandt hatte, war die Rede. Der Sultan hatte das Spiel, mit dem er nichts anzufangen wußte, seinem Seraskier verehrt, der aber ebensowenig davon verstand. Er fragte nunmehr Moltke, ob dieser ihm den Gebrauch erklären könne, und schien sehr erfreut, als dies bejaht wurde. In der That wurde Moltke bereits am 17. Dezember wieder zu dem Seraskier gerufen, um diesem das Kriegsspiel vorzuführen. Er schildert das Ereignis in seinem Tagebuch mit folgenden Worten: „Nachdem wir den Plan von Leipzig aufgelegt und die Truppen, die schon arg durcheinandergeworfen, geordnet, erschienen zwei Divisionsgenerale, Selim Pascha, der von Mehemed Ali übergelaufen war und etwas Französisch sprach, und Mehemed Pascha, der gar keine Vorstellung von irgend welchen taktischen Begriffen hatte. Er ist nichtsdestoweniger der designierte Chef des Generalstabes des Seraskiers. Ich gab eine kurze Erklärung, improvisierte eine Generalidee und arrangierte ein kleines Gefecht von Kavallerie gegen Infanterie vor einem Defilee und machte, wie Squenz der Rollenfresser, so ziemlich den Vertrauten der beiden Parteien zugleich.“

Die Kenntnisse und Fertigkeiten Moltkes legten dem Seraskier den Wunsch nahe, die Dienste des preußischen Generalstabsoffiziers für seine Zwecke in Anspruch zu nehmen, und er ließ daher Moltke durch die Gesandtschaft förmlich auffordern, seine Abreise, die bereits nach dreiwöchentlichem Aufenthalte in Konstantinopel erfolgen sollte, noch aufzuschieben. Moltke ging, wenn auch ungern, hierauf ein, unter der Voraussetzung, daß ihm von Berlin aus der Urlaub verlängert werde. Seinen bisherigen Reisegefährten, Herrn v. Bergh, mußte er allein weiterziehen lassen.

Von jetzt ab trat Moltke in lebhaften Verkehr mit Chosref Pascha, der den kenntnisreichen preußischen Offizier jede Woche mehrmals rufen ließ, um sich mit ihm über seine Pläne zu unter-

halten und dessen Ansichten und Urteile darüber zu hören. Das Ergebnis dieser Besprechungen bildete der förmliche Auftrag an Moltke, einen Plan zur Errichtung einer türkischen Miliz auszuarbeiten, der sich so viel wie möglich der preußischen Landwehreinrichtung nähern sollte. Moltke siedelte auf Wunsch Chosrefs aus seiner bisherigen Wohnung nach dem Hause des ersten Dragomans des Seraskiers, Namens Mardiraki, über. Dieser hatte den Befehl, die Arbeit Moltkes in das Türkische zu übersetzen, denn Chosref verstand, ebensowenig wie der Sultan, irgend eine andere Sprache, als die eigene.

Die ganz in französischer Sprache abgefaßte Denkschrift Moltkes trägt den Titel: „Mémoire présenté à Son Altesse le Séraskier-Pacha sur l'organisation d'une milice dans l'empire ottoman, Péra, en février 1836“. Sie ist uns erhalten und gibt ein rühmliches Zeugnis nicht nur von dem Fleiß und der gründlichen Sachkenntnis des Verfassers, sondern auch von seinem Geschick in der Übertragung und Anwendung seines Wissens auf fremde Verhältnisse. Zum Verständnis der Vorschläge Moltkes, sowie zu dem der späteren kriegerischen Ereignisse ist eine kurze Schilderung des damaligen Zustandes und der Einrichtungen der türkischen Armee erforderlich.

Obwohl dem Namen nach dem Großvezier die höchste bürgerliche und militärische Macht zustand, war das eigentliche Haupt der Armee der Seraskier Chosref Pascha. Behörden wie Kriegsministerium, Generalstab, Intendantur und Auditoriat waren nicht vorhanden. Überhaupt wurden alle Geschäfte in der Türkei nicht durch Behörden, sondern nur durch einzelne Personen erledigt. Ein geordnetes Finanzwesen gab es nicht und demgemäß auch kein Militärbudget. Selbst für regelmäßige Ausgaben waren keine festen Fonds vorhanden, sondern es wurden je nach dem Eingang der Steuern dem Kriegsminister größere oder kleinere Summen zugewiesen — manchmal aber auch nicht. Alle Ämter waren käuflich und wurden demjenigen zugeschlagen, der den höchsten Preis bot.

Der Ersatz des stehenden Heeres geschah durch Konskription, indem von jeder Provinz eine bestimmte Zahl von Rekruten gefordert wurde. Die Aufbringung dieser Leute konnte oft nur unter Anwendung von Gewalt bewirkt werden. Auch Kriegsgefangene wurden zum Dienst in der türkischen Armee gezwungen.

Die Dienstzeit war nicht auf eine bestimmte Reihe von Jahren festgesetzt, sondern galt für die Lebensdauer. Verabschiedungen traten niemals ein, Beurlaubungen und Pensionierungen, auch von Offizieren, nur selten und galten als persönliche Gnadensache. Der Bildungsstandpunkt des osmanischen Heeres war ein unglaublich niedriger; wissenschaftliche Kenntnisse waren selbst bei den höchsten Offizieren eine seltene Ausnahme, die meisten konnten kaum ihren Namen schreiben.

Bis zum Major ernannte der Seraskier die Offiziere, die höheren Grade bedurften der Bestätigung durch den Sultan. Aber alles hing dabei nicht von Kenntnissen und Verdienst, sondern von der Gunst und dem Zufall ab. Die Gehälter waren nach unseren Begriffen sehr niedrig, doch machte der türkische Offizier auch wenig Ansprüche. Die Soldaten waren nach türkischen Verhältnissen gut untergebracht und verpflegt, aber schlecht gekleidet. Die Uniform bestand aus einer kurzen blauen Jacke mit rotem Kragen und blauen Beinkleidern. Die allgemeine Kopfbedeckung war der rote Fez (Tarbusch). Als Waffen dienten bei der Infanterie schlecht gearbeitete Gewehre, die Kavallerie führte Pistolen, Karabiner und Säbel, die Garde-Kavallerie auch Lanzen. Geschütze waren zwar in großer Zahl vorhanden, aber meist sehr alt und von den verschiedensten Kalibern.

Das stehende türkische Heer wurde gebildet aus: a) der Garde, b) der Linie, c) der Artillerie, d) einigen irregulären Truppen. Die Garde bestand aus einer Infanterie- und einer Kavallerie-Division, jede zu zwei Brigaden zu zwei Regimentern. Das Infanterie-Regiment hatte 4 Bataillone, zu 8 Kompagnien; die Kompagnie war etwa 115 Köpfe stark. Ein Kavallerie-Regi-

ment hatte 6 Eskadrons zu 170 Köpfen Sollstärke, thatsächlich aber war kaum die Hälfte vorhanden.

Für die Artillerie gab es keine feststehende Einteilung. In Konstantinopel lagen 5 Garde- und 6 Linien-Batterien, von denen ein Kommando in die Dardanellenschlösser gegeben wurde. Der Rest der Artillerie befand sich in Kleinasien.

Von irregulären Truppen war eine größere Zahl ebenfalls in Kleinasien vorhanden. In Konstantinopel gab es etwa 2000 Albanesen, die als eine Art Gendarmen zur Aufrechterhaltung der Ruhe gebraucht wurden.

Neben dem stehenden Heer bestand in der Türkei noch eine Art Lehnstruppe (Spahi oder Timarli). Der Inhaber eines Lehns war verpflichtet, auf einen Ruf des Sultans bewaffnet, beritten und in Person zu erscheinen. Die Meisten ließen sich jedoch vertreten, und daher waren diese Lehnstruppen noch weniger wert, als die Linie. Die Spahi bildeten 8 Regimenter zu 4 Eskadrons.

Die Kopfstärke der türkischen Armee war folgende:

Infanterie	60,500 Mann
Kavallerie	4,500 Mann
Artillerie	7,000 Mann
zusammen	72,000 Mann,
die durch	2,700 Spahi ver-
stärkt werden konnten. Zusammen . .	74,700 Mann.

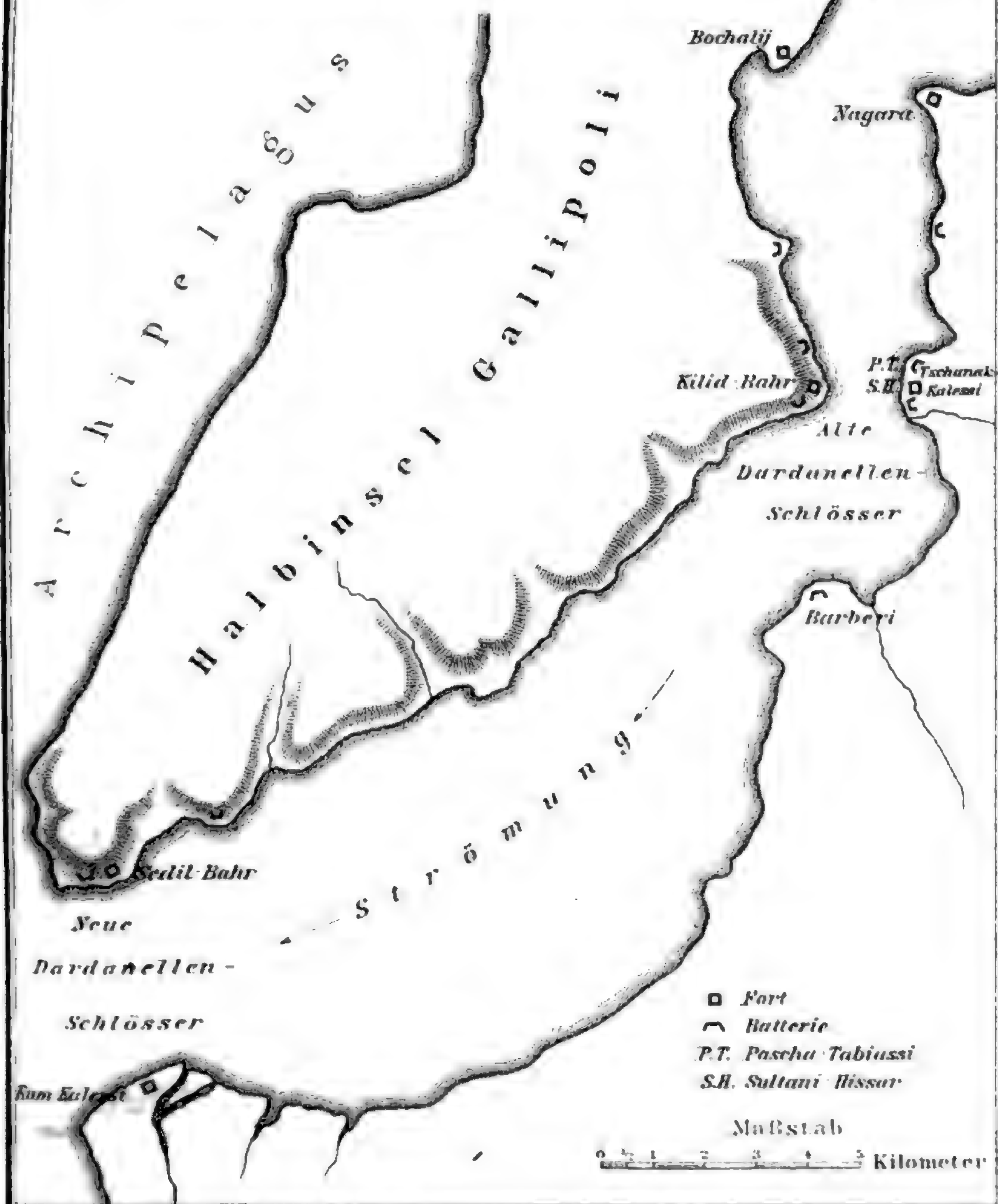
Über die äußere Erscheinung und den militärischen Geist der osmanischen Armee fällt Moltke ein sehr hartes Urteil. Er sagt, daß die Schützengilde einer kleinen deutschen Stadt ein militärischeres Schauspiel biete, als die kaiserliche Garde in Konstantinopel. Die Ausbildung sei mangelhaft, das Exerzieren nachlässig, von einer Gleichförmigkeit keine Rede. Das Exerzier-Reglement der Infanterie war äußerst verwickelt. Die Schützenbewegungen wurden nach preußischem Muster ausgeführt, waren aber mit so viel Künsteleien beladen, daß ihr Nutzen verloren ging. Noch unvorteilhafter als die Infanterie stellte sich die Reiterei dar; sie besaß

schlechte Pferde und ritt schlecht. Das Fahren der Artillerie glich dem von Bauernwagen. Felddienst wurde so gut wie gar nicht, Garnisondienst höchst nachlässig betrieben. Zum Schluß gibt Moltke zu, daß sein Urteil vielleicht deshalb so tadelnd ausfalle, weil er gewohnt sei, mit den Augen des preußischen Offiziers zu sehen. Da die Schöpfung regelmäßiger Truppen in der Türkei etwas ganz Neues und nur unter den größten Schwierigkeiten erfolgt sei, so müsse man auch das bisher Geleistete anerkennen. Jedenfalls habe die Armee Mahmuds II vor den früheren türkischen Heeren eins voraus: sie sei ein organisches Ganze und gehorche ihren Führern.

Man wird aus diesen Schilderungen Moltkes unschwer erkennen, daß es weder eine leichte noch eine dankbare Aufgabe für ihn war, die Grundzüge für ein Milizsystem zu entwerfen, das den bestehenden Verhältnissen und Einrichtungen Rechnung trug. Um so größere Anerkennung verdienen daher die Vorschläge Moltkes, die er in seiner Denkschrift über die Errichtung einer ottomanischen Miliz niedergelegt hat. Sie beweisen nicht nur sein sicheres Urteil über die Grenzen der militärischen Leistungsfähigkeit der Türkei, sondern auch vor allem sein Verständnis für die Grundlagen der Wehrkraft eines Staates überhaupt.

Eine Kopie seiner Denkschrift übersandte Hauptmann v. Moltke am 2. Mai 1836 nach Berlin an den General Krauseneck mit einem Anschreiben, worin er über die thatsächliche Einführung der Miliz in der Türkei einige Angaben machte. Es geht daraus hervor, daß seine Vorschläge, soweit sie sich auf eine verbesserte Einteilung der Milizbezirke bezogen, in der That ausgeführt wurden. Ob dies aber auch mit dem übrigen Inhalte seines Gutachtens der Fall war, entzieht sich unserer Kenntnis.

Kurze Zeit nachdem Moltke die umfassende Denkschrift über die Miliz vollendet hatte, stellte der Seraskier ihm eine neue Aufgabe. Die Türkei war, wie früher erwähnt, Rußland gegenüber die Verpflichtung eingegangen, keinerlei Kriegsschiffen anderer Mächte die Durchfahrt durch die Dardanellen zu gestatten. Um dieser Bedingung genügen zu können, mußten die dortigen, in der letzten



Zu Bigge, Feldmarschall Graf Moltke. Bd. I — Geogr. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig

Verlag von C. H. Beck in München.

Zeit arg vernachlässigten Befestigungen erst wieder in stand gesetzt werden. Obgleich nun seit Abschluß des Vertrages mit Rußland bereits drei Jahre verflossen waren, hatte die Pforte bisher die Ausführung ihrer Verpflichtung immer wieder hinausgeschoben, zum Teil freilich deshalb, weil niemand da war, der von der Anlage von Befestigungen etwas verstand. Der Seraskier kam nun auf den Gedanken, dem Hauptmann v. Moltke, in dessen vielseitige Kenntnisse er ein unbedingtes Vertrauen setzte, die Aufgabe zu übertragen, die ganze Dardanellenbefestigung zu erkunden, einen Plan davon aufzunehmen und Vorschläge zum zeitgemäßen Ausbau zu machen.*)

So begab sich denn Moltke Mitte März[21] von Konstantinopel auf einem österreichischen Dampfschiffe nach jener Meeresstraße, die von altersher die Blicke Europas und Asiens auf sich gezogen und eine so große Rolle in der Sage und Geschichte gespielt hat. „Der Hellespont", so schreibt er selbst, „ist bei weitem nicht so schön, wie der Bosporus. Die Ufer sind kahl und beträchtlich weiter entfernt, als dort, aber die geschichtlichen Erinnerungen machen sie anziehend. Von jenem seltsam aussehenden Hügel (vielleicht von Menschenhänden aufgetürmt) blickte Xerxes auf seine zahllosen Scharen, die er nach Griechenland führte; jene Steintrümmer, welche die ganze flache Landzunge überdecken, waren einst Abydos, und hier schwamm Leander von Europa nach Asien, um Hero zu sehen. . . Die gewaltige Strömung führte uns schnell bis an die engste Stelle der Meerenge, ‚wo die altersgrauen Schlösser sich entgegenschauen'. Hinter dem europäischen erhebt sich steil eine weiße Felswand, die asiatische Küste hingegen ist flach und zeigt hinter dem Kastell, welches einst die Genueser hier auftürmten, im Schatten mächtiger Platanen und umgeben von Gärten und Weinbergen ein Städtchen, welches die Türken Tschanak-Kalessi, das Scherbenschloß, nennen, wegen der vielen Töpfer, die dort arbeiten. Dort residiert

*) Siehe die Kartenbeilage: „Skizze des befestigten Teiles des Hellesponts oder der Straße der Dardanellen".

in einer bescheidenen Wohnung der Boghar Pascha, zu welchem ich mich verfügte, um die Briefe des Seraskiers zu übergeben und einige mündliche Aufträge auszurichten. Er ließ mir ein kleines, hübsches Häuschen am Ufer einräumen, und nachdem ich die Forts und Batterien besichtigt, nahm ich den Plan der Dardanellenstraße und ihrer Ufer auf."

Der Plan, der so entstand, ist uns in der Originalmeßtischaufnahme erhalten und hat einen sehr großen Maßstab; er gibt das Gelände zu beiden Seiten der Ufer bis auf etwa 3000 Schritt wieder. Obwohl er nur den Teil der Straße von den alten Dardanellenschlössern aufwärts[22] bis einschließlich des Forts Bochaly umfaßt, muß man doch erstaunen, wie es möglich gewesen ist, diese große Strecke in kaum einer Woche aufzunehmen; denn mehr Zeit hat Moltke nicht dazu gebraucht. Dabei ist die Arbeit eine sehr sorgfältige, die Bergformen sind in allen Einzelheiten ausgeführt und auch die Bodenbedeckungen machen den Eindruck treuester Wiedergabe.[23] Außerdem hat Moltke auch noch besondere Pläne der neuen Dardanellenschlösser Sedil-Bahr und Kum-Kalessi aufgenommen, die mit Quer- und Durchschnitten der Festungswerke sowie flott gezeichneten bildlichen Ansichten ausgestattet sind.

Über seine Thätigkeit im einzelnen, über seine Urteile und Vorschläge bezüglich des Ausbaues der Dardanellenbefestigungen gibt ein Bericht Moltkes an den Chef des Generalstabes zu Berlin vom 6. April 1836, der auch die wesentlichsten Gesichtspunkte der Denkschrift an den Seraskier enthält, Auskunft. Es wird hier indes nicht näher darauf eingegangen, da die Einzelheiten heutzutage geringeres Interesse bieten. Es läßt sich auch nicht mehr genau feststellen, ob und wieweit die Vorschläge Moltkes an den Seraskier bei dem später in der That erfolgten Um- und Ausbau der Dardanellenbefestigung maßgebend gewesen sind. Zunächst blieben sie jedenfalls ohne thatsächliche Folge. Im November 1837 wurde dieselbe Angelegenheit noch einmal von sämtlichen nach der Türkei kommandierten preußischen Offizieren auf einer Reise nach

den Dardanellen gründlich erwogen und ein genauer Plan dafür ausgearbeitet, der sich im wesentlichen an die Moltkeschen Vorschläge anlehnte. Es wird weiterhin noch darüber berichtet werden. Für die Ordnung und bessere Aufstellung des Artilleriematerials, deren dringende Notwendigkeit Moltke besonders hervorgehoben hatte, geschah aber schon jetzt etwas. Ein ehemaliger preußischer Artillerieoffizier, Namens Koepke, wurde auf Moltkes Empfehlung damit beauftragt und unterzog sich seiner Aufgabe mit vielem Geschick. Als Koepke nach einiger Zeit als Lehrer an die Artillerieschule zu Topane berufen wurde, folgte ihm wiederum ein preußischer Artillerieoffizier, der damalige Hauptmann Laue.[24] Beiden Männern gelang es in kurzer Zeit eine so gründliche Umwandlung der vernachlässigten Zustände herbeizuführen, daß nunmehr die artilleristische Wirksamkeit der Dardanellenbatterien durchaus gesichert erschien. —

So war Moltke allmälig ohne sein Zuthun und fast gegen seinen Wunsch von einer zur Erholung und Belehrung unternommenen Reise zu einer lebhaften militärischen Thätigkeit gelangt. Wie wir aus seinen Briefen wissen, sah er dies Verhältnis allerdings nicht als ein lange dauerndes an, sondern hielt stets an der Absicht fest, seine Reise baldigst fortzusetzen. Allein kurz darauf traten Ereignisse ein, die ihn doch bestimmten, auch ferner in der Türkei zu bleiben und sogar in nähere Beziehungen zum Sultan selbst zu treten.

8. Im Dienste des Sultans.

Das von Mahmud II und dem Seraskier Chosref begonnene Werk der Umgestaltung der türkischen Heeresverhältnisse hatte beiden Männern schon einige Zeit vor dem Eintreffen Moltkes in Konstantinopel den Gedanken eingegeben, sich für ihre Zwecke der Hilfe europäischer Offiziere zu bedienen. Einzelne Persönlichkeiten, teilweise unklarer Herkunft und niederen Ranges, hatten es verstanden, sich diesen Umstand zu nutze zu machen, um ihre Dienste anzubieten, die auch angenommen wurden. Ihre Leistungen waren jedoch so gering, daß sich bald die Notwendigkeit herausstellte, eine der europäischen Regierungen um Überlassung besser geeigneter Offiziere als Lehrmeister zu bitten. Doch verursachten hierbei politische Rücksichten, insbesondere die Nebenbuhlerschaft mehrerer Mächte um den maßgebenden Einfluß in Konstantinopel, große Schwierigkeiten. Die Pforte hatte zunächst mit Frankreich Unterhandlungen angeknüpft, die bereits dem Abschluß nahe waren, als der russische Gesandte v. Butenieff davon Kenntnis erhielt und entschiedenen Einspruch erhob. Auch die Bemühungen des österreichischen Internuntius Freiherrn v. Stürmer und des englischen Gesandten Lord Ponsonby, die Annahme österreichischer oder englischer Offiziere für den genannten Zweck durchzusetzen, scheiterten an der Eifersucht der anderen Staaten, die sämtlich zu verschiedene Interessen an dem Schicksal der Türkei hatten. Von allen militärisch bedeutsamen Mächten Europas war es einzig Preußen, das bei der Lösung der orientalischen Frage nicht unmittelbar beteiligt erschien und bei der Pforte wegen seiner Vermittlung beim Frieden von Adrianopel

noch im guten Andenken stand. Dazu kam, daß Mahmud II durch eine Schrift eines französischen Offiziers über die preußische Militärverfassung*) eine günstige Meinung von der Einrichtung der Landwehr gewonnen hatte, deren Nachahmung und Anpassung an die türkischen Verhältnisse ihm für seine Zwecke geeignet erschien.

Der Sultan hatte sich daher schon im Herbst 1835 durch den preußischen Gesandten bei der Pforte, Grafen Königsmarck, an den König Friedrich Wilhelm III mit einem Gesuch um Überlassung preußischer Offiziere wenden wollen, allein der Gesandte mußte hiervon abraten, weil der König jedenfalls aus Rücksicht auf das eng befreundete Rußland die Bitte nur ungern erfüllen würde. So verstrich einige Zeit, während der in dieser Angelegenheit nichts geschah. Nachdem aber der Seraskier den Hauptmann v. Moltke kennen gelernt hatte, erwachte in ihm der Wunsch nach Gewinnung preußischer Offiziere von neuem. Chosref erkannte sehr wohl den Unterschied zwischen dem vielseitigen, in allen Zweigen der Kriegswissenschaften gebildeten preußischen Generalstabsoffizier und den militärischen Abenteuerern, die er bisher zur Verfügung gehabt hatte. Er äußerte einmal, als die Rede hierauf kam: „Jene schwatzten viel, thaten aber nichts; dieser spricht sehr wenig, leistet aber desto mehr". Er berichtete daher in diesem Sinne an den Sultan, und daraus ergab sich zunächst eine Verlängerung des Urlaubs Moltkes um drei Monate, wozu sich König Friedrich Wilhelm III übrigens nur sehr ungern verstanden hatte, immer in dem Bestreben, Rußland nicht zu verletzen.

Die näheren Beziehungen, in welche Moltke nunmehr zu dem Seraskier trat, und die trefflichen Dienste, die er diesem zu leisten wußte, gaben dann bereits im Januar 1836 von neuem Anstoß zu Verhandlungen mit der preußischen Regierung zur Überlassung einer größeren Zahl geeigneter Persönlichkeiten. Man wünschte im ganzen 11 Offiziere und 4 Unteroffiziere, teils als

*) Essai sur l'organisation militaire de la Prusse, par le général Marquis de Caraman. Paris 1831.

Lehrer an der zu errichtenden militärischen Hochschule, teils als „Instrukteurs“ der Truppen; drei dieser Offiziere sollten vom Generalstabe sein. Nachdem die Bedenken des Königs bezüglich Rußlands auf diplomatischem Wege beseitigt waren, gab er seine Zustimmung. Es lag nahe, auch Moltke unter die Zahl der zu kommandierenden Offiziere aufzunehmen, da ja niemand besser als er die Verhältnisse kannte. Der Chef des Generalstabes, General Krauseneck, richtete auch eine dahingehende Anfrage an Moltke, allein es lag diesem im Grunde nicht allzuviel daran, in Konstantinopel zu bleiben. Der Einblick, den er in die ganzen türkischen Zustände gethan hatte, war wenig ermutigend. Er sah vielmehr voraus, daß der Erfolg des Kommandos bei dem großen Mißtrauen, das man in der Türkei allem Fremden entgegenbringt, bei der allgemeinen Trägheit und dem Günstlingswesen nur ein geringer sein könne, vielleicht ganz ausbleiben werde. Über seine Stellung in Konstantinopel äußerte er sich in einem Briefe an seine Vorgesetzten dahin, daß sie auswärts viel bedeutender erscheine, als sie wirklich sei. Zwar erzeige der Seraskier ihm die Ehre, ihn über die verschiedenartigsten Gegenstände um Rat zu fragen, dabei habe es dann aber auch sein Bewenden. Von allen seinen Entwürfen sei bisher nur sehr wenig ausgeführt.

Dennoch glaubte Moltke sich dem Antrage nicht ohne weiteres entziehen zu dürfen, schon aus Rücksicht auf seine Kameraden, denen er wesentliche Dienste bei ihrer wahrlich nicht leichten Aufgabe leisten konnte. Er antwortete daher, indem er die Entscheidung ganz seinen Vorgesetzten anheimstellte, was, wie er selbst sagt, immer das Beste ist. Darauf erfolgte dann durch Kabinetsordre vom 26. Juli 1836 statt der bisherigen Beurlaubung die förmliche Kommandierung Moltkes nach der Türkei „zur Organisation und Instruktion der dortigen Truppen“. Die beiden anderen Generalstabsoffiziere, die der König selbst auswählte, sollten der Hauptmann Graf v. Monts und der Oberleutnant v. Vincke, beide vom großen Generalstabe, sein.

Noch war indes über die Abreise der preußischen Offiziere

nichts Endgültiges bestimmt, als eine Depesche des Gesandten Grafen Königsmarck vom 24. August 1836 in Berlin eintraf, die der Sache eine andere Wendung gab. Es hieß darin, die Pforte wünsche die Offiziere jetzt nicht mehr zu wissenschaftlichen Vorträgen oder zur Ausbildung der Truppen, sondern zu ganz anderen Zwecken. Sie bäte zunächst um einen Ingenieur-Offizier, der die Dardanellenbefestigungen umzubauen und eine optische Telegraphenlinie dorthin von Konstantinopel aus anzulegen habe. Ferner wünsche sie drei Generalstabsoffiziere — darunter auch den Hauptmann v. Moltke — die als Ratgeber für die kommandierenden Generale in den Provinzen dienen und zugleich dem Sultan über den Zustand der Festungen und die Bedürfnisse der Armee berichten sollten. Einer von ihnen werde in Konstantinopel bleiben, der zweite sich in das Hauptquartier Reschid Paschas, des Befehlshabers über die gegen die Ägypter aufgestellte Beobachtungsarmee, begeben und der dritte nach den Donaufestungen entsandt werden. Die Bestimmung dieser Offiziere habe neben der militärischen auch eine politische Seite, es müßten daher Männer ausgewählt werden, die nicht nur die nötigen Kenntnisse, sondern auch Takt und diplomatisches Geschick besäßen. Die Offiziere sollten außer ihrem Gehalt von der preußischen Verwaltung die Feldzulage und von der türkischen Regierung eine nicht unbedeutende Entschädigung erhalten.

Diese Depesche des Grafen Königsmarck findet für uns eine Ergänzung in folgendem Privatbriefe Moltkes an den Leutnant v. Borcke: „Es hat der Pforte gefallen, die Anherkunft von einem Ingenieur- und zwei Generalstabsoffizieren zu wünschen, und wir erwarten daher, Sie im Laufe des Oktober hier eintreffen zu sehen. Ich kann Ihnen nur dazu gratulieren, daß von wissenschaftlichen Vorträgen nicht mehr die Rede ist, sowie daß der unmittelbare Verkehr mit den siegreichen (?) kaiserlichen Truppen Ihnen nicht zugemutet wird. Wenn Sie die Streiter des Islam gesehen, werden Sie mir, glaub' ich, darin Recht geben. . . . Wenn ich Ihnen sagen soll, was eigentlich Ihr Wirkungskreis hier ist, so kann ich nur er-

widern: man wird Sie vorkommendenfalls da gebrauchen, wo man einen gescheidten Mann mit militärischen und nichtmilitärischen Kenntnissen nötig zu haben glaubt. Übrigens bitte ich, kommen Sie nicht mit zu großen Erwartungen hierher; Sie werden der Dannbaks (Einfältigen) genug finden. Ich hoffe, daß unsere Regierung Sie in pekuniärer Hinsicht unabhängig stellen wird. Die bloße Generalstabszulage reicht aber dazu nicht aus, da der Aufenthalt hier so teuer ist, wie ich noch an keinem anderen Orte gefunden. Auf die Generosität der türkischen Regierung ist nicht zu rechnen, mir wenigstens hat man nicht einmal die Auslagen erstattet, welche die Reisen mir verursacht, die ich auf direkten Wunsch des Großherrn unternommen habe. Eine Besoldung von der Pforte anzunehmen würde dagegen Ihre Stellung minder günstig machen. Man kann sich diesen Barbaren gegenüber nicht stolz und unabhängig genug zeigen."

Der Grund für die veränderten Wünsche der Pforte lag auf politischem Gebiete. Seit dem demütigenden Frieden mit dem Vizekönig Mehemed Ali von Ägypten war es der glühendste Wunsch des Sultans geblieben, den aufrührerischen und allzu mächtigen Vasallen wieder in seine Schranken zurückzuweisen. Ja dieser Wunsch war in ihm so lebendig, daß er den leitenden Beweggrund bei allen seinen Handlungen bildete. Nun schien im Sommer 1836 die Möglichkeit einer endgültigen Abrechnung mit Mehemed Ali näher gerückt. Die schon seit längerer Zeit begonnene Unterwerfung der bisher fast unabhängigen kurdischen Gebirgsvölker machte unter Reschid Pascha und dessen Nachfolger Hafiz Pascha gute Fortschritte. War sie beendet, so hatte die Pforte hier den Rücken frei und konnte ihre in Syrien stehenden beträchtlichen Streitkräfte gegen den Ägypter ins Feld führen. Unter diesen Umständen erschien die Errichtung einer Militär-Bildungsanstalt, wie man sie bisher mit den zuerst geforderten 11 Offizieren ins Leben hatte rufen wollen, als nicht schnell genug Erfolge versprechend. Man wünschte vielmehr den im Felde stehenden kommandierenden Generalen europäisch geschulte Offiziere als Gehilfen und Berater in

der Truppenführung zur Seite zu stellen. Zu diesem Zwecke wurden daher jetzt die drei Generalstabsoffiziere verlangt, während dem Ingenieuroffizier zunächst die Verstärkung der Dardanellenbefestigung zufallen sollte, auf der Rußland mit Nachdruck bestand.

Nach mancherlei Erwägungen kam man in Berlin Ende September dazu, sich zur Gewährung auch dieses Wunsches der Pforte bereit zu erklären. Der Chef des Generalstabes brachte, außer Moltke, die Hauptleute v. Vincke und Fischer vom großen Generalstabe, der Chef des Ingenieurkorps, General v. Rauch, den Hauptmann v. Mühlbach von der 3. Ingenieur-Inspektion, Garnison-Baudirektor in Coblenz,*) in Vorschlag, wozu der König seine Zustimmung gab.

Um die Angelegenheit der Kommandierung preußischer Offiziere hier gleich zu Ende zu führen, sei erwähnt, daß Mitte Oktober 1836, als bereits der Zeitpunkt für ihre Abreise festgesetzt war, eine Depesche des preußischen Gesandten aus Konstantinopel einlief, die der Sache wiederum ein anderes Gepräge gab. Der Sultan hatte nämlich in einer Audienz des Gesandten gar nicht mehr von den zuletzt verlangten Generalstabsoffizieren und dem Ingenieur, sondern nur von den „Instrukteurs" gesprochen, was aber, wie sich freilich erst später herausstellte, nur auf einer Verwechselung der militärischen Bezeichnungen durch den Sultan beruhte. „Welch ein Geschäftsgang!" rief der General Krauseneck aus und ließ sofort den Hauptmann v. Moltke zum Bericht darüber auffordern, was man denn nun eigentlich in Konstantinopel wolle. Moltke erwiderte hierauf umgehend in einem Schreiben, in dem er nach einer kurzen Darstellung des geschichtlichen Verlaufes der ganzen Angelegenheit seine Ansicht dahin zusammenfaßte, daß man sich offenbar selbst nicht recht klar darüber sei, wie die preußischen Offiziere eigentlich verwendet werden sollten. Er habe überhaupt den Eindruck, daß die ganze Angelegenheit weniger vom Sultan,

*) Einige Nachrichten über den Lebenslauf dieser drei Offiziere gibt Anmerkung 25.

als von dem Seraskier Chosref betrieben werde. Nun sei dieser aber gerade jetzt in Ungnade gefallen, seiner Stellung enthoben und durch Halil Pascha, einen Schwiegersohn des Sultans, ersetzt worden. Die Aufgabe der preußischen Offiziere sei dadurch noch unbestimmter geworden. Man werde sie wahrscheinlich mit den verschiedenartigsten militärischen und halbmilitärischen Aufgaben betrauen, er glaube aber nicht, daß die Eifersucht, Unwissenheit und der Hochmut der Türken den preußischen Offizieren einen nennenswerten Einfluß auf die militärischen Angelegenheiten des Landes gewähren werde.

Mit etwas größerer Zuversicht als Moltke sprach sich übrigens der preußische Gesandte in Konstantinopel in einem vom Könige über die genauen Absichten der Pforte eingeforderten Berichte aus. Insbesondere vermochte er darüber Gewißheit zu gewähren, daß die Sendung der Offiziere in der That einem persönlichen Wunsche des Sultans entspreche und nicht bloß einer vorübergehenden Laune des abgesetzten Seraskiers. Dessen Nachfolger versicherte dem Grafen Königsmarck sogar bezüglich des Wunsches Mahmuds nach den preußischen Offizieren: „Il soupire après le moment de leur arrivée“. Auch die Frage der Geldentschädigung für die zu kommandierenden Offiziere wurde in befriedigender Weise gelöst: die Pforte sicherte ihnen außer reichlichen Kosten für Hin- und Rückreise monatlich 2000 Piaster (etwa 400 Mark), sowie Diener, Pferde und auf Dienstreisen Wohnung, Verpflegung und Reisekosten zu.

Dennoch zog sich die endgültige Erledigung der Angelegenheit aus mancherlei Gründen bis zum 5. Juli 1837 hin, an welchem Tage der König durch eine Kabinetsordre den Befehl zur Abreise der Hauptleute v. Vincke, Fischer und v. Mühlbach erteilte.

Sämtlichen kommandierten Offizieren — also auch Moltke — wurde während des Aufenthaltes in der Türkei ihre gegenwärtige Stellung in der preußischen Armee offen gehalten, sie bezogen ihr Gehalt und die Generalstabszulage (2 Thaler täglich) durch die Gesandtschaft in Konstantinopel weiter, und außerdem wurde ihnen

dort „für den nicht anzunehmenden Fall, daß die Pforte ihre Verbindlichkeiten gegen sie nicht prompt erfüllen sollte“, ein Kredit von 6000 Piastern (etwa 1200 Mark) eröffnet. Der fernere Verlauf der Sendung der preußischen Offiziere in die Türkei wird weiterhin noch zur Darstellung gelangen. Wir kehren nunmehr zu den Erlebnissen Moltkes in der Zwischenzeit zurück.

Moltke hatte die reichliche Muße, die ihm blieb, benutzt, um sich immer mehr mit den türkischen Einrichtungen, namentlich den militärischen, vertraut zu machen, die Umgegend von Konstantinopel kennen zu lernen und auch zuweilen größere Ausflüge zu unternehmen. Von den Dardanellen aus hatte er bereits das alte Ilium besucht, worüber er in den „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei“ in höchst anziehender und lehrreicher Weise berichtet. Vom 11.—15. Juni 1836 machte er eine Reise nach Brussa in Kleinasien und bestieg den mysischen Olymp.

Kaum von diesem Ausflug zurückgekehrt erhielt er vom Sultan selbst den Auftrag, sich in Begleitung Halil Paschas, der damals noch nicht Seraskier war, nach der in Bulgarien an der Küste des Schwarzen Meeres gelegenen Festung Varna zu begeben. Halil Pascha war oberster Befehlshaber der türkischen Artillerie und sollte sich von dem Zustande und den Fortschritten des nach dem letzten russisch-türkischen Kriege begonnenen Um- und Neubaues der Befestigungswerke von Varna überzeugen. Da indes der Pascha durchaus nichts davon verstand, so fiel die Hauptarbeit unserem Moltke zu. Dieser erkannte denn auch bald, daß die türkischen Ingenieure bei der Anlage der Festungswerke die einfachsten Grundregeln der Befestigungskunst vernachlässigt hatten, und daß die Werke, so wie sie waren, gänzlich unbrauchbar seien. Es gelang ihm auch Halil Pascha hiervon soweit zu überzeugen, daß dieser die sofortige Abänderung der schlimmsten Mißgriffe anordnete und im übrigen die Arbeiten einstellen ließ, bis der Sultan selbst entschieden habe. Nach Konstantinopel zurückgekehrt setzte Moltke seine Ansichten in einer längeren Denkschrift vom 28. Juni 1836 auseinander, die dem Sultan vorgelegt wurde. Dieser befahl die

Sache ruhen zu lassen, bis er sich auf einer demnächst zu unternehmenden Reise nach Bulgarien persönlich von der Notwendigkeit eines Umbaues der Festung Varna überzeugt habe.

Bereits am 11. Juli besuchte Moltke zum zweitenmal die Dardanellen, und zwar diesmal im unmittelbaren Auftrage des Sultans und wiederum in Begleitung Halil Paschas, der sich, ähnlich wie bei Varna, von Moltke die Notwendigkeit der von diesem vorgeschlagenen Verbesserungen an den dortigen Befestigungen an Ort und Stelle sollte beweisen und erklären lassen. Moltke blieb nicht ganz vierzehn Tage in den Dardanellen und benutzte diese Zeit, um seinen Plan der Meeresstraße zu vollenden und die Entwürfe für die Verstärkung der Befestigungen weiter auszuführen. Auf der Rückreise strandete das Dampfschiff dicht vor dem Hafen von Konstantinopel, und es bedurfte eines ganzen Tages angestrengter Arbeit, an der sich auch Moltke beteiligte, um es wieder flott zu machen.

Schon eine Woche darauf durchfuhr Moltke wiederum die Dardanellen, diesmal auf einer Reise nach Smyrna, die er zu seinem Vergnügen und zu seiner Belehrung unternommen hatte. Bei der Rückfahrt ereignete sich wieder ein Unfall mit dem türkischen Regierungsdampfer, auf dem Moltke sich befand. „Der Dampfkessel war schadhaft, aber die sublime Pforte hatte trotz der Vorstellungen des Kapitäns in ihrer Weisheit beschlossen, daß er noch ein paar Jahre halten müsse. Der Kessel dachte darüber anders: schon auf der Hinreise hatte er zwei Löcher bekommen, jedermann versprach sich wenig Gutes und war auf seiner Hut. Als wir uns nun eben in Bewegung setzten, platzte der Kessel. Wir kehrten nach Smyrna zurück und ich schiffte mich auf ein österreichisches Dampfschiff ein, welches denselben Abend noch abging. Als wir an den Dardanellen vorüberfuhren, erblickten wir statt des Städtchens Tschanak-Kalessi nur eine weite rauchende Brandstätte. Das Feuer hatte am Tage vorher mehrere Hundert Häuser, die Wohnungen der Konsuln, selbst die Kasernen und die Batterie Pascha-Tabiassi verzehrt. Ein Glück, daß die dicken Mauern des Sultani-Hissar

widerstanden hatten, in welchem die Pulvervorräte angehäuft waren. Der große Brand hatte eine geräumige Esplanade rings um das Fort von Sultani-Hissar gebildet, welche für die Verteidigung so vorteilhaft werden konnte, daß man dem Pascha die Ehre anthat, ihm die Feuersbrunst zuzuschreiben und an meinem Anteil an dem Geschäfte nicht zweifelte." Dieser Brand gab Ende August Veranlassung zu einer nochmaligen Reise Moltkes nach den Dardanellen, um einen Plan für die dadurch vereinfachte Befestigung von Sultani-Hissar gegen Angriffe von der Landseite zu entwerfen. Er berichtete hierüber unter Beifügung eines sorgfältigen, am 26. August aufgenommenen Planes am 31. August 1836 an die Pforte.

Die Kenntnisse, die Moltke bei sämtlichen bisherigen Aufgaben an den Tag gelegt hatte, seine Vielseitigkeit und Umsicht scheinen bei den türkischen Großen die Ansicht hervorgerufen zu haben, daß er geradezu alles verstünde. So wünschte Chosref Pascha von ihm die Anlage einer fahrbaren Straße durch Konstantinopel, die von der soeben erbauten Brücke über das Goldene Horn gradenwegs nach dem Palast des Seraskiers führen sollte. Dieser Aufgabe vermochte Moltke in der That gerecht zu werden und zwar ohne Schwierigkeit, da einfach alles, was im Wege stand: Häuser, Läden, Gärten u. s. w., rücksichtslos niedergerissen wurde. Als nun aber der Sultan verlangte, Moltke solle ihm einen Turm an ein neuerrichtetes Schloß bauen, erklärte er entschieden, daß dies nicht seine Sache sei. Dagegen mußte er die eben erst begründete Marineschule besuchen und ein Urteil darüber abgeben.

Zwei weitere Denkschriften Moltkes vom September und Oktober 1836, die gleichfalls auf persönlichen Wunsch des Sultans ausgearbeitet wurden, bezogen sich auf die Wasserversorgung Konstantinopels. Letztere ist von ganz besonderer Wichtigkeit für die türkische Hauptstadt, da deren Brunnen wegen des felsigen Untergrundes nur einen geringen Zufluß meist bitteren Wassers ergeben. Bei dem ungeheueren Verbrauch in den zahlreichen Bädern, den täglichen fünfmaligen Waschungen und der Verwendung des Was-

sers als ausschließlichem Getränk für mehr als eine halbe Million Menschen muß es daher von außen zugeführt werden. Dies geschieht vermittelst mehrerer ausgedehnter Wasserleitungen, die zum Teil schon von Konstantin dem Großen begonnen und später von den griechischen Kaisern und türkischen Sultanen fortgeführt und erweitert wurden.

Moltke widmet in seinen Briefen einen langen Abschnitt diesen gewaltigen Bauwerken sowie der Wasserversorgung Konstantinopels überhaupt. Hierbei weist er auf einen bemerkenswerten Unterschied zwischen den antiken Leitungen und denen der Türken hin. Wenn nämlich eine Leitung an ein ihre Richtung durchschneidendes Thal gelangte, so kannten die Alten kein anderes Mittel, um die Senkung zu überschreiten, als den Wasserfaden auf einer Brücke über das Thal hinweg nach dem jenseitigen Rande zu führen. Dies gab Veranlassung zu den oft riesenhaften Bogenbauten, die man noch heute in Italien, Spanien, Griechenland und Kleinasien erblickt. Die Araber und ihre Nachfolger, die Türken, wußten aber, daß das Wasser sich in den sog. kommunizierenden Röhren gleichstellt, und gründeten darauf das einfachere Verfahren, den Wasserfaden in einer geschlossenen Röhre den Thalhang hinab und jenseits wieder hinauf zu führen. Auf diese Weise gelang es ihnen, fast alle Quellen aus der Umgegend Konstantinopels nach der Stadt zu leiten, und wo die Quellen nicht ausreichten, legten sie große Sammelbecken (türkisch: „Bend") an, die sich während der nassen Jahreszeit mit Wasser füllten, und deren Inhalt für den Sommer zur Versorgung der Stadt genügte.

Die Nachlässigkeit der türkischen Behörden ließ jedoch die meisten dieser Anlagen allmälich wieder in Verfall geraten, so daß ein großer Teil des Wassers sich unterwegs verlor. Auch gewannen die nördlich des Goldenen Horns liegenden Stadtteile Pera und Galata eine unerwartete Ausdehnung, für welche die vorhandenen Leitungen sich als zu klein erwiesen. Die große Dürre des Jahres 1836 machte diesen Mangel besonders empfindlich, und der Sultan beauftragte daher unseren Moltke, Vorschläge zur Abhilfe zu er-

sinnen und den Ort für die Anlage eines neuen Sammelbeckens aufzusuchen. Da Moltke die Umgebungen Konstantinopels von seinen zahlreichen Spaziergängen und Streifereien genau kannte, wurde es ihm nicht schwer, einen geeigneten Platz zu ermitteln. Er reichte hierüber am 16. September 1836 an den Sultan einen Bericht in französischer Sprache ein, dessen Einzelheiten wir hier übergehen.

Moltkes Vorschläge fanden zwar den Beifall der türkischen Behörden, allein es wurde nicht darnach gehandelt, da bald darauf ein starker Regen den Wassermangel zeitweilig beseitigte. Doch nahm der Sultan daraus Veranlassung, Moltke auch mit der Besichtigung der anderen Wasserleitungen, insbesondere derjenigen, die nach Konstantinopel selbst führen, zu beauftragen. Moltke unternahm diese Erkundung in Begleitung des Oberaufsehers aller kaiserlichen Bauten und stellte fest, daß es vollkommen genüge, die vorhandenen Leitungen auszubessern, sowie eines der Sammelbecken zu vergrößern. Hierbei machte der Türke den für einen Baukundigen nicht üblen Vorschlag, die Abschlußmauer des Beckens einfach zu erhöhen, was eine hübsche Wassermasse mehr ergeben würde. Moltke mußte ihm erst vorrechnen, daß dadurch die Mauer ungefähr einen dreimal größeren Druck auszuhalten habe. Er gab seine Ansicht, die er auch in einem mit Zeichnungen versehenen Berichte an den Sultan niederlegte, dahin ab, daß es weit einfacher und sicherer sei, die Teiche hinter den Mauern zu vertiefen und zu verbreitern. In seinen Briefen spricht er freilich Zweifel darüber aus, ob dieser Vorschlag angenommen würde, da etwas so Unscheinbares nicht nach dem Geschmack der türkischen Behörden sei, die dem Sultan immer etwas möglichst Großartiges zeigen wollten.

Noch merkwürdiger war ein Auftrag, der hier gleich vorgreifend Erwähnung finden mag: der Sultan verlangte im November 1837 von Moltke Vorschläge für die Bekämpfung der in Konstantinopel schrecklich herrschenden Pest. Moltke reichte hierüber eine ausführliche Denkschrift ein, die sich auch in den

„Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei“ fast wörtlich abgedruckt findet. Der Grundgedanke dabei ist, daß, da es ein Heilmittel gegen die Krankheit überhaupt nicht gäbe, ihrem Fortschreiten nur durch vorbeugende Maßnahmen und eine scharfe Absperrung zu begegnen sei.

Im Spätherbst 1836 erhielt Moltke endlich wieder einen Auftrag, der ihm in höherem Maße zusagte, als die zuletzt genannten. Er sollte ähnlich wie bei den Dardanellen nun auch vom Bosporus einen topographischen Plan aufnehmen und Vorschläge über Verbesserungen an den Befestigungen dieser Meeresstraße machen. Mit dem Meßtisch umherzuwandern und „dem Boden seine Geheimnisse abzulauschen“ war von jeher für ihn eine besondere Lust. So machte er sich denn am 1. Oktober mit Eifer an die Arbeit und hatte bereits nach drei Wochen eine Strecke von einer halben Meile Länge und dreiviertel Meilen Breite vollendet. Ein offener Befehl in türkischer Sprache, um in alle Festungen und Batterien zugelassen zu werden, sowie die Zuteilung eines Kawassen, eines Unteroffiziers und mehrerer Soldaten als Instrumententräger erleichterten ihm seine Aufgabe. Anfangs vollführte er die Arbeit von Bukjukdere aus, einem Vorort Konstantinopels, wo er in der Sommerfrische des preußischen Gesandten wohnte. Als jedoch die Aufnahme immer weiter vorschritt, siedelte er nach dem Leuchtturm am Eingang des Schwarzen Meeres über, um nicht durch den Hin- und Herweg zu viel Zeit zu verlieren.[26]

Die vorgerückte Jahreszeit zwang übrigens zur Beschleunigung der Arbeit, mehr als Moltke lieb war. Er konnte daher nach jedesmaliger Aufnahme die Bergformen nicht gleich fertig auszeichnen, jedoch deutete er sich den Zusammenhang der Geripplinien an, schrieb die Böschungswinkel hinein und vermehrte seine eigenen Höhenmessungen durch einige Angaben aus dem Kartenwerke des Grafen Andreossy.*) Auf diese Weise gewann er die

*) Constantinople et le Bosphore de Thrace, 1828.

Möglichkeit, später in aller Ruhe seine Aufnahme zu vervollständigen und auszuzeichnen. So entstand eine nicht nur möglichst zuverlässige, sondern auch in der Ausführung vortreffliche Karte, die auch heute noch dem Besucher jener Gegenden Dienste leisten kann. Die topographische Zeichenkunst Moltkes ist in allen seinen Aufnahmen geradezu erstaunlich. Namentlich die so schwierige Bergstrichzeichnung zeigt eine Genauigkeit und künstlerische Vollendung, wie man sie heute, außer bei Kartographen von Beruf, kaum noch findet.

Moltke hat uns in seinen Briefen und Berichten in die Heimat überaus reizvolle Schilderungen von der Natur des Bosporus hinterlassen. Er berührt dabei auch dessen militärische Bedeutung als eine der beiden Zugangsstraßen zur türkischen Hauptstadt und sagt hierüber folgendes: „Der Bosporus ist von hoher militärischer Wichtigkeit für Konstantinopel. Der Nordwind, welcher den ganzen Sommer hindurch weht, und die Strömung, welche konstant aus dem Schwarzen in das Marmorameer geht, begünstigt im Vergleich mit den Dardanellen ungemein das Eindringen einer feindlichen Flotte in die Gewässer der Hauptstadt. Dagegen ist der gewundene Lauf und die geringere Breite des Bosporus wohl in Anschlag zu bringen, dessen Ufer an der schmalsten Stelle nur halb so weit auseinander stehen, als die der Dardanellen an dem engsten Paß. . . . . Das Bassin zwischen Rumeli-Kawak und Madschiar-Kalessi ist von vier Batterien mit mehr als 250 Geschützen bestrichen, deren Schüsse von einem Ufer auf das andere reichen und jedes Schiff zugleich der Länge nach und von der Seite fassen. Die Gewalt der Elemente wird eine Flotte ohne Zweifel hindurchführen, aber in welchem Zustande sie vor Konstantinopel ankommt, ist aus dem Gesagten zu ermessen. Wie bei den Dardanellen wird der Angreifer wahrscheinlich auch hier versuchen müssen, sich durch einen Überfall von der Landseite der gefährlichsten Batterien zu bemeistern. Die Ausschiffung der dazu erforderlichen Streitkräfte hat indes ihre große Schwierigkeit; sie müßte sowohl in Asien, als in Europa erfolgen, denn die Batterien

jeder der beiden Küsten einzeln genommen reichen aus, die Durchfahrt einer Flotte äußerst mißlich zu machen. . . . Dabei kommt endlich ganz besonders die unmittelbare Nähe einer Stadt wie Konstantinopel in Betracht, welche doch immer eine starke Besatzung haben wird; und endlich sind die Batterien zwar meist überhöht, aber eben die wichtigeren auch gegen die Landseite leicht in haltbaren Zustand zu setzen." Dies Urteil Moltkes über den militärischen Wert des Bosporus bei dem Angriff einer feindlichen Flotte gegen Konstantinopel dürfte auch heute seine Bedeutung noch nicht verloren haben.

Der Plan des Bosporus hatte in so hohem Grade den Beifall des Sultans gefunden, daß dieser nunmehr auch die Hauptstadt selbst und deren Umgebungen durch Moltke vermessen zu lassen wünschte. Eine solche Arbeit bot natürlich erheblich größere Schwierigkeiten dar, als die bisherigen Aufnahmen. Bei diesen hatte es sich fast ganz um offenes Gelände und kleine Ortschaften gehandelt, wobei die Übersicht nur wenig behindert war und daher auch die topographische Festlegung der wichtigsten Punkte keine große Mühe machte. In dem Gewirr der zahllosen, winkligen und engen Gassen Konstantinopels dagegen mit dem Meßtisch sich zurecht zu finden und ein genaues, klares Bild davon auf das Papier zu bannen, war eine höchst schwierige Aufgabe. Sie konnte überhaupt nur gelöst werden, wenn es gelang, eine größere Zahl hervorragender Punkte innerhalb der Stadt von außen her festzulegen und im Anschluß daran den Zug der Hauptstraßen durch Messen mit der Kette und Nivellements zu bestimmen. Der bei weitem größere Teil der Gassen und Gebäude mußte dann nach dem Augenmaß eingezeichnet werden; denn, wie bereits früher erwähnt, es fehlte Moltke damals noch an einem entfernungsmessenden optischen Instrumente.

Zur Festlegung einer Grundlinie, von der er ausgehen konnte, bot sich ihm nun in höchst willkommener Weise der Aquädukt des Kaisers Valens dar, der Konstantinopel auf gewaltigen Bogen in einer Länge von über 1000 Schritten hoch über Häusern und

Straßen durchsetzt. Durch genaue Festlegung seiner Endpunkte wurde eine hinreichend lange Standlinie gewonnen, von der aus sich die Lage von Hunderten von Moscheen, Kuppeln und Türmen bestimmen ließ. Die Stadt lag wie eine Karte vor dem Blick des Topographen ausgebreitet, und die Verlegenheit bestand nur in der endlosen Zahl von Gegenständen, die sich seinen Messungen darboten.

Es ist erklärlich, daß sich die Aufnahme Konstantinopels trotz des erwähnten günstigen Umstandes bis tief in den Winter hinzog; sie wurde Ende des Jahres 1836 begonnen und erst im Februar oder Anfang März 1837 beendet. In der letzten Zeit mußte Moltke sich zuweilen das Gelände unter dem Schnee hervorsuchen. Doch sagt er selbst, daß er wohl in keiner anderen Hauptstadt so unbelästigt in den Straßen hätte arbeiten können, wie in Konstantinopel. „Harta", meinten die Türken, „eine Karte", und gingen ruhig weiter, als ob sie sagen wollten: „Wir verstehen doch nichts davon!" Zuweilen auch wurde Moltke mit seiner Meßtischplatte für einen Mann gehalten, der Süßigkeiten auf einer weißen Scheibe in den Straßen feilbiete; allzu neugierige Zuschauer verscheuchte der Unteroffizier, der ihn begleitete, mit einem „Jassak dir!" — „Es ist verboten!"

Noch bevor die Aufnahme von Konstantinopel[27] beendet war, hatte der Sultan den Wunsch ausgesprochen, den preußischen Offizier, der ihm so treffliche Dienste leistete, persönlich kennen zu lernen. Moltke erhielt daher die Weisung, sich am 19. Januar 1837 im Winterpalast zu Dolma-Baktsche einzufinden. Nachdem er hier längere Zeit im Vorzimmer gewartet, wurde er endlich vor das Angesicht des Großherrn geführt. Dieser saß in einen weiten Mantel gehüllt in einem Lehnsessel und rauchte die unvermeidliche türkische Pfeife. Moltke machte ihm nach üblicher Weise drei tiefe Verbeugungen und trat dann bis an die Thüre zurück.

„Der Großherr", so beschreibt er diese Audienz in seinen Briefen, „äußerte sich zuerst anerkennend und dankbar über die

vielen Beweise von Freundschaft, welche er von unserem König empfangen, und sprach sich sehr günstig über preußisches Militär im Allgemeinen aus. Da ich hierauf nichts zu sagen hatte, begnügte ich mich mit einer Verbeugung. Seine Hoheit geruhte hierauf, mit mir von meinen Arbeiten zu sprechen, ging in mehrere Details ein und setzte hinzu, daß ich ihm inschallah — „so Gott will" — noch fernere Dienste leisten solle. Indem er seine Zufriedenheit äußerte, ließ er mir durch den Geheimschreiber seinen Orden überreichen. Nachdem ich diesen auf die übliche Weise, ohne das Etui zu öffnen, an Brust und Stirn erhoben, rief der Sultan: „Zeigt ihn ihm, und fragt ihn, ob er ihm gefällt!" Sodann erhielt mein Dragoman ebenfalls eine Dekoration geringerer Art mit dem Vermerk: „weil er mir bei meinen Arbeiten beigestanden", und wir waren entlassen."[28]

Bald sollte sich übrigens auch zeigen, welcher Art die ferneren Dienste waren, die der Sultan von Moltke wünschte. Es handelte sich um dessen Begleitung auf einer Reise, die der Großherr durch Rumelien und Bulgarien zu unternehmen beabsichtigte, um sich über den Zustand dieser Provinzen zu unterrichten. Es war dies ein in der Türkei bis dahin unerhörtes Vorhaben, das vielen Altgläubigen als eine verwerfliche Neuerung erschien, denn noch nie hatte ein Padischah zu solchem Zweck seine Hauptstadt verlassen. Um so höher muß daher der Entschluß Mahmuds II angeschlagen werden, durch den er bewies, daß er nicht nur geistige Freiheit genug besaß, sich über das eigene Vorurteil und das seiner Landsleute hinwegzusetzen, sondern daß es ihm auch mit den begonnenen Verbesserungen wirklich Ernst war. Und um dieser Absicht auch äußerlich einen verstärkten Nachdruck zu verleihen, berief er Moltke zu seiner Begleitung, also einen Ungläubigen in die geheiligte Nähe des Stellvertreters Gottes, dessen bloßer Anblick sonst den „Giaurs" verboten war. Um indes nicht bei den frommen Musulmanen zu großen Anstoß zu erregen, mußte Moltke türkische Uniform anlegen und die rote Kopfbedeckung, den Tarbusch, aufsetzen. Nebenbei bekam er noch den Auftrag, die auf der Reise zu berührenden

Festungen und andere militärisch wichtige Punkte zu erkunden, zu vermessen und dem Sultan darüber zu berichten.*)

Die türkischen Sterndeuter hatten den 30. April als die „Eschref Saat“, die „glückliche Stunde“, für den Antritt der Reise bezeichnet, und so fuhr denn an diesem Tage der Sultan mit großem Gefolge, unter dem sich auch unser Moltke befand, auf der prächtigen Fregatte „Nusrethieh“ („Die Siegreiche“) den Bosporus hinauf und in das Schwarze Meer hinaus nach Varna. Moltke weiß von dieser Fahrt ergötzlich zu berichten: „Schon gegen Abend hatten wir fast den halben Weg zurückgelegt, als plötzlich eine kleine Buraska**) aus Norden kam. Da ich gar nichts vom Seewesen verstehe, so erlaube ich mir auch kein Urteil über das Getümmel von schreienden Menschen und flatternden Segeln, doch habe ich einen Verdacht, daß unsere Manöver nicht durchaus schulgerecht waren. Sämtliche Matrosen waren junges Volk und hatten zum Teil noch nie eine Reise gemacht, und selbst der Großadmiral, ein trefflicher, braver Mann, hat nur insofern seine Karriere in der Marine gemacht, als er, bevor er Pascha wurde, ein Kaif***) im Hafen von Konstantinopel ruderte.“

Trotz dieses Zwischenfalles wurde der Hafen von Varna glücklich erreicht. Der Sultan stieg hier aus und blieb einige Tage in der Festung, um dann seine Reise auf dem Landwege fortzusetzen. Er ließ sich von Moltke auf den Festungswerken von Varna umherführen, die früher gemachten Abänderungsvorschläge erklären und beauftragte ihn dann, einen Plan der Festung aufzunehmen. Auch von dem Zeichentalent Moltkes scheint der Sultan Kenntnis gehabt zu haben, denn er wünschte von ihm eine Ansicht seines Einzuges in Varna zu erhalten. Da es Moltke jedoch hierzu an Zeit fehlte, mußte er sich damit begnügen, das Bild in Blei flüchtig zu entwerfen und es an einen Maler in Konstanti-

*) Zu dem Folgenden benutze man die „Karte des östlichen Teiles der Balkanhalbinsel bis zur Donau im Jahre 1837“ am Schluß des I. Bandes.

**) Wirbelsturm.

***) Nachen.

nopel zu schicken, der es vollenden sollte. Dagegen brachte er in der That in wenigen Tagen einen vortrefflichen Plan der Festung Varna zu stande, der uns im Original erhalten ist. Das Innere der Stadt hat er freilich nur angedeutet, dagegen sind die Festungswerke, ihre Umgebung und das Meeresufer sorgfältig ausgeführt.[29]

Am 3. Mai verließ der Sultan Varna und reiste mit einem gewaltigen Troß von Gefolge und Dienerschaft mit über 800 Pferden nach der Festung Schumla, wo er am andern Tage eintraf. Moltke war schon am 2. Mai vorausgeeilt, um sich über alle militärischen Gesichtspunkte zu unterrichten und dem Sultan gleich Auskunft geben zu können, falls dieser etwas wissen wollte. In der That besichtigte Mahmud die Festung genau, ordnete wiederum ihre topographische Aufnahme durch Moltke an und ließ sich eines der neu errichteten Redif- oder Landwehr-Bataillone vorstellen, ein Schauspiel, dem auch Moltke beiwohnte. „Andere Länder, andere Sitten," sagt er bei dieser Gelegenheit, „in Schumla sieht ein Manöver anders aus, als in Potsdam. Wir sahen dem Exerzieren aus einer angemessenen Entfernung von wohl tausend Schritt zu; Se. Hoheit saßen im Zelt und rauchten, wir anderen kauerten an der Erde herum."

Die Aufnahme von Schumla und seinen Umgebungen verursachte Moltke einige Schwierigkeiten wegen der eigentümlichen Lage der Stadt. Diese liegt nämlich in einem hufeisenförmigen Thal zwischen steilen bewaldeten Bergen, die bis zu ihrer halben Höhe mit Gärten und Weinbergen bedeckt sind; der Ausgang des Thales in die Ebene ist mit starken Verschanzungen abgeschlossen.[30] Trotz dieser ungünstigen Umstände gelang es dem unermüdlichen Fleiße Moltkes die Aufnahme der Festung in wenigen Tagen zu vollenden.

Am 9. Mai ging dann die Reise weiter nach Silistria an der Donau und von hier am 13. stromaufwärts nach Rustschuk in einem Wagen bei sehr schlechtem Wetter. „Es scheint," so schreibt Moltke, „daß die Türken, als sie mit ihrem Säbel die Heiligen in diesem Lande zu Paaren trieben, Mamertus und Pan-

kratius vergessen haben; diese üben in der That eine so strenge Herrschaft an der Donau wie an der Spree oder Eider. Nie habe ich ärger gefroren als gestern Nacht auf der Reise hierher; meine türkischen Begleiter waren ganz erstarrt, und der Araber, der die Handpferde führte, rief ein „Aman!“ (Erbarmen!) über das andere und sehnte sich nach dem milderen Himmel des Senaars zurück.“

Von den Befestigungen von Silistria und Rustschuk[31] hatte Moltke Aufnahmen angefertigt.[32] Von hier ab führte die Reise nur noch durch offene Städte. Am 21. Mai wurde auf der Heimreise der Balkan auf dem Schipkapaß überschritten und dann in Kasanlik, der Rosenstadt, eine Ruhepause gemacht. Weiter ging es dann über Adrianopel zurück nach der türkischen Hauptstadt, wo der ganze Zug am 6. Juni wieder eintraf. Moltke hat uns in seinen Briefen aus dieser Zeit Schilderungen seiner Erlebnisse und der bereisten Landschaften hinterlassen, die in ihrer Anschaulichkeit und blühenden, fast poetischen Ausdrucksweise wohl zu dem Besten gehören, was die deutsche Litteratur in dieser Art aufzuweisen hat.

Mit seiner Rückkehr nach Konstantinopel begann für Moltke eine Zeit der Muße, die er zwar benutzte, um seine auf der Reise nach Bulgarien aufgenommenen Pläne zu vollenden und fleißig Briefe zu schreiben, die jedoch seiner thätigen Natur im Ganzen wenig zusagte. Auch fehlte es ihm durchaus an geistiger Anregung, denn die Europäer wohnten während der heißen Zeit sehr zerstreut in ihren Sommerfrischen und sahen sich nur selten. Mit den Türken aber war eine befriedigende Unterhaltung nicht möglich, da deren Gesichtskreis nicht über das Alltäglichste und Naheliegendste hinausging. Doch tröstete ihn der Gedanke an die baldige Ankunft seiner Kameraden vom preußischen Generalstabe, die jeden Tag erwartet wurden.

Moltke wohnte in dieser Zeit in Bujukdere, jener reizend gelegenen Ansiedelung am Gestade des Bosporus, der durch den täglich vom Schwarzen Meer herüber wehenden Nordwind auch im heißen Sommer Frische und Kühlung zugeführt wird. Hier

verbrachte er seine Zeit in ruhiger Beschaulichkeit, ließ die Reize der herrlichen Natur auf sich wirken und gewöhnte sich an das, was die Türken „Kief etmek“, wörtlich „Laune machen“, nennen, d. h. behaglich an einem hübschen Plätzchen zu sitzen, Kaffee zu trinken, zu rauchen und zu — schweigen, was Moltke wohl nicht schwer gefallen sein dürfte.

Unterbrochen wurde dieses Stillleben nur durch eine zweite Audienz beim Sultan, in der dieser ihm seine Zufriedenheit mit seinen bisherigen Arbeiten und namentlich mit den auf der bulgarischen Reise aufgenommenen Plänen aussprach. Einige Zeit darauf erhielt Moltke auch aus der Heimat eine Anerkennung seines bisherigen Wirkens, indem der General Krauseneck ihm in einem Briefe mitteilte, daß Seine Majestät der König mit Befriedigung von seiner Thätigkeit Kenntnis genommen habe.

Inzwischen nahte der Augenblick heran, wo die von Moltke sehnsüchtig erwarteten Kameraden aus Berlin eintreffen sollten. Die hübsche Stelle aus seinen Briefen, worin er seine Ungeduld schildert und zugleich eine ebenso anschauliche als fesselnde Beschreibung des Rundbildes von Konstantinopel gibt, möge hier Platz finden: „Das Dampfschiff war aus Triest erwartet, und ich bestieg einmal über das anderemal den gewaltigen runden Turm von Galata, von dem ich über das Gewimmel des Hafens, über Konstantinopel und den Bogen des Valens fort in den flimmernden Propontis hinausspähte. Die Prinzeninseln und der rauhe Fels von Proti tauchen in blauen Umrissen aus der lichten Fläche empor, welche von dem Felsgebirge von Mudania begrenzt wird. Dahinter erhebt wie eine weiße Wolke der zackige Olymp sein beschneites Haupt über die warme Seelandschaft, und in kaum erkennbarer Nebelgestalt zeigen sich am fernsten Horizont noch Katolymnia und die Berge von Cysikus. Warten ist an sich ein fatales Ding, aber der Turm von Galata ist der Punkt, von wo man es noch am ersten eine Weile aushält. Vierzig Schritte führen Dich rings um die Balustrade des Turmes, aber welche Mannigfaltigkeit von Gegenständen erblickt das Auge während dieser vierzig Schritte! Von

dem östlichen Rande des Umganges schweift der Blick über die mächtige Vorstadt Skutari, das alte Chrysopolis, welche mit zahllosen Häusern, prächtigen Moscheen, Bädern und Fontänen amphitheatralisch eine Höhe emporsteigt, deren Gipfel durch einen schwarzen Cypressenwald gekrönt ist. In der reizendsten Lage am Felsufer des Marmorameeres erhebt sich die ungeheure Kaserne für zehntausend Mann, weiter rechts schimmern die Häuser von Kädikjöi, dem alten Chalcedon, dessen Gärten die schroffen Klippen von Moda-Burnu kränzen, und dahinter erstreckt sich ein wunderbar schönes, niedriges Vorgebirge weit in die See, welches von riesenhaften Platanen und Cypressen bestanden ist. Ein kleiner Leuchtturm auf der äußersten Spitze hat ihm den Namen Fener-Bagtscheſſi, der „Laternengarten“, gegeben.

„Näher heran taucht aus der Flut des Bospor, da wo er in den Propontis tritt, der phantastisch geformte Mädchenturm Kiß-Kaleſſi, den die Europäer, ich weiß nicht warum, Leanderturm nennen. Das wäre ein köstliches Plätzchen für einen Einsiedler, der mitten im regsten Getümmel des Lebens, umgeben von einer halben Million Menschen, in der tiefsten Abgeschiedenheit verweilen wollte. Drei große Städte blicken auf jenen Turm, die mächtigsten Schiffe ziehen dicht an ihm vorüber und zahllose Nachen umkreisen ihn, aber ohne ihn zu berühren. Mit Entsetzen wendet sich jeder von diesen Mauern ab, denn sie enthalten ein Pesthospital. Vor allem aber zieht die Spitze des Serajs den Blick des Beschauers auf sich durch die Schönheit ihrer Form und die ganz besondere Pracht ihrer Farben. Der Bospor wälzt sich mit Gewalt gerade auf diese durch das Goldene Horn und den Propontis gebildete Landzunge; seine Wellen sind hier zu aller Zeit in hüpfender Bewegung, und köstlich zeichnen sich auf diesem tiefblauen Grund und gegen das Schwarz der Cypressen und schattigen Platanen die Marmorkioske mit goldenen Gittern, die weißen Minarets und hellgrauen Bleikuppeln ab.

„Ich führe Dich jetzt an den nördlichen Rand des Turmes, von wo aus der staunende Blick die Ufer des Bospor bis zum

„Riesenberg“ (Juscha-Dagh) verfolgt. Wie ein mächtiger Strom windet sich die Meerenge zwischen lauter zusammenhängenden Ortschaften, zwischen Palästen, Moscheen, Kiosken und Schlössern hindurch, zwei Meere verbindend und zwei Weltteile trennend. Sie bildet eigentlich die Hauptstraße von Konstantinopel, wenn man unter dieser Benennung das ganze Aggregat von Städten, Vorstädten und Ortschaften versteht, in welchen 800,000 Menschen dicht beisammen wohnen.

„Mich interessierte diesmal nichts so sehr, als eine kleine schwarze Rauchwolke am blendenden Horizont des Propontis, die immer näher rückte und sich bald in ein breites Dampfschiff verwandelte; die Wellen stiegen schäumend an seiner schwarzen Brust empor und flossen schneeweiß zu beiden Seiten hinab, weithin einen Silberstreif auf die blaue Fläche zeichnend. Jetzt kämpfte das Pyroskaph mit der starken Strömung an der Spitze des Serajs, aber siegreich schoß es hinter den alten Mauern hervor, wendete in den Hafen herum, und mit lange anhaltendem Gerassel sank der Anker auf den tiefen Grund hinab.“

Wirklich setzte das Schiff die ersehnten Kameraden Moltkes von der preußischen Armee ans Land. Es waren die Hauptleute Fischer und v. Vincke vom Generalstabe — letzterer hatte auch seine Gattin bei sich — und v. Mühlbach vom Ingenieurkorps.[33] Die türkische Regierung hatte zu ihrer Aufnahme ein Haus in Pera herrichten lassen, da aber dort die Pest herrschte, so brachte Moltke sie in Bujukdere unter. Am 7. September wurden die Herren in Anwesenheit Moltkes durch den Gesandten Grafen Königsmarck dem Sultan vorgestellt. Dieser empfing sie sehr gnädig, sprach mit großer Dankbarkeit von dem Könige von Preußen und fügte hinzu, daß er nach den Diensten, die ihm der Baron Bey — so wurde Moltke gewöhnlich von den Türken genannt, die seinen Namen nicht aussprechen konnten[34] — von ihrer Thätigkeit den besten Erfolg erwarte. Schließlich verwies er sie bezüglich ihrer Arbeiten an den Seraskier Halil Pascha.

Diesem Manne war es — wie schon früher angedeutet —

im April 1837, also nachdem der Antrag der Pforte wegen Überlassung der preußischen Offiziere bereits nach Berlin abgegangen war, gelungen, seinen ehemaligen Herrn und Wohlthäter Chosref Pascha zu stürzen und sich selbst an dessen Stelle als Seraskier zu setzen. Halil Pascha genoß aus dem letzten russischen Kriege den Ruf eines tapferen Mannes, und man hielt ihn für klug, thätig und aufgeklärt. Neben diesen guten Eigenschaften aber besaß er unverkennbare Mängel des Charakters: er war brennend ehrgeizig, rücksichtslos und neigte zu Ränken. In seiner Stellung als Seraskier — aus der er übrigens schon nach einem Jahre durch seinen Schwager Sayd Mehemed, den zweiten Schwiegersohn des Sultans, vertrieben wurde — hat er infolge dessen der jungen türkischen Armee mehr geschadet, als genutzt.

Für die preußischen Offiziere wurde aber der Sturz Chosrefs besonders nachteilig. Dieser war der eigentliche Urheber ihrer Berufung gewesen, Moltke hatte bei ihm besonders in Gunst und Ansehen gestanden, — Grund genug für seinen gewaltsam emporgekommenen Nachfolger, die neuen Ankömmlinge mit Mißtrauen, wenigstens mit Zurückhaltung, anzusehen.

Am 9. September bestellte Halil die preußischen Offiziere auf das Seraskierat und erteilte ihnen allen gemeinsam im Namen des Sultans den Auftrag, „die Pässe des Balkans und die Festungen in diesem Gebirge und an der Donau bis Rustschuk aufwärts zu erkunden, über ihre Verteidigungsfähigkeit zu berichten und Vorschläge zu ihrer Verstärkung zu machen, dann aber gleich zu demselben Zweck die Dardanellen zu bereisen."*) Die Angelegenheit mußte ziemlich eilig betrieben werden, da eine Reise, die 6—8 Wochen in Anspruch nehmen konnte, in den rauhen Gegenden Bulgariens nur während der schönen Jahreszeit auszuführen war. Von der türkischen Regierung wurden übrigens alle Anordnungen getroffen, um die Ausführung zu erleichtern und zu beschleunigen. Ein Alai-

*) Siehe die Kartenskizze: „Karte des östlichen Teiles der Balkanhalbinsel bis zur Donau im Jahre 1837".

Enimeh (Major) vom Ingenieurkorps, Namens Heiri Bey, wurde zum Reisemarschall bestimmt, drei junge Muhendis (Schüler der Ingenieurschule), zwei Armenier als Dolmetscher, zwei Kawasse (Gensdarmen) und drei Tartaren als Kuriere und Wegweiser nebst einer Anzahl Diener standen den Offizieren zur Verfügung. Außerdem ließ die preußische Gesandtschaft sie durch ihren zweiten Dragoman Bosgiovich begleiten. Sämtliche Reisende trugen türkische Kleidung.

Obwohl die Neuangekommenen noch kaum Zeit und Gelegenheit gehabt hatten, sich in den militärischen Verhältnissen der Türkei genügend umzusehen, verließen sie bereits am 21. September Konstantinopel, weil sie gerade bei diesem ersten Auftrage, der vom Sultan selbst ausging, keine Saumseligkeit zeigen wollten. Es war ursprünglich ihre Absicht, alle drei Straßen, die von der Hauptstadt nach dem Balkan führten,[35] auf dieser Reise kennen zu lernen und sich demnach zu teilen. Die Tartaren versicherten indes, es sei auf zweien dieser Straßen ganz unmöglich, Pferde zu bekommen. Man sah sich daher gezwungen, zunächst gemeinschaftlich die gewöhnliche Poststraße über Silivri—Tschorlu—Lüle-Burgas einzuschlagen und erst später am Fuße des Gebirges sich zu trennen, um mehrere Engpässe zugleich zu besichtigen.

Noch am 21. September wurde Silivri, am 22. Tschorlu erreicht. Die dabei sich herausstellende Schwierigkeit, auf den Poststationen die nötige Anzahl von Pferden zu finden — man bedurfte deren allerdings über 30 — zwang indes die Reisenden schon hier dazu, sich in zwei Gruppen zu teilen. Während Vincke und Moltke am 23. nach Kirkilissa 18 Stunden*) weit ritten, kamen Fischer und v. Mühlbach, der am Fieber litt, nur bis Lüle-Burgas.[36] Jene überschritten am 24. das niedere Waldgebirge der Strandschakette und übernachteten in Umur-Fakih, einem elenden Dorfe von ungefähr 50 Häusern am nördlichen Fuße des Gebirges, 16 Stunden von Kirkilissa. Sie zogen dann am 25. über dicht bewaldete Hügel

*) 1 türkische Wegstunde = 3 englische Meilen, etwa 5500 m.

bis Karabunar (4 Stunden), einem noch kleineren Dorfe, und von dort 8 Stunden weit durch fruchtbare, von Wasser, Wald und Wiesen belebte Gegenden nach Burgas, wo sie am 26. verweilten.

Am 27. September schifften Moltke und Fischer, nur von einem der Muhendis begleitet — alle übrigen Begleiter hatten auf dem scharfen Ritt nicht mitkommen können — in einer Fischerbarke über den Golf nach Sizebolu (Sozopolis) hinüber, einer kleinen, auf hoher Landzunge gelegenen Stadt mit einer ziemlich guten Rhede, der besten am Meerbusen von Burgas. Am 28. fuhren sie dann zu Schiff quer über die Bucht nach Achiolu, einem unbedeutenden, verfallenen Städtchen, auf niederer, weit ins Meer sich erstreckenden Landzunge. Von dort ritten sie noch an demselben Tage längs der ebenen Küste nach Missivri, einer kleinen Stadt auf hohem Felsvorgebirge, das sich gegen Osten weit ins Meer erstreckt und nur durch eine sehr schmale, niedere Landenge mit dem Festland verbunden ist.

Von allen diesen Orten wurden Pläne angefertigt,[37] dauernde Befestigungen jedoch nicht für erforderlich gehalten, sondern nur provisorische Batterien für den Kriegsfall in Aussicht genommen.

Eine Stunde von Missivri erhebt sich aus der Ebene und mit seinen Abfällen hart an das Meer herantretend der Balkan, hier Enimeh-Dagh genannt, ein rückenförmiges, von vielen Schluchten durchschnittenes, in seiner Höhe kaum an den Thüringer Wald heranreichendes Waldgebirge. Es läuft in einer Breite von 14 bis 15 Stunden zwischen dem Busen von Missivri und dem von Varna nach dem Schwarzen Meere zu in mehreren Ketten auseinander. Moltke und Vincke überschritten am 29. September den höchsten, hier kaum 550 bis 600 m hohen Rücken des Gebirges und erreichten zur Nacht das Dorf Akdere. Den 30. zogen sie weiter längs der Küste und durch das Gebirge, besichtigten und krokierten den am rechten Thalrand des Kamtschik-Flusses gelegenen Engweg von Derwischjuwan, und durchritten dann den eine Stunde breiten dichten Hochwald, der das Thal des Kamtschik aus-

füllt, und diesen wasserreichen Fluß selbst bei Podbaschi. Bereits am Nachmittag trafen sie in Varna ein.

Inzwischen hatten Fischer und Mühlbach — der letztere immer an Fieber leidend, so daß er sich nachher in Varna zu Bett legen mußte — zunächst dieselbe Straße wie Moltke und Vincke bis Karabunar verfolgt. Von hier waren sie über Aidos und den „Kerissli-Bunar“ genannten Balkanpaß an den Kamtschik nach Köprikjöi geritten, dann den Fluß aufwärts bis Tschenga und endlich über Pravady nach Varna. Fischer hatte unterwegs Aidos, Kerissli-Bunar, Köprikjöi, Tschenga und Pravady erkundet und aufgenommen.

Die Art des Reisens war sehr beschwerlich. Obwohl die türkischen Behörden mit vielen Kosten alles gethan hatten, was zur Erleichterung möglich war, kam die Bequemlichkeit doch bei weitem nicht der gleich, die der gewöhnlichste Reisende in dem übrigen Europa sich damals zu verschaffen vermochte. Die Reise geschah ganz zu Pferde, oft auf abgetriebenen Postgäulen, bei Poststationen von 8 bis 12, später sogar bis 18 Stunden Weges. Von Kirkilissa ab trat starkes Regenwetter ein, im ganzen Lande herrschte die Pest, die Lebensmittel waren schlecht und dürftig, — mit einem Worte: auf keiner ihrer späteren asiatischen Reisen haben die preußischen Offiziere mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, als auf dieser europäischen.

Siach Pascha, Brigadegeneral und Statthalter von Varna, empfing die Offiziere sehr zuvorkommend, verschaffte ihnen leidliches Unterkommen und that alles, um sie bei ihren Arbeiten zu unterstützen. Bezüglich der letzteren hatten sie indes außer dem oben erwähnten, ganz im Allgemeinen angegebenen Reisezweck durchaus keine genauere Anweisung seitens des Seraskiers erhalten. Sie mußten sich daher über Anlage, Umfang und Verteilung der Arbeiten unter sich einigen, und zwar geschah dies in folgender Weise: Von den beiden Ingenieur-Offizieren vom Fach übernahm Mühlbach die Bearbeitung der Plätze an der Donau: Rustschuk und Silistria, sowie der Dardanellen, — Fischer die der Plätze am

Balkan: Varna, Pravady und Schumla. Vincke sollte den allgemeinen Bericht liefern, sowie die Bereisung der noch nicht besuchten Balkanpässe: Tschalikawak, Dobrol, Kasan und Kasanlik und die Untersuchung der Strecke zwischen Tschernawoda an der unteren Donau und Küstendschi am Schwarzen Meer ausführen, während Moltke, der ja die Gegend größtenteils schon kannte, es übernahm, den Führer zu machen und später die Plätze an der unteren Donau: Hirsowa, Matschin, Isaktschi und Tuldscha mit Fischer zusammen zu bereisen. Die wichtigsten Festungen und zu Befestigungen geeigneten Punkte aber wollten alle vier selbst sehen, um die zu machenden Vorschläge gemeinschaftlich feststellen zu können.

Vom 1. bis 5. Oktober blieben die Reisenden in Varna, um diesen Ort mit seinen Umgebungen gründlich zu erkunden, zu vermessen und so die Grundlagen für ihren Bericht zu gewinnen. Varna ist wegen seiner strategischen Lage unstreitig der wichtigste Platz und der wahre Schlüssel des östlichen Balkans, seine Örtlichkeit selbst zur Festung sehr geeignet. Das breite, fast sechs Stunden lang von Seen und Sümpfen erfüllte Dewnothal, von Westen nach Osten ziehend, endigt am Meere 3000 Schritt breit in einer schmalen sandigen Landenge, über die eine der Hauptstraßen von der unteren Donau nach Konstantinopel führt. Vor diesem Engweg, gleich einem nach Norden gerichteten Brückenkopf, liegt auf einer vorteilhaften, gegen das Meer und den Dewnosee steil abfallenden Höhe die Stadt Varna. Die Umwallung der alten Festung, die im Jahre 1828 durch die Russen erobert und zerstört worden war, lag auf dem Rande dieser Höhe, die Stadt gegen Norden und Westen schützend. Nach Süden und Osten boten das Meer und der Dewnosee natürlichen Schutz. Die preußischen Offiziere einigten sich bald über ihre Vorschläge für den Aus- und Umbau der Festungswerke, wobei Moltkes frühere Aufnahme zu statten kam. Moltke selbst reiste dann am 5. Oktober nach Pravady, um einen Plan von diesem Orte anzufertigen. Am 6. folgten ihm Vincke und Fischer; Mühlbach mußte krankheitshalber noch in

Varna zurückbleiben und traf erst in Rustschuk mit seinen Gefährten wieder zusammen.

Von Varna nach Pravady herauf zieht sich das merkwürdige Dewnothal gleichlaufend mit dem Balkan. Seinen unteren Teil füllen die Dewnoseen aus, die ihr Wasser von dem Pravadyfluß erhalten. Dieser entspringt nördlich Schumla, durchbricht beim Städtchen Pravady ein enges, felsiges Querthal und fließt dann in die Dewnoseen im großen Bogen von Süden kommend. Moltke hatte die Straße von Pravady nördlich des Dewnothales eingeschlagen, Vincke und Fischer gingen südlich des Thales herum und erreichten über das Dorf Dewno wieder die Hauptstraße von Varna.

Von Pravady ritten die Reisenden am 7. Oktober nachmittags durch das Thal des oberen Pravadyflusses nach Schumla, wo sie gegen Abend anlangten. Vor dem Thore wurden sie von den christlichen Behörden der Stadt empfangen und in die bereitgehaltenen Wohnungen geleitet. Gleich den Morgen des 8. Oktober benutzten sie zur Besichtigung des sehr ausgedehnten befestigten Lagers von Schumla. Nachmittags traf hier Mirza Sayd Pascha, der Muschir von Silistria, zu dessen Paschalik Schumla gehörte, ein, um die Reisenden zu begrüßen. Er reiste dann auch am 16. Oktober mit den preußischen Offizieren, nachdem diese ihre Arbeiten vollendet, nach Rustschuk weiter.

Rustschuk, eine der größten Städte Bulgariens, liegt am Rande eines die Donau begleitenden Höhenzuges, der gegen den Fluß plötzlich steil abfällt, so daß die Stadt das gegenüber liegende, flache Ufer überhöht und beherrscht. Sie war gegen die Landseite von einem einfachen bastionierten Hauptwall umgeben, während gegen die Wasserseite der Steilrand selbst natürlichen Schutz gewährte. Auf die vorliegenden Höhenzüge waren einige geschlossene, feldschanzenartige Erdwerke vorgeschoben. Eine stehende Garnison besaß Rustschuk ebensowenig wie Schumla. Die Festung hatte, seitdem das gegenüberliegende Giurgewo nicht mehr im türkischen Besitz sich befand, fast alle militärische Bedeutung verloren. Die Vorschläge

zur Verstärkung — die Mühlbach allein ausarbeitete — beschränkten sich daher auf unbedeutende Verbesserungen am Hauptwall und den vorgeschobenen Werken. Moltke benutzte die Zeit des Aufenthaltes in Rustschuk, um seinen im Mai aufgenommenen Plan der Festung zu erweitern und zu verbessern.

Am 18. Oktober wurde mit dem Pascha gemeinsam in dessen Schiff die Reise nach Silistria auf der Donau fortgesetzt. Bis Rassowa wird das rechte Ufer überall von den bedeutenden, oft steilen Abfällen des bulgarischen Hügellandes begleitet, während die walachische Seite völlig eben ist. Die Donau erscheint hier als ein mächtiger, 700 bis 1000 m breiter Strom mit zahlreichen Inseln. In der Nacht zum 19. Oktober wurde Silistria erreicht und bei wohlhabenden Christen Wohnung genommen. Silistria, damals eine Stadt von etwa 2000 Häusern, liegt auf dem rechten Donauufer, zwar in einer Ebene, aber von bedeutenden Höhen in solcher Nähe eingeschlossen, daß die Festung auf allen Seiten eingesehen nnd wirksam beschossen werden kann. Sie war ringsum, auch an der Wasserseite, nur von einem bastionierten Hauptwall umgeben. Um so merkwürdiger erscheint es, daß diese schwache Festung 1828—29 eine monatelange Belagerung hatte aushalten können. Jetzt waren ihre Wälle zwar mit Geschütz besetzt, aber außer einigen Landwehren befand sich auch in Silistria keine Garnison. Die wiederum von Mühlbach bearbeiteten Vorschläge zur Verstärkung der Festung empfahlen den Ausbau des Hauptwalles, sowie die Befestigung der beherrschenden Höhen durch vorgeschobene selbständige Werke.[38] — Auch hier benutzte Moltke den dreitägigen Aufenthalt, um seinen früher aufgenommenen Plan von Silistria zu vollenden und namentlich das Gelände, das damals nur angedeutet war, weiter auszuführen.

Am Morgen des 22. wurde die Fahrt donauabwärts bis Rassowa fortgesetzt. Am 24. unternahmen die preußischen Offiziere einen gemeinsamen Ausflug an die Karasu-Seen, von wo Moltke und Fischer sogleich ihre Reise nach den nördlichen Plätzen an der unteren Donau antraten. Vincke und Mühlbach untersuchten in-

zwischen von Küstendschi aus, wohin sie sich am 27. Oktober begaben, jene merkwürdige Strecke zwischen Tschernawoda an der Donau und Küstendschi am Schwarzen Meer, die durch eine langgezogene, zum großen Teil mit Seen und Wasserläufen ausgefüllte Bodensenkung bezeichnet wird und zu der Annahme Veranlassung gegeben hat, man habe hier ein altes Donaubett vor sich.[39] Vincke wies jedoch nach, daß dies unmöglich der Fall sein könne, da sich zwischen den Seen und dem Meere noch ein über vier Meilen breiter, 55 m hoher, felsiger Scheiderücken erhebt. Mühlbach benutzte diese Zeit, um die sogenannten Trajanswälle — eine die erwähnte Bodensenkung begleitende, zwei- bis dreifache Erdlinie römischen Ursprunges mit geschlossenen Schanzen — zu untersuchen und zu beschreiben.

Am 28. Oktober abends trafen auch Moltke und Fischer in Küstendschi ein, nachdem sie eine Strecke von 60 Stunden in der öden Dobrudscha in fünf Tagen zurückgelegt hatten, wobei sie auch noch Pläne von Hirsowa, Matschin, Isaktschi und Tuldscha aufnahmen.[40] Diese vier kleinen Städte an der Donau waren ehemals Festungen, wurden aber nach dem Feldzuge 1828—29 gründlich geschleift. Sie erschienen auch zu unbedeutend, um einen Wiederaufbau ratsam erscheinen zu lassen. Seinen fünftägigen Ritt mit Fischer durch die Dobrudscha beschreibt Moltke in seinen „Briefen aus der Türkei“ in höchst anregender und spannender Weise. Die Naturschilderungen aus diesem öden, an Pflanzenwuchs armen Lande, von dem er sagt, es scheine, nachdem es von den Menschen verlassen, den Tieren anheimgefallen, sind in ihrer Anschaulichkeit geradezu mustergültig. Bei dieser Gelegenheit bespricht er auch die Strecke Tschernawoda—Küstendschi und den Trajanswall.[41]

Am 30. Oktober wurde die Reise über Mangalia nach Varna fortgesetzt. Vincke und Fischer nahmen einen Plan von Kavarna, Moltke einen von Baltschik auf. Beide Seeplätze sind kleine, unbefestigte Städtchen und haben nur offene, den Stürmen sehr ausgesetzte Rheden. Am 31. abends traf die ganze Expedition wieder

in Varna ein, von wo sie den Rückweg nach Konstantinopel zu Schiffe bewerkstelligte.

Die Bereisung des Kriegstheaters an der unteren Donau und im Balkan war also beendet. Die Ergebnisse der gemachten Beobachtungen und die darauf gegründeten Vorschläge wurden später sorgfältig ausgearbeitet und mit den aufgenommenen Plänen Anfang Januar 1838 dem Seraskier übergeben. Es waren elf zum Teil ziemlich umfangreiche Schriftstücke, nämlich eine von Vincke bearbeitete allgemeine Denkschrift, die einen Überblick über den ganzen Kriegsschauplatz und die mit Rücksicht auf den politischen und wirtschaftlichen Zustand der Türkei für die einzelnen strategischen Punkte gemachten Befestigungsvorschläge enthielt, sowie zehn Beilagen. Zwei der letzteren sind von Moltke in französischer Sprache verfaßt, nämlich: „Les ports de la côte occidentale de la mer noire“ und „Les anciens places fortes en Dobroudja“. Der Seraskier ließ zunächst Vinckes Gesamtbericht ins Türkische übersetzen und, nachdem er ihn gelesen, auch die übrigen Denkschriften. Diese Arbeit dauerte indes so lange, daß sie noch nicht beendet war, als die preußischen Offiziere schon längst wieder ein anderes Feld ihrer Thätigkeit gefunden hatten.

Am 6. November waren sie in Konstantinopel eingetroffen, schon am 13. aber mußten sie nach den Dardanellen abreisen, um auch hier die Befestigungswerke zu besichtigen. Unter Führung des Hauptmanns Laue wurden von ihnen alle Verteidigungsanlagen der Meeresstraße einer genauen Prüfung unterzogen, deren Ergebnis die Erwartungen zum Teil erheblich übertraf. Sie fanden in den Batterien — dank der erfolgreichen Thätigkeit des Leutnants Koepke und des Hauptmanns Laue — die Geschütze in guter Ordnung, größtenteils mit Munition und allem Zubehör versehen und die Bedienungsmannschaft, etwa 2000 Mann, wohl ausgebildet. Auch die Werke selbst waren jetzt in besserem baulichem Zustande, kurz alles bot ein wesentlich anderes Bild als früher und stand im vollen Gegensatz zu den Verhältnissen in den bulgarischen Festungen. Über die Grundsätze für die noch aus-

zuführenden Verbesserungen hatte man sich bald geeinigt. Sie entsprachen im Wesentlichen den schon früher von Moltke gemachten Vorschlägen und liefen auf eine Vereinigung aller fortifikatorischen und artilleristischen Kraft an der engsten Stelle der Meeresstraße hinaus. Die Ausarbeitung der Pläne im Einzelnen übernahm Mühlbach, der zu diesem Zweck einige Tage länger in Tschanak-Kalessi zurückblieb, während Moltke später den schriftlichen Bericht dazu liefern sollte.[42]

Moltke unternahm, ehe er nach Konstantinopel zurückkehrte, noch in Begleitung von Vincke und Fischer einen Ausflug nach dem zwei deutsche Meilen südlich Kum-Kalessi liegenden Schauplatz des trojanischen Krieges und der Stätte des alten Ilion. Er gibt hiervon in den „Türkischen Briefen“ eine ausführliche Beschreibung und stellt Untersuchungen über die wahrscheinliche Lage der Stadt des Priamus an, deren Ergebnisse freilich durch die neueren Forschungen Schliemanns u. A. überholt sind. Am 19. morgens traf Moltke mit seinen Begleitern wieder in Konstantinopel ein.

Schon auf der Rückreise von den Dardanellen erfuhren die preußischen Offiziere, daß ein bei der britischen Gesandtschaft in Konstantinopel sich aufhaltender englischer Offizier, Kapitän Duplat, von Geburt ein Hannoveraner, nach Rumelien abgegangen sei, um dieselbe Reise auszuführen, welche die preußischen Offiziere kurz vorher zurückgelegt hatten. Es geschah dies auf Wunsch und Antrag der englischen Regierung, wofür die Pforte um so weniger die Genehmigung zu versagen wagte, als jene sich durch die Nichtannahme der angebotenen englischen Offiziere beleidigt gestellt hatte. Nebenbei war es den türkischen Behörden vielleicht auch ganz erwünscht, über dieselbe Sache verschiedene Urteile zu hören. Die preußischen Offiziere sahen sich also von Hause aus einer scharfen Nachprüfung ausgesetzt, allein sie konnten diese — wie Vincke an den General Krauseneck schrieb — von Anfang an hinsichtlich des zu erwartenden Ergebnisses mit Gleichgültigkeit betrachten, weil sie ihre Aufgabe nach bestem Wissen und Können rein militärisch be-

handelt hatten und bis auf unverschuldete mögliche Irrtümer keine Kritik zu scheuen brauchten. In der That erwiesen sich die Berichte des Kapitäns Duplat später als mit denen der preußischen Offiziere ziemlich übereinstimmend, wenn auch viel allgemeiner gehalten.

Nach Ablieferung ihrer Berichte über die Reise in Bulgarien und nach den Dardanellen erhielten die Offiziere zunächst keine neuen Aufträge. Mühlbach und Fischer mußten die Kosten ihrer Befestigungsentwürfe aus Bulgarien und den Dardanellen noch mit dem „Direktor der Kaiserlichen Bauten“ durchrechnen, was wegen der Saumseligkeit, mit der die Türken alle solche Geschäfte betreiben, sich sehr in die Länge zog.

Da der Seraskier gelegentlich von seiner Absicht gesprochen hatte, im Frühjahr 1838 ein Lager von 20,000 bis 30,000 Mann bei Konstantinopel zusammenzuziehen, so hatten Vincke und Moltke schon in der Zeit vom 3. bis 6. Dezember 1837 aus eigenem Antriebe eine Erkundungsreise in die Gegend westlich der Hauptstadt bis gegen das Städtchen Tschataldscha und den See von Derkos unternommen, um einen geeigneten Platz ausfindig zu machen. Es fand sich jedoch kein besserer, als der von St. Stefano, ziemlich nahe bei Konstantinopel. Moltke nahm daher noch im Laufe des Dezembers die Umgegend von St. Stefano in großem Maßstabe auf und überreichte den Plan dem Seraskier.[43].

Bald darauf konnte Moltke schon wieder mit einem neuen Vorschlag hervortreten, mit dem er sich in Gedanken bereits lange beschäftigt, und der auch die Zustimmung seiner preußischen Kameraden gefunden hatte. Es handelte sich um die Errichtung eines Infanterie-Lehrbataillons, die bezwecken sollte, „möglichst schnell eine Anzahl von Lehrern zu bilden, die man in den zu versammelnden Lagern benutzen könnte, um die Übungen nach ein und demselben System zweckmäßig auszuführen.“ Moltke hatte hierüber eine Denkschrift in französischer Sprache verfaßt und sie am 20. Januar 1838 dem Seraskier eingereicht. Auf diese Arbeit wird wegen ihres großen Umfanges und weil sie sich hauptsächlich mit Einzelheiten beschäftigt, hier

nicht näher eingegangen. Sie beweist aber wiederum den scharfen Blick Moltkes für das praktisch Brauchbare und sein Verständnis für die Grundlagen soldatischer Tüchtigkeit. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Ausführung dieser Vorschläge von großem Nutzen für den Fortschritt der türkischen Armee auf dem begonnenen Wege hätte werden können, um so mehr, als Moltke sich bereit erklärte, die Einrichtung des Lehrbataillons selbst ins Leben zu rufen und zu überwachen. Gewiß konnte er auf keine Weise seinen Eifer für die Entwicklung der ottomanischen Armee mehr bethätigen, als durch ein solches Angebot, das seine ganze Thätigkeit wenigstens auf ein Jahr, vielleicht auch länger, in Anspruch genommen und ihn gezwungen haben würde, sich von allem anderen gewohnten Lebensverkehr loszusagen. Allein der Seraskier nahm die Denkschrift und das Anerbieten Moltkes mit Dank und höflichen Worten entgegen, und — es war nicht mehr die Rede davon.

9. Bei der Taurusarmee.

So vergingen der Januar und zwei Drittel des Februar 1838. Moltke benutzte die reichliche Muße, die ihm blieb, um seine Aufnahme von Konstantinopel und Umgebung weiter auszuführen und zu vervollkommnen. Von Zeit zu Zeit begaben sich die preußischen Offiziere einzeln oder gemeinsam auf das Seraskierat, um sich in Erinnerung zu bringen, allein es wurde ihnen kein Auftrag zu teil. Halil Pascha verstand es entweder nicht, die ausgezeichneten Kräfte der Fremden vorteilhaft zu verwenden, oder es fehlte ihm der gute Wille dazu. Da brachte eine neue Wendung in dem immer gespannten Verhältnis der Pforte zu Mehemed Ali, dem Vizekönig von Ägypten, auch hierin eine Änderung.

Schon seit einiger Zeit waren Meldungen über Rüstungen des Ägypters, die nur gegen die Pforte gerichtet sein konnten, nach Konstantinopel gelangt. Sein Adoptivsohn Ibrahim Pascha sollte schon zehn Regimenter Infanterie bei Aleppo versammelt haben, von wo er sich sowohl gegen Kleinasien, als auch nach Bagdad wenden konnte, dessen im Gehorsam gegen die Pforte zweideutiger Pascha sich ihm vielleicht angeschlossen hätte. Ein wider den harten Druck der ägyptischen Herrschaft gerichteter Aufstand der drusischen Bevölkerung in Syrien zwang ihn jedoch, mit dem größten Teil seiner Macht nach Damaskus abzumarschieren. Die Drusen baten in Konstantinopel um Hilfe gegen die Ägypter, und türkischerseits spürte man die größte Lust, diese Gelegenheit zu benützen, um die alte Scharte auszuwetzen und der ägyptischen Herrschaft in Syrien

ein Ende zu machen. Allein die europäische Diplomatie riet dringend zum Frieden, und bei der Unsicherheit des Ausganges hielt die Pforte es denn auch für geratener, den Entscheidungskampf mit ihrem übermächtigen Vasallen einstweilen noch zu verschieben. Daß der Tag der endgültigen Abrechnung aber früher oder später kommen müsse, das stand bei Sultan Mahmud unerschütterlich fest. Um so notwendiger erschien es ihm, bei Zeiten alle Maßregeln zu treffen, um sich die militärische Überlegenheit zu sichern, und zu diesem Zwecke wünschte er auch die bewährten Kräfte der in seinen Diensten stehenden preußischen Offiziere in Anspruch zu nehmen.

Als Hauptmann v. Vincke am 22. Februar 1838 wieder einmal bei dem Seraskier vorsprach, eröffnete ihm dieser, daß auf Befehl des Sultans die Hauptleute v. Moltke und v. Mühlbach sobald wie möglich zu der sog. „Armee des Taurus", die unter dem Befehl von Hafiz Pascha in der Gegend von Diarbekir, Charput und Siwas stand, Fischer dagegen nach Koniah, wo unter Hadschi Ali Pascha gleichfalls Truppen zusammengezogen waren, abgehen sollten, „um sich von den dortigen Verhältnissen in allen Beziehungen durch eigene Anschauung genau zu unterrichten, darüber an die Pforte zu melden und die türkischen Generale mit ihrem Rat zu unterstützen." Die türkische Bezeichnung für diese Stellung der preußischen Offiziere lautete: „Müsteschar", d. h. Ratgeber. Vincke solle zunächst in Konstantinopel zur Verfügung des Seraskiers verbleiben. Letzterer bemerkte zugleich, daß er die von den preußischen Offizieren eingereichten Denkschriften über den bulgarischen Kriegsschauplatz und die Dardanellen, soweit sie übersetzt seien, gelesen und daraus die Überzeugung geschöpft habe, daß die Offiziere der osmanischen Regierung ebenso treu und eifrig dienten, wie ihrem eigenen Vaterlande. Auch der Sultan habe die Denkschriften geprüft und seine höchste Zufriedenheit darüber ausgesprochen.[44]

Für den 24. Februar beschied der Seraskier alle vier Offiziere zu sich, angeblich, um ihnen ihre Aufträge genauer mitzuteilen. Allein er wiederholte bei dieser Gelegenheit nur etwas aus-

führlicher und mit der Karte in der Hand dasselbe, was er schon früher gesagt hatte. Er war sich offenbar selbst nicht recht im Klaren darüber, wie man die Deutschen am besten verwenden könne. Auch über die Dauer der Reise äußerte er sich sehr unbestimmt; sie werde ganz von den Umständen abhängen. Moltke und Mühlbach sollten schon am 2. März abgehen, Fischer etwas später.

Am 28. Februar hatten Moltke und Mühlbach eine Abschiedsaudienz beim Sultan in seinem Winterpalast zu Dolma-Baktsche. Er empfing sie gütig, wie immer, gedachte mit Lob ihrer Berichte und Vorschläge über Bulgarien und die Dardanellen, sprach sein Vertrauen zu ihren Leistungen bei der Armee aus und ließ jedem einen türkischen Säbel, wie ihn die Paschas bei ihrer Bestallung erhalten, überreichen. Eine nähere Andeutung über ihren zu erwartenden Wirkungskreis erhielten die beiden Offiziere aber auch vom Sultan nicht, sondern nur eine nachdrückliche Empfehlung an den kommandierenden Pascha und den Auftrag, sich so nützlich zu machen, wie sie könnten.

Bevor wir nun zu den Erlebnissen Moltkes auf dieser Fahrt, die ihm zum erstenmal den Krieg in Wirklichkeit zeigen sollten, übergehen, ist es erforderlich, einer bald nach seiner Abreise von Konstantinopel eintretenden Änderung in den obersten militärischen Befehlsverhältnissen der Türkei zu gedenken, weil sie auch auf den Verlauf der Ereignisse, an denen die preußischen Offiziere beteiligt waren, nicht ohne Rückwirkung blieb.

Noch am 7. April hatte Halil Pascha, stolz im Sonnenschein der großherrlichen Gunst, die Huldigungen aller Großen des Reiches empfangen, und wenige Tage darauf wurde ganz Konstantinopel durch die Nachricht von seinem Sturze überrascht. Halil hatte, obwohl er seiner Stellung keineswegs gewachsen war, auf sein Verhältnis als Schwiegersohn des Sultans pochend, durch Ehrgeiz, Herrschsucht und Überhebung sich viele persönliche Feinde gemacht. Diesen gelang es, unter Mitwirkung des alten Chosref, den Sultan von der Gefährlichkeit seines Schwiegersohnes zu über-

zeugen, so daß er in dessen Entfernung willigte. An seine Stelle trat der zweite Schwiegersohn des Sultans, Sayd Mehemed Pascha, während Chosref wieder in Gnaden angenommen und als Vorsitzender des Staatsrates an die Spitze der gesamten Verwaltung des Reiches gestellt wurde.

Da Chosref derjenige gewesen war, von dem die Berufung der preußischen Offiziere ausgegangen, so hätten diese bald wieder in nähere Beziehungen zu den türkischen Behörden treten können, wenn dem nicht ein anderer Umstand entgegengestanden hätte. Der neue Seraskier Sayd Mehemed war nämlich ein Mann von sehr geringen Fähigkeiten, ohne militärischen Geist und ohne Kenntnisse, der sich seiner Aufgabe nicht gewachsen fühlte und dies auch mit anerkennenswerter Bescheidenheit unverhohlen aussprach. Aber eben dieses Gefühl seiner Schwäche, verbunden mit dem Ehrgeiz, sich auf seinem Posten zu erhalten, machte ihn argwöhnisch gegen seine Umgebung und unfähig, tüchtige Kräfte richtig zu verwenden.

Unter solchen Umständen war an ein ersprießliches Wirken der preußischen Offiziere in Konstantinopel in der bisherigen Weise nicht zu denken. Die drei nach den Provinzen entsandten konnten sich vielmehr glücklich schätzen, daß ihnen ein anderes Feld ihrer Thätigkeit geboten wurde, während der zurückbleibende Vincke sich in fruchtloser Arbeit und im steten Kampfe mit dem Unverstand der türkischen Behörden aufrieb. Man verlangte von ihm, als sich im Laufe des Jahres 1838 die Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit Ägypten immer mehr herausstellte, die Aufstellung eines Kriegsplanes und Vorschläge für Verstärkung des voraussichtlichen Kriegsschauplatzes. Allein von diesem besaß in Konstantinopel niemand eine hinreichende Kenntnis, brauchbare Karten fehlten gänzlich, und es herrschten bei den maßgebenden Persönlichkeiten die merkwürdigsten Ansichten über die Vorbereitungen zu einem Kriege. So fiel denn den preußischen Offizieren die Aufgabe zu, auch diese Lücke durch ihre Thätigkeit auszufüllen. Während Moltke, Mühlbach und Fischer den Kriegsschauplatz durchreisten,

den Zustand der Truppen kennen lernten und ihre Beobachtungen an Vincke mitteilten, stellte dieser die Nachrichten zusammen, setzte jene wieder von allen Vorfällen in Konstantinopel in Kenntnis, vertrat und betrieb ihre Vorschläge bei den türkischen Behörden. In dieser Art hat, so lange Vincke in Konstantinopel blieb, ein lebhafter Gedankenaustausch zwischen den preußischen Offizieren stattgefunden, der ihnen selbst zum großen Nutzen gereichte, und dessen Ergebnisse, wenn sie genügend beachtet worden wären, den späteren Kriegsereignissen wahrscheinlich eine ganz andere Wendung gegeben hätten.

Wenn wir uns nun zu der Teilnahme Moltkes an den türkischen Feldzügen in Kleinasien während der Jahre 1838 und 1839 wenden, so sind wir uns wohl bewußt, daß diese Ereignisse an und für sich kein hervorragendes Interesse bieten. Sie würden wahrscheinlich längst der Vergessenheit anheimgefallen sein, wenn nicht eben Moltke dabei gewesen wäre. Wie ein guter Maler auch einen unscheinbaren Vorwurf künstlerisch zu gestalten und anregend darzustellen vermag, so können auch unwichtige Ereignisse unsere Teilnahme erwecken, wenn sie sich in dem Geiste und dem Empfinden eines bedeutenden Menschen wiederspiegeln. Wer würde heute von dem Zuge der zehntausend Griechen unter Xenophon durch Kleinasien oder von den Kämpfen Cäsars gegen die Gallier sprechen, wenn diese Thaten nicht so vorzügliche Darsteller gefunden hätten. So gewinnen auch die Kriegsereignisse in Kleinasien, an denen Moltke teilgenommen hat, erst in seinen Schilderungen für uns Leben und Bedeutung. Seine Darstellungskunst steht hier auf ihrer vollsten Höhe. Er weiß zu fesseln und zu belehren, er schreibt bald mit köstlichem Humor, bald voll glänzender Poesie. Dabei kommen auch die militärischen Gesichtspunkte nicht zu kurz. Wir lernen erkennen, daß der Krieg im Grunde zu allen Zeiten und unter jedem Himmelsstrich derselbe ist, und daß nur die äußeren Umstände wechseln. Moltke versteht es, in den Kern der Dinge einzudringen und mit sicherem Blick die Grundsätze von allgemeiner

militärischer Bedeutung herauszufinden. Diese Seite seiner Darstellung tritt natürlich mehr in den dienstlichen Berichten und in dem Briefwechsel mit den Kameraden hervor, als in seinen Heimatsbriefen, aber auch in diesen stoßen wir auf manche scharfsinnige Bemerkung von militärischem Werte.

Bieten so die Erlebnisse Moltkes in Kleinasien namentlich für den Soldaten besonderes Interesse, so zeigen sie uns doch auch den Menschen Moltke in einem neuen Lichte. Es war das erste Mal, daß ihm vergönnt wurde, seine Kräfte an einer ernsten und sehr schwierigen Aufgabe zu messen und zu schulen. Was ihn in die Türkei geführt hatte, war ja nur der Drang gewesen, sich zu bethätigen, etwas Anderes und mehr zu leisten, als ihm seine bisherige Lebensbahn erlaubte. Hätte Deutschland damals Kolonien besessen, so würde Moltke wohl versucht haben, in ihnen seiner Thatenlust Genüge zu thun. So war er darauf angewiesen, seine Kräfte einer fremden Sache zu widmen, und leicht hätte es geschehen können, daß sie seinem Vaterlande ganz verloren gegangen wären.

Alle diese Umstände rechtfertigen es also wohl, wenn wir die Erlebnisse Moltkes in den Feldzügen gegen die Kurden und gegen die Ägypter etwas eingehender schildern, um zu zeigen, wie er aus ihnen nicht nur als Soldat Nutzen zog, sondern auch durch sie überhaupt eine wesentliche Erweiterung seines Gesichtskreises und eine Stärkung des Charakters erfuhr.

Am 23. März 1838 verließen Moltke und Mühlbach auf einem österreichischen Lloyddampfer Konstantinopel.*) In ihrer Begleitung befand sich ein Beamter des Seraskiers, der Befehle für Hafiz Pascha überbringen sollte und zugleich die Stellung eines Reisemarschalls bekleidete. Zwei Zöglinge der Ingenieurschule und zwei Dragomanen waren zu ihrer Verfügung gestellt. Moltke führte außerdem seinen Diener mit sich, einen Griechen aus Smyrna

*) Zu dem Folgenden die Karte am Schluß des Bandes: Moltkes Reisen in Kleinasien 1838 und 1839.

Namens Andri Makiri, der zugleich sein persönlicher Dolmetsch war. Jeder der beiden preußischen Offiziere hatte 10,000 Piaster[45] Reisegeld erhalten, außerdem bezahlte die türkische Regierung das Dampfschiff und später die Postpferde.

Bis Bujukdere wurden die Reisenden von Freunden und Bekannten auf ihrer Fahrt durch den Bosporus begleitet, und um 3 Uhr nachmittags lief das Schiff in das Schwarze Meer hinaus in der Richtung nach dem an der Nordküste Kleinasiens gelegenen Hafen Samsun. Die Fahrt führte längs der bewaldeten und wenig bewohnten Ufer bei gutem Wetter für die damaligen Verhältnisse ziemlich schnell vorwärts. Schon in der folgenden Nacht erreichte man Sinope, umschiffte am 4. März die Landspitze an der Mündung des Kisil-Irmak und warf bereits am Mittage dieses Tages bei Samsun Anker.

Noch an demselben Abend nahm Moltke einen Plan der Stadt Samsun, des Hafens und der Umgebungen auf.[46] Von einem eigentlichen Hafen ließ sich freilich nicht sprechen, denn der Ort hatte, wie alle Städte am türkischen Ufer des Schwarzen Meeres, nur eine schlecht geschützte, offene Rhede.

Von Samsun mußte die Reise nach Charput, wo sich das Hauptquartier Hafiz Paschas befand, zu Lande fortgesetzt werden, und zwar, da es ein anderes Beförderungsmittel auf den schlechten Wegen in der Türkei nicht gibt, mit Reitpferden. Hierbei bot die Bodengestaltung mancherlei Schwierigkeiten. Moltke hat im Jahre 1844 zusammen mit v. Vincke, Fischer, dem Kartographen Kiepert und den Professoren Schönborn und Koch eine große „Karte von Kleinasien"[47] veröffentlicht, und 1854 wiederum gemeinsam mit v. Vincke, Fischer und Kiepert ein dazu gehöriges „Memoire über die Konstruktion der Karte von Kleinasien und Türkisch-Armenien" herausgegeben.[48] In letzterem befindet sich ein von Moltke verfaßter Aufsatz: „Das nördliche Vorland und das Hochland von Kleinasien, der Taurus, Euphrat und Tigris, die mesopotamische Wüste und Kurdistan", der einen vorzüglichen Überblick über die Gestaltung des Landes, seine äußere Erscheinung, Bewohner, Bodenbedeckungen u. s. w. ge-

währt. Nach den hierin enthaltenen Angaben liegt der Fuß des eigentlichen kleinasiatischen Hochlandes nicht am Schwarzen Meer selbst, sondern von diesem geschieden durch die Thäler des Tschorub-, Niksar- und Tusanly-Su (-Flusses), die sich in ihrem Oberlauf in derselben Richtung wie die Küste hinziehen und zwischen sich und dieser noch einen 10—15 Meilen breiten Streifen lassen. „Dieser Landstreifen zwischen dem großen Plateau und dem Meere", so heißt es in dem erwähnten Aufsatze Moltkes, „aus welchem er unmittelbar steil, oft schroff emporsteigt, bildet ein sehr accidentiertes, vielfach durchbrochenes Gebirgsterrain, dessen Formen sich vielleicht mit denen des Thüringer Waldes vergleichen lassen, und welches sich auch kaum zu mehr als 3000 Fuß Höhe erheben dürfte." Nach Überschreitung der erwähnten Flußthäler steht dann der Reisende vor der eigentlichen kleinasiatischen Hochebene. „Dieses Plateau ersteigt man in drei Stufen, welche sämtlich die Eigentümlichkeit haben, von Norden her sich steil empor zu heben, während sie nach Süden zu sich äußerst sanft herabsenken, so daß jede jener Stufen einem gegen Mittag gewendeten Glacis ähnlich wird."

Nachdem die erforderlichen dreißig Postpferde besorgt waren, brachen die Reisenden am 5. März von Samsun auf und erreichten nach 14stündigem Ritt den Ort Ladika. Am folgenden Tage stiegen sie in das Thal des Kisil-Irmak hinab nach Amasia. Diese uralte Stadt von 20,000 bis 30,000 Einwohner liegt in einem von dem Zusammenfluß zweier Gebirgsströme gebildeten Kessel und ist merkwürdig durch eine Reihe großer Felsenkammern, die in die umgebenden Gebirgswände eingemeißelt sind und als Grabmäler der Könige von Pontus (301 bis 63 v. Chr.) gelten.

Am 7. März ging es dann auf beschwerlichen Bergpfaden nach dem kleinen Ort Turchal und am 8. durch das breite und wohl angebaute Thal des Tusanlyflusses bis zur Stadt Tokat. Hier standen die Reisenden am Fuße der eigentlichen kleinasiatischen Hochfläche. Am folgenden Tage hatten sie daher die erste der drei Stufen derselben, die den Namen Tschamly-Bel (Fichtenrücken)

führt, zu ersteigen. Bei blendendem Sonnenlicht, aber im tiefsten Schnee erreichten sie am Abend Jenichan und am 10. Mai das im oberen Thal des Kisil-Irmak liegende Siwas.

Wegen Mangels an Pferden mußten sie hier am 11. März verweilen und konnten erst am 12. die Reise über Ulasch nach Delikli-Tasch fortsetzen. Am 13. wurde Aladschachan, am 14. mittags Hassan-Tschelebi erreicht. Der Ritt mit abgetriebenen Pferden, die seit Siwas fast nichts zu fressen bekommen hatten, über die einförmige, mit tiefem Schnee bedeckte Hochebene war sehr ermüdend und langwierig; man kam immer nur im Schritt vorwärts. In Hassan-Tschelebi gelang es jedoch, frische Pferde zu bekommen, und nun ging es am 14. März nachmittags in flotter Gangart durch ein tiefes Flußthal (Kuru-Tschai) hinab dem Euphrat zu. Die Nacht blieben die Reisenden in einem kleinen, befestigten Orte Hekim-Chan und ritten am 15., anstatt dem Euphrat weiter zu folgen und dann längs des Flusses über Isoglu im Bogen in bequemer Weise nach Charput zu gehen, quer über die Berge, den Bogen abschneidend, auf einer Seitenstraße in östlicher Richtung weiter. Sie hofften noch an diesem Abend das Euphratthal bei Kieban-Maaden zu erreichen, allein ihre türkischen Begleiter konnten nicht mitkommen, und so mußten sie in einem kleinen Dörfchen noch einmal auf der Höhe übernachten. Am 16. stiegen sie dann durch eine wilde Felsschlucht hinab zum Euphrat, überschritten ihn und nahmen Wohnung in Kieban-Maaden, einem seiner Silberbergwerke wegen berühmten Städtchen.

Der Euphrat ist hier schon ein beträchtlicher Fluß. Einige Stunden oberhalb vereinigen sich der Murad (südlicher Euphrat), vom Ararat kommend, und der Kara-Su oder Frat (nördlicher Euphrat) von Erzerum her und bilden einen etwa 120 Schritt breiten, reißenden Strom. Feste Brücken sind nur oberhalb des Zusammenflusses vorhanden, unterhalb nicht eine einzige auf einer Strecke von mehreren hundert Meilen.

Nach Kieban-Maaden hatte Hafiz Pascha frische Pferde von seinen eigenen entgegengeschickt, und so ging es denn am 17. wieder

durch ein tiefes Gebirgsthal hinauf auf die hügelige Hochfläche des linken Euphratufers, wo man von neuem in den Schnee hineingeriet und die ersten Kurdendörfer erblickte. Gegen Abend öffnete sich eine weite, wohl angebaute und mit stattlichen Ortschaften bedeckte Ebene. Mitten in dieser erhebt sich ein schroffer Felshügel, der die Stadt Charput[49] trägt, die selbst noch von einem alten Schloß überragt wird.

Etwa eine Stunde südlich von Charput in Messreh (Neu-Charput) befand sich das Hauptquartier Hafiz Paschas, wo auch Moltke und Mühlbach aufgenommen wurden. Hafiz empfing die beiden Offiziere sogleich sehr höflich, stellte indes nur einige Fragen über ihre Reise und entließ sie dann wieder, damit sie sich ausruhen könnten. Sie erhielten die beste Wohnung, die im Lager zu finden war, mußten aber freilich ihr Quartier mit einigen höheren türkischen Offizieren teilen. Der Pascha übersandte jedem ein sehr wertvolles, arabisches Pferd und erwiderte sogleich am anderen Tage ihren Besuch. Sie waren in der Folge ein für allemal seine Gäste bei Tisch und brachten auch die Abende meist bei ihm zu. Bei diesen Gelegenheiten hatten sie den Vortritt vor den Obersten gleich hinter den Paschas, ebenso wie es auch der Sultan mit Moltke während der Reise in Bulgarien 1837 gehalten hatte. Die türkischen Offiziere, namentlich die höheren, behandelten sie gleichfalls mit der größten Auszeichnung, je weiter hinab aber, desto mehr nahmen die Beweise der Ehrerbietung ab, und der gemeine Mann gab deren gar keine; er gehorchte, aber er grüßte nicht.

Hafiz Pascha, den Mann, an dessen Schicksal und Wille nun Moltke lange Zeit gefesselt blieb, schildert dieser in seinem Bericht, wie folgt: „Hafiz Mehemed Ali Pascha vereint viele der Eigenschaften, welche unter seinen Landsleuten Ansehen geben. Von mittlerem Wuchs, aber mit athletischer Körperkraft begabt, ist er ein vortrefflicher Reiter und Bogenschütz. Wie alle Orientalen liebt er Weichlichkeit und Ruhe; aber nachdem er Tage, ja Wochen kaum von seinem Divan aufgestanden, geht er mit Leichtigkeit zur anhaltendsten Thätigkeit über. Die weitesten Märsche zu Fuß

im unwegsamen Gebirge oder zu Pferde in den glühenden Ebenen schienen ihn nie zu ermüden. Mit dieser Körperbeschaffenheit verbindet der Pascha jenen persönlichen Mut, welcher aus einer starken Konstitution hervorzugehen pflegt. Die wissenschaftliche Bildung Hafiz Paschas ist größer, als man sie im Orient zu finden erwarten darf, obwohl nach unseren Begriffen nur sehr mangelhaft. Er liest und schreibt geläufig und schön, hat einige Kenntnisse der alten Geschichte und der Geographie, obwohl er nur aus Courtoisie zugab, daß die Erde rund sei.

„Hafiz Pascha ist der Sohn eines tscherkessischen Häuptlings. Nachdem er seine früheste Jugend in den Fehden und Raubzügen der heimatlichen Berge verlebt, wurde er in das Serail nach Konstantinopel verkauft. Hier hatte er das Glück, unter die Zahl der Aga aufgenommen zu werden, welche die nächste Umgebung des Großherrn bilden .... Als der Sultan sich durch Kalosso, einen Italiener, der in der neapolitanischen Kavallerie gedient, in europäischer Taktik unterweisen ließ, durfte Hafiz hierbei zuhören und wurde sogleich Major in der Garde. Als solcher focht er in dem russischen Feldzuge 1828—29 und teilte die Widerwärtigkeiten und Rückzüge desselben. Als Oberst führte er dann ein Kavallerieregiment in dem unglücklichen Feldzuge gegen die Ägypter, ohne Gelegenheit zu finden, sich in diesem mehr hervorzuthun, als in den früheren .... Hafiz begleitete den Schwiegersohn des Großherrn, Halil Pascha, auf dessen Botschaft nach St. Petersburg. Der ausgezeichnete Empfang, welcher den türkischen Abgesandten in der russischen Hauptstadt zu teil wurde, hat bleibend auf sie nachgewirkt. Hafiz Pascha wenigstens bewahrt eine dankbare Erinnerung und zugleich die Überzeugung, wie unendlich europäische Einrichtungen denen des Orients vorzuziehen sind. — Bald nach seiner Rückkehr wurde Hafiz zum Pascha von Skutari (in Albanien) ernannt und im Jahre 1835 mit dem Sandschak von Kutajah in Asien belohnt. Damals starb Reschid Pascha,*)

---

*) Vergl. S. 82.

und im weiten Umfange des osmanischen Reiches gab es keine militärische Notabilität, welche größere Ansprüche auf den Oberbefehl über die Taurusarmee hatte, als der Mann, dessen militärische Erziehung und Laufbahn eben geschildert wurde."

Daß Hafiz Pascha die Kenntnisse und Fähigkeiten der beiden preußischen Offiziere wohl auszunutzen verstand, sollte sich bald zeigen. Es scheint, daß er in den ihm zugegangenen Befehlen des Sultans darauf hingewiesen worden war, so zeitig wie möglich alle Vorbereitungen zu dem niemals aus den Augen gelassenen Kriege gegen die Ägypter zu treffen. Hierzu gehörte aber, außer der Unterwerfung der aufrührerischen Kurdenstämme im Rücken des voraussichtlichen Kriegsschauplatzes, der Verstärkung der Armee durch Rekrutierung und der Ansammlung von Kriegsvorräten aller Art, auch die Aufklärung über die für den Marsch nach Syrien geeigneten Straßen, von denen man im türkischen Hauptquartier nur geringe Kenntnis besaß, da brauchbare Karten gänzlich fehlten. Als nun Moltke und Mühlbach dem Pascha ihre auf der Herreise nach Charput aufgenommenen Wegekrokis zeigten, erweckte dies in Hafiz Pascha den Wunsch, in ähnlicher Weise durch einen der beiden Offiziere die nach Syrien führenden Straßen und deren wichtigste Querverbindungen erkunden zu lassen. Als Ausgangspunkt für einen Vormarsch nach Syrien kam hauptsächlich die Ebene von Malatia in Betracht, von wo eine leidlich brauchbare Straße über den östlichen Taurus an die syrische Grenze läuft, und zwar über Erkenek, Adiaman und Samsat nach Biredschik, dem wichtigsten Übergangspunkt des Euphrat. Von Erkenek zweigt sich dann noch eine andere, freilich sehr schlechte Straße in südwestlicher Richtung ab nach der Stadt Marasch, die unweit des Zusammenflusses der in den Meerbusen von Iskenderum fallenden Ströme Djehan- und Ak-Su liegt.

Alle diese Straßen, sowie die ganze Gegend zwischen ihnen und dem Euphrat zu bereisen, trug nun Hafiz Pascha dem Hauptmann v. Moltke auf. Gleichzeitig sollte er sich auch über die Stärke und den Zustand der dortigen türkischen Garnisonen

Kenntnis verschaffen und dem Pascha darüber berichten. Mühlbach verblieb zunächst noch im türkischen Hauptquartier.

Schon am 23. März trat Moltke, nur von einem Tartaren-Aga, seinem Bedienten und einem Pferdeknecht begleitet, diese Reise an, die ihn schon am 24. mittags nach Malatia führte. Unterwegs fand er bei dem Kurdendorfe Kymyrchan, da wo der Euphrat aus der Ebene von Malatia kommend in das Gebirge eintritt, das er erst 30 Stunden weiter unterhalb bei dem Felsenschloß Gerger verläßt, an der Wand des linken Ufers eine mit Keilschrift bedeckte große Tafel, deren Inschrift später von Mühlbach abgezeichnet wurde.[50]

Von Malatia folgte Moltke der oben erwähnten Hauptstraße nach Syrien bis Erkenek (26. März), wendete sich dann aber auf dem erwähnten schwierigen Wege über Pelverek und Nadjar nach Marasch, das er am 27. nach 65stündigem Ritt erreichte.[51] Soliman Pascha, der Statthalter von Marasch, führte ihm hier am anderen Tage seine Landwehr-Bataillone vor.

Schon am 29. ging es weiter, und zwar diesmal mit der Absicht, eine Querverbindung von Marasch südlich des Gebirges nach der Hauptstraße von Malatia nach Biredschik zu ermitteln. Der Weg führte Moltke durch die von nomadischen Turkmenen bewohnte Ebene von Bazardschik über Belveren und Behesne zunächst nach Adiaman und von hier am 30. März nach Gerger, dem alten Schloß an dem Austritt des Euphrat aus dem Gebirge. Von Gerger breitet sich der Euphrat, der bis dahin in einem engen, spaltenartigen Felsthal kaum 80 Schritt breit den Nemrud-Dagh durchbrochen hat, wieder aus und fließt in großen Windungen bis Samsat in einem weiten Thal mit steilen Rändern. Sein Bett vergrößert sich dann bis zu 800 Schritt, und er erreicht seine westlichste Stelle bei dem alten festen Schloß Rumkaleh.[52] Die ganze, größtenteils ebene Gegend südlich des Gebirges ist fast ohne jede Wegverbindung und besteht aus mit Steintrümmern bedecktem Felsboden mit sehr geringem Pflanzenwuchs.

Moltke ritt von Gerger am 1. April den Euphrat abwärts

bis Samsat, setzte hier auf das linke Ufer des Flusses über und erreichte am 3. April den Ort Karakaik gegenüber der Mündung des Gök-Su. Da dieser Fluß bei einem Vormarsch der Taurus-Armee nach Syrien für Zufuhren gut zu gebrauchen war, so erschien Moltke die Lage von Karakaik zur Errichtung eines Stapelplatzes und Truppenlagers geeignet. Am 4. April ging es dann weiter nach Rumkaleh, von dessen eigenartiger Lage er entzückt war. „Der Euphrat", so schrieb er an Fischer, „glitzerte tief unten in einer felsigen Schlucht, und sein Rauschen erfüllte die Stille des Abends. Da schritten Cyrus und Alexander, Xenophon, Cäsar und Julian im Mondenschein vorüber; von diesem selben Punkte hatten sie das Reich des Chosroes jenseits des Stromes gesehen und gerade so gesehen; denn die Natur ist hier von Stein und ändert sich nicht. Da beschloß ich dem Andenken des großen Römervolkes die goldenen Trauben zu opfern, die sie zuerst nach Gallien gebracht, und die ich von ihres weiten Reiches westlicher Grenze bis zur östlichen getragen. Ich schleuderte die Flasche von der Höhe hinab; sie tauchte, tanzte und glitt den Strom entlang dem indischen Weltmeere zu. Sie vermuten aber sehr richtig, daß ich sie vorher geleert hatte. Ich stand da, wie der alte Zecher:

trank letzte Lebensglut
und warf den heil'gen Becher
hinunter in die Flut.
Ich sah ihn stürzen, trinken
des Euphrats gelbe Flut,
die Augen thäten mir sinken,
trank keinen Tropfen mehr.

Die Flasche hatte einen Fehler gehabt: sie war die letzte gewesen."

Die Festung Rumkaleh hatte übrigens, da sie keine wichtige Wegeverbindung sperrte, geringe strategische Bedeutung. In weit höherem Grade kam in dieser Hinsicht Biredschik in Betracht, das Moltke am folgenden Tage erreichte. Der Strom, der bisher in einem in die Ebene ziemlich tief eingeschnittenen Thal mit felsigen Rändern geflossen ist, tritt nun in ganz niederes, flaches Land bis

zu seiner Mündung und wird schiffbar. In Biredschik laufen die Wegeverbindungen von Aleppo und Antiochia über Aintab zusammen; in östlicher Richtung führt dann eine Straße weiter über Urfa und Süverek nach Diarbekir. Diese Umstände, verbunden mit der Möglichkeit eines verhältnismäßig leichten Überschreitens des Stromes bei Biredschik, sowie die Nähe des Platzes an der syrischen Grenze, machen ihn zu einem der wichtigsten Punkte bei einem Vormarsch gegen einen in Syrien stehenden Feind. Biredschik war auch schon im Altertum ein beliebter Übergangspunkt; man vermutet hier wohl mit Recht den häufig genannten Brückenort Zeugma der Römer und Seleukiden. Da Biredschik später in dem Feldzuge Hafiz Paschas gegen die Ägypter eine bedeutende Rolle gespielt hat, so werden wir uns mit ihm noch weiterhin zu beschäftigen haben.

Moltke hielt sich übrigens in Biredschik nur kurze Zeit auf, weil es ihn drängte, bald wieder zu Hafiz Pascha zu kommen, der eine kriegerische Unternehmung gegen einen der aufständischen Kurdenstämme beabsichtigte.[53] Er ritt daher noch am 5. und 6. April durch die Steinwüste Tschöll nach der ziemlich bedeutenden Stadt Urfa,[54] wo ihm der Pascha des Ortes seine Truppen im Feuer exerzierend vorführte. Schon am folgenden Tage trieb es ihn jedoch weiter; er ritt auf schnellen Pferden durch die Steinwüste, überschritt den zwar mehrere tausend Fuß hohen, aber sehr sanft ansteigenden Karadscha-Dagh und traf am 8. April mittags in Diarbekir am Tigris ein.

Hier war seine 16tägige Erkundungsreise zu Ende, denn Hafiz Pascha hatte inzwischen, von Mühlbach begleitet, sein Hauptquartier nach Diarbekir verlegt. Moltke berichtete nun über das, was er gesehen; von den Wegen, so weit sie von Bedeutung waren, hatte er Skizzen aufgenommen. Die türkischen Streitkräfte, die man in Konstantinopel mit 70,000 Mann beziffert hatte, zählten nach seinen auf der Erkundungsreise gemachten Feststellungen kaum 25,000 Mann, die noch dazu auf einer Landstrecke von etwa 40 Meilen im Durchmesser zerstreut lagen, getrennt unter sich

durch hohe ungangbare Gebirge und den Euphrat. Der wichtigste Punkt Biredschik hatte gar keine, Urfa nur eine sehr schwache Garnison.

Das waren üble Aussichten für einen Feldzug gegen die Ägypter; indes der Pascha dachte auch hieran zunächst noch gar nicht. Er stimmte zwar dem Vorschlage Moltkes zu, sein Truppenkorps besser zu vereinigen, sobald es die Witterung gestattete (denn hoher Schnee bedeckte noch die Berge); einstweilen war ihm aber darum zu thun, die halbwilden Kurdenstämme in seinem Rücken zu unterwerfen. Auch die räuberischen Araber des Stammes Chammar, welche die Ebenen zwischen Euphrat und Tigris bewohnen und sich Übergriffe in das Paschalik Urfa erlaubt hatten, sollten gezüchtigt werden. Zu diesem Zweck hatte sich Hafiz Pascha von Charput auf dem einzigen Wege, der östlich vom Euphrat den Taurus überschreitet, über Argana nach Diarbekir begeben. Dieselbe Straße war einst der ältere Cyrus in umgekehrter Richtung gezogen, um Crösus am Kisil-Irmak (dem alten Halys) bei Siwas zu schlagen.

Von Diarbekir sandte Hafiz einen Boten an den ihm nicht unterstellten Pascha Mehemed, den Statthalter von Mosul, und ließ diesen zu einem gemeinsamen Vorgehen wider die Chammar-Araber, die am Sindjar-Dagh (nordwestl. Mosul) lagerten, auffordern. Mehemed Pascha sollte dabei von Südosten angreifen, während Hafiz tausend Reiter und einige Geschütze aus Nisibin und Mardin, wo sich Garnisonen befanden, von Nordwesten vorgehen lassen wollte, um die Araber von zwei Seiten zu fassen.

Über die Art der Kriegführung gegen die Araber spricht sich Moltke wie folgt aus: „Der Araber, wie man ihn in Asien kennen lernt, hat mehr noch vom Dieb, als vom Räuber. Gegen Gewehr- oder gar Geschützfeuer hält er auf keine Weise stand, weniger weil er für sein, als für seines Pferdes Leben zittert; denn eine Stute von edlem Blut bildet oft das Vermögen von 3—4 Familien. Es ist leicht, diesen Feind zurückzutreiben, aber schwer, ihn zu besiegen. Er weicht in endloser Entfernung aus und kommt zurück,

sobald sein Verfolger umkehrt. Da er keine Art von bleibender Ansiedlung besitzt oder duldet, so ist er in dieser Beziehung unverwundbar."

Moltke und Mühlbach hatten den Wunsch, die Unternehmung gegen die Chammar-Araber mitzumachen und baten den Pascha um seine Genehmigung dazu. Nach einigem Zögern willigte Hafiz ein und trug ihnen auf, sich nach Mosul zu Mehemed Pascha zu begeben, diesen zu dem gemeinsamen Angriff zu bewegen und ihn mit ihrem Rat zu unterstützen. Als nächste und schnellste Art nach Mosul zu gelangen schlug er eine Fahrt auf dem Tigris vor. Dieser Fluß ist aber wegen seiner vielen Wirbel und Stromschnellen mit einem Boote nicht zu befahren, sondern man verwendet dazu — ebenso wie auf dem Euphrat — Flöße von aufgeblasenen und mit leichten Stangen zusammengehaltenen Hammelhäuten, wie sie auch schon Herodot und Xenophon (in seiner Anabasis) schildern.[55]

Die Fahrt den Tigris hinab nach Mosul begann am 13. April und dauerte 3½ Tage. Sie war nicht ohne Gefahr, da auch des Nachts, wenigstens bei Mondschein, gefahren werden mußte, und die Wirbel und Stromschnellen das nur 7 Zoll hohe Floß überfluteten. Die Reisenden gelangten indes ohne schlimmen Unfall am 16. April abends nach Mosul, wo der Statthalter Mehemed Pascha sie wohl aufnahm. Er hatte aber wenig Lust zu dem Zuge gegen die Chammar-Araber, der ihm viel Kosten verursacht haben würde und geringe Beute versprach. Erst als ein Befehl dazu von seinem Vorgesetzten aus Bagdad eintraf, machte er Anstalten, allein inzwischen hatten die von Nisibin und Mardin gekommenen Truppen Hafiz Paschas die Araber bereits überfallen, geplündert und verjagt.

Die Hoffnung der beiden Offiziere auf eine kriegerische Unternehmung war also fürs erste getäuscht, sie benutzten aber ihren Aufenthalt zu anderen militärischen Arbeiten. Moltke nahm einen Plan der Stadt und ihrer Umgebungen auf,[56] wobei ihn Mühlbach unterstützte, auch entwarfen sie einen Grundriß und Quer-

schnitte einer vor der Stadt erbauten, stark befestigten Kaserne für 3000 Mann, deren Pläne der Pascha dem Sultan einzusenden wünschte. Mehemed schenkte ihnen zum Dank dafür jedem einen Schimmelhengst; Moltke kaufte sich dazu noch ein arabisches Füllen, so daß er jetzt drei sehr gute Pferde besaß. Von ihrem Quartierwirt, dem armenischen Patriarchen, erstand Moltke eine alte Handschrift des Neuen Testamentes in arabischer und syrischer Sprache, die sich jetzt in der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindet.[57] Hierüber hat Moltke später einen noch in den Akten der Bibliothek befindlichen Bericht erstattet.[58]

Bereits am 25. April traten Moltke und Mühlbach die Rückreise nach Diarbekir an. Mehemed Pascha wollte sie durch 150 bewaffnete Reiter begleiten lassen, um ihnen gegen die umherschweifenden Araber Schutz zu gewähren, sie zogen es aber vor, sich einer Karawane anzuschließen, die denselben Weg einschlug. Der Marsch ging quer durch die zu dieser Zeit noch mit hohem Grase bewachsene Wüste. Tagsüber brannte die Sonne mit sengender Glut, Nachts dagegen war es empfindlich kalt und fiel starker Thau. Die wenigen Orte, an denen sich Wasser vorfand, bestimmten die Tagereisen. Moltke und Mühlbach ritten gewöhnlich der Karawane voraus und vertrieben sich die Zeit mit Wegeaufnahmen und mit Jagd auf das zahlreich die Wüste blebende Wild: Gazellen, Rebhühner und Fasanen. Am fünften Tage (29. April) erreichten sie bei dem Dorfe Tillaja den Fuß des Mardin-Dagh, wo sich die ersten von Kurden bewohnten Ansiedlungen befanden. Hier traf ein Bote Hafiz Paschas ein, der mitteilte, daß am Morgen desselben Tages eine Brigade der Truppen Hafiz' unter Kurd Mehemed Pascha in die Berge des Dschüdid-Dagh abmarschiert sei, um ein dort gelegenes festes Schloß des aufrührerischen Kurdenfürsten Sayd Bey zu belagern.

Sofort faßte Moltke den Entschluß, diese Unternehmung mitzumachen, Mühlbach dagegen sollte sich zu Hafiz Pascha nach Diarbekir begeben, um über die Reise nach Mosul zu berichten. Moltke erreichte noch an demselben Tage (29. April) Djesireh am

Tigris, wo Kurd Mehemed auf dem rechten Flußufer ein Lager bezogen hatte.

Daß Hafiz Pascha mit dem Entschlusse Moltkes durchaus einverstanden war, ergiebt sich aus folgendem Briefe von ihm an Moltke:

„Geschätzter, edler, geehrter und alter Freund! Seine Exzellenz Mehemed Pascha benachrichtigt mich von Ihrer Abreise von Mosul und von Ihrer Ankunft bei ihm in Djesireh, und er hat mich ersucht, den Dragoman zu schicken, der sich hier befindet. Ich bin erfreut darüber, daß Sie sich in Djesireh aufhalten wollen. Sie haben wahrlich dadurch den Gipfel der Freundschaft erreicht und die Zuneigung verdoppelt, die wir für Sie fühlen. Da der Dragoman krank ist, konnte ich ihn nicht senden. Dieser Unfall wird für Sie ein Grund sein, bald das Türkische zu erlernen.[59] Schließlich hoffen wir von Ihrem Eifer und Ihrer Hingebung, daß Sie im Verein mit Seiner Exzellenz dem Pascha Alles daransetzen werden, um den Angelegenheiten einen guten Ausgang zu geben.

Den 10. Mai 1838.

Mehemed Hafiz.“

10. Feldzug gegen die Kurden.

Bei den nun folgenden Ereignissen war es Moltke beschieden, zum ersten Mal in seinem Leben einer kriegerischen Unternehmung beizuwohnen. Von ihr gilt in besonderem Maße das früher Gesagte, daß sie nämlich, obwohl an sich von geringer Bedeutung, doch durch die Teilnahme Moltkes für uns Interesse gewinnt, namentlich da er eigentlich derjenige war, der durch seine Thätigkeit die Sache so rasch zu Ende führte. Moltke hat auch in späteren Zeiten nicht ohne Stolz auf diese seine erste Waffenthat zurückgeblickt.

Das hohe Gebirgsland im Osten der asiatischen Türkei wurde von 3 bis 4 Millionen Kurden bewohnt[60], die in vielen Beziehungen das Gegenstück zu ihren Nachbarn, den Arabern, bildeten. Während diese als Nomaden die Wüste durchzogen, wohnten die Kurden im Gebirge, trieben Ackerbau und hatten feste Wohnsitze in wohlgebauten Dörfern an rauschenden Bächen und unter riesigen Nußbäumen. Ihre Felder wurden durch ein vortreffliches Berieselungssystem fruchtbar gemacht. Ihre Waffe war das Gewehr mit langem Lauf, die Lanze und der Yatagan. Weder Persien noch die Türkei hatten dauernde Herrschaft über sie gewinnen können, da sie sich jedem Versuch der Unterwerfung in den fast unzugänglichen Schlupfwinkeln ihrer Gebirge entzogen. Aber sie waren unter sich nicht einig; ihr Land zerfiel in eine Anzahl von einander unabhängiger Fürstentümer, die sich häufig gegenseitig befehdeten.

Die Pforte wollte nunmehr die Anwesenheit der gegen die Ägypter versammelten Truppen dazu benützen, ihre bisher nur dem

Namen nach bestehende Herrschaft über Kurdistan in eine wirkliche zu verwandeln. Reschid Pascha hatte die Schlösser einiger Häuptlinge zum Teil Monate lang belagert, ohne zum Ziele zu kommen; Hafiz Pascha sollte die Eroberung nun zu Ende führen. Er entschloß sich, vor Allem den mächtigsten der kurdischen Häuptlinge, Sayd Bey, zu unterwerfen. Dieser hatte sich mit seinen Anhängern in ein festes Schloß im Dschüdid-Dagh zurückgezogen, das nun von den Truppen Kurd Mehemeds genommen werden sollte.

Als Hauptmann v. Moltke in dem türkischen Lager bei Djesireh eintraf, befanden sich dort 6 Bataillone Infanterie zu 400 Mann[61], 150 Pferde[62] und 7 Geschütze (4 Haubitzen, 3 Kanonen). Anfang Mai wurde der Übergang auf das linke Ufer des reißenden Tigrisstromes bewirkt, und zwar bediente man sich dazu wieder der aus aufgeblasenen Hammelhäuten zusammengefügten Flöße. Moltke gibt in seinen Berichten an, daß ein solches Floß von 40 Schläuchen ein schweres Geschütz nebst 4 bis 5 Mann Bedienung, und ein solches von 80 Schläuchen 16 Mann Infanterie mit Gepäck getragen habe[63]. Die Pferde der Artillerie und Kavallerie wurden zu 4 bis 5 mit den Zügeln an die Flöße angebunden und schwammen so durch.

Auf dem linken Tigrisufer bezogen die türkischen Truppen ein Lager, das Moltke ausgesucht und abgesteckt hatte. Er selbst ritt dann am 5. Mai zunächst nach einem bereits von den Türken eroberten Kurdenschlosse, um sich über die Eigenart der kurdischen Befestigungen zu unterrichten. Am 7. Mai erkundete er dann das feste Schloß des Sayd Bey (Sayd-Bey-Kalessi), das nun angegriffen werden sollte*). Es war bereits unter einem Trupp Kurden unter Bedehan Bey, die sich der türkischen Herrschaft unterworfen hatten, eingeschlossen und beobachtet. Das Schloß erhob sich mit seinen Zinnen und Türmen als ein mächtiger Bau auf einer vorspringenden Felsklippe, die mehr als 1000 Fuß schroff über einem engen Thal emporstieg und nur durch einen schmalen, zackigen

*) Hierzu die Skizze zwischen Seite 134 und 135.

Grat mit der Hauptmasse des noch von tiefem Schnee bedeckten Gebirges zusammenhing. Auch die das Schloß umgebenden Höhen waren so schroff und schmal, daß es fast unmöglich schien, Geschütze hinaufzubringen.

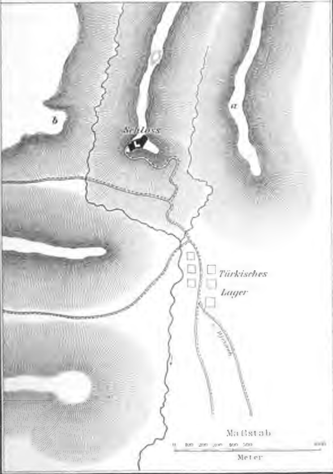
„Als ich gegen Mittag um eine Felsecke ritt“, so berichtet Moltke, „und das weiße, stattliche Schloß in solcher formidablen Höhe über mir und so weit entfernt von allen umliegenden Höhen erblickte, da drängte sich mir die Bemerkung auf, daß vierzig entschlossene Männer hier wohl einen sehr langen Widerstand leisten könnten. Es sind aber glücklicherweise zweihundert Mann darin, und das ist gut für uns; denn einmal essen zweihundert mehr als vierzig, und dann findet man leichter vierzig als zweihundert entschlossene Leute.“

Trotz der schwierigen Lage gelang es Moltke, in einer mondhellen Nacht sich dem Schlosse soweit zu nähern, daß er dessen nähere Umgebung erkunden und sich einen Plan für den Angriff machen konnte. Als nun am 8. Mai Kurd Mehemed mit den Truppen und Geschützen eintraf, schlug Moltke, der inzwischen auch schon eine Aufnahme der Gegend ausgeführt hatte[64], dem Pascha vor, die Wurfgeschütze (Haubitzen) nach der Höhe a schaffen zu lassen, von wo sie gegen das Innere der Burg wirken konnten, die übrige Artillerie aber (Kanonen) nach Höhe b, um von dort aus Bresche zu schießen.

Der Pascha stimmte bei, und mit ungeheurer Mühe wurden am folgenden Tage die Geschütze durch Menschenhand auf die hohen Berge teils hinaufgezogen, teils getragen. „An den steilsten Stellen“, so schreibt Moltke in seinem Berichte, „wurde das Geschütz förmlich gewunden, und nach sechsstündiger Arbeit standen der Mortier und die Haubitzen in a. Noch schwieriger war es, nach b zu gelangen, doch auch hier gelang es, und noch am Abend des 9. Mai schlugen die ersten drei Kugeln an die Mauer des Kurdenschlosses.

„Am 10. eröffneten beide Batterien gleichzeitig ein lebhaftes Feuer, welches unterhalten wurde, bis alle Munition verschossen.

Skizze der Lage von Sayd - Bey - Kalessi



Zu Bigge, Feldmarschall Graf Moltke Bd. I
Geogr. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig
Verlag von C. H. Beck in München.

Digitized by Google

Die Entfernung des Schlosses von a betrug 758, von b nur 580 Schritt. Wie schrecklich auch der Donner zwischen diesen Bergen rollte, so war die Wirkung der Kanonade in der That doch nur sehr gering. Sie hatte einen Mann getötet. Aber der moralische Eindruck auf Leute, die sämtlich noch nie ein Geschütz gesehen, war dessenungeachtet groß. Eine Bombe fiel in die Cisterne des Schloßhofes, und eine Kugel drang in das Zimmer des Beys.

„Am folgenden Tage konnte nicht geschossen werden, weil die Munition von Djesireh noch unterwegs war. Der Pascha ersuchte den Hauptmann v. Moltke, einen Ort aufzusuchen, um den Mineur anzusetzen. Dies konnte indes, wenn man nicht viel Zeit verlieren wollte, nur in unmittelbarer Nähe des Schlosses geschehen, da dasselbe auf einem Fels ohne Erddecke sich erhob. Gegen Sonnenuntergang begab sich Hauptmann v. Moltke zu dem nächsten Posten von etwa 50 Kurden, die 200 Schritt von der Ringmauer entfernt hinter einem großen Stein um das Feuer saßen.

„Sobald es dunkel war, schlich man sich bis auf wenige Schritt vom Fuß der unflankierten Mauer heran. Hier war man unter dem Schuß, und die Kurden wachten mit angeschlagenem Gewehr, daß Niemand sich über die Zinne böge. Die Mineure waren der Meinung, daß man sich am besten in die aus unbehauenen Steinen aufgeführte Mauer hineinarbeiten würde, wenn mittelst eines starken Daches von Bohlen Sicherheit für den Anfang der Arbeit erlangt werden könnte. Es ward beschlossen, dies in der folgenden Nacht zu versuchen. Die Wachen waren unterdessen aufmerksam geworden und verfolgten den Rückzug der Rekognoszierenden mit Schüssen, die jedoch Niemanden trafen.

„Alle weiteren Unternehmungen wurden indes überflüssig, als am folgenden Tage die Besatzung kapitulierte. Sayd Bey, der sich auf seine eigenen Leute nicht verlassen zu können glaubte, ging in Gefangenschaft und sein Schloß wurde geschleift."

So endete die erste Waffenthat Helmuths von Moltke also mit einem Erfolge. Dieser erhielt Bedeutung namentlich durch den

Umstand, daß mit der Unterwerfung Sayd Beys der Mittelpunkt des Widerstandes in diesem Teile Kurdistans in die Hände der Türken gefallen war. Zudem hatte die ganze Unternehmung nur fünf Tage gedauert und fast gar keine Verluste gekostet, während man zur Bezwingung der anderen kurdischen Bergfesten 30 bis 40 Tage gebraucht und zahlreiche Mannschaften geopfert hatte. An diesem Erfolge konnte sich Moltke ein großes Verdienst zuschreiben. Er hatte alles so gut wie allein geleitet, der Pascha begnügte sich damit, seinen Vorschlägen beizustimmen. Überall war Moltke zugegen gewesen und hatte sich der Gefahr ausgesetzt, von den weitreichenden Kugeln der Belagerer getroffen zu werden. Ja, es scheint sogar, daß die bloße Anwesenheit Moltkes mit ein Grund für die Übergabe des Schlosses gewesen ist. Moltke selbst schreibt hierüber: „Die Gegenwart eines fränkischen Offiziers hatte dem Bey üble Pressentiments gegeben. Meine unschuldige Planchette, welche er auf allen Höhen, bald vor, bald hinter dem Schlosse erblickte, schien ihm wie eine Art Zauber, welcher ihn umstrickte, und er würdigte sie einer lebhaften Füsilade."

Es gelang Moltke übrigens auch noch eine andere, friedliche Erwerbung zu machen, indem er einem türkischen Soldaten eine in Holz gebundene Bibel, nämlich eine syrische Übersetzung des alten Testaments aus dem Jahre 1591, abkaufte, die dieser in einer früher als christliche Kirche benutzten Felshöhle gefunden hatte. Auch diese Handschrift befindet sich jetzt in der Königlichen Bibliothek zu Berlin.[65]

Das Truppenkorps Kurd Mehemed Paschas blieb nach der Eroberung von Sayd-Bey-Kalessi noch 14 Tage in der dortigen Gegend stehen, um die rückständigen Steuern einzutreiben und die waffenfähigen Männer des bezwungenen Bergvolkes teils in die Linie, teils in die Redifbataillone einzustellen. Die Rekruten mußten freilich mit Gewalt herbeigeholt werden, und bei der ersten Gelegenheit liefen sie doch wieder davon.

Inzwischen hatte Hafiz Pascha als Ersatz für das Truppenkorps Kurd Mehemeds das 19. Infanterie-Regiment unter Achmed

Bey von Charput nach Diarbekir kommen lassen. Am 14. Mai traf hier die Meldung von der Einnahme Sayd-Bey-Kalessis ein. Der mit so leichter Mühe erzielte Erfolg spornte nun Hafiz zu dem Versuche an, auch den letzten noch unabhängigen Gebietsteil Kurdistans der türkischen Herrschaft zu unterwerfen. Es war dies vorzugsweise das Gebirgsland des Karsann-Dagh, östlich vom oberen Laufe des Batman-Su, eines Nebenflusses des Tigris, und südlich der Stadt Musch. Die Bewohner dieses Hochgebirges, dessen Gipfel zu den höchsten Erhebungen Kleinasiens gerechnet werden, hatten sich bisher allen Bemühungen der Pforte, sie zu unterwerfen, zu widersetzen verstanden. Hafiz Pascha hielt es daher für nötig, erst eine erhebliche Truppenmacht zu versammeln, bevor er den erneuten Versuch unternahm, in die noch vielfach mit Schnee bedeckten Berge einzudringen. Er bot dazu von allen Seiten die verfügbaren Streitkräfte auf. Es waren dies:

1. Aus Diarbekir das 19. Infanterie-Regiment (4 Bataillone zu 400 Mann), 600 Mann Landwehr und drei Geschütze; dazu etwa 100 Reiter.
2. Aus Nisibin das 2. Garde-Kavallerie-(Ulanen-)Regiment, nach Abzug von einer Eskadron, die sich beim Korps Kurd Mehemeds befand, noch etwa 600 Pferde; dazu 200 Spahis (türkische Lehnsreiter).
3. Aus der Gegend von Sayd-Bey-Kalessi das Truppenkorps Kurd Mehemed Paschas in der oben von Moltke angegebenen Stärke von 2400 Mann, 150 Pferden und den drei leichtesten Geschützen.

Dies waren die regelmäßigen Truppen, im Ganzen etwa 4600 Infanteristen, 1050 Reiter und 6 Geschütze, die von Westen, Süden und Südosten vormarschierten. Aufgeboten waren ferner von Osten her der verbündete Kurdenhäuptling Sayd Bey von Schirwan*), die Musselims Iskender von Palu und Ibrahim

*) Dieser traf aber erst am 6. Juni ein, als die Unternehmung fast beendet war.

von Ilidscha aus Nordwesten mit ihren Baschi-Bozuks (Irregulären), und endlich von Norden her Emin Pascha von Musch. (Dieser war aber selbst ein Kurde und Hafiz nicht untergeordnet, so daß auf seine Mitwirkung nicht mit Sicherheit gerechnet werden konnte.) Es war die Absicht Hafiz Paschas, den Karsann-Dagh von allen Seiten zugleich anzugreifen und dadurch jeden Widerstand der Kurden völlig niederzuschlagen. Nach seinem Plane sollten sich die türkischen Streitkräfte an zwei Punkten am Südfuß des Karsann-Dagh versammeln, nämlich die Truppen aus Diarbekir und Nisibin sowie die kurdischen Hilfsvölker an der Stelle, wo der Weg von Mejafarkin nach Sört den Batman-Su auf einer uralten, gemauerten Brücke (Batman-Köpri) überschreitet, und das Truppenkorps Kurd Mehemeds bei Hazu am Austritt des Jesidhane-Su aus dem Gebirge.

Am 20. Mai brach Kurd Mehemed mit seinen Truppen und in Begleitung Moltkes von Sayd-Bey-Kalessi auf und erreichte erst nach zehntägigem, sehr beschwerlichen Marsche den Bogdan-Su, einen 150 Schritt breiten, reißenden Strom. Das Überschreiten desselben gelang zwar mittelst der Flöße von aufgeblasenen Hammelhäuten, nahm aber zwei Tage (30. und 31. Mai) in Anspruch. Am 1. Juni wurde der vom Karsann-Dagh kommende Jesidhane-Su durchfuhrtet, wobei Moltke in Gefahr geriet, zu ertrinken, da sein Pferd den Grund verlor. Man folgte dann dem rechten Ufer aufwärts bis zum Eingang des Gebirges, wo zunächst Halt gemacht wurde.

Einen halben Tagemarsch hiervon entfernt sperrte das kleine Städtchen Hazu, das von Hafiz Pascha als vorläufiges Marschziel für das Truppenkorps Kurd Mehemeds bezeichnet war, das Thal des Jesidhane-Su. Da es von feindlichen Kurden besetzt sein sollte, so rückten die Truppen am Morgen des 2. Juni kampfbereit in zwei Kolonnen vor, um den Engweg zu öffnen, allein es zeigte sich bald, daß alle streitbaren Kurden den Ort verlassen hatten und nur Wehrlose zurückgeblieben waren.

Kurd Mehemed bezog nun ein Lager bei Hazu und sandte

Moltke mit einem kleinen Trupp von Reitern voraus, um einen Lagerplatz für den nächsten Tag auszusuchen. Unterwegs erhielt die Abteilung lebhaftes Gewehrfeuer von den nahen Bergen, wo sich die feindlichen Kurden eingenistet hatten. Da Moltkes Begleiter, die keine Feuerwaffen mit sich führten, nicht weiter folgen wollten, so blieb ihm nichts übrig, als allein vorwärts zu reiten. Er kam bald an eine Stelle, wo sich die vom Karsaun-Dagh kommenden Thäler von Goh und Papur, die durch einen, Harkiß-Dagh genannten, hohen Felsrücken getrennt werden, vereinigen, und fand dort einen geeigneten Lagerplatz. Er ritt zurück, berichtete hierüber dem Pascha, und am andern Morgen (3. Juni) wurde das ausgewählte Lager bezogen.

Kaum war dies geschehen, so erschienen Abgesandte von Hafiz Pascha und brachten den Befehl, mit ihm gemeinsam das von den Kurden stark besetzte Dorf Papur sofort anzugreifen. Die Truppen Hafiz' waren nämlich am 19. Mai von Diarbekir aufgebrochen und zunächst nach Batman-Köpri gerückt, wohin ihnen der Oberbefehlshaber, von Mühlbach begleitet, nach einigen Tagen folgte. Am 31. Mai hatten sie den Batman-Su überschritten und in der Nähe des westlichen der Zuflußthäler des Jesidhane-Su ein Lager bezogen. Am 2. Juni wurde dann von ihnen der Versuch gemacht, sich dieses Thales zu bemächtigen, allein das übereilt ausgeführte Unternehmen, an dem sich auch Mühlbach beteiligte, mißlang. Die Bergbewohner hatten sich größtenteils nach dem auf einem Felsvorsprung hochgelegenen Dorfe Papur geflüchtet und beherrschten von hier aus mit ihren weittragenden Büchsen das vorliegende Thal. Ihre Zahl war so erheblich, daß die Truppen Hafiz' wohl kaum zu ihrer Überwältigung ausgereicht hätten. So kam es dem Pascha sehr gelegen, als ihm das Eintreffen der Abteilung Kurd Mehemeds bei Hazu am Abend des 2. Juni gemeldet wurde, denn nun war es möglich, die feindliche Stellung von zwei Seiten zu fassen.

Der Angriffsplan Hafiz Paschas für den 3. Juni war folgender: Das 19. Infanterie-Regiment, auf seinem linken Flügel

von den Baschi-Bozuks begleitet und gedeckt, sollte den Feind in der Front — also von Westen her — beschäftigen und zugleich von Norden her umgehen, die Kolonne Kurd Mehemeds dagegen von Süden und Osten her den Angriff unterstützen. Als dieser Befehl bei Kurd Mehemed eintraf, brach er sofort unter Zurücklassung des Gepäckes und der Geschütze, die auf den schwierigen Gebirgspfaden nicht schnell genug mitgeführt werden konnten, aus dem eben erst eingenommenen Lager auf und erreichte bereits gegen 12 Uhr mittags den Eingang zu dem Thal von Papur. Von hier entsandte er das 1. Infanterie-Regiment unter Ismael Bey auf den Rücken des Harkiß-Dagh, um dem Feinde das Entkommen in dieser Richtung zu verlegen, während er selbst, von Moltke begleitet, mit dem 2. Infanterie-Regiment unter Mohamed Bey und der Reiterei in das Thal von Papur einbog.

In dem Augenblick, als dies unter Trommelschlag und Hörnerschall geschah, stieg eben das 19. Infanterie-Regiment von dem dem Dorfe gegenüberliegenden Höhenrücken, von dem aus Hafiz und Mühlbach die Entwicklung des Angriffs beobachteten, ins Thal hinab. Letzteres ist grade bei Papur ziemlich breit, und es erhebt sich hier auf seiner Sohle — und zwar auf dem östlichen Ufer des Baches, der den Grund durchströmt, — ein einzelner Hügel. Es war daher möglich, längs des Baches gedeckt an dem Dorfe, das sonst das Thal beherrscht, vorüber zu kommen. Dieser Umstand gab Moltke, der mit Kurd Mehemed Pascha an der Spitze des 2. Infanterie-Regiments ritt, den Gedanken ein, den Ort mit einem Teile der Truppen nördlich zu umgehen und die dahinterliegenden Höhen zu gewinnen. Gelang dies, so war den Verteidigern von Papur jeder Rückzug abgeschnitten. Kurd Mehemed billigte den Vorschlag Moltkes und beauftragte diesen mit der Ausführung der Umgehung.

Als nun Moltke die dazu bestimmten Abteilungen hinter dem Hügel im Thal hinweg vorführte, stieß er auf das 19. Regiment, dem, wie oben geschildert, eine ähnliche Aufgabe zugefallen war. Beide Kolonnen drangen nun in Schützenketten aufgelöst

vereinigt längs der Berglehnen mühsam kletternd vor und erhielten dabei von dem Kamm des Gebirges, an dem sich zahlreiche kleine Abteilungen der Kurden eingenistet hatten, lebhaftes Feuer, das jedoch bei der großen Entfernung wenig Schaden anrichtete. Als dann die Höhen oberhalb Papur erreicht waren, stürmten die türkischen Schützen mit Allahrufen in den Ort hinein, während gleichzeitig andere Abteilungen von unten her von allen Seiten vordrangen. Die Verteidiger des Dorfes, die auf den flachen Dächern stehend, vorher den türkischen Soldaten höhnisch zugerufen hatten, doch näher heranzukommen, wurden nun umzingelt, und teils niedergemacht, teils gefangen. Nur ein stark gebautes Haus, in dem sich Timur Aga, der kurdische Anführer, mit einer kleinen Zahl Getreuer festgesetzt hatte, leistete noch mehrere Stunden verzweifelten Widerstand. Endlich wurde zwar auch dieser überwunden, aber erst als die tapferen Verteidiger sich freiwillig zur Übergabe unter günstigen Bedingungen bereit erklärten. — Das 1. Infanterie-Regiment, das inzwischen den Felsrücken des Harkiß-Dagh erklommen hatte, kam dort so langsam vorwärts, daß es nicht mehr zum Eingreifen in den Kampf gelangte. Es verblieb die Nacht auf dem Gebirge.

Nach der Einnahme von Papur hatte sich Moltke, der mit Kurd Mehemed immer unter den Vordersten gewesen war, zum Glücke ohne verwundet zu werden, zu Hafiz Pascha begeben, der mit Mühlbach dem Sturm auf das Dorf von dem Hügel im Thale zugesehen hatte. Seit dem 13. April, der Abreise Moltkes und Mühlbachs von Diarbekir nach Mosul, hatte Ersterer den Pascha nicht gesehen. Hafiz empfing ihn mit verdienten Lobsprüchen für seine Thätigkeit.

Schon seit einigen Tagen war Moltke aber leidend, so daß er sich kaum auf den Füßen halten konnte und den Angriff auf Papur nur auf einem Maultier reitend hatte mitmachen können. Jetzt mußte er sich gänzlich erschöpft unter einem Baume für mehrere Stunden zur Ruhe niederlegen. Während der Nacht fand er Unterkunft in dem Zelte Hafiz Paschas. Da sein Zustand sich

am andern Tage aber eher verschlimmerte als besserte, so wurde er am 5. Juni unter Bedeckung Bewaffneter in das erste Lager der von Diarbekir gekommenen Truppen bei dem westlichen Thal zurückgeschafft, wo er in dem Zelte Mühlbachs unter der sorglichen Pflege seines Dieners Andri sich bald erholte. Schon am 10. Juni war er wieder reisefähig, und nun säumte er auch keinen Augenblick, sich in das Lager Hafiz Paschas zurückzubegeben.

Dieser war inzwischen bereits am 5. Juni aufgebrochen, um auch das nächste Thal, das von Goh, zu unterwerfen. Sein ganzes Truppenkorps hatte den Harkiß-Dagh überstiegen und nach 14stündigem Marsch bei Goh ein Lager bezogen. Hier blieb Hafiz mehrere Tage stehen und schickte Abgesandte an die Ältesten der nicht unterworfenen Stämme, um sie nach Goh zu entbieten. Er wollte versuchen, mit ihnen friedlich zu unterhandeln, anstatt sie mit Gewalt zu bezwingen, denn dieses kostete unverhältnismäßig viel Blut, Zeit und Geld. Wären die Kurden einig gewesen und hätten sie einen Anführer gehabt, so würde ihr Widerstand in dem Hochgebirge wohl kaum zu brechen gewesen sein. So aber kämpfte jede Ortschaft für sich, und die Türken befolgten den Grundsatz, während sie das eine Dorf niederbrannten, mit dem andern zu unterhandeln.

Am 11. Juni traf Moltke in dem Lager bei Goh ein. Am 14. sollten sich die Vertreter aller noch nicht unterworfenen Kurdenstämme dort einfinden. Allein es kam nur ein einziger, die übrigen trauten den friedlichen Versicherungen des Paschas nicht. Es blieb diesem daher nichts übrig, als wieder Gewalt anzuwenden. Mehemed Bey wurde mit mehreren Bataillonen gegen Nordwesten entsandt, wo sich einige Kurdenstämme in den letzten Ausläufern des Thales von Arsan festgesetzt hatten. Hafiz wünschte nicht, daß Moltke und Mühlbach an dem Kampf teilnähmen, wahrscheinlich weil er sie nicht Zeugen der unvermeidlichen Greuel werden lassen wollte. Nach heftigem, verlustreichen Gefecht erstürmten die türkischen Truppen die Stellung der Feinde und richteten ein furchtbares Blutbad unter ihnen an. Die Kurden

kämpften mit dem Mute der Verzweiflung, selbst Frauen führten das Gewehr und den Yatagan. Zuletzt stürzten sich viele Verteidiger in die Abgründe hinab. Nach Moltkes Angaben sollen 400 bis 500 Kurden hierbei ums Leben gekommen sein, nach Anderen sogar 600 Männer und 400 Frauen und Kinder. Die Überlebenden wurden als Gefangene fortgeführt. Auch die türkischen Truppen hatten starke Verluste gehabt.

Durch den Zuwachs der zahlreichen Gefangenen ergaben sich in dem Lager von Goh Verpflegungsschwierigkeiten, so daß Hafiz es vorzog, den Feldzug zu beenden, obwohl noch lange nicht alle Kurdenstämme unterworfen waren. Zu seinem Entschlusse mögen ihn außerdem auch geheime Weisungen aus Konstantinopel veranlaßt haben, die er in dieser Zeit erhielt. Es scheint, daß die Pforte es vermeiden wollte, allzuviel Truppen und Geld in dem Kurdenfeldzuge zu opfern, um beides für den bevorstehenden Krieg gegen die Ägypter aufzusparen.

Hafiz begab sich daher, von Moltke und Mühlbach begleitet, am 25. Juni nach seinem ersten, bei dem westlichsten Zuflußthal des Jesidhane-Su gelegenen Lager zurück, wo sich noch alles Gepäck befand. Am 27. — der Hitze wegen gegen Abend — setzte dann das Hauptquartier seinen Rückmarsch nach Charput längs des Fußes des Karsann-Dagh in westlicher Richtung fort, überschritt den Batman auf der alten Brücke (Batman-Köpri) und erreichte, die ganze Nacht hindurch reitend, vor Sonnenaufgang Mejafarkin.

Nach kurzer Rast ging es am 28. Juni unter glühender Sonne immer längs des Gebirgsflusses weiter nach Hasru. Von hier hätte der bessere Weg nach Charput über Diarbekir und Argana geführt. Hafiz Pascha wollte aber gern ein Eisenbergwerk, das er bei Siwan-Maaden, in der Nähe des südlichen Euphrats (Murad) an der Quelle eines der obersten Tigris-Zuflüsse, hatte anlegen lassen, in Augenschein nehmen, und so bog man denn von Hasru nördlich in das Gebirge hinein ab und erreichte noch am Abend des 29. über Emlach das Städtchen Ilidscha, wo Ibrahim Bey,*)

*) Siehe S. 137—138.

der mit seinem Baschi-Bozuks von der Unternehmung gegen die Kurden bereits zurückgekehrt war, die Reisenden empfing und gastlich aufnahm. Am 30. Juni ging es dann immer höher hinauf in das Gebirge. Nach einem Gewaltritt von 12 Stunden, bei dem nur die besten Pferde mitkommen konnten, wurde spät am Abend Siwan-Maaden erreicht. Hier tritt ein überaus eisenhaltiges Erz in großen Blöcken offen zu Tage, so daß es nur aufgehoben zu werden braucht. Hafiz Pascha hatte daher unter Leitung eines Franzosen (mit einem deutschen Werkmeister) einen Hochofen anlegen lassen, um das Eisen zur Herstellung von Geschützen und Munition zu gewinnen. Der Pascha besichtigte am 1. Juli alle Einrichtungen gründlich, traf Anordnungen zur Beschleunigung der Arbeiten und setzte dann am nächsten Tage mit seinem Gefolge die Reise fort.

Der Murad wurde bei Kum erreicht. Von dort führt kein brauchbarer Weg längs des Flusses, der hier schon 60 bis 100 Schritt breit ist, hinab nach Charput. Der Musselim von Palu, Iskender Bey, hatte daher zwei Flöße von Hammelhäuten entgegengesandt, auf denen die Reisenden noch an demselben Tage bis Palu fuhren. In der nämlichen Weise wurde am folgenden Morgen (3. Juli) die Fahrt auf dem Flusse fortgesetzt und gegen Mittag bei dem Dorfe Archur am linken Ufer gelandet. Von hier führt eine Straße nach Charput, das man noch an demselben Tage erreichte.

Hiermit endete für Moltke der Feldzug gegen die Kurden. Faßt man die Ergebnisse des Unternehmens zusammen, so können sie nur als sehr geringfügig bezeichnet werden. Trotz der großen Opfer an Geld und Menschen war der eigentliche Zweck keineswegs erreicht, vielmehr hatte die Vernichtung zahlreicher, blühender Ortschaften und der Tod so vieler ihrer Angehörigen einen großen Teil der überlebenden Kurden nur noch mehr gegen die türkische Herrschaft erbittert. Andere wiederum, denen es gelungen war, mit ihren Herden in das Hochgebirge zu flüchten, konnten hier jeder Verfolgung Trotz bieten. Wollte man wirklich gründliche Arbeit

machen, so hätte das Unternehmen viel früher im Jahre begonnen werden müssen, zu einer Zeit, wo noch der Schnee die höheren Berge bedeckte und den Kurden das Entkommen unmöglich machte. Auch durfte der Feldzug nicht abgebrochen werden, bevor der letzte feindliche Stamm unterworfen war. Vor Allem aber mußte das eroberte Gebiet durch dauernde Besetzung gesichert werden. Allein gerade hierzu war Hafiz Pascha außer Stande, da er seine Truppen zu wichtigeren Unternehmungen gebrauchte. So blieb denn im Grunde alles beim Alten, die Kurden bewahrten sich ihre Unabhängigkeit, und nach einigen Jahren mußte ein neuer Feldzug gegen sie unternommen werden.

11. Vorbereitungen zum Feldzuge gegen die Ägypter.

Wie erwähnt, ist es nicht ganz aufgeklärt, ob das plötzliche Abbrechen des Unternehmens gegen die Kurden seitens Hafiz Paschas durch einen Befehl des Sultans veranlaßt wurde, oder ob der Pascha sich aus eigenem Antriebe dazu entschloß. Jedenfalls gönnte er seinen Truppen nach Beendigung des Kurdenfeldzugs keine längere Zeit der Ruhe. Schon bald nach ihrer Rückkehr in das Lager bei Charput traf er Anordnungen, die auf ein neues kriegerisches Unternehmen schließen ließen. Ein solches konnte aber nur gegen die Ägypter gerichtet sein. Der Zeitpunkt, an dem die schwebende Streitfrage zwischen der Pforte und Mehemed Ali entschieden werden mußte, rückte immer näher, denn auf beiden Seiten wurde der jetzige Zustand steter Kriegsbereitschaft unerträglich. Den Ägyptern war es nicht gelungen, sich Syrien ganz zu unterwerfen, vielmehr hatten sie mit fortwährenden Aufständen zu kämpfen. Mehemed Ali konnte sich nur durch ein Unternehmen nach außen Ruhe im Innern und neue Hilfsmittel verschaffen, die seine ausgesogenen Provinzen fast nichts mehr herzugeben vermochten. Auf türkischer Seite drängte der Sultan in seinem leidenschaftlichen Haß gegen den Ägypter zur Entscheidung; auch wuchsen die Kosten der Kriegsvorbereitungen so gewaltig an, daß das Land fast ebenso litt, als ob es sich im Kriegszustande befunden hätte.

Trotzdem zögerte die Pforte, einen offenen Bruch herbeizuführen, denn die europäischen Mächte rieten ihr dringend, sich

ganz in der Verteidigung zu halten. Um indes für alle Fälle gerüstet zu sein, hatte man bereits seit einiger Zeit begonnen, die in der Nähe der syrischen Grenze stehenden Streitkräfte zu verstärken. Diese bestanden außer der Taurusarmee Hafiz Paschas noch aus der sogenannten Armee von Karamanien unter dem Befehl Hadschi Ali Paschas bei Koniah, ferner einem in zweiter Linie befindlichen Korps unter dem ehemaligen Großvezir Isset Mehemed Pascha bei Angora und endlich einigen Landwehr-Bataillonen unter Osman Pascha bei Kaisarieh. Die Taurusarmee wurde nun durch eine Garde-Redif-Brigade von 6 Bataillonen unter Maschar Pascha verstärkt und außerdem angewiesen, sich aus der Stellung bei Charput in die günstiger und näher an Syrien gelegene bei Malatia vorzuschieben.

Bei der unwegsamen Beschaffenheit des Geländes zwischen Malatia und der syrischen Grenze, war es wichtig, sämtliche Verbindungslinien dorthin kennen zu lernen. Die Hauptstraßen hatte zwar Moltke, wie früher geschildert, bereits Ende März 1838 erkundet. Es blieben indes noch der Flußlauf des Euphrat selbst und eine Nebenstraße, die von Malatia über Abdulharab und Adiaman nach Samsat führt, zu erforschen. Mit dieser Aufgabe beauftragte Hafiz Pascha wiederum unsern Moltke. Er sollte den Euphrat bis Samsat hinabfahren, um dessen Brauchbarkeit für militärische Beförderungszwecke festzustellen, und dann auf der genannten Nebenstraße über Adiaman—Abdulharab zurückzukehren. Und da zu dem auf dem Euphrat zu verschiffenden Material auch die in Siwan-Maaden angefertigte Eisenmunition gehörte, so mußte Moltke seine Fahrt schon oberhalb Malatia auf dem Murad beginnen, um die ganze Strecke kennen zu lernen.

Er begab sich daher nach Palu, wo für ihn und einige Begleiter ein starkes Floß von 60 Häuten mit 4 Rudern angefertigt wurde, und trat am 10. Juli die Reise an. Außer den nötigen Lebensmitteln führte Moltke auch Meßinstrumente mit sich, um die Flußufer unterwegs aufnehmen zu können. Die am ersten Tage und in der folgenden Nacht befahrene Strecke über Kieban-

Maaden bis Isoglu erwies sich als gefahrlos. Von letzterem Orte an, wo der Strom das Gebirge durchbricht, begann jedoch eine fast ununterbrochene Reihe von über 300 Stromwirbeln und Stromschnellen. Eine der gefährlichsten von 15 Fuß Gefäll auf 300 Schritt Länge befand sich eine kurze Strecke unterhalb Kymyrchan, andere bei Telek, wo der Strom in den schärfsten Biegungen sich durch die Felsen windet. Schon zweimal hatte Hafiz Pascha den Versuch machen lassen, diese schwierigen Stellen zu durchschiffen, allein jedesmal waren die Flöße umgeschlagen und Menschen ertrunken. Begünstigt durch einen mittleren Wasserstand gelang es jedoch Moltke, die Fahrt bis Gerger am Austritt des Stromes aus dem Gebirge ohne wesentlichen Unfall in drei Tagen zurückzulegen.

„Mit außerordentlicher Schnelligkeit“, so schildert Moltke diese Fahrt, „glitt unser Fahrzeug dahin, und das Strombette war kaum zur Hälfte so breit, wie es oberhalb gewesen; bald hörten wir ein fernes Brausen, von welchem die schroffen Felswände widerhallten, und die beschleunigte Schnelligkeit, mit der wir fortschossen, benachrichtigte uns, daß wir in der Nähe der Jelan-Degermeni oder Schlangenmühle gekommen seien. Vorsichtig legten wir an und beschauten an einer vorspringenden Klippe die Örtlichkeit, ehe wir uns in die Wirbel hineinwagten. . . . . Die weniger schlimmen Stellen, welche wir bereits passiert, hatten mir schon einen ungefahren Maßstab von dem gegeben, was ein Kelek oder Floß, wie unseres zu leisten vermöge. Ich ließ Bismillah — ‚im Namen Gottes‘ — vom Ufer abstoßen; alsbald erfaßte uns der allgemeine Wasserzug, und ehe wir uns noch recht besinnen konnten, waren wir schon glücklich durch, obwohl zwar vom Kopf bis zu den Füßen durchnäßt, denn von allen Seiten schlugen die Wasserwellen über uns zusammen.“ Es stellte sich mithin heraus, daß der Euphrat auf dieser Strecke nur unter sehr günstigen Bedingungen als Wasserstraße zu gebrauchen, und daß es überhaupt nur möglich sei, solche Gegenstände zu befördern, die durch Nässe nicht leiden. Eine Truppenverschiffung in größerem Maßstabe war unter allen Umständen ausgeschlossen.

Von Gerger ab ändern sich, wie schon früher angegeben (s. S. 125), der Strom und seine Umgebung; er fließt ruhiger, die Felswände werden niedriger, treten zurück und lassen Platz für ein breites Bett. Moltke kannte diese Strecke schon von seiner früheren Erkundung her. Er fuhr daher nur bis Samsat und trat von hier zu Pferde den Rückweg nach Adiaman am Fuße des Gebirges an, wo er ebenfalls schon am 29. März gewesen war. Von hier führte der Weg nach Malatia den steilen Südabhang des Taurus hinauf und dann in nördlicher Richtung quer über eine Reihe von Zuflußthälern des Euphrat, deren Wasserscheiden bis zu 2000 Fuß anstiegen. Der Ritt in glühender Hitze, bergauf bergab, war äußerst anstrengend, umsomehr als der Weg nur aus einem schmalen Saumpfad bestand. An eine Benutzung durch Artillerie wäre unter keinen Umständen zu denken gewesen, und auch für Fußtruppen und Reiterei hätten noch Verbesserungen stattfinden müssen.

Am 17. Juli ritt Moltke über Abdulharab weiter nach Malatia. Zwei Stunden von hier liegt auf einem Berghang an rauschenden Quellen und in einem Walde von Obstbäumen die Sommerstadt Asbusu, wohin die ganze Einwohnerschaft von Malatia während der heißen Jahreszeit sich zurückzieht. Auf dem ihm bereits bekannten Wege über Isoglu kehrte Moltke dann am 18. Juli in das Lager bei Charput-Messreh zurück.

Der Bericht, den er an Hafiz über die Ergebnisse seiner Erkundung erstattete, war für den Pascha nicht sehr erfreulich. Sowohl der Euphrat, als auch der Weg über Abdulharab hatten sich für Truppenbeförderungen als unbrauchbar erwiesen. Hafiz hatte offenbar schon die Hoffnung gehegt, den Euphrat als wichtige Verbindungslinie nach Samsat und Biredschik benutzen zu können und demgemäß während Moltkes Abwesenheit den Hauptmann v. Mühlbach beauftragt, bei Isoglu den Platz für ein Lager auszuwählen, in dem 30,000 Mann untergebracht werden sollten. Dieser Plan mußte nunmehr aufgegeben werden; immerhin hielt Hafiz an der Absicht fest, den Euphrat wenigstens für die Be-

förderung von Kriegsmaterial zu verwenden. Er ordnete daher eine Verbesserung des Strombettes an den schwierigsten Stellen an. Um die Straße über Abdulharab zu einer kriegsbrauchbaren zu machen, wären indes zu umfangreiche Arbeiten nötig gewesen; man beschloß daher, auf diese Verbindungslinie zu verzichten. (Trotzdem wurde sie später, wie wir sehen werden, beim Übergang der Armee über den Taurus im April 1839 von einer Kolonne benutzt, aber unter sehr großen Schwierigkeiten.) Vorläufig begnügte man sich damit, die von Moltke im März bereiste Straße über Erkenek nach Marasch besser auszubauen.

Während Moltkes Abwesenheit hatte Hafiz Pascha seine Generale in das Lager bei Charput berufen, um sich mit ihnen über die nächsten Anordnungen für einen etwaigen Feldzug gegen die Ägypter zu beraten. Es stellte sich indes dabei heraus, daß Stärke und Zustand der Truppen vorläufig jede ernste Maßregel verboten. Die Redif-Regimenter waren noch ganz unausgebildet, und auch die Linie hatte soviel Rekruten, daß die nächste Zeit größtenteils zu ihrer Einübung verwendet werden mußte. Namentlich die Artillerie befand sich in einem kläglichen Zustande, wovon indes Hafiz Pascha nichts zu wissen schien. Er verließ sich in dieser Beziehung ganz auf den Kommandeur seiner Artillerie, Bakir Pascha, dem aber ebenfalls jede Sachkenntnis und Übung fehlte. Er war von Beruf Pantoffelmacher und übte diese Kunst auch jetzt noch zuweilen als Liebhaber aus. Vergebens versuchten Moltke und Mühlbach Hafiz die Überzeugung beizubringen, daß seine Artilleristen weder schießen noch fahren und daher überhaupt nicht ausrücken könnten. Da schuf ein zufälliges Ereignis hierin Wandel.

Am 19. August traf nämlich im Lager bei Charput ein Abgesandter des Sultans ein, der außer verschiedenen Befehlen für den Kommandierenden der Taurusarmee allen Teilnehmern an dem Kurdenfeldzuge, namentlich den beiden preußischen Offizieren, Belobigungen des Sultans überbrachte, sowie für Moltke und Mühlbach außerdem ein besonderes Anerkennungsschreiben des Seraskiers Sayd Pascha. Zum Empfang des großherrlichen Abgesandten

war das ganze Truppenkorps zur Parade ausgerückt, wobei die Artillerie Geschützsalven geben sollte. Allein die Kanonen blieben auf dem halben Wege stecken und konnten auch die befohlene Zahl von Schüssen nicht leisten, weil es ihnen an Schlagröhren fehlte. Der Pascha war wütend und sprach sich zu seinen Untergebenen in den schärfsten Ausdrücken über den jämmerlichen Zustand der Artillerie aus. Moltke und Mühlbach benutzten diese Gelegenheit, um ihm vorzustellen, eine gründliche Abhilfe sei nur möglich, wenn ein erfahrener, europäisch geschulter Artillerieoffizier die Ordnung und Ausbildung der Batterien in die Hand nähme. Der Pascha willigte ein, es wurde nach Konstantinopel geschrieben, und man entschloß sich dort auf Vorschlag des Hauptmanns v. Vincke den Hauptmann Laue, der sich damals in den Dardanellen befand, aber abkömmlich war, zur Taurusarmee zu entsenden. Laue nahm zehn Offiziere und Unteroffiziere von der inzwischen durch den preußischen Leutnant v. Kuczkowski[66] in Konstantinopel errichteten Normalbatterie mit sich und traf Ende September bei der Taurusarmee ein.[67] Mit großer Geschicklichkeit und Umsicht ging Laue sofort an seine schwierige Arbeit, und seiner rastlosen Thätigkeit gelang es, nicht nur die Bedienungsmannschaften und Fahrer hinreichend auszubilden, sondern er sorgte auch dafür, daß die Munition und das Material ergänzt und ausgebessert, sowie daß 1500 Reit- und Zugpferde für die Artillerie angeschafft wurden. Der Pascha erkannte auch sehr bald die wichtigen Dienste, die Laue leistete, und unterstützte ihn gegen die Trägheit, Unwissenheit und Abneigung der höheren Artillerieoffiziere.

Einen fast noch größeren Übelstand als die mangelhafte Ausbildung der Truppen bildete indes deren Gesundheitszustand. Die Mehrzahl aller Mannschaften litt an Dyssenterie, die Lazarete waren überfüllt und in ihnen herrschte der Typhus, der zwei Drittel der Kranken hinraffte. Es fehlte dabei an Arznei und brauchbaren Ärzten. „Mit einigen wenigen, ehrenvollen Ausnahmen“, so schreibt Moltke in seinem Berichte, „waren die angestellten Ärzte Landstreicher, welche zum Teil nie Medizin studiert

hatten, und es ist notorisch, daß unter der letzten Sendung von Ärzten, welche der Seraskier dem Korps zufertigte, sich der Pagliazzo einer Kunstreitertruppe befand, die in Pera ihre Vorstellungen gab."

Auch Hafiz Pascha, Mühlbach und Moltke erkrankten; letzterer allerdings nur wenige Tage, Hafiz aber längere Zeit und Mühlbach sogar bis Mitte September. Ende August verlegte Hafiz daher sein Hauptquartier nach Asbusu bei Malatia, wohin ihn Moltke begleitete, während Mühlbach erst später folgte. Auch der größte Teil der Truppen wurde von Charput allmählich nach Asbusu übergeführt, wo sich dann der Gesundheitszustand etwas besserte.

Asbusu war aber auch zu einer Erholung wie geschaffen. An einer Anhöhe gelegen wurde es durch einen oberhalb des Ortes künstlich an der Berglehne entlang geführten Gebirgsbach von zahllosen Wasserfäden durchzogen und erfrischt. Alles Gelände, das höher lag, als der Bach, war eine Steinwüste, unterhalb aber breitete sich die üppigste Gartenlandschaft aus, ein stundenlanger Wald der herrlichsten Fruchtbäume. Moltke hatte seine Wohnung auf einer Art hölzerner Brücke aufgeschlagen, die der Kühle wegen über dem darunter fortrauschenden Gebirgsbach errichtet war, und lebte hier Tag und Nacht im Freien. Weinreben, Nußbäume, blühende Sträucher und die schönen, schlanken Pappeln des Orients umgaben seinen luftigen Sitz von allen Seiten und verbreiteten Schatten und Kühlung. Die Hitze war bei Tage allerdings fast unerträglich, während das Thermometer in der Nacht bis zu 11 und 12 Grad sank. Dieser schroffe Temperaturwechsel war wesentlich daran schuld, daß der Gesundheitszustand der Truppen auch in Asbusu noch zu wünschen übrig ließ.

Die Thätigkeit der beiden preußischen Offiziere in dieser Zeit erstreckte sich vor allem auf die Ausbildung der Truppen für das Gefecht. In dieser Beziehung fanden sie allerdings außerordentlich viel zu thun. Das Korps Hafiz Paschas war eine ungeregelte Masse von einzelnen Bataillonen, Eskadrons und Geschützen, der Regimentsverband nur eine Verwaltungseinteilung. Brigaden be-

standen kaum dem Namen nach, und Übungen taktischer Körper aus gemischten Waffen waren gänzlich unbekannt. Man hatte bei der Infanterie die französische Exerziervorschrift eingeführt, die aber noch mit einer Unmenge überflüssiger Zusätze versehen worden war. „Es war nicht so leicht", schreibt Moltke, „den Leuten hier begreiflich zu machen, daß die Frage nicht ist, wie viele, sondern wie wenig Evolutionen man ausführen könne. Jeder aus Europa kommende Offizier hatte sie mit neuen Erfindungen beschenkt, und sie waren bereits auf den Etat von 86 Bewegungen angekommen. Hätte ich 49 neue, womöglich recht verwickelte Sachen in Antrag gebracht, so würde man willig darauf eingegangen sein; viel schwieriger war es, ebensoviel herunter zu handeln."

Dennoch gelang es Moltke eine erhebliche Vereinfachung der taktischen Formen herbeizuführen. Die Einübung der Neuerungen, sowie die ganze Schulung für das Gefecht der bei Asbusu versammelten Truppen fiel der Hauptsache nach ihm allein zu, da Mühlbach die meiste Zeit leidend war. Trotz des schlechten Gesundheitszustandes der Truppen und der knapp bemessenen Zeit — es konnte der Hitze wegen nur ganz früh morgens oder spät abends exerziert werden — nahmen die Übungen einen zufriedenstellenden Fortgang. Bevor jedoch zu größeren Manövern in der Brigade übergegangen wurde, mußte Moltke im Auftrage Hafiz Paschas eine neue Erkundungsreise antreten.

Um deren Zweck und Ursache verständlich zu machen, ist es nötig, hier vorgreifend auf diejenigen geographischen und militärischen Verhältnisse kurz einzugehen, die bei der Aufstellung eines Kriegsplanes gegen das ägyptische Heer berücksichtigt werden mußten.

Wie ein Blick auf die Karte zeigt, führten vom Hochlande von Kleinasien über das Taurusgebirge nach Syrien nur zwei Straßen: die von Malatia über Erkenek auf Adiaman*) und die von Koniah über Eregli durch die cilicischen Pässe (türkisch: Külek-

*) Wie wir wissen war der Weg Malatia—Abdulharab—Adiaman von Moltke als für Transporte ungeeignet befunden worden. Vergl. S. 147.

Boghas) nach Adana, das bereits in der Nähe des Mittelmeeres liegt. Der Külek-Boghas ist eine tiefe Felsschlucht, die das mauerähnliche, hohe Taurusgebirge durchbricht. Er war von den Ägyptern durch eine starke Verschanzung bei Ak-Köpri gesperrt. Eine Stunde nördlich davon teilt sich die Schlucht in zwei Thäler, von denen das eine in nordwestlicher Richtung auf Eregli, das andere nördlich auf Bereketli-Maaden hinzieht. In letzterem läuft die Straße nach Kaisarieh.

Um nun auf ihrer Seite den Zugang auf die kleinasiatische Hochebene für die Ägypter zu sperren, waren die Türken genötigt, in beiden Zweigthälern Verschanzungen zu errichten, die sechs Meilen von einander entfernt lagen, und deren Verbindung nur auf sehr schwierigen Wegen stattfinden konnte. Mit der Erbauung dieser Verschanzungen war Hauptmann Fischer von der Pforte beauftragt worden. Er hatte sich im April 1838 zunächst zu dem Korps Hadschi Ali Paschas, das auch „Armee von Karamanien“ genannt wurde und in Koniah stand, und sodann in die cilicischen Pässe begeben. Hier erkannte er bald, daß in der That ohne Befestigung der Pässe den Ägyptern das Einfallsthor nach Kleinasien offen stehe. Er bemühte sich nun mit großer Thatkraft und Umsicht, seine Aufgabe durchzuführen. Dabei stieß er aber auf nicht geringen Widerstand bei Hadschi Ali Pascha selbst. Da es in der Türkei keine öffentlichen Gelder für solche Zwecke gab, so war der Pascha genötigt, die Kosten der Befestigung aus eigener Tasche zu bestreiten, und er suchte daher das ganze Unternehmen auf ein möglichst geringes Maß herabzudrücken. Er wollte nur auf der Straße von Koniah Verschanzungen anlegen und die nach Kaisarieh frei lassen. Fischer bestand aber darauf, daß beide Straßen gesperrt wurden, und zwar die nach Koniah bei Tiftechan und die nach Kaisarieh bei Dscherislichan. Trotz einer heftigen Erkrankung am Klimafieber setzte Fischer seinen Willen auch durch, und im Januar 1839 standen die Werke fast vollendet da. Sie waren mit 35 Geschützen besetzt.

Zu ihrer Verteidigung hielt Moltke die beiden Korps, die

jetzt noch in Koniah und Kaisarieh getrennt standen, zusammen 25,000 Mann, für ausreichend. Es wären dann zu einer Offensive gegen Ibrahim Pascha, den Ägypter, noch 64,000 verfügbar geblieben,*) die allerdings noch durch weite Länderstrecken geschieden in einem Bogen von Urfa über Diarbekir, Malatia, Kaisarieh bis Koniah verteilt standen.

Als Vereinigungspunkt für die Offensivarmee nahm Moltke die Stadt Karakaik, fünf Meilen unterhalb Samsat am Euphrat, in Aussicht. Hier stand sie gewissermaßen in der Flanke der Ägypter, falls diese es versuchen sollten, durch den Külek-Boghas nach Kleinasien vorzudringen. Der Euphrat und der Gök-Su ermöglichten die Ernährung der zu versammelnden Truppen aus den Vorräten, die in Süverek, Adiaman, Urfa und Diarbekir aufgehäuft waren. Ein Eindringen der Ägypter zwischen Karakaik und den Külek-Boghas war nicht zu befürchten, da, wie erwähnt, der Taurus zwischen diesen Punkten unzugänglich ist. Eine türkische Avantgarde sollte nach der Ansicht Moltkes nach Biredschik vorgeschoben werden.

Eine nicht geringe Schwierigkeit bestand allerdings darin die getrennten türkischen Streitkräfte möglichst rasch am Euphrat bei Karakaik zu versammeln. Nicht nur, daß die Wege überhaupt sehr wenig zahlreich und sehr schlecht waren, man wußte im türkischen Hauptquartier überhaupt kaum, wo sie liefen. Insbesondere besaß man gar keine Kenntnis über die Querverbindungen zwischen Malatia und den Korps bei Kaisarieh und Koniah. Das Taurusgebirge besteht auf dieser Strecke aus einer Reihe hoher und schroffer Bergzüge, deren Richtung im Allgemeinen von Norden nach Süden verläuft. Nach Norden gehen sie allmählich in die kleinasiatische Hochebene über, während sie gegen Süden steil abfallen und durch tief eingeschnittene, enge Flußthäler unter sich gespalten werden. Hier im Süden war daher an eine Quer-

*) Eine genauere Berechnung der türkischen Streitkräfte folgt weiter unten.

verbindung nicht zu denken, eine solche konnte vielmehr nur im Norden, aber auf weiten Umwegen, angestrebt werden.

Mit der Aufgabe, die günstigsten dieser Verbindungslinien aufzusuchen, Skizzen davon zu entwerfen, sowie sich über die Lage der Dinge bei dem Korps Hadschi Alis, insbesondere über die Sicherung der cilicischen Pässe, zu unterrichten, betraute Hafiz Pascha wiederum unseren Moltke. Für diesen weiten Ritt in unbekannte Gegenden gab er ihm nur drei Wochen Zeit, — ein Beweis, für wie dringend er die gewünschte Aufklärung hielt.

Am 4. Oktober trat Moltke seine Reise an, nur von einem Dolmetscher, einem Unteroffizier, einem Tartaren, der unterwegs für Unterkunft u. s. w. zu sorgen hatte, und einem Pferdeknecht begleitet. Der Ritt führte zunächst in weitem Bogen nach Norden auf derselben Straße, auf der Moltke im Frühjahr von Siwas nach Charput gezogen war, über Hekimchan nach Deliklitasch. Hier auf einem der höchsten Punkte der kleinasiatischen Hochebene hatte um diese Zeit erst die Ernte begonnen; die höheren Berge trugen schon Schneekappen. Von Deliklitasch wandte Moltke sich dann am 6. Oktober nach Westen über Gadschuk nach Scharkischla und folgte weiterhin bei regnerischem, kaltem Wetter dem Stromlauf des Kisil-Irmak bis Kaisarieh. Südlich dieser Stadt erhebt sich aus der Ebene bis zu 4000 m ansteigend der gewaltige Gebirgsstock des Erdschich-Dagh, dessen Spitze in ewigen Schnee gehüllt ist. Der geradeste Weg nach Koniah läuft am Nordabhang des Erdschich hin, während der von den cilicischen Pässen kommende seinen Ostfuß umgeht.

Moltke folgte der ersteren Straße zunächst noch im Thalgebiet des Kisil-Irmak bis Newschehr, dann quer durch die steinige, menschenleere Hochebene über Ak-Seraj (dem alten Archelais) nach Koniah, wo er am 11. Oktober anlangte. Hadschi Ali Pascha, der Statthalter des Sandschaks von Koniah, nahm ihn sehr freundlich auf, hielt ihn aber bis zum 16. Oktober fest, da er wünschte, ihn bei seiner Weiterreise nach den cilicischen Pässen von dem obersten Civilbeamten der Provinz, Ejub Pascha, begleiten zu

lassen, welcher Herr indes mit seinen Reisevorbereitungen nicht so schnell fertig werden konnte. Hauptmann Fischer befand sich nicht in Koniah, sondern am Külek-Boghas, um die dortigen Befestigungsanlagen zu leiten.

Am 16. Oktober brachen Moltke und Ejub Pascha von Koniah auf und erreichten nach dreitägigem Ritt über Ismil, Karabunar und Eregli den Sperrpunkt Tschiftechan, wo sie Fischer mit allen seinen Leuten am Wechselfieber darniederliegend antrafen. Trotzdem setzte sich Fischer sofort zu Pferde und zeigte ihnen noch am 18. Oktober nachmittags die ganzen Befestigungen bei Tschiftechan. Am anderen Tage ritten sie weiter vor über Tachta-Köpri bis Ak-Köpri dicht an die ägyptischen Grenzposten heran, und dann über hohe Berge nach Dscherislichan, wo ebenfalls die Befestigungen im Bau befindlich waren. Freilich fand Moltke alles noch ziemlich im Entstehen, und bei dem schlechten Gesundheitszustande Fischers, dessen Thätigkeit allein das Werk zu einem guten Ende führen konnte, schien ihm die Hoffnung darauf keine große zu sein.

Von Dscherislichan begleitete Fischer seinen Kameraden v. Moltke noch in nördlicher Richtung bis Bereketli-Maaden, um dann nach Tschiftechan zurückzukehren; Ejub Pascha hatte sich schon früher von ihnen getrennt. Es trat nun an Moltke der zweite Teil seiner Aufgabe heran: eine möglichst nahe und gangbare Querverbindung zwischen Koniah und Malatia aufzusuchen. Ortskundige Leute versicherten ihm, von Bereketli-Maaden führe auch nicht der kleinste Weg in östlicher Richtung, und in der That ließen die mehrere tausend Fuß hoch ansteigenden, mauerähnlichen Abhänge des Allah-Dagh diese Auskunft glaublich erscheinen. Es blieb Moltke daher nichts übrig, als weiter nördlich ausholend zunächst wieder die Hochebene in der Richtung auf Kaisarieh zu gewinnen. Er erreichte auf diesem Wege über Develi am Südfuß des Erdschich-Dagh am 24. Oktober den Ort Ekrek. Hier erfuhr er, daß der Statthalter von Marasch, Soliman Pascha, sich in Göksin, einem Orte jenseits des Gebirges am Wege nach Albistan, aufhalte. Was Soliman dorthin geführt hatte, geht aus Moltkes

Angaben nicht klar hervor, wahrscheinlich wollte aber auch er sich über die Gangbarkeit des Gebirgslandes zwischen den cilicischen Pässen und Malatia unterrichten.

Moltke begab sich sogleich zu ihm und stellte bei seinem Ritte über das Gebirge fest, daß es keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bot. Da nun auch weiterhin die Straße von Göksin über Albistan nach Malatia sich als brauchbar erwies, so war es also Moltke gelungen, eine wenn auch nicht geradlinige, so doch erheblich nähere Verbindung zwischen Koniah und Malatia aufzufinden, als sie der weite Umweg über Deliklitasch und Kaisarieh bot.

Am 29. Oktober traf Moltke wieder in Malatia ein. Er war mit Abrechnung der Aufenthalte in 20 Tagen 190 deutsche Meilen geritten, hatte dabei die cilicischen Pässe besichtigt und von dem größten Teil des zurückgelegten Weges Skizzen aufgenommen. Gewiß eine ungewöhnliche Leistung! Hafiz Pascha empfing Moltke sogleich nach seiner Ankunft und ließ ihm nicht einmal Zeit, obwohl er ganz vom Regen durchnäßt war, sich umzukleiden. Da die Erkundungsreise das erwünschte Ergebnis gehabt hatte — über den Zustand der Befestigungen am Külek-Boghas beunruhigte sich Hafiz nicht sonderlich — so konnte der Pascha wohl zufrieden sein. Moltke zeichnete auf seinen Wunsch die Wegeaufnahmen alsbald ins Reine und ließ die Ortsnamen durch einen schriftkundigen Leutnant, der dafür zum Hauptmann ernannt wurde, in türkischer Sprache eintragen.[68]

Bald nach seiner Rückkehr widmete sich Moltke wieder eifrig der Ausbildung der Truppen, namentlich der Infanterie, während Mühlbach sich bis zum Eintreffen Laues hauptsächlich mit der Verbesserung der Artillerie beschäftigte. Da inzwischen die ganze Taurusarmee, mit Ausnahme zweier in Urfa stehender Brigaden, bei Malatia vereinigt war, so boten sich wenigstens für die Gleichmäßigkeit der Ausbildung günstige Bedingungen. Hafiz fand an den Übungen Gefallen und hielt seine Untergebenen zu eifriger Teilnahme an. Infolge dessen machte sich die Sache über Er-

warten gut, so daß man bald zu Linien-Manövern mit 40 Bataillonen und 48 Geschützen übergehen konnte.[69] Leider setzte bereits im November ein tiefer Schnee diesen größeren Übungen ein Ziel.

Laue, der inzwischen eingetroffen war, nahm die Instandsetzung und Ausbildung der Artillerie eifrig in die Hand. Deren Material erwies sich indes als so ungenügend und schlecht, daß die preußischen Offiziere Anfang November dem kommandierenden Pascha eine Denkschrift einreichten, worin die Beschaffung des Fehlenden aus Konstantinopel beantragt wurde. Sie verlangten für die bei Malatia stehenden Truppen (etwa 43,000 Mann) im Ganzen 120 Geschütze. Da aber nur 80 brauchbare vorhanden waren, sollten noch 40 herbeigeschafft werden; ebenso Munitionswagen, an denen es fast ganz fehlte. An Geschossen und Pulver war dagegen kein Mangel.

Von der Reiterei befanden sich bei Malatia nur zwei Regimenter der Garde-Kavallerie (12 Eskadrons). Im Ganzen gehörten zwar zur Taurusarmee 40 Eskadrons, allein sie standen in der Ebene südlich des Gebirges in verschiedenen Garnisonen verteilt. Die preußischen Offiziere hatten daher auf deren Ausbildung so gut wie keinen Einfluß. Eine Pioniertruppe gab es es überhaupt nicht. Mühlbach bemühte sich indes, wenigstens für Ausstattung der Infanterie mit Schanzzeug zu sorgen und Material für die Anlage von Befestigungen und Brücken zu beschaffen, wobei ihm freilich die völlige Unkenntnis der Türken mit solchen Dingen und ihre Sorglosigkeit für die Zukunft manche Schwierigkeiten bereiteten.

Überhaupt waren die preußischen Offiziere bei allen ihren Unternehmungen fast ganz auf ihre eigenen Kräfte angewiesen und mußten neben der obersten Leitung auch die kleinlichsten Einzelheiten besorgen. Sie hatten den Wirkungskreis eines Chefs des Generalstabes mit dem eines Schreibers, die Stellung des obersten Truppenführers mit der eines Feldwebels zugleich auszufüllen. Aber ihre rastlosen Bemühungen blieben auch nicht ohne Erfolg.

Das türkische Heer bei Malatia wurde auf eine Stufe der Ausbildung gebracht, wie sie noch kein früheres besessen hatte. Freilich vermochten alle diese Fortschritte das Grundübel in der Zusammensetzung der Armee nicht auszugleichen. Moltke nennt sie „eine Klinge, die nach allen Regeln der Kunst, nur nicht von Eisen, sondern von Blei, geschmiedet war und die zerfloß, als sie im Feuer der Erfahrung gehärtet werden sollte."

„Eine furchtbare Sterblichkeit", so schreibt er hierüber in seinem Berichte, „hatte während zweier Jahre zwei Drittel der Truppen hingerafft, welche unter Reschid Pascha den Krieg gesehen. Nun ist die Rekrutenaushebung in der Türkei eine so gewaltsame Operation, daß die Regierung sie nur da vollziehen kann, wo sie sie durch Heeresmacht erzwingt. Der Ersatz war während dreier Jahre fast allein aus Kurdistan genommen, und die Taurusarmee bestand daher zur größeren Hälfte aus Kurden, d. h. aus eben erst besiegten Feinden eines anderen Stammes und einer anderen Sprache, welche mit Gewalt und für immer ihrer Heimat entrissen waren. Sie wurden geknebelt gebracht und während ihrer ganzen Dienstzeit als Gefangene beaufsichtigt. In Malatia standen nach dem mäßigsten Überschlag 900 Posten; für jeden Deserteur wurden erst 25, dann 50, endlich 100 Gulden an die gezahlt, welche ihn zurückbrachten. Die Leute desertierten aus den Lazaretten, wo ihre von der Bastonade zerfleischten Füße geheilt wurden. Kein Wunder, daß diesen Leuten der Tag einer verlorenen Schlacht als der erste Tag ihrer Befreiung erscheinen mußte. Aber selbst die alte Mannschaft war aufs äußerste unzuverlässig. Von einem Tartarenregiment desertierten einmal 45 Mann mit Pferden, Waffen und Offizieren. Zum Vorpostendienst konnten nur die Spahis gebraucht werden.

„Der schlechteste Teil des Heeres war überhaupt die Kavallerie. Man hatte die größte Mühe gehabt, das Ungestüm der alten osmanischen Reiter in die Fesseln europäischer Taktik zu schlagen, jetzt waren sie so zahm geworden, daß man sie nicht an den Feind heranbringen konnte. Die Attacken, welche sie auf dem ‚Rosen-

platz' im Serail zu Konstantinopel erlernt, führten nicht über 300 Schritt weit, und die Lanze war ein unnützes Impediment am Arme des Reiters; nie hat man ihn den Säbel brauchen sehen.

„Die schwächste Seite des Heeres endlich, und die, welcher am schwersten aufzuhelfen, waren die Offiziere. . . . Unter den Brigadegeneralen und Obersten befanden sich einige tüchtige Leute. Sie waren die eigentlichen Triebfedern, welche das Ganze im Gange erhielten, wurden aber fast in nichts von den niederen Offizieren unterstützt; und doch bezahlte die Pforte deren ca. 1500. Majors wurden oft sehr junge Leute: Pfeifenstopfer oder Kaffeediener eines Paschas, die unmittelbar den Befehl über ein Bataillon erhielten. Die Kapitäns und Leutnants waren meist ältere Soldaten, denen man einen vergoldeten Halbmond anheftete, und zu Unteroffizieren wurden oft Rekruten gemacht. Wissenschaftliche Bildung in unserem Sinne hatte niemand, und Kriegserfahrung wenige."

Diese inneren Schäden der türkischen Armee ließen also die Aussichten auf einen glücklichen Ausgang des bevorstehenden Krieges als sehr gering erscheinen. Andererseits befand sich aber auch das ägyptische Heer in keiner glänzenden Verfassung. Ibrahim Pascha verfügte in Syrien und Adana kaum über mehr als 45,000 Mann. Allerdings bewährten sich seine Truppen späterhin, da es zum Kriege kam, etwas weniger schlecht als die Hafiz Paschas; namentlich die ägyptische Artillerie zeigte sich der türkischen an Zahl und Übung überlegen. Daß aber der Geist im Heere Ibrahims kein besserer war als im osmanischen, bewies die Desertion ganzer Abteilungen, die in jeder Nacht, nachdem beide Armeen einander nahe gerückt waren, mit Waffen und Pferden zu den Türken übergingen.

An Zahl waren die Streitkräfte, welche die Pforte in Asien aufgestellt hatte, weit bedeutender, als die ägyptischen. Sie setzten sich zusammen wie folgt:[70]

Taurusarmee unter Hafiz Pascha	43,000[71]
Korps Hadschi Ali Paschas bei Koniah . . .	25,000
Korps Issef Mehemed Paschas bei Angora . .	12,000
Korps Osman Paschas bei Kaisarieh	5,000
Infanterie aus Erzerum	3,000
Kavallerie aus Musch	1,000
zusammen	89,000.

Bei der Taurusarmee setzte es Moltke durch, daß eine feste Kriegsgliederung eingeführt wurde, — eine Einrichtung, die man im türkischen Heere bisher noch gar nicht gekannt hatte.*) In Malatia standen von ihr 22 Bataillone Nizams (stehendes Heer) und 20 Bataillone Redifs (Landwehr), der Rest war in den Garnisonen südlich des Taurus verteilt.

Zu erwähnen ist noch, daß um diese Zeit der Sultan als im Voraus erteilte Belohnungen für noch zu erwartende Leistungen eine große Zahl von Beförderungen namentlich der höheren Offiziere bei der Taurusarmee vornahm. So wurde der bisherige Kommandeur des 1. Infanterie-Regiments Ismael-Bey, der sich allerdings im Kurdenfeldzuge ausgezeichnet hatte, zum Generalmajor (Liva-Pascha) ernannt, obwohl er erst 22 Jahre zählte. Merkwürdig ist auch, daß mehrere Paschas bei ihrer Beförderung ihren Namen wechselten: Kurd Mehemed hieß jetzt Mehemed Hamdi, der Infanterie-General Bekir fortan Sami, der Artillerie-Kommandeur Bekir jetzt Sitke.

So war das Jahr 1839 herangekommen, ohne daß sich in dem Verhältnis zwischen der Pforte und Ägypten etwas Wesentliches geändert hätte. Trotz der auf beiden Seiten vorhandenen Kriegslust und des stets drückender werdenden Zustandes der Kriegsbereitschaft wurde der Ausbruch der Feindseligkeiten immer wieder hinausgeschoben. Die türkischen Ratgeber des Sultans waren in ihren Ansichten über die Zweckmäßigkeit des Krieges geteilt. Zu den eifrigsten Anwälten eines baldigen Losschlagens gehörten der Kapudan-Pascha Achmed Fewzi und Sayd Bey, der Kabinetssekretär des Großherrn,

*) Anmerkung 72 gibt diese Einteilung der Truppen wieder.

die deshalb bei letzterem in hoher Gunst standen. Chosref Pascha und anfangs auch der Seraskier Sayd Mehemed stimmten dagegen für den Frieden, der auch sonst in der Hauptstadt viele Anhänger besaß. Chosref war freilich klug genug, sich in dieser Sache möglichst zurückzuhalten, um seine Stellung nicht aufs Spiel zu setzen, der Seraskier aber sah sich später durch die Ränke des Kapudan-Paschas, der sich gern selbst an seine Stelle gesetzt hätte, gezwungen, ebenfalls auf die Seite der Kriegslustigen zu treten, wodurch diese die entschiedene Oberhand gewannen. Um indes den europäischen Mächten, die dringend zum Frieden rieten, keinen Vorwand zur Einmischung zu geben, wurde der Zeitpunkt des Losschlagens einstweilen noch verschoben, dagegen die Vorbereitung zum Kriege nach Möglichkeit fortgesetzt. Die Taurusarmee erhielt die verlangten 40 Geschütze zugesandt.[73] Das Korps Isset Mehemed Paschas in Angora wurde verstärkt, und Hauptmann v. Vincke mußte sich aus Konstantinopel dorthin begeben, um in ähnlicher Weise, wie Moltke bei Hafiz und Fischer bei Hadschi Ali, als Müsteschar (Ratgeber) Dienste zu thun.

Bei der Taurusarmee stellte sich inzwischen eine neue Schwierigkeit heraus. Mit gewohnter Nachlässigkeit hatten die türkischen Behörden es versäumt, für hinreichende Vorräte an Lebensmitteln bei Malatia zu sorgen, so daß hier bereits Ende Dezember 1838 Mangel sich fühlbar machte. Dagegen befanden sich in den Orten südlich des Taurus, in Adiaman, Urfa, Samsat, Süverek und Diarbekir gefüllte Magazine. Hafiz Pascha verlegte daher die Linien-Brigade Heyder Pascha und die Redif-Brigade Bachry Pascha nach Diarbekir, denen Anfang Januar 1839 die Garde-Redif-Brigade Maschar Pascha nach Süverek folgte. In Malatia verblieben somit außer der Artillerie und der Garde-Kavallerie-Brigade nur noch 23 Bataillone (17 Garde und Linie, 6 Redifs).[74] Aber auch hier trat bald Mangel ein, und es mag dieser Umstand mit ein Grund für das bald darauf eintretende Vorschieben der ganzen Taurusarmee an den Euphrat in die Nähe der syrischen Grenze gewesen sein.

Bevor dies jedoch geschah, hatte Hafiz Pascha unsern Moltke wiederum mit einem Auftrage entsendet. Er sollte auf einer noch nicht erkundeten Straße Urfa und Biredschik zu erreichen suchen, um die dort befindlichen Brigaden Ismael und Mahmud nebst einer Batterie und 6 Eskadrons nach der neuen Weise exerzieren zu lassen, die Umgegend von Biredschik aufzunehmen und die über Nisib an die syrische Grenze führenden Wege sowie die ganze dortige Gegend aufzuklären. Moltke brach daher am 19. Januar von Malatia auf und ritt an diesem sowie dem folgenden Tage zunächst auf der ihm schon bekannten Straße nach Erkenek. Von hier wandte er sich dann am 21. südöstlich über das Gebirge nach Adiaman. Diese ihm neue Strecke erwies sich zwar als schwierig, aber doch bei einigen Verbesserungen als brauchbar. Von Adiaman ritt Moltke am 22. Januar nach Samsat auf dem früher erkundeten Wege und von dort am 23. und 24. durch die Steinwüste nach Urfa. Während in Malatia und im Taurus überall noch tiefer Schnee lag, trieben südlich des Gebirges die Bäume und Sträucher schon Knospen.

Die beiden Brigaden in Urfa und Biredschik, die unter dem gemeinsamen Befehl Mehemed Hamdis (früher Kurd Mehemed) standen, waren dieselben, bei denen Moltke im Mai und Juni 1838 den Kurdenfeldzug gegen Sayd-Bey-Kalessi und am Karsann-Dagh mitgemacht hatte. Er wurde daher in Urfa als alter Freund begrüßt und vortrefflich aufgenommen. Er blieb dort acht Tage, exerzierte mit der Infanterie in der Brigade, ließ die ganze Garnison (9 Bataillone, 6 Eskadrons und 6 Geschütze) ein Manöver ausführen und nahm einen Plan von Urfa und der Umgegend auf.[75]

Anfang Februar ritt er dann in zwei Tagen nach Biredschik. Auch hier wurde mit dem dortigen Regiment fleißig exerziert und am 7. Februar ein Plan der Stadt und namentlich des rechten Euphratufers aufgenommen.[76] Ein zweimaliger Ausflug über Nisib bis zur syrischen Grenze diente zur Erkundung dieses wichtigen Geländeabschnittes, auf dem sich später die kriegerischen Ereignisse, die mit der Schlacht von Nisib ihren traurigen Abschluß fanden, abspielen sollten.

Am 11. Februar trat Moltke die Rückreise an. Hierbei klärte er den einzigen noch nicht erkundeten Weg auf, der für einen Vormarsch von Malatia nach Biredschik auf dem rechten Euphratufer in Betracht kommen konnte, indem er über Rumkaleh und Behesne nach Pelverek ritt. Diese Strecke bestand jedoch aus einem ununterbrochenen, ganz schmalen Engweg zwischen Steinblöcken und Geröll. Obschon sie also für Truppenmärsche wenig geeignet war, wurde sie doch später von Hafiz Pascha für den Vormarsch eines großen Teiles seiner Armee gewählt. — Am 15. Februar traf Moltke wohlbehalten wieder in Malatia ein.

Die nächste Zeit verlief ruhig und einförmig, doch schlossen die preußischen Offiziere bei der Taurusarmee aus gelegentlichen Äußerungen des Oberbefehlshabers und einzelnen Anordnungen, die er traf, daß mit Beginn der günstigen Jahreszeit der Ausbruch des Krieges erfolgen werde. Obwohl der Pascha anscheinend niemals einen unmittelbaren Befehl dazu erhalten hat, war er doch gewiß, den geheimsten Wünschen seines Gebieters zu entsprechen, wenn er eine Entscheidung herbeiführte. Hierzu trieb ihn mit zwingender Notwendigkeit auch der Zustand seines Heeres, denn noch wenige Monate unter den jetzigen Verhältnissen verbracht, mußten der Taurusarmee jede Schlagfertigkeit rauben.

Die offenbar nur noch kurze Zeit bis zum Aufbruch der Armee von Malatia beschloß Moltke zu einem schon lange geplanten Ausfluge nach der Stadt Egin am Frat (nördlicher Euphrat) und dem südöstlich davon gelegenen Mesur-Dagh zu verwenden, dessen schneebedeckte Gipfel man von Malatia in einer Entfernung von 20 Stunden erblickte. Sein Zweck dabei war ausschließlich ein wissenschaftlicher: er wollte das Gelände zwischen den beiden Armen des Euphrat, das auf keiner Karte richtig dargestellt war, aufklären. Moltke brach anscheinend am 1. April — das genaue Datum ist nicht festzustellen — von Malatia auf und ritt über Arabkir zunächst nach Egin, einem von Armeniern bewohnten, prachtvoll in dem wilden Thal des Frat gelegenen Ort. Weiter nach Norden vorzudringen, verhinderte ihn der tiefe Schnee, der

überall die Hochebene bedeckte. Er ging daher in südöstlicher Richtung dem Südwestfluß des Mesur-Dagh folgend über Tschimis-gezek — einer auf keiner Karte vorhandenen, ziemlich bedeutenden Stadt — nach dem am Murad gelegenen Kastell Pertek und kehrte über Charput nach Malatia zurück. Die ganze Reise hatte 6 Tage gedauert und reiche Ausbeute an Ortsbestimmungen und Wegeaufnahmen geliefert.

Im Lager von Malatia angekommen, erfuhr Moltke, daß der Abmarsch der Taurusarmee nach Süden unmittelbar bevorstehe. Bereits waren einzelne Abteilungen unter Führung von Ingenieuren vorausgegangen, um die Wege zu bahnen und Brücken zu bauen. Moltke packte daher alle entbehrlichen Sachen, insbesondere seine Karten und Pläne sowie die beiden syrischen Handschriften aus Mosul und Sayd-Bey-Kalessi, zusammen und schickte sie mit seinem Diener Andri, dessen er jetzt nicht mehr bedurfte, nach Konstantinopel. Dieser Vorsicht ist es zu verdanken, daß diese Papiere uns erhalten geblieben sind, während alles Andere, was Moltke weiterhin bis zur Schlacht bei Nisib geschrieben und gezeichnet hat, in der Verwirrung der Niederlage verloren gegangen ist.

---

12. Der syrische Krieg.

Jeder Entwurf für die Einleitung eines Feldzuges — also das, was man gewöhnlich, aber nicht ganz zutreffend, „Operationsplan" nennt — muß mit der Erwägung beginnen, welche allgemeinen Ziele man erreichen will. Hieran wird sich eine genaue Abwägung der beiderseitigen Streitmittel knüpfen. Auf Grund dieser beiden Feststellungen ergibt sich dann weiterhin, ob der Feldzug im Ganzen verteidigungs- oder angriffsweise zu führen ist. Natürlich kann auch ein aus politischen oder militärischen Gründen zur Verteidigung gezwungener Staat immerhin den Feldzug mit einem Angriffe beginnen, wenn die Verhältnisse ihm dies gestatten; er wird jedenfalls dadurch die Vorteile der Vorhand gewinnen und dem Gegner solange das Gesetz des Handelns vorschreiben können, als er taktisch Sieger bleibt.

Zweifellos befand sich im Frühjahre 1839 Ägypten in einer Lage, welche es darauf hinwies, den ihm von der Türkei aufgedrungenen Krieg verteidigungsweise zu führen. Während die Pforte einen greifbaren Kriegszweck hatte: die Wiedergewinnung des im Frieden von Kutajah abgetretenen Gebietes und die Demütigung des übermächtigen Vasallenstaates, brauchte Mehemed Ali nur den gegenwärtigen Zustand der Dinge — oder, wie man damals sich auszudrücken pflegte, den status quo — aufrecht zu erhalten. Auch die beiderseitigen Stärkeverhältnisse wiesen ihn darauf hin, sich auf die Verteidigung zu beschränken. Trotzdem brachte es die Unthätigkeit und mangelnde Einsicht der Pforte zu Wege, daß der ägyptische Heerführer Ibrahim Pascha nicht nur zum Angriff

schreiten, sondern auch im entscheidenden Augenblick mit Überlegenheit auftreten konnte.

Anstatt nämlich alle ihre Streitkräfte zu sammeln und mit dieser Übermacht den Ägypter zur Entscheidung zu zwingen, ließ die Pforte Monat um Monat verstreichen, ohne sich zu einem Entschluß aufzuraffen. Politische und persönliche Rücksichten, die Feindschaft der großen Paschas untereinander und das Geheimnis, das man bis zum letzten Augenblick bewahren wollte, verhinderten lange Zeit die Ernennung eines Obergenerals. Den Hauptmann v. Vincke entfernte man wohl mit Absicht aus seiner nützlichen Stellung in Konstantinopel, um den unbequemen Mahner loszuwerden, und schickte ihn nach Angora zu Isset Mehemed Pascha. Den Hauptmann Fischer dagegen, dessen Gesundheit allerdings sehr erschüttert war, ließ man aus Koniah abreisen, obgleich seine Anwesenheit dort und am Külek-Boghas dringend nötig gewesen wäre, um die gänzliche Unthätigkeit Hadschi Alis zu verhindern. Fischer erbot sich zwar, als der Krieg drohte, in seine frühere Stellung zurückzukehren, allein man lehnte dies in Konstantinopel ab. Er reiste daher bald darauf nach Berlin zurück.

Auf Seiten der Ägypter befehligte ein Mann, der alle seine Kräfte zu einem entscheidenden Schlage zusammenfassen konnte, während die türkischen Truppen in vier weit von einander getrennte Korps zersplittert waren, deren Befehlshaber ihre Sonderzwecke verfolgten, und von denen schließlich nur eines den Kampf mit der ganzen Macht des Gegners auszufechten hatte.

Schon seit längerer Zeit, seitdem überhaupt von der Möglichkeit des Krieges ernstlich die Rede war, hatte Moltke alle bei der Aufstellung eines Planes für die Kriegseröffnung in Betracht kommenden Verhältnisse gründlich bei sich selbst und mit seinen Kameraden v. Vincke und Fischer durch Briefwechsel beraten. Das Ergebnis aller dieser Erwägungen war kurz zusammengefaßt folgendes: Wenn der Krieg unvermeidlich wird, ist es die erste Aufgabe, alle Kräfte zu vereinigen, um sich die Überlegenheit an Zahl zu verschaffen. So lange die Taurusarmee Hafiz Paschas

sich im Rücken der Ägypter befindet, ist ein Vorgehen Ibrahim Paschas durch den Külek Boghas unwahrscheinlich. Aus diesem Vorteil muß man Nutzen ziehen. Für den Fall eines Feldzuges sind daher in erster Linie folgende Anordnungen geboten: Zur Verteidigung der Befestigungen in den cilicischen Pässen werden 16—18,000 Mann bestimmt, die von dem Korps Hadschi Alis in Koniah zu entnehmen sind. Der Rest dieses Korps und die Truppen Osman Paschas bei Kaisarieh werden nach Malatia geführt, und dafür muß das Korps Isset Paschas von Angora nach Kaisarieh vorrücken. Sämtliche Streitkräfte — mit Ausnahme der im Külek Boghas befindlichen — sind unter einen gemeinsamen Oberbefehl zu stellen. Ist der Krieg dann beschlossen, so muß man mit allen Kräften auf Aleppo vorrücken, um den Ägypter zur Schlacht zu zwingen.

So zweckmäßig diese Vorschläge Moltkes auch sind, so fassen sie doch zunächst nur eine Seite der ganzen Angelegenheit ins Auge. Sie beziehen sich nur auf die Bildung und Vereinigung der türkischen Armee, nicht auf deren Aufmarsch für den Beginn der Kriegshandlung. Zu der Zeit, als der Brief geschrieben wurde, war diese letztere Frage allerdings noch keine brennende, sie wurde es aber umsomehr, je näher der Ausbruch der Feindseligkeiten heranrückte. Auch hierüber hatten sich die drei preußischen Generalstabsoffiziere — Mühlbach scheint bei diesen Erwägungen weniger beteiligt gewesen zu sein — frühzeitig zu verständigen gesucht. Allein es machte sich dabei zwischen Vincke und Moltke eine gewisse Meinungsverschiedenheit bemerkbar. Darüber, daß der Külek-Boghas nur durch schwächere Kräfte zu sperren, die türkische Hauptmacht dagegen weiter östlich in der Nähe der syrischen Grenze zu versammeln sei, waren beide zwar völlig einig, — nur über den geeignetsten Punkt für die Aufstellung der Hauptmacht gingen ihre Ansichten auseinander. Urteilt man lediglich nach der Karte, so ist es klar, daß dieser Punkt um so günstiger lag, je näher er sich dem Külek-Boghas — also der Hauptverbindungslinie mit Konstantinopel — befand. Vincke schlug daher Marasch vor, indem er geltend machte, daß man von hier aus Freiheit der Bewegung nach Westen wie

nach Osten und Süden habe, je nachdem sich Ibrahim Pascha gegen die cilicischen Pässe oder — was ebenfalls befürchtet wurde — nach Bagdad zu wenden versuchte. In beiden Fällen stünde man in der Flanke der feindlichen Bewegung und könnte diese nicht nur durch einen einfachen Vormarsch zum Stehen bringen, sondern auch den Gegner zwingen, mit seinen Verbindungen in der Flanke oder im Rücken die Entscheidung anzunehmen.

Diesen Vorteilen standen aber freilich gewichtige Nachteile gegenüber. Marschierte der Feind weder nach dem Külek-Boghas noch auf Bagdad, sondern wandte er sich gradenwegs gegen die Armee bei Marasch, so mußte diese mit dem Rücken an dem völlig unwegsamen Gebirge kämpfen und hatte ihrerseits ihre Verbindungen in der Flanke. Noch mehr fiel aber ein nicht lediglich militärischer Gesichtspunkt ins Gewicht: das soeben erst mit Mühe und nur teilweise unterworfene Kurdistan durfte nicht völlig ungedeckt bleiben, sonst waren hier sofort wieder Aufstände zu befürchten, welche die Verbindungslinien auf Malatia und Charput ernstlich gefährdet hätten. Zudem befanden sich, wie erwähnt, in Samsat, Urfa, Süverek und Diarbekir Magazine, ohne deren Benutzung die Armee südlich des Taurus nicht ernährt werden konnte.

Moltke schlug daher zur ersten Aufstellung der Armee das Viereck Samsat—Rumkaleh—Biredschik—Urfa vor. Diese Gegend war wegsam genug, um eine rasche Vereinigung aller Truppen an einem Punkte zu ermöglichen, hier stand man ebenfalls bereit, um einem Vormarsch der Ägypter gegen den Külek-Boghas oder auf Bagdad in die Flanke zu fallen, man deckte Kurdistan und beherrschte die Verbindungen auf Malatia und Diarbekir. Der Feind war also gezwungen, bevor er an irgend eine weiter reichende Unternehmung denken konnte, sich zunächst durch einen Angriff auf die türkische Armee Luft zu machen, und hierbei hatte er angesichts derselben den Euphrat zu überschreiten. Biredschik mußte natürlich stark besetzt werden, hier mußte man einen Brückenkopf auf dem rechten Euphratufer anlegen und eine Vorhut in denselben vorschieben, um den Anmarsch des Feindes möglichst frühzeitig zu erfahren.

Man wird diesen Erwägungen, die Moltke offenbar angestellt hat, obwohl er sie nirgendwo im Zusammenhang ausführt,[77] sicherlich zustimmen müssen, und auch Vincke scheint seinen anfänglichen Widerstand gegen die Aufstellung der Armee am mittleren Euphrat aufgegeben zu haben. An einem Grundübel freilich krankte auch dieser Plan: er ging von der Annahme aus, daß man türkischerseits gezwungen sei, sich strategisch in der Verteidigung zu halten, was, wie oben gezeigt wurde, weder notwendig war, noch dem Vorteil der Pforte entsprach. Freilich ist dieser Fehler nicht auf Moltkes Rechnung zu schreiben. Er hatte ihn sehr wohl erkannt, aber um mit Aussicht auf Erfolg zum Angriff schreiten zu können, hätten eben alle verfügbaren Streitkräfte vereinigt sein müssen, — und gerade dies war aus Gründen, die außerhalb der Macht Moltkes und Hafiz Paschas lagen, nicht zu erreichen. Die Taurusarmee blieb ausschließlich auf ihre eigenen Kräfte angewiesen und war mit diesen allein der ägyptischen Armee im freien Felde nicht gewachsen. So mußte sie sich denn auf die Verteidigung beschränken, um durch deren Vorzüge ihre mangelnde Zahl auszugleichen.

Hafiz Pascha stimmte den von Moltke aufgestellten Gesichtspunkten zu. Erst später wich er von ihnen ab und führte dadurch, wie wir sehen werden, selbst seine Niederlage herbei. Es war zunächst seine Absicht, die noch in Malatia befindlichen Truppen in ein Lager bei Karakaik auf dem linken Euphratufer zu führen. Diese Maßregel hätte den europäischen Mächten gegenüber immer noch als eine friedfertige gedeutet werden können. Karakaik lag von der syrischen Grenze durch den Strom und mehr als 30 türkische Wegstunden getrennt. Auch ließ sich die Vereinigung der ganzen Taurusarmee in dem Viereck Samsat-Rumkaleh-Biredschik-Urfa mit der Notwendigkeit größerer Übungen im Kriegsverbande erklären. Eine unmittelbare Herausforderung der Ägypter schien also nicht vorzuliegen, andererseits war aber die Möglichkeit gewahrt, bei einem plötzlichen Beginn des Krieges zur Hand zu sein. Als eine vorbereitende Maßregel mußte dabei die Anlage des

Brückenkopfes auf dem rechten Euphratufer bei Biredschik, wie dies auch schon Moltke auf Grund seiner zweimaligen Erkundungen als notwendig bezeichnet hatte, sobald als möglich in Angriff genommen werden. Mühlbach erhielt daher bereits Anfang April den Befehl, nach Biredschick vorauszugehen und das Nötige zu veranlassen. Er reiste am 8. dieses Monats ab.

Zur Beförderung des Kriegsmaterials von Malatia nach Karakaik rechnete Hafiz immer noch auf die Benutzung des Euphrats, obschon der Fluß stark angeschwollen war. Man hatte versucht, Bekleidungsstücke für die Truppen in Urfa von Malatia auf Flößen hinabzuschaffen, allein fünf davon waren untergegangen und mehrere Menschen ertrunken. Trotzdem wollte Hafiz auf weitere Versuche nicht verzichten und beauftragte daher am 8. April Moltke, seinerseits nochmals zu erproben, ob die Fahrt möglich sei. Noch am Abend dieses Tages ritt Moltke in Begleitung des ersten Ingenieur-Offiziers der Taurusarmee, Mehemed Effendi, an den Euphrat, wo beim Dorfe Ekebeh in aller Eile bei Fackelschein ein Floß gezimmert und mit vier Ruderern bemannt wurde. Bald nach Mitternacht fuhr man ab und erreichte bei Sonnenaufgang Kymyrchan. Hier erst begannen die Schwierigkeiten der Fahrt. Der Fluß zeigte sich um 15 Fuß gestiegen, die früheren Stromschnellen waren jetzt Wasserfälle geworden, und um diese zu umgehen, mußte das Floß mehreremal auseinander genommen, eine Strecke weit über Land getragen und unterhalb wieder zusammengesetzt werden, was jedesmal einige Stunden Zeit erforderte. So gelangte man trotz der reißenden Schnelligkeit, mit der das Floß trieb, abends nur bis Telek, durchnäßt bis auf die Haut.

Am anderen Tage erklärte Mehemed Effendi, er mache die Reise nicht weiter mit. Obgleich in der That schon jetzt fest stand, daß der Fluß zur Zeit für größere Beförderungen unbenutzbar und namentlich an eine Verschiffung der Artillerie nicht zu denken sei, beschloß Moltke, trotzdem den Versuch fortzusetzen. Mit dem ihm beigegebenen Unteroffizier, den vier Ruderern und einem neu angenommenen Steuermann bestieg er in Telek am Morgen des

10. April von Neuem das gebrechliche Fahrzeug. Kaum war dieses vom Ufer abgestoßen, so schoß es wie ein Pfeil den Strom hinunter, so daß man zu einer Stunde Weges nur 10 bis 15 Minuten gebrauchte. Zwischen den engen Felswänden stürzten die gewaltigen Wassermassen brausend dahin und rissen das Floß wie eine Korkscheibe mit sich fort. An ein Rudern oder Steuern war gar nicht zu denken, die Stangen, die das Fahrzeug zusammenhielten, zerbrachen zum Teil, die Hammelhäute fingen an zu platzen, und ganz der Gewalt der Strömung hingegeben, mußten die Reisenden froh sein, als eine günstige Welle sie ans Ufer spülte.

Auch jetzt noch versuchte Moltke durch Geldgeschenke seine Gefährten zur Weiterfahrt zu bewegen, da die schlimmsten Stellen überwunden waren und er bei der Schnelligkeit der Fahrt die Hoffnung hegte, bereits am Mittage bei Gerger die Ebene und damit ruhigeres Fahrwasser erreichen zu können, — allein keiner wollte ihm folgen. So mußte er sich denn zur Umkehr entschließen. Nach einer mühsamen Wanderung über die Felswände des Flußthales erreichte er abends Telek, wo man die tollkühnen Schiffer schon verloren gegeben hatte. Moltke blieb die Nacht in diesem Orte und begab sich am 11. April nach Malatia zurück, um dem Pascha die unwillkommene Botschaft von der Fruchtlosigkeit seines Versuches zu überbringen.

Mittlerweile war Mühlbach über Erkenek und Samsat zunächst nach Urfa gegangen, wo er am 16. April anlangte. Mit Mehemed Hamdi verabredete er eine Verstärkung des bereits in Biredschik stehenden Regiments auf eine Infanteriebrigade (die zur Vorhut gehörige Brigade Ismael Pascha) mit der nötigen Artillerie und Reiterei, und begab sich dann zur Anlage des Brückenkopfes nach Biredschik selbst.

Diese Stadt*) liegt auf dem linken Euphratufer, im Halbkreis von Höhenzügen umschlossen. Hart am Strome erhebt sich

*) Siehe die Kartenskizze „Stellung bei Biredschik und Schlacht bei Nisib“.

noch ein vereinzelter Felshügel, der ein festes Schloß mit mächtigen Gewölben trägt, die sich zur Aufbewahrung von Kriegsvorräten eigneten. Der Euphrat bildet hier einen weiten, nach Westen geöffneten Bogen, dessen Sehne etwa 4000 Schritt lang ist. Der Strom selbst ist bei der Stadt nur 400 Schritt breit, ober- und unterhalb dagegen erheblich breiter. Das Gelände innerhalb des Flußbogens ist in seinem östlichen Teil eben, auf dem Durchmesser des Halbkreises dagegen erhebt sich eine 80 bis 100 Fuß hohe, sanft ansteigende Hügelreihe, deren Kamm von Norden nach Süden zieht. Der ganze innere Raum des Bogens war dadurch der Einsicht von Westen her entzogen, und die glacisartig fallenden Abhänge des Höhenzuges boten einem Angreifer keinerlei Deckung, während sie ein Hervorbrechen aus der Stellung, die weder umgangen noch umfaßt werden konnte, begünstigten. Die Natur selbst hatte also hier die vorteilhaftesten Bedingungen für die Anlage eines Brückenkopfes geschaffen.

Von der Fährstelle gegenüber der Stadt, wo sich ein aus Stein gebauter Han (Wirtshaus) befand, gingen drei Wege aus: links einer über Kersun-Köpri nach Aleppo, rechts ein anderer über Balgis nach Rumkaleh, und in der Mitte ein dritter zunächst nach Nisib, von wo er sich wiederum über Misar nach Aleppo und über Orul nach Aintab teilte.

Mühlbach beschloß zunächst, auf dem Höhenzuge auf der Sehne des Flußbogens eine fünfseitige Schanze mit angehängten Schützengräben anzulegen und den Han zur Deckung der Fährstelle durch Befestigungen zu verstärken. Unter großen Schwierigkeiten wurden in den Tagen vom 20. bis 22. April die Besatzung von Biredschik und die aus Urfa eintreffenden Verstärkungen mit Kähnen übergesetzt, so daß sich am Abend des 22. auf dem rechten Ufer 7 Bataillone, 2 Eskadrons und 8 Geschütze — im Ganzen 3536 Mann und 450 Pferde — versammelt fanden. Der Bau der Befestigungen nahm bei dem Mangel an Schanzzeug und der Ungeübtheit der Truppen viel Zeit und Mühe in Anspruch, war aber doch am 27. April im Wesentlichen vollendet, so daß eine Über-

rumpelung des vorgeschobenen Postens für ausgeschlossen gelten konnte.

Inzwischen hatte sich die gesamte Taurusarmee nach Karakaik in Bewegung gesetzt, um sich dort in dem geplanten Übungslager auf dem linken Euphratufer zu vereinigen. Die südlich des Taurus in Diarbekir, Süverek und Urfa befindlichen Regimenter (Linien-Brigade Heyder-Pascha, Redif-Brigaden Bachry Pascha und Mahmud Pascha und Garde-Redif-Brigade Maschar Pascha) erreichten ihr Ziel ohne große Schwierigkeiten. Die Truppen aus Malatia sollten in drei Kolonnen den Taurus überschreiten: die linke Kolonne, Garde-Infanterie-Brigade Mustafa Pascha (11 Bataillone), auf dem nächsten, aber schwierigsten Wege über Abdulharab auf Adiaman; die mittlere Kolonne, Linien-Brigade Chalid Pascha und Redif-Brigade Sami Pascha (je 6 Bataillone), über Erkenek ebenfalls auf Adiaman; die rechte Kolonne, Garde-Kavallerie-Brigade, die ganze Artillerie und der Troß, hinter der mittleren Kolonne zunächst bis Erkenek und dann über Pelverek und Behesne, von wo aus sie, um Karakaik zu erreichen, erst noch den Gök-Su überschreiten mußte.

Unter ungeheuren Schwierigkeiten wurde der Marsch am 13. April angetreten. Wetter und Jahreszeit waren so ungünstig wie möglich, allein am folgenden Tage fing der türkische Monat Sefer an, der von unheilvoller Vorbedeutung ist, und an dem kein wichtiges Unternehmen begonnen wird. Neunundzwanzig Tage regnete es ununterbrochen, die Straßen im Gebirge waren mit hohem Schnee bedeckt, der aber nicht mehr trug, die Ebene grundlos aufgeweicht und alle Flüsse und Bäche hoch angeschwollen. Die Verpflegung konnte oft nicht beschafft werden, an Brennholz fehlte es gänzlich. Am meisten litt die Artillerie; oft brauchte sie einen ganzen Tag, um anderthalb Wegstunden zurückzulegen. Die vorzügliche Bespannung wurde in wenig Wochen gänzlich zu Grunde gerichtet. Der Marsch über den Taurus kostete dem Korps wohl 6000 Mann an Ausreißern, Kranken und Toten.

Moltke marschierte anfangs mit der linken Kolonne über

Abdulharab, ritt jedoch bald voraus, um den Weg aufzuklären und für Übergänge über die angeschwollenen Gebirgsbäche zu sorgen. In Adiaman am 19. April angekommen, wandte er sich dann nordwestlich nach Erkenek, um der mittleren Kolonne entgegen zu gehen und auch hier beim Überschreiten der Ströme zu helfen. Diese Kolonne erreichte Adiaman erst am 21. und mußte dort gänzlich erschöpft zwei Ruhetage halten, während die linke Kolonne inzwischen den Ort durchschritten hatte und auf Karakaik marschiert war. Moltke eilte ihr nunmehr nach und voraus, um einen geeigneten Lagerplatz auszuwählen.

Bei Karakaik stand jetzt noch der Euphratübergang bevor; allein hieran war einstweilen gar nicht zu denken, denn alles Material für die Hautflöße, auf denen der Strom überschritten werden mußte, befand sich bei der rechten Kolonne, die erst in weitem Abstand folgte. Noch bevor sie eintraf, kam jedoch plötzlich ein Befehl von Hafiz Pascha, der über Samsat und Urfa den Truppen voraus nach Biredschik geeilt war, die ganze Armee solle über Rumkaleh nach Biredschik marschieren und sich dort auf dem rechten Euphratufer in dem Brückenkopf vereinigen.

Über den Grund zu dieser auffallenden Maßregel, die nicht nur die militärische, sondern auch die politische Lage völlig veränderte, ist keine volle Klarheit zu erlangen. Moltke schreibt in seiner „Darstellung des Türkisch-Ägyptischen Feldzuges": die treffliche Örtlichkeit von Biredschik habe den Pascha gewonnen, und in seinen Briefen: Hafiz habe sich „in die Stellung verliebt". Allein dieser mehr äußerliche Grund dürfte kaum der ausschlaggebende gewesen sein, sondern ein anderer.[78] Es war nämlich inzwischen bei Hafiz ein Abgesandter des Sultans eingetroffen, der anscheinend einen Befehl überbracht hat: der Kommandierende der Taurusarmee solle versuchen, eine Lage der Dinge zu schaffen, welche die Ägypter zur offenen Kriegserklärung zwinge. Dazu war freilich eine Versammlung der Armee auf dem rechten Euphratufer bei Biredschik wie geschaffen. Sie stand hier nur wenige Stunden von der syrischen Grenze und drei Märsche von Aleppo entfernt, sie bannte

also den ägyptischen Feldherrn an diesen Ort und drohte den Aufstand durch ganz Syrien zu verbreiten. Ibrahim Pascha konnte gar nicht anders, als auch seinerseits Gegenmaßregeln treffen, und diese mußten der Natur der Dinge nach in einem Versuche bestehen, das türkische Heer zurückzuwerfen. Wenn dies aber geschah, so vermied die Pforte, obwohl thatsächlich der erste Schritt zum Friedensbruch von ihr ausging, doch den Schein des Angreifens, und solche zweideutige Auswege entsprechen ja durchaus dem Wesen der orientalischen Politik.

In militärischer Hinsicht kreuzte der Befehl Hafiz Paschas alle bisherigen Anordnungen und brachte die Armee in eine höchst ungünstige Lage. Da der Gök-Su die Brücke fortgerissen hatte, die für den Übergang der Artillerie und des Trosses über diesen Fluß erbaut war, so stand das ganze Heer jetzt in vier Teile zerrissen, die ohne jede Verbindung unter einander waren: bei Biredschik die Vorhut, bei Karakaik auf dem linken Euphratufer die Truppen aus Diarbekir, Urfa und Süverek, auf dem rechten Ufer die Infanterie aus Malatia, endlich bei Behesne die Kavallerie, Artillerie und der Troß. Hafiz Pascha selbst scheint sich von der Schwierigkeit des Taurusüberganges sowie von der unglücklichen Lage und dem traurigen Zustande seines Heeres gar keine rechte Vorstellung gemacht zu haben, denn er war sehr überrascht, als er am 3. Mai in Biredschik von Moltke eine Meldung über den Stand der Dinge erhielt.

Moltke hatte sich nämlich sofort nach dem Eintreffen des Befehls zum Marsch nach Biredschik von Karakaik nach Behesne aufgemacht, um die Artillerie von dort über Rumkaleh zu geleiten, da er der einzige war, der diesen Weg kannte. Unterwegs traf er Laue an, der mit der Artillerie marschiert, aber von der Abänderung des ursprünglichen Befehles noch nichts wissend, seiner Kolonne auf Karakaik vorausgeeilt war. Beide Offiziere verabredeten nun in der Voraussicht, daß der Marsch der Artillerie über Rumkaleh auf dem selbst für türkische Verhältnisse außergewöhnlich schlechten Wege mindestens 14 Tage dauern werde, den Versuch zu machen,

die Geschütze auf Hautflößen den Gök-Su und den Euphrat hinunter zu schaffen. Über diese Absicht und die ihr zu Grunde liegenden mißlichen Verhältnisse meldete daher Moltke an den Pascha und bat um dessen Zustimmung. Während dann Laue nach Behesne zurücktritt, um das nötige Material zu holen, erkundete Moltke das Gelände auf dem rechten Ufer des Gök-Su bis zum Euphrat und hatte die Genugthuung, nicht nur eine zur Verladung der Artillerie geeignete Stelle am Euphrat selbst bei Sübürgüsch, sondern auch einen aus der Richtung von Behesne dorthin führenden brauchbaren Weg zu finden, so daß man also den Gök-Su nicht zu benutzen brauchte.

Nach einigen Tagen, die für Moltke in der peinlichsten Erwartung vergingen, kehrte Laue zurück, aber zunächst ohne die Hautflöße. Diese waren auf einen falschen Weg geleitet worden und konnten erst nach einiger Zeit eintreffen; ebenso die Geschütze. Da von Hafiz noch keine Nachricht auf die erstattete Meldung Moltkes eingegangen war, so machte sich dieser am 4. Mai nach Biredschik auf, um sich selbst Antwort zu holen. Unterwegs aber stieß er auf den Pascha, der an demselben Tage von Biredschik aufgebrochen war, um sich persönlich von dem Stande der Dinge zu überzeugen. Hafiz erklärte sich nun mit der Beförderung der Artillerie zu Wasser einverstanden und ritt selbst nach Sübürgüsch, um die Verschiffung zu betreiben,*) während er Moltke nach Biredschik zu gehen befahl.

Hier hatte sich inzwischen schon ein Teil der Infanterie des Korps eingefunden. Die von Diarbekir, Ursa und Süverek gekommene stand auf dem linken Euphratufer, wo sich ihr auch einige Abteilungen unregelmäßiger kurdischer Hilfstruppen anschlossen. Von den aus Malatia gekommenen Infanterie-Brigaden, die neun Tage gebraucht hatten, um den Gök-Su zu überschreiten, trafen am 5. Mai die ersten Bataillone ein. Am Tage darauf langte auch Laue mit dem ersten Geschütz auf dem Euphrat an und hatte

*) Er kehrte jedoch bald nach Biredschik zurück.

so den Beweis für die Möglichkeit der Beförderung zu Wasser geliefert. Diese wurde nunmehr eifrig fortgesetzt, wobei freilich die Hautflöße jedesmal von Biredschik nach Sübürgüsch zu Lande zurückgeschafft werden mußten. Erst am 15. Mai kamen die letzten Geschütze an — die Munitionswagen noch viel später — während die Artilleriepferde über Rumkaleh nach Biredschik geführt wurden. Bis zu demselben Zeitpunkt war auch die Infanterie größtenteils versammelt, stand aber einstweilen noch auf beiden Flußufern. Da Hafiz trotz vielfacher Erinnerungen Mühlbachs nicht für das Material zu einer Brücke gesorgt hatte, so nahm das Übersetzen der auf dem linken Ufer befindlichen Truppen viel Zeit und Mühe in Anspruch. Erst gegen Ende des Monats Mai konnte die Vereinigung der Taurusarmee in dem Lager auf dem rechten Ufer als im Wesentlichen beendet gelten.

Es erscheint auffallend, daß Ibrahim Pascha die höchst mißliche Lage, in der sich sein Gegner während der ersten Hälfte des Mai befunden hatte, nicht benutzte, um über ihn herzufallen und ihn in seiner Vereinzelung zu schlagen. Ibrahim stand damals bereits mit dem größten Teile seiner Kräfte unweit Aleppo versammelt, und seine arabischen Reiter streiften bis zur türkischen Grenze, ja sogar darüber hinaus. Es ist also anzunehmen, daß er von den Verhältnissen bei der Taurusarmee Kenntnis hatte. Wenn er trotzdem nicht angriff, so glaubt Moltke dies in seinem Bericht an den General Krauseneck dem Umstande zuschreiben zu müssen, daß Mehemed Ali ernstlich den Frieden wünschte und die Waffenentscheidung vermeiden wollte. Andere Schriftsteller suchen dagegen den Grund in der Unzuverlässigkeit des ägyptischen Heeres und dem Geldmangel in Ibrahims Hauptquartier.[79] Indessen dürfte hiergegen einzuwenden sein, daß sich diese Übelstände durch längeres Zögern sicher nicht gebessert haben würden.

Wie dem aber auch gewesen sein mag, nach ihrer Vereinigung befand sich die Taurusarmee wieder in einer verhältnismäßig günstigen Lage. Mühlbach hatte die Befestigung des Höhenzuges an dem Brückenkopf noch durch drei Schanzen verstärkt.

Beide Flügel dieser Linie lehnten sich jetzt an den Euphrat an, und die vorhandene Truppenmacht war groß genug, um auch einem weit überlegenen Feinde in der festen Stellung erfolgreich Widerstand leisten zu können.

Ein anscheinend sehr bedenklicher Übelstand war der, daß man sich mit dem Rücken an einen großen Strom stellte, über den keine Brücke hinüberführte. Allein dieser Nachteil war in der That nur ein scheinbarer. Zunächst mußte die Stellung unbedingt in der Nähe eines Flusses genommen werden, denn bei dem gänzlichen Mangel an brauchbaren Straßen war der Wasserweg der einzige, der das Heranschaffen der Vorräte aus entfernten Magazinen ermöglichte. Es fragte sich nur, auf welchem Ufer des Flusses man sich aufstellen wollte. Auf dem linken war man allerdings vor einem feindlichen Angriffe sicher, verzichtete aber auch selbst auf eine Offensive, die doch beabsichtigt war. Die Stellung auf dem rechten Ufer wiederum machte einen geordneten Rückzug im Falle eines Mißlingens der Unternehmung ganz unmöglich. Allein hier sprach die Eigenart der osmanischen Armee ein Wort mit. Die Kriegsgeschichte ist reich an Beispielen, in denen sich türkische Truppen in Festungen und Verschanzungen aufs tapferste verteidigt haben, allein sie kennt kaum einen einzigen Fall, wo ein entscheidend geschlagenes osmanisches Heer sich zu neuem Widerstande gesammelt hätte; die wildeste Flucht ist fast immer die Folge einer Niederlage gewesen. Dies mußte im vorliegenden Fall um so mehr zur Geltung kommen, als ja die Mehrzahl der Soldaten Hafiz Paschas nur darauf lauerte, sich dem Dienste zu entziehen. Der gänzliche Mangel einer Rückzugslinie war also hier kein Fehler, sondern eher ein Vorteil, denn auch der letzte Soldat mußte sich davon überzeugen, daß es hier heiße: standhalten oder zu Grunde gehen.

Die Aufstellung der Truppen im Lager zu Biredschik war folgende: Unmittelbar am Ufer des Euphrat lagerte die gesamte Kavallerie und Artillerie. Weiter nach vorn befanden sich in zwei Treffen hintereinander die Zelte der Infanterie, und zwar die der

Linie im ersten, die der Redifs im zweiten Treffen. Hafiz Pascha sowie Moltke und Mühlbach lagerten in der Mitte der ganzen Aufstellung. Für den Fall eines feindlichen Angriffes waren die Gefechtsstellungen der Truppen genau bestimmt; ihre Besetzung wurde mehreremal geübt.

Die Reiterei war dabei auf die Flügel verteilt. Von der Artillerie standen etwa 65 Geschütze in der Linie der Verschanzungen, die übrigen bei der Reserve. In dem festen Schloß zu Biredschik befanden sich große Vorräte an Lebensmitteln, und die Verbindung mit der Stadt wurde durch Kähne und Flöße unterhalten. Unabsehbare Kornfelder zu beiden Seiten des Stromes sicherten die Ernährung der zahlreichen Kamele und der Pferde. Im Anmarsch befanden sich von Marasch her drei Redif-Bataillone und 600 Reiter unter Soliman Pascha; ferner von Osten her die schon aus dem Kurdenkrieg bekannten Führer Ibrahim Bey von Ilidscha, Bedehan Bey von Djesireh und Sayd Bey von Schirwan mit ihren Baschi-Bozuks zu Fuß und zu Pferde. Ja sogar Emin Pascha von Musch und Murad Bey von Erzerum sandten diesmal starke Reitertrupps zu Hilfe. Bis zum Eintreffen aller dieser Verstärkungen mußten freilich noch einige Wochen vergehen.

Inzwischen hatte sich die Pforte endlich auch dazu entschlossen, den Vorschlägen der preußischen Offiziere folgend, die Korps Hadschi Ali Paschas von Koniah, Isset Mehemed Paschas von Angora und Osman Paschas von Kaisarieh mit der Taurusarmee zu vereinigen, freilich ohne zunächst einen gemeinsamen Oberbefehlshaber zu ernennen. Daß hierzu Hafiz Pascha bestimmt werden mußte, lag auf der Hand, aber eben dieser Umstand brachte wieder neue Schwierigkeiten. Hafiz war sicher, daß weder Isset noch Hadschi Ali Lust hatten, ihm, der jünger war als sie, zu gehorchen, und daß sie daher wohl Mittel und Wege finden würden, nicht bei ihm einzutreffen. Auch strebte er, wie Moltke meint, nach dem Ruhme, Syrien allein zu erobern.

Der Pascha entschloß sich daher, mit der Eröffnung des Feldzuges nicht länger zu warten als notwendig war, um seine

durch den Taurusübergang arg mitgenommene Armee wieder in schlagfertigen Zustand zu versetzen. Immerhin durfte er, wie oben erwähnt, mit Rücksicht auf die politische Lage nicht wagen, selbst mit den Feindseligkeiten zu beginnen, vielmehr mußte er versuchen, die Ägypter dadurch ins Unrecht zu setzen, daß er sie zu einem Angriff reizte und herausforderte.

Nachdem schon vorher zwei Garde-Ulanen-Eskadrons unter Rustan Bey als Vorhut nach Nisib vorgeschickt worden waren, welche die Grenze beobachten sollten, unternahm Hafiz selbst am 15. Mai in Begleitung von Moltke und Mühlbach eine Erkundung des Geländes bei Nisib und an der Grenze. Diese wurde gebildet durch den von Orul kommenden und über Misar fließenden, nach letzterem Ort genannten Bach, der bei Kersun in den Nisibbach mündet. Von Kersun ab folgt die Grenze dann dem Nisibbach abwärts. Beide Gewässer, die im Sommer fast ganz austrocknen, zeigten sich jetzt im Frühjahr derart angeschwollen, daß man sie nicht durchfurten konnte. Übergänge befanden sich nur bei Misar und Kersun-Köpri. Hafiz Pascha ritt mit seinem 250 Pferde starken Gefolge über Nisib nach Orul, folgte dann der Grenze über Misar bis Kersun-Köpri und kehrte von hier in das Lager zurück.

Am anderen Tage sandte er eine starke Abteilung kurdischer Reiter nach Nisib und ließ die beiden Eskadrons Rustan Beys ablösen. Bereits am 17. Mai kam es aus unbedeutendem Anlaß zu einem Scharmützel zwischen den kurdischen Reitern und den auf ägyptischer Seite fechtenden Hanadi-Arabern, die an der Grenze streiften. Letztere töteten dabei einen ihrer Gegner und verfolgten die übrigen auf türkisches Gebiet. Hierüber wurde im Hauptquartier bei Biredschik, wie Moltke schreibt, „ein entsetzliches Hallo gemacht“. Hafiz Pascha rief seine rechtsgelehrten Mollahs zusammen, deren sich eine ganze Anzahl im Lager aufhielt, und diese mußten ihm ein Gutachten ausstellen, daß der Friede seitens der Ägypter gebrochen sei. Auch von den preußischen Offizieren verlangte er, daß sie dies bestätigen und ein Urteil abgeben sollten,

ob er das Recht habe, sich für den Angegriffenen zu halten. Moltke lehnte indes dies Ansinnen entschieden ab und erwiderte, eine solche Entscheidung könne nur der Pascha selbst treffen, da er auch allein die Verantwortung trüge. Ja, als Hafiz weiter in ihn drang, erklärte er in Gemeinschaft mit Mühlbach, er müsse überhaupt von jeder Unternehmung abraten, bevor die erwarteten Verstärkungen eingetroffen seien. Das war es aber nicht, was der Pascha gerne hören wollte, er zeigte sich verstimmt, und so sank in dieser Zeit, wo ihr Rat am nötigsten war, der Einfluß der preußischen Offiziere. Die Mollahs und andere Personen, die zum Kriege drängten, hatten das Ohr des Paschas. Auch der Aberglaube spielte eine Rolle. „Zum Überfluß wurden", schreibt Moltke, „alte Prophezeiungen nachgeschlagen, Träume gedeutet, Wahrsagerinnen befragt, kurz viele Elemente in den Kalkül gebracht, die, bei uns wenigstens, nicht in die Strategie gehören."

Damals trafen Abgesandte fast aller Ortschaften des nördlichen Syriens im türkischen Hauptquartier ein, die den Pascha anflehten, ihnen Hilfe und Befreiung zu bringen; er dürfe nur den Boden Syriens betreten, so würde das ganze Land die Waffen ergreifen. Ibrahim Pascha sei schwach und mutlos, er werde es nicht auf eine Entscheidung ankommen lassen. Durch alle diese Umstände bewogen, entschloß sich nun Hafiz in der That, einen Schritt weiter zu thun. Am 22. Mai erteilte er den Befehl, eine starke Vorhut aller Waffen nach Nisib vorzuschieben, die auch am folgenden Tage dorthin aufbrach. Es waren die beiden Linien-Brigaden Ismael und Chalid Pascha, die beiden berittenen Tartaren-Regimenter unter Mirza Pascha und 22 Geschütze. Obwohl Moltke und Mühlbach mit diesem Schritt, der unfehlbar weitere kriegerische Folgen nach sich ziehen mußte, keineswegs einverstanden waren, so gingen sie doch mit, um eine Stellung für die neue Vorhut auszusuchen. Auch späterhin trat noch mehreremal der Fall ein, daß die preußischen Offiziere, wenn sie einen ihnen falsch erscheinenden Entschluß nicht hindern konnten, sich an die Spitze

seiner Ausführung setzen mußten, um wenigstens hierbei grobe Fehler zu verhindern.

Die ausgewählte Stellung lag zum größten Teil vorwärts des Nisibbaches auf einem zu diesem annähernd gleichlaufenden Höhenzuge. Der rechte Flügel lehnte sich an einen mit Wald bedeckten spitzen Bergkegel an, der linke griff auf das linke Ufer des Baches hinüber und stand hier auf einer das Vorgelände beherrschenden Anhöhe. Die Ausdehnung der ganzen Stellung war so groß, daß sie für die gesamte Armee ausgereicht hätte. Hieraus, sowie aus dem Umstande, daß sie gleichsam einen Brückenkopf für den Übergang über den Bach bei Nisib bildete, ließ sich schon damals auf die Absicht Hafiz' schließen, später mit der ganzen Armee nach Nisib vorzurücken. Hierfür spricht auch, daß die Brücke bei Kersun-Köpri unzerstört blieb, obwohl von hier aus die Stellung der Vorhut bei Nisib leicht umgangen und von Biredschik abgeschnitten werden konnte. Am 30. Mai wurden die Truppen bei Nisib noch durch die zwei Spahi-Regimenter verstärkt, und die Vorposten gingen bis an den Misarbach, also hart an die Grenze, vor.

Moltke war nach Biredschik zurückgeritten, Mühlbach dagegen bei Nisib geblieben, um die dortige Stellung zu befestigen. Das Einrücken der Truppen in die Stellung wurde geübt; bei einem falschen Alarm zeigten sie jedoch eine so schlechte Haltung, daß Hafiz schon jetzt erklärte, ein Zurückziehen der Vorhut in das Lager bei Biredschik sei unmöglich, ohne daß sie sich völlig auflöse. Auch nahm die Desertion bei allen Truppen einen so gewaltigen Umfang an, daß Hafiz 1000 Piaster Belohnung für jeden eingefangenen Ausreißer aussetzen ließ. Moltke meinte, für diesen Preis wäre der stets in Geldnot befindliche Ibrahim Pascha selbst gern bereit gewesen, die bei ihm eintreffenden türkischen Überläufer wieder auszuliefern.

Am 29. Mai flog im Lager von Biredschik der befestigte steinerne Han in die Luft. Man hatte in diesem starken, gewölbten Gebäude große Vorräte von Pulver und die gesamte Reservemunition untergebracht. Trotzdem wurde in der Nähe auf

das Leichtsinnigste mit Feuer umgegangen; so z. B. befand sich eine Schmiede dicht daneben, und die Truppen trieben ihr Wesen im Vorhofe. Die preußischen Offiziere hatten mehrfach auf die große Gefährlichkeit dieser Anordnung hingewiesen, allein die Sorglosigkeit der Türken kümmerte sich wenig darum. Jetzt trat das lange vorausgesehene Ereignis ein. Hauptmann Laue, der sich in unmittelbarer Nähe der Unglücksstelle befand, wurde mehrfach verletzt, dennoch eilte er sofort herbei, um eine bereits brennende Granatprotze zu löschen. Eine andere Protze flog wirklich auf, doch gelang es, den Rest der Munitionswagen aus der Nähe des Vulkans zu entfernen, in dem noch Stunden lang nachher Granaten und Kasten mit Infanterie-Munition platzten. An 200 Menschen wurden das Opfer der strafbaren Fahrlässigkeit der türkischen Behörden. Moltke hatte das schreckliche Schauspiel vor seinem Zelte sitzend, allerdings auf eine Entfernung von 1000 Schritt, mit angesehen und sich sodann an dem Werke der Bergung der Verwundeten und Munitionswagen beteiligt.[80] Hafiz selbst blieb ziemlich gleichmütig; der Verlust an Menschenleben wog bei ihm nicht allzu schwer, und der an Munition konnte nur bei einem längeren Feldzug von Bedeutung werden.

Inzwischen waren im türkischen Hauptquartier Nachrichten über das ägyptische Heer eingegangen. Wie übel es mit dessen Zustande bestellt war, ist schon oben geschildert worden; umsomehr mußte es Ibrahim Pascha daran gelegen sein, sich das Übergewicht an Zahl zu verschaffen. Er zog daher Ende Mai alle verfügbaren Truppen bei Aleppo zusammen und schob eine Vorhut in der Richtung auf Biredschik vor. An den cilicischen Pässen ließ er nur schwache Kräfte zum Schutz der Befestigungen zurück, da Hadschi Ali sich nicht rührte. Nur in den größeren Städten Syriens mußten Besatzungen verbleiben, weil hier sonst sofort Aufstände losgebrochen wären.

Diese Bewegungen des ägyptischen Heeres wurden Hafiz Pascha gemeldet, und er nahm daraus Veranlassung, am 30. Mai die Vorhut bei Nisib noch durch die Redif-Brigade Mahmud mit

6 Geschützen zu verstärken. Außerdem wurde Orul besetzt und eine starke Erkundung über Misar auf Aleppo vorgetrieben. Da hiermit bereits eine offenkundige Grenzverletzung vorlag, so ließ sich also selbst der bloße Schein der Friedfertigkeit nicht mehr aufrecht erhalten. Warum unter diesen Umständen auch jetzt noch Kersun-Köpri unbesetzt und unbefestigt blieb, ist schwer zu erklären.

Die nur aus Kavallerie bestehende Erkundungsabteilung gegen Aleppo stieß bald nach dem Überschreiten der Grenze auf einen Trupp feindlicher Araber. Es entspann sich ein Gefecht, in dem die Gegner 12 Tote und 60 Gefangene (einschließlich 15 Verwundeter), die Türken dagegen nur 4 Tote und 6 Verwundete einbüßten. Obgleich die osmanische Reiterei bis zum nächsten größeren Abschnitt bei Tilbacher vordrang, traf sie doch keine stärkeren feindlichen Abteilungen an.

Infolge dieser Nachricht hielt es Hafiz bei Biredschik nicht länger aus. Um den Feind aus seiner Unthätigkeit herauszulocken, befahl er am 2. Juni, daß die ganze Armee zur Vorhut nach Nisib heranrücken sollte. Vergebens mahnten Moltke und Mühlbach davon ab, die fast unangreifbare Stellung bei Biredschik ohne Not mit einer weit weniger günstigen zu vertauschen, — der Marsch wurde am 3. Juni angetreten, übrigens in guter Ordnung. In dem alten Lager blieben nur einige schwere Geschütze und ein Bataillon zurück Die neue Stellung war etwa 5000 Schritt lang, die Tiefe sehr gering. Sie entsprach ungefähr der am 22. Mai für die Avantgarde ausgewählten: ihr rechter Flügel lehnte an den fast unzugänglichen Spitzberg — auf dem eine kleine Schanze für kurdische Scharfschützen angelegt wurde — der linke stand hinter dem Nisibbach auf dessen steilem Thalrand. Ihre im Allgemeinen gegen Westen gerichtete Front war taktisch sehr stark, dagegen konnte sie über Kersun-Köpri leicht umgangen werden. Nach Misar war eine starke Vorhut, aber nur von Kavallerie (6 Eskadrons Garde-Ulanen, 4 Eskadrons Spahis und die kurdischen Reiter Emin Paschas von Musch), vorgeschoben. Die Zelte der Truppen be-

fanden sich zu beiden Seiten des Nisibbaches, das Hauptquartier auf dem rechten Flügel in der Nähe des Dorfes.

In dieser Stellung blieb die Taurusarmee wiederum fast drei Wochen stehen. Hafiz Pascha war endlich vom Sultan unter dem Titel eines Schark-Seraskiers (Seraskier des Orients) zum Oberbefehlshaber aller türkischen Streitkräfte in Kleinasien ernannt worden. Wäre dies einige Monate früher geschehen und hätte man in Konstantinopel dafür gesorgt, daß die übrigen türkischen Korps in Kleinasien auch wirklich zur Taurusarmee abrückten, so konnte der Schritt vielleicht von entscheidender Bedeutung sein. Jetzt freilich befand sich Isset Pascha noch in Angora, die Hilfstruppen aus Erzerum waren erst bis Erzinghan und die 40 Geschütze aus Konstantinopel bis Siwas gelangt. Die Verstärkungen standen also noch 80 bis 150, der Feind nur 7 Stunden entfernt. Nach Moltkes Berechnungen besaß die ganze Taurusarmee am Tage der Schlacht von Nisib (24. Juni) von den früheren 45,000 Mann nur noch 30,000. Den Rest hatten der Übergang über das Gebirge, die Krankheiten und Desertionen verschlungen.

Zu einer offenen Kriegserklärung hatte sich die Pforte aber trotz allem Vorgefallenen bisher noch immer nicht aufgerafft. Wahrscheinlich rechnete sie darauf, daß Mehemed Ali eine solche zuerst erlassen werde. Da dies aber nicht geschah, so mußte sich Sultan Mahmud nun endlich am 9. Juni dazu entschließen. Diese Erklärung ist indes niemals übergeben worden, weder dem Ägypter, noch den übrigen Mächten, da die Krankheit und der Tod des Sultans dazwischen kamen. Es scheint aber, daß Hafiz Pascha schon einige Tage vor der Schlacht von Nisib Kenntnis davon hatte, ja sogar geradezu angewiesen wurde, so schnell wie möglich, und ohne die Veröffentlichung der Kriegserklärung abzuwarten, eine Entscheidung herbeizuführen. Nur so läßt sich wenigstens sein Verhalten vom 22. bis 24. Juni erklären. Gleichzeitig erließ Mahmud II. auch einen Ferman — der aber ebenfalls nicht veröffentlicht wurde — worin er Mehemed Ali und Ibrahim für Aufrührer erklärte, die Bevölkerung Syriens zu den Waffen rief

und dem ägyptischen Heere die Auszahlung des rückständigen achtzehnmonatlichen Soldes verhieß, wenn es von dem Vizekönig abfiele. Moltke meint in seinem Bericht, für diese Summe hätte der Sultan von dem Ägypter vielleicht ganz Syrien ohne Schwertstreich haben können.

Trotzdem also der Kriegszustand noch keineswegs erklärt war, scheute sich Hafiz Pascha nicht, die Feindseligkeiten gegen die Ägypter immer weiter zu treiben. Er legte es offenbar darauf an, seinen Gegner zum Angriff zu reizen, allein Ibrahim Pascha ließ sich alle diese Neckereien mit merkwürdiger Ruhe gefallen. Am 5. Juni ging eine Erkundungsabteilung türkischer Reiterei, der sich auch Mühlbach und Moltke anschlossen, auf der Straße nach Aleppo vor. Man stieß wieder auf einen Trupp feindlicher Araber, die indes diesmal die Oberhand behielten. Das Verhalten der türkischen Reiter hierbei war keineswegs glänzend; sie schossen auf weite Entfernung ihre Pistolen ab, um dann spornstreichs zurückzueilen. Vergebens ritten die beiden preußischen Offiziere allein gegen den Feind vor, niemand folgte ihrem Beispiele, und so verlief diese Unternehmung ohne jedes Ergebnis.

Am 8. Juni führte daher Hafiz Pascha selbst mit der gesamten Kavallerie und 8 reitenden Geschützen eine Erkundung wiederum auf Aleppo aus. Es gelang, die Araber über Tilbacher zurückzuwerfen, allein jenseits dieses Abschnittes stieß man auf die Vorhut des ägyptischen Heeres: 4 Bataillone mit Artillerie. Moltke und Mühlbach, die wiederum zugegen waren, gewannen aus dem Verhalten der ägyptischen Truppen die Überzeugung, daß diese weit manövrierfähiger seien, als die türkischen, was sich später in der That bewähren sollte. Da mit dem Erreichen der ägyptischen Vorhut der Zweck der Erkundung erfüllt war, so kehrte Hafiz Pascha noch am Abend des 8. Juni in das Lager zurück.

Schon am folgenden Tage schritt er wieder zu einem neuen Unternehmen. Die Einwohner der syrischen Stadt Aintab hatten ihre ägyptische Garnison teils verjagt, teils in eine alte Citadelle eingeschlossen. Sie baten nun Hafiz um Unterstützung, und dieser

war sofort dazu bereit. Soliman Pascha, der von Marasch mit 3 Redif-Bataillonen herangerückt war, erhielt Befehl, Aintab zu besetzen, und von Nisib schickte Hafiz noch 3 Garde-Bataillone mit etwas Reiterei und 7 Geschützen dorthin ab, um sich der Citadelle zu bemächtigen. Mühlbach wurde von Hafiz beauftragt, die Belagerung zu leiten. Nach einer vergeblichen mehrtägigen Beschießung ließ er vom Fuße des Hügels, auf dem die Citadelle stand, einen Minengang vorwärts treiben, um die Mauer zu sprengen. Allein bevor dies noch geschehen konnte, zeigte sich die Besatzung zur Übergabe bereit. Hierzu hatte sie außer dem Mangel an Wasser vor Allem das Versprechen Hafiz Paschas bestimmt, ihr den rückständigen Sold auszuzahlen. 800 Mann regelmäßiger ägyptischer Truppen legten am 17. Juni nicht nur die Waffen nieder, sondern traten sogar sofort in türkische Dienste über.

Moltke erkrankte bald darauf heftig an Dyssenterie. Dieser Zustand dauerte auch in den nächsten Wochen noch an und bereitete ihm viel Qualen. Wenn er trotzdem an allen folgenden Unternehmungen teilnahm, so beweist dies, welche Herrschaft sein kräftiger Geist über den kranken Körper auszuüben vermochte. Immerhin gehörten die Tage vor und nach der Schlacht von Nisib auch in dieser Beziehung zu den trübsten Erinnerungen Moltkes während seines ganzen Aufenthaltes in der Türkei.

Am 17. Juni trafen im Lager bei Nisib zwei Engländer, Mr. Ainsworth und Th. Russel, ein, die von der Londoner Geographical Society und der Society for Promoting Christian Knowledge ausgeschickt waren, um sich über den Zustand der chaldäischen Christen zu unterrichten. Beide schlugen ihre Zelte in der Nähe derer Moltkes und Mühlbachs auf und blieben Augenzeugen der folgenden Ereignisse.[81]

Das Vorrücken der Taurusarmee von Biredschik nach Nisib und die mehrfachen Überschreitungen der Grenze seitens der Türken waren von Ibrahim Pascha an seinen Stiefvater nach Alexandrien gemeldet worden. Mehemed Ali hatte lange gezögert, bevor er den Fehdehandschuh aufhob. Verlor er eine einzige Schlacht, so

kostete sie ihm sicher Syrien, vielleicht auch Ägypten und seine ganze Herrschaft. Jetzt aber ließ sich der bisherige Zustand nicht mehr länger aufrecht erhalten. Am 9. Juni — also an demselben Tage, an dem auch in Konstantinopel der Krieg beschlossen wurde — schickte er seinem Sohne den Befehl zum Angriff. Eine förmliche Kriegserklärung wurde aber auch von ihm nicht erlassen.

Das ägyptische Heer bestand aus 13 Infanterie-Regimentern (51 Bataillonen), 9 Kavallerie-Regimentern (1 Kürassiere, 8 Ulanen), 27 Batterien (162 Geschütze) und etwa 1500 arabischen Reitern, im Ganzen rund 35.000 Mann. Es war also dem türkischen um 5000 überlegen. Ibrahim selbst befand sich bei der Vorhut bei Tilbacher, das Gros bei Aleppo wurde von Soliman Pascha, einem zum Islam übergetretenen ehemaligen französischen Kavallerie-Offizier, befehligt, dem das ägyptische Heer hauptsächlich seine europäische Einrichtung und Schulung verdankte. Am 18. Juni rückte das Gros an die Vorhut heran, und am folgenden Tage brach die ganze Armee in 7 Kolonnen nach Misar auf. Hier erschien sie in der Frühe des 20. Juni und stieß auf die türkische Kavallerie-Vorhut. Nach kurzem Gefecht ging diese in solcher Hast zurück, daß sie sogar ihre Zelte in den Händen des Feindes ließ. Ibrahim überschritt den Misarbach und bezog ein Lager auf dessen linkem Ufer. Die Artillerie wurde vor der Front aufgefahren.

Die Taurusarmee war beim Anrücken der Ägypter schnell und mit Ordnung in die Gefechtsstellung eingerückt. Da die Ägypter in den früheren Kriegen stets sofort nach ihrem Erscheinen angegriffen hatten, so erwartete man auch jetzt ein Gleiches. Im feindlichen Lager blieb jedoch Alles ruhig. Die preußischen Offiziere rieten daher an, wenigstens das zweite Treffen der türkischen Infanterie, die Kavallerie und die Pferde der Artillerie ruhen zu lassen, allein Hafiz glaubte dies nicht verantworten zu können. Sämtliche Truppen blieben daher während der Nacht unter Gewehr.

Am Morgen des 21. begab sich Moltke auf den Spitzberg, von wo man das ganze Gelände wie eine Landkarte übersehen konnte, um dem Kommandierenden die Bewegungen des Feindes

schriftlich zu melden. Er bemerkte in der Frühe des Tages ein ägyptisches Reiter-Regiment, das jenseits des Misarbaches nach Kersun-Köpri zog, anscheinend um von hier den türkischen linken Flügel zu erkunden. Um 9 Uhr setzten sich noch mehrere andere Kavallerie-Regimenter mit reitender Artillerie, gefolgt von einer Infanterie-Brigade, in Bewegung und gingen auf dem linken Ufer des Baches südlich der Straße nach Nisib vor. Diese Truppen wurden von Ibrahim Pascha selbst geführt, der es dabei ebenfalls nur auf eine Erkundung abgesehen hatte. Er scheint indes die türkische Stellung für zu stark befunden zu haben, denn er zog nach einer kurzen Beschießung mit Artillerie auf weite Entfernung wieder nach Misar ab. Da die ganze übrige Armee in ihrem Lager verblieb, so hatte Moltke bald die Absicht des Feindes erkannt und dementsprechend an Hafiz gemeldet. Obwohl auch weiterhin an diesem Tage bei den Ägyptern alles ruhig blieb, ließ Hafiz doch seine ganze Armee auch die zweite Nacht unter den Waffen stehen.

Am 22. Juni noch vor Tagesanbruch gingen mehrere Tausend Kamele der Ägypter mit Gepäck beladen durch das Defilee von Misar zurück, dann folgten 2 Kavallerie-Brigaden, 1 Infanterie-Brigade und 30 Geschütze. Im türkischen Lager glaubte man hieraus allgemein auf ein Zurückgehen der Ägypter nach Aleppo schließen zu können. Bald aber erkannte Moltke, der wieder seinen Beobachtungsposten auf dem Spitzberge eingenommen hatte, daß die feindlichen Truppen nur eine Vorhut bildeten, welche die Richtung auf Kersun-Köpri einschlug. Augenscheinlich beabsichtigte Ibrahim also eine Umgehung des türkischen linken Flügels, und nun rächte es sich, daß man jene Brücke ganz unbeachtet gelassen hatte. Immerhin wäre auch jetzt noch Zeit gewesen, sie zu besetzen, denn Kersun-Köpri lag nur 1½ Stunden vom linken Flügel der türkischen Aufstellung entfernt, allein es geschah nicht das Mindeste.

Um 10 Uhr machte die Vorhut des Feindes bei dem Dorfe Kordikala Halt; sein Gros, im Zurückgehen durch den schwierigen

Engweg von Misar begriffen, stand durch den Bach in zwei Hälften getrennt. Jetzt oder nie war der Augenblick zum Angriff auf den Feind gekommen. Moltke begab sich daher mit Mühlbach und Laue zum Kommandierenden, und alle drei drangen vereint in den Pascha, den Befehl zu einem allgemeinen Vorgehen zu geben. Es scheint aber, daß dieser seinen Truppen selbst unter den günstigsten Verhältnissen die Kraft zu einer solchen Unternehmung nicht zutraute. Auch von den übrigen türkischen Generalen hatten nur zwei den Mut, den Vorschlag der preußischen Offiziere zu unterstützen. Und doch war ein solches Vorbrechen aus der Stellung in den Tagen vorher eingeübt worden, und die Truppen hatten selbst versichert, die Ägypter würden einem so ausgeführten Angriff nicht widerstehen können.

Gegen Mittag entsandte Hafiz die Garde-Kavallerie-Brigade, der sich Mühlbach anschloß, um das weitere Verhalten der feindlichen Vorhut zu beobachten. Er selbst begab sich mit Moltke auf den Spitzberg, immer noch an dem Glauben festhaltend, die Ägypter zögen auf Aleppo ab. Von diesem Irrtum wurde er freilich bald geheilt, denn man sah jetzt deutlich die ganze feindliche Armee im Vormarsch auf Kersun-Köpri. Hafiz stellte nun an Moltke die Frage, was er zu thun riete. Moltke erwiderte mit voller Offenheit: da man es versäumt habe, das ägyptische Heer am Vormittag anzugreifen, so bliebe jetzt keine andere Wahl, als, bevor die feindliche Bewegung vollendet sei, in die nur drei Stunden entfernte Stellung von Biredschik zurückzugehen. Allein der Pascha verwarf diesen Vorschlag mit Entrüstung als schimpflich und unausführbar. Man werde die Truppen entmutigen, die Vorräte in Nisib preisgeben u. s. w.

Moltke erwiderte ihm hierauf in einiger Erregung, da der Sultan ihn als Ratgeber dem Pascha beigegeben habe, so müsse er jetzt auf das Entschiedenste bei seinem Vorschlag verharren. Noch sei nichts verloren, da Hafiz jetzt noch, ohne vom Feinde belästigt zu werden, nach Biredschik zurückgehen könnte. Heute Abend aber werde der Feind an der Kersunbrücke stehen, und dann

sei es zu spät. Auf die Vorräte in Nisib komme es nicht an, man habe deren genug in Biredschik, sondern es handle sich darum, Sieger in der Schlacht zu bleiben. Bei dem Zustande und der Zahl seines Heeres dürfe Hafiz aber nicht darauf rechnen, dem Ägypter in offener Schlacht Widerstand zu leisten, sondern nur in der verschanzten Stellung von Biredschik. Hier könne man sich halten, bis alle Verstärkungen eingetroffen seien, und hier habe man alle Vorteile des Geländes für sich. Ibrahim Pascha müsse die Stellung angreifen, dafür ließe er (Moltke) sich sofort seine rechte Hand abhauen, denn der Ägypter könne in seiner jetzigen Lage nicht mehr lange aushalten.[82] Eine Schande sei es nicht, sich zur rechten Zeit zurückzuziehen, sondern sich schlagen zu lassen.

Bei dieser Unterredung waren Mustafa Pascha, Maschar Pascha, eine Anzahl anderer türkischer Offiziere und Hauptmann Laue zugegen. An letzteren wandte sich nun Hafiz, um auch seine Meinung zu hören. Laue stimmte Moltke vollkommen bei, und ein Gleiches geschah auch seitens vieler Türken. Darauf hin gab Hafiz endlich nach. Man besprach die Zeit des Aufbruchs und die Zahl der Marschkolonnen, und der Pascha ritt zu seinem Lagerplatz zurück.

Nach einer Stunde folgte ihm Moltke dorthin, um ihm zu melden, daß die feindliche Vorhut nur noch eine Viertelstunde von Kersun-Köpri entfernt sei und das ganze Gros ihr folge. Aber er fand den Pascha zwischen den Mollahs sitzen, die ihn wieder völlig umgestimmt hatten. Der Übergang Ibrahims über die Kersunbrücke — so meinte Hafiz jetzt — sei unwahrscheinlich, der Feind werde nur die Straße gewinnen wollen, die von dort nach Aleppo führe, jeder Rückzug sei schimpflich, Allah werde dem Erben des Kalifen beistehen. Wenn Moltke so sehr an einen Angriff von Kersun-Köpri her glaube, so solle er eine Stellung mit der Front dorthin aussuchen.

Dies lehnte indes Moltke entschieden ab und zog sich voll Unmut und trübe gestimmt in sein Zelt zurück. Trotz seines Unwohlseins war er die letzten Tage ununterbrochen im Dienst ge-

wesen, jetzt verlangte der erschöpfte Körper dringend nach Ruhe. Im Vorbeireiten benachrichtigte er die beiden Engländer von der Lage der Dinge und riet ihnen, sich zum Aufbruch bereit zu halten, denn am anderen Tage werde es wahrscheinlich zur Schlacht kommen, deren Ausgang höchst fragwürdig sei.

Inzwischen erfuhr Mühlbach von dem, was zwischen Moltke und Hafiz vorgegangen war. Er begab sich darauf gleichfalls zu dem Pascha und stellte ihm dasselbe vor, wie sein Kamerad. Hafiz that auch so, als ob er die Richtigkeit der vorgebrachten Gründe einsehe, doch sprach er sich nicht entschieden über seine Absichten aus. Mühlbach verließ ihn jedenfalls mit der Überzeugung, der Abmarsch nach Biredschik werde stattfinden. Bald darauf traf aber die Nachricht von der gegen Kersun-Köpri entsendeten Kavallerie-Brigade ein, die feindliche Vorhut habe sich bereits der Brücke bemächtigt und sei im Begriff, diese zu überschreiten. Die Bestürzung hierüber in der Umgebung Hafiz Paschas war nun ebenso groß, wie vorher die Sicherheit über den Rückzug der Ägypter. Jetzt fürchtete man noch heute angegriffen zu werden, obwohl dafür die Tageszeit schon zu weit vorgerückt war. Sofort sandte der Pascha nach den preußischen Offizieren und verlangte, daß sie eine neue Stellung, Front gegen Kersun-Köpri, auswählen sollten. Obwohl Moltke sich gerade erst zur Ruhe gelegt hatte, erschien er doch ohne Zögern, setzte sich aber gar nicht erst nieder, sondern erklärte dem Pascha sofort in Gegenwart seines Gefolges, Mühlbachs, Laues, vieler türkischen Offiziere und der beiden Engländer: die gewünschte Stellung habe keinen Zweck, da sie ebenfalls umgangen werden würde; dagegen sei es auch jetzt noch möglich, freilich aber auch dringend geboten, sofort nach Biredschik zurückzugehen. Er forderte die anwesenden Paschas, die am Morgen ihm zugestimmt hatten, auf, jetzt ihre Ansicht zu wiederholen und zu vertreten; allein keiner wagte zu reden. Dagegen mischte sich einer der Mollahs in das Gespräch und drang in den Pascha zu bleiben, Allah werde ihm schon den Sieg verleihen. Moltke aber, den dieser unbefugte Eingriff verdroß, rief dem Pascha

zu, er solle nicht Leuten sein Ohr leihen, die nichts von militärischen Dingen verstehen, sonst werde er morgen, wenn die Sonne hinter jenen Bergen untergehe, ohne Heer sein.

Dies machte anscheinend Eindruck auf Hafiz. Er wandte sich an Mr. Ainsworth und fragte ihn um seine Meinung; auch dieser schloß sich der Ansicht der preußischen Offiziere an. Der arme Pascha war nun in argen Nöten. Sein Verstand sagte ihm wohl, daß der Rückzug nach Biredschik das Beste sei, allein die Gegengründe wogen offenbar nicht minder schwer. Die Thränen traten ihm in die Augen, und er brach in die Worte aus: „Ich kann nicht zurückgehen, ich schäme mich, das zu thun!“ Einen Augenblick schien er sich zwar eines Anderen zu besinnen; als ihm aber der Mollah, der überhaupt großen Einfluß auf ihn ausübte, zuflüsterte: „Wenn du zurückgehst, wird dein Heer sich auflösen,“ da entschloß er sich endgültig zum Bleiben. Er stieg zu Pferde und ritt aus, um selbst die neue Stellung gegenüber Kersun-Köpri auszuwählen.

Die preußischen Offiziere hatten sich inzwischen entfernt, da sie die Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen einsahen. Jetzt ließ Hafiz sie wieder rufen, damit sie ihn begleiten sollten. Sie folgten diesem Befehl zwar, Moltke und Laue waren aber so verstimmt, daß sie sich ganz abseits hielten und kein Wort sprachen. Erst als man auf den Höhen gegenüber Kersun-Köpri angekommen war, verlangte der Pascha Moltkes Meinung über die beabsichtigte Stellung. Dieser erklärte nun, das Gelände sei für Truppen von so geringem inneren Halt, wie die türkischen, nicht günstig genug, er fordere nochmals dazu auf, nach Biredschik zurückzugehen. Als der Pascha dies aber bestimmt verweigerte, verlangte Moltke seine sofortige Entlassung als Müsteschar. Er werde zwar die bevorstehende Schlacht wie jeder andere Soldat mitmachen, da man aber in einer so wichtigen Angelegenheit seiner Meinung kein Gehör schenke, so müsse er auch jeder Verantwortung ledig sein. Er bitte um seine Pässe, um sobald als thunlich nach Konstantinopel abreisen zu können. Hafiz nahm im ersten Unmut die Entlassung an, kam

jedoch nach einigen Minuten zurück und sagte zu Moltke, er hege die Erwartung, daß er ihn in diesem schwierigen Augenblick nicht verlassen werde. Nach Biredschik gehe er nicht, eher lasse er sich in Stücke reißen; Moltke möge die Stellung wählen, so gut es ginge.

Diesem blieb nun natürlich nichts übrig, als nach besten Kräften zu handeln. Bei hellem Mondschein stellte er zusammen mit Mühlbach und Laue die Brigaden und Batterien auf. Der rechte Flügel befand sich jetzt da, wo bisher der linke gestanden hatte, die Front zog sich in einer leicht gebrochenen Linie nach Nordosten, der linke Flügel, der keine Anlehnung hatte, wurde durch eine schwere Batterie geschützt. Die Reserve war in einer Vertiefung des Geländes verdeckt untergebracht. Die Truppen standen sehr gedrängt und die ganze Aufstellung besaß wenig Tiefe. Die preußischen Offiziere hatten Alles persönlich anordnen müssen. Erst um drei Uhr Nachts waren sie damit fertig und legten sich nun einige Stunden auf den Erdboden zur Ruhe. Die Truppen dagegen standen auch die dritte Nacht unter dem Gewehr. Schon vor Sonnenaufgang erschien der Pascha zu Pferde, besichtigte die Aufstellung und sprach sich sehr zufrieden darüber aus, obschon leicht zu erkennen war, daß der linke Flügel umfaßt werden konnte.

Nach Tagesanbruch begann die ganze ägyptische Armee über Kersun-Köpri auf das linke Ufer überzugehen. Im türkischen Lager erwartete man sofort angegriffen zu werden, allein nichts Derartiges geschah. Ibrahim bezog ein Lager vor der Brücke, den Bach mit dem steilen Ufer im Rücken. Seine Truppen lagerten in dichten Haufen, 40 Geschütze vor der Front, ohne Vorposten und nur eine Stunde von der türkischen Armee entfernt. Eine solche Aufstellung, deren Keckheit an Verachtung grenzte, bewies, wie gering Ibrahim die Unternehmungslust seiner Gegner anschlug.

In der That rührte sich im türkischen Lager während des ganzen Tages nichts. Gegen Abend indes ritten Moltke und Laue dicht an das feindliche Biwak heran, um zu erkunden, ob ein Angriff auf dasselbe möglich sei. Nach genauer Untersuchung des

Geländes schlugen sie Hafiz Pascha vor, den Gegner in der Nacht durch einen Überfall mit zwölf Haubitzen, für die sich eine günstige Aufstellung fand, für seine Kühnheit zu strafen. Der Kommandierende war damit einverstanden, und Moltke bat ihn, die Infanterie-Brigade Ismael, die er aus dem Kurdenkriege kannte, zur Begleitung der Artillerie zu bestimmen. Eine Mitgabe von Kavallerie lehnte er dagegen ausdrücklich ab, weil er deren Unzuverlässigkeit kannte und befürchten mußte, daß sie nur Verwirrung anrichten werde.

Um 11 Uhr Nachts wurde aufgebrochen. Voran ging eine Schützenlinie, dann folgten die 12 Geschütze in der Kolonne zu zweien; rechts und links davon marschierten je drei Bataillone in der Kolonne nach der Mitte hintereinander. Man erreichte den für die Aufstellung der Geschütze ausgesuchten Punkt ohne Störung und unbemerkt. Die türkischen Offiziere fragten mehreremal an, ob man noch nicht bald nahe genug heran sei, und es dauerte wohl eine Viertelstunde, bevor die Artillerielinie aufmarschiert war. Laue sah erst bei jedem einzelnen Geschütz Richtung und Aufsatz nach und gab dann das Kommando zum Feuern.

Im feindlichen Lager brannten noch einige Wachtfeuer, und der helle Mondschein erlaubte ein genaues Zielen. Fast alle Granaten schlugen daher ein und platzten in dem Biwak. Ihre Wirkung muß furchtbar gewesen sein. Nach Aussage von Überläufern herrschte die größte Verwirrung unter den ägyptischen Truppen, viele stürzten nach der Brücke zurück und groß war die Zahl der Ausreißer.[83] Nach einiger Zeit jedoch erwiderte die ägyptische Artillerie das Feuer. Das trockene Gras vor den türkischen Geschützen hatte sich entzündet und verbreitete Tageshelle. Es scheint aber, daß man die Angreifer nicht so nahe glaubte, als sie wirklich waren, denn fast alle Kugeln der Ägypter gingen zu hoch. Erst als ihre Munition verschossen war,[84] zogen sich die Türken zurück, und hierbei verlor die Infanterie einige Mann durch Strichfeuer; die Artillerie hatte gar keine Verluste. Hafiz Pascha und fast alle höheren türkischen Offiziere hatten dem Schauspiel aus achtungsvoller Ferne zugesehen und empfingen die Zurückkehrenden mit

Glückwünschen und Lob. Auf die eigenen Truppen machte die ganze Angelegenheit jedenfalls einen sehr günstigen Eindruck, weil man hier zum erstenmal aus der bisherigen Unthätigkeit herausgetreten war.

Man wird vielleicht aus dem Gelingen dieser kleinen Unternehmung die Frage ableiten, warum sie nicht in größerem Maßstabe, ja mit der ganzen türkischen Armee ausgeführt worden sei. Vielleicht hätte man sich dadurch mit einem Schlage aus der ungünstigen Lage befreien können. Moltke war anderer Ansicht. Er schreibt hierüber folgendes: „Zu einem allgemeinen Überfall hätte gehört, in getrennten Kolonnen einen Nachtmarsch und auf demselben eine Rechtsschwenkung auszuführen mit Leuten, von denen die größere Hälfte eben nur auf einen Nachtmarsch wartete, um sich zu entfernen. Konnte man aber wohl von Truppen, mit welchen ihr Anführer nicht gewagt hatte, drei Stunden weit zurückzugehen oder unter den günstigsten Verhältnissen (am 22.) einen Angriff zu machen, konnte man von solchen Truppen erwarten, daß sie durch das Feuer von 40 Geschützen hindurch sich auf überlegene Massen stürzen würden, denen die Möglichkeit einer Flucht durch den Fluß in ihrem Rücken benommen war und welche nicht etwa in ihren Zelten lagerten, sondern zwischen ihren Gewehren biwakierten, Truppen, die nur von der Erde aufzustehen brauchten, um bereit zum Empfange ihres Gegners zu sein? Der Pascha war gewohnt, von mir nur solche Vorschläge zu hören, deren Ausführung ich selbst in die Hand nahm, und für welche ich die Verantwortlichkeit tragen konnte."

Laue stimmte diesen Gründen Moltkes vollständig bei, während Mühlbach anderer Ansicht gewesen sein soll.

Die Schlacht bei Nisib.*)

Am 24. Juni früh morgens war die ganze ägyptische Armee, die sich von ihrer nächtlichen Verwirrung erholt hatte, in mehreren

*) Hierzu der Plan der Stellung von Biredschik und Schlacht bei Nisib.

Kolonnen angetreten. Sie setzte sich zunächst in der Richtung auf Biredschik in Bewegung. Ihr Marsch führte in der Entfernung von einer Stunde vor der Front der türkischen Aufstellung zunächst nach Nordosten, wandte sich dann aber etwas mehr nördlich. Die ganze Armee wurde hierbei, ähnlich wie zur Zeit Friedrichs des Großen, wie ein einziger taktischer Körper gelenkt. Voran gingen als Vorhut die Hanady-Araber und sechs Reiter-Regimenter, dahinter auf 600 Schritt Abstand folgte das Gros in fünf Kolonnen nebeneinander. Diejenige Kolonne, die sich dem Feinde zunächst bewegte, bestand ganz aus Artillerie (54 Geschütze). Rechts davon marschierte die Hauptmasse der Infanterie in zwei Kolonnen nebeneinander, je 16 Bataillone; noch weiter rechts die Reserve-Infanterie (9 Bataillone), und endlich am weitesten nach rechts die Reserve-Artillerie (60 Geschütze). Als Nachhut folgten 2 Reiter-Regimenter und 24 Geschütze. Die ganze Anordnung war so getroffen, daß, wenn die Armee Front machte, sie sowohl zum Angriff wie zur Verteidigung bereit stand, wobei die bisherige Vor- und Nachhut die Flügel deckten und ein großer Teil der Artillerie sich vor der Front befand.

Die türkische Armee hatte auch die vierte Nacht in ihrer Gefechtsstellung unter dem Gewehr zugebracht. Als sich nun die auf eine Umgehung des türkischen linken Flügels hinzielende Marschrichtung des Feindes erkennen ließ, wurde wiederum eine Veränderung der Aufstellung nötig. Man hatte bereits einmal die Front gegen Westen und einmal gegen Süden gehabt, jetzt mußte eine solche Stellung eingenommen werden, die Aleppo den Rücken zudrehte. Zwar focht auch die ägyptische Armee mit gänzlich verdrehter Front, allein sie hatte auch nicht soviel zu verlieren, wie die türkische; wurde sie geschlagen, so war für Ibrahim ohnehin das Spiel zu Ende. Hafiz Pascha dagegen hatte sich freiwillig in die Lage begeben, unmittelbar vor der Entscheidung seine Front verändern zu müssen, — eine Aufgabe, die auch von geübteren Truppen nicht immer glücklich gelöst worden ist. Dennoch gelang sie dank den Bemühungen Moltkes, der unermüdlich von Brigade zu

Brigade eilte und persönlich Alles anordnete, mit Schnelligkeit und Ordnung. Dieser Umstand beweist immerhin, daß die türkische Armee viel gelernt hatte und nicht mehr ohne alle Manneszucht war. Die Garde-Brigade Mustafa, die während der Nacht den linken Flügel gebildet hatte, blieb stehen und gab jetzt nebst einer Batterie von 24 schweren Geschützen den neuen rechten Flügel ab. Daran schlossen sich nach links die Linien-Brigaden Ismael, Chalid und Heyder Pascha, alle in zwei Treffen, die Bataillone des ersten aufmarschiert, die des zweiten in Kolonne. Diese Infanteriefront zählte 30 Bataillone. Zwischen den Brigaden Mustafa und Ismael standen 16 Geschütze, zwischen Ismael und Chalid 11, zwischen Chalid und Heyder 19, auf dem linken Flügel 10 Geschütze in Batterie, zum Teil hinter Erddeckungen, die Mühlbach noch in der Nacht hatte anlegen lassen. Seitlich und etwas rückwärts hinter jedem Flügel dieser Schlachtfront befand sich eine besondere Reserve, und zwar hinter dem rechten die Garde-Redif-Brigade Maschar Pascha (6 Bataillone), 1 Garde-Kavallerie-Regiment und 4 Geschütze; hinter dem linken die Redif-Brigade Mahmud (6 Bataillone), 1 Garde-Kavallerie-Regiment unter Rustan Bey und 4 Geschütze. Diese besonderen Reserven waren durch den rückwärtigen Abfall des Geländes der Einsicht des Feindes entzogen. Die Hauptreserve hinter der Mitte wurde durch die beiden Redif-Brigaden Bachry und Semi Pascha (zusammen 12 Bataillone in Kolonnen nach der Mitte), den ganzen Rest der Kavallerie unter Scherif Pascha und 22 Geschütze gebildet; sie war in einem Grunde ganz verdeckt aufgestellt. In dem an den linken Flügel der Front anstoßenden Walde standen die unregelmäßigen kurdischen Hilfstruppen zum Schutze dieses Flügels.

Die ganze Aufstellung war nicht gerade unvorteilhaft zu nennen. Sie besaß aber wenig Tiefe, man vermochte den Anmarsch des Feindes nicht völlig zu übersehen, und vor dem linken Flügel befand sich eine Anhöhe,*) die im Besitz des Feindes gefährlich

*) Auf dem Plane mit H bezeichnet.

werden konnte. Diese Höhe selbst zu besetzen erklärte Moltke aber für unmöglich, da sie viel zu weit vor der Front lag.

Inzwischen hatte die ägyptische Armee ihren Flankenmarsch in aller Ruhe fortgesetzt. Ihre Spitze schwenkte immer mehr nach Norden herum, so daß der Marsch sich ungefähr in gleicher Richtung mit der neuen türkischen Front hinzog. Da Ibrahim Pascha in allen früheren Schlachten den türkischen linken Flügel umgangen und angegriffen hatte, so bekam jetzt auch Hafiz Pascha Angst für den seinigen. Moltke ritt deshalb etwa 1000 Schritt vor die Front, konnte sich aber bald überzeugen, daß die Befürchtung des Paschas unbegründet sei. Gegen 9 Uhr nämlich, als die Vorhut der Ägypter ungefähr den Weg von Biredschik nach Nisib erreicht hatte, machte das ganze feindliche Heer Halt und stellte schnell und in Ordnung die Front her. Da die Spitze zuletzt noch etwas links geschwenkt war, so bildete die Front jetzt eine leicht gebrochene Linie, welche die türkische Stellung nur um ein Geringes überflügelte.

Gleich darauf erschien die ägyptische Artillerie auf der Höhe H und auf deren südlichem Abhang und eröffnete ihr Feuer längs der ganzen Front. Obgleich dies zunächst auf sehr große Entfernung geschah — Moltke nennt 2000 Schritt — so war die Wirkung doch bedeutend. Fast alle Geschoße, die über das erste türkische Treffen hinausgingen, schlugen bei der geringen Tiefe der Aufstellung in das zweite ein, ja sogar in die Reserve. Diese letztere stand zwar verdeckt, allein bei dem hohen Bogen, in welchem die Kugeln und Granaten ankamen, wurde auch sie erreicht. Schon nach wenigen Minuten gab es kein türkisches Bataillon mehr, das nicht Verluste gehabt hätte. Wäre die ägyptische Artillerie gleich näher herangegangen, so hätte sie in dem heftigen Feuer der schußfertig bereitstehenden türkischen Geschütze abprotzen müssen, und die hinteren türkischen Linien wären nicht getroffen worden. So wurde also das Feuer aus großer Entfernung in diesem Fall zu einem offenbaren Vorteil für den Angreifer.

Hafiz Pascha hatte Mühlbach nach dem rechten Flügel ge-

schickt, Moltke dagegen bei sich in der Mitte behalten, während Laue sich bei der Artillerie des linken Flügels aufhielt. Die türkischen Geschütze erwiderten das Feuer der ägyptischen zwar nach Kräften, allein letztere zeigten sich nicht nur an Zahl, sondern auch an Trefffähigkeit überlegen.

Nach einiger Zeit erfolgte auch ein Angriff von ägyptischer Infanterie und Kavallerie gegen den türkischen linken Flügel, namentlich gegen die kurdischen Hilfstruppen in dem Walde. Diese hielten nicht Stand, ja die Reiterei Emin Paschas von Musch erwies sich sogar als verräterisch. Sie eilte spornstreichs zurück und warf sich in das türkische Lager, um zu plündern. Hinter ihr drein jagte die ägyptische Kavallerie des rechten Flügels in der nämlichen Absicht. Der Infanterie-Angriff des Feindes wurde jedoch von der Linien-Brigade Heyder Pascha durch Feuer und von dem Kavallerie-Regiment Rustan Beys durch eine Attacke abgewiesen, so daß die Ägypter in voller Auflösung zurückwichen. Da aber durch die Flucht der kurdischen Hilfstruppen der türkische linke Flügel ganz entblößt war und dabei das stärkste Feuer der ägyptischen Artillerie auszuhalten hatte, so kam er trotz des errungenen Erfolges ins Wanken.

Von den osmanischen Truppen hatten nämlich reichlich zwei Drittel noch niemals ein Artilleriegeschoß sausen gehört. Die lebhafte Kanonade machte daher auf sie einen gewaltigen Eindruck. Nachdem das Feuer der ägyptischen Geschütze etwa eine Stunde gedauert hatte, fing zuerst die in Reserve auf dem linken Flügel stehende Redif-Brigade Mahmud an, auseinander zu laufen. Ihr Führer, ein anerkannt tüchtiger Offizier, hieb zwar persönlich mehrere der Ausreißer nieder, konnte indes die Flucht der anderen nicht hindern, zumal die Offiziere vielfach mit dem übelsten Beispiel vorangingen. Die Linien-Brigade Heyder Paschas hielt dagegen vorläufig noch Stand.

Moltke war mittlerweile von Hafiz nach dem rechten Flügel geschickt worden, um zu sehen, ob dort nicht ein Vorgehen der

Garden und der Sonder-Reserven auszuführen sei. Er hielt aber die Entfernung von der ägyptischen Schlachtlinie für zu weit, auch weigerte sich Mustafa Pascha ohne besonderen Befehl des Kommandierenden anzugreifen. Immerhin stand auf diesem Flügel Alles noch leidlich gut. Als Moltke jedoch nach der Mitte zu Hafiz Pascha zurückkehrte, fand er dort und auf dem linken Flügel die Lage sehr verschlimmert. Chalid Pascha war von einer Kanonenkugel vor der Front getötet worden, was seine Truppen tief erschütterte. Die Brigade Heyder Pascha war vor dem feindlichen Artilleriefeuer bis zur Hauptreserve zurückgewichen. Vergebens forderte Moltke den Kommandeur des zweiten Regimentes durch lauten Zuruf auf, wieder vorzugehen: Der Feind ziehe sich schon zurück, es komme nur darauf an, noch eine halbe Stunde auszuhalten, — es hörte Niemand auf ihn. Schon kehrten auch einzelne Geschütze aus der Feuerlinie zurück. Laue holte den Führer einer halben Batterie, der sich mit seinen Leuten in einem Erdloch verkrochen hatte, mit vorgehaltener Pistole wieder nach vorne. Die Reserven rückten hin und her, um dem Strichfeuer der feindlichen Geschütze zu entgehen, und einzelne Bataillone standen mit aufgehobenen Händen und beteten laut: „Erbarmen, Erbarmen!"

Sherif Pascha, der Führer der Kavallerie, spazierte zu Fuß hinter der Front seiner Regimenter umher. Als er den Befehl erhielt, zum Angriff auf den feindlichen rechten Flügel vorzugehen, schickte er nur ein Regiment und blieb selbst mit den übrigen stehen. Dieses Regiment kam indes nicht über die vordere Infanterielinie heraus. Einige Granaten, die in die Reitermasse einschlugen, jagten es in wilder Flucht zurück, wobei es die eigene Infanterie umritt und auch beinahe den Kommandierenden mit seinem Stabe in dem Wirbel mit fortgerissen hätte.

Heyder Pascha war es inzwischen gelungen, seine Brigade wieder einigermaßen zu ordnen. Er wollte sie vorführen, stieß aber auf die jetzt erneut zum Angriff anrückende Infanterie des ägyptischen rechten Flügels. Es kam hier zum Nahgefecht, — dem einzigen während des ganzen Tages. Die Türken unterlagen, Heyder Pascha

wurde gefangen und seine Brigade löste sich auf. Ihr schloß sich auch die ihres Führers beraubte Brigade Chalid an, so daß der ganze türkische linke Flügel vom Schlachtfelde verschwand. Ein Gleiches geschah bald darauf seitens der Hauptreserve.

Jetzt stand nur noch der rechte Flügel: die Brigaden Mustafa, Ismael und Maschar, die allerdings bisher am wenigsten gelitten hatten. Es war ihnen sogar gelungen, einen Angriff zweier ägyptischer Reiter-Regimenter abzuweisen. Hafiz begab sich mit seinem Gefolge, darunter auch Moltke, Mühlbach und Laue, dorthin, um einen letzten Versuch zum Widerstand zu machen. Er selbst ergriff die Fahne eines Redif-Bataillons von der Brigade Maschar, um es der jetzt auch hier zum Angriff schreitenden ägyptischen Infanterie entgegenzuführen. Allein Niemand folgte ihm. Zwar brach das zur Sonder-Reserve gehörige Kavallerie-Regiment zur Attacke vor, machte aber vor wenigen Kanonenschüssen Kehrt und entfloh vom Schlachtfelde. Hierbei wurden auch die preußischen Offiziere von dem Kommandierenden und von einander getrennt.

Das Mißlingen dieses Reiterangriffes wirkte jetzt wie ein Zeichen zum Zurückgehen auf den Rest der Infanterie. Einzelne Bataillone schossen noch ihre Gewehre in die Luft ab, dann aber eilte alles, nur noch auf Rettung des Lebens bedacht, davon. Nur wenige Batterien machten einen schwachen Versuch, ihre Geschütze zu retten; der Mangel an fahrbaren Straßen in der Richtung des Rückzuges aber bewirkte, daß auch diese bald stehen blieben. So fielen die sämtlichen Geschütze dem Feinde in die Hände.

Nur wenige Schritte vom Schlachtfelde ging der Rückzug der Türken in wildeste Flucht über. Alle Bande der Ordnung lösten sich. Ein Teil der Flüchtlinge warf die Gewehre weg und eilte, froh des Zwanges ledig zu sein, in die Heimat; andere verwandelten sich in Feinde und schossen aus dem Hinterhalte auf ihre eigenen Offiziere und Kameraden. Über zwei Drittel des Korps zerstreuten sich, und nur ein kleiner Teil zog mit Hafiz Pascha nach Norden ab. —

Betrachtet man die Schlacht bei Nisib im Zusammenhange,

so stellt sie sich als ein reines Frontalgefecht dar, in dem die bessere und stärkere Artillerie zu Gunsten der Ägypter entschied. Ihr Feuer hatte die an und für sich geringe Widerstandskraft der türkischen Bataillone derartig gebrochen, daß schon das bloße Vorrücken der ägyptischen Infanterie genügte, um die Schlacht zu beenden. Wirft man die Frage auf, ob sich die türkische Armee denn nicht aus dieser Lage hätte befreien können, so wird man zugeben, daß dies nur durch einen energischen Angriff möglich gewesen wäre. Es gab im Verlaufe der Schlacht einen Moment, wo die ägyptische Artillerie fast ganz schwieg, weil sie ihre Aufstellung veränderte. In diesem Augenblick hätte ein kräftiger Vorstoß der Türken wohl Aussicht auf Erfolg gehabt; denn auch im ägyptischen Heere war die Verwirrung groß, wie von Augenzeugen berichtet wird. Allein was war von Führern und Truppen zu erwarten, die sich nicht einmal der weit leichteren Aufgabe der Verteidigung gewachsen zeigten? Die Verluste der türkischen Armee in der Schlacht bei Nisib waren durchaus nicht sehr hoch — das Korps soll kaum über 1000 Tote gehabt haben — aber sie war ein zu zerbrechliches Werkzeug, das auch in der Hand eines besseren Führers versagt haben würde.

Bemerkenswert ist übrigens, daß die Türken eigentlich auf die Schlacht bei Nisib stolz waren. Alle Offiziere, welche die früheren Feldzüge gegen die Ägypter mitgemacht hatten, bei denen stets eine bedeutende numerische Überlegenheit auf türkischer Seite gewesen war, behaupteten, noch nie so energisch angegriffen worden zu sein und nie so lange standgehalten zu haben, als bei Nisib, wo sie gegen eine Übermacht fochten.

Moltke, Mühlbach und Laue hatten sich gegen Ende der Schlacht wieder zusammengefunden. Bei der vollkommenen Auflösung des ganzen türkischen Heeres, die jede Thätigkeit der preußischen Offiziere unmöglich machte, beschlossen sie ebenfalls das Schlachtfeld zu verlassen, und zwar zunächst in der Richtung auf Aintab. Eine

Besichtigung ihres Lagerplatzes bei Nisib ergab, daß die Dienerschaft mit den Pferden entflohen war. So konnten sie von ihrem Gepäck nichts mitnehmen, als das, was sie auf dem Leibe trugen. Moltke bedauerte namentlich, daß er seine Karten und Papiere zurücklassen mußte, die in Folge dessen für immer verloren gegangen sind.

Nach neunstündigem Ritt erreichten sie noch am Abend des 24. Juni Aintab. Nur wenige Stunden wurde gerastet, dann ging es auf denselben Pferden, die sie schon während der Schlacht geritten, durch den Ghiaur-Dagh über den Derbent-Paß in der Richtung auf Marasch weiter. Am Vormittag des 26. Juni erreichten sie abgehetzt und halb verhungert diesen Ort, wo sie Soliman Pascha antrafen. Über Hafiz Pascha erfuhren sie hier, daß er mit den Trümmern seiner Armee den Weg über Behesne auf Malatia einschlagen wolle. Von Isset Mehemed Pascha hieß es, daß er von Angora her über Kaisarieh auf Albistan im Anmarsch sei, um sich mit der Taurusarmee zu vereinigen. Moltke schrieb daher sofort mit Bleistift auf einen kleinen Zettel nachstehenden Brief an Vincke, um diesen von dem bei Nisib Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen:[85]

„Marasch, den 26. Juni 1839. Lieber Vincke! Am 24. ds. Mts. haben wir Syrien verspielt. Es fand kein Überfall statt, keine Umgehung des Flügels, nichts der Art, nur eine sehr lebhafte Kanonade. Diese erschütterte die Truppen dergestalt, daß erst die Brigade Heyder Paschas, dann die Kavallerie, endlich Alles die Flucht ergriff.

„Im Gefecht haben wir gewiß nicht tausend Mann verloren, aber der Rückzug oder die Flucht kostete gewiß zwei Drittel des Korps. Der Pascha und ein Teil wichen nach Behesne zurück; die Masse kommt wahrscheinlich nach Marasch, wenn der Feind irgend drängt.

„Hafiz Pascha hatte, als wir in Nisib links (strategisch) umgangen waren, bestimmt verweigert, nach Biredschik zurückzugehen, es sei aïb (Schande). Ich forderte darauf meine Ent-

lassung und Pässe nach Konstantinopel, unmittelbar bevor die Schlacht begann.

„Mühlbach, Laue und ich sind wohl und zusammen vom Schlachtfelde ohne Aufenthalt hierher geritten. Noch fehlen alle Nachrichten. Wir kommen wahrscheinlich zu Euch. — Es kommt jetzt darauf an, irgend ein Heer, etwa bei Kaisarieh, zusammenzubringen. Adieu, der Tartar geht fort. Eine halbe Stunde noch ausgehalten, und vielleicht war Ibrahim Pascha verloren. Er griff von Biredschik her an. Moltke."

Aus den gesperrt gedruckten Worten ergibt sich die Thatsache, daß Moltke, wie ein geborener Feldherr, unmittelbar nach der Niederlage sogleich den Blick wieder darauf gerichtet hat, auf welche Weise die Folgen abzuwenden und die strategische Lage wieder herzustellen sei. Zu diesem Zweck will er offenbar die noch verfügbaren türkischen Streitkräfte an einem Punkt vereinigen, von dem aus man sowohl einem Vordringen der Ägypter durch die cilicischen Pässe auf Konstantinopel entgegentreten, als auch, falls der Feind der Taurusarmee folgte, diese aufnehmen konnte. Als den hierfür geeigneten Punkt bezeichnet er Kaisarieh. Auch Vincke schloß sich dieser Ansicht an. Aber es ist in diesem Feldzuge das Verhängnis der preußischen Offiziere gewesen, daß keiner ihrer guten Ratschläge befolgt wurde. Auch in dem vorliegenden Falle verhinderte dies der Unverstand der türkischen Generale und ihre gegenseitige Eifersucht.

Nach einem viertägigem Aufenthalte der drei preußischen Offiziere in Marasch, der zu ihrer Erholung dringend notwendig war, brachen sie auf, um das Korps Isset Mehemeds aufzusuchen. Sie vermuteten es auf dem Marsche von Kaisarieh nach Albistan und beschlossen daher zunächst nach Göksin zu gehen, von wo Moltke die Wege nach beiden Richtungen kannte. Der Ritt über den Taurus auf schwierigen Saumpfaden, immer in der Besorgnis von den räuberischen Bergvölkern angegriffen zu werden, war äußerst beschwerlich und reich an Entbehrungen. In Göksin fanden sie am Abend des dritten Tages einen zu dem Korps Isset Paschas

gehörigen Wagenzug, so daß also die Verbindung hergestellt war. Isset Pascha — so hieß es — sei in der Nähe von Albistan. Noch in der Nacht ritten daher die preußischen Offiziere dorthin weiter und erreichten am 4. Juli Morgens Jarpus. Hier erfuhren sie, daß sich das türkische Korps bei Kaverdschinlik, einige Stunden nordwestlich Albistan, befinde. In der That trafen sie es hier auch an, und wurden von Vincke nach besten Kräften aufgenommen.

Isset Mehemed Pascha hatte Anfang Juni aus Konstantinopel den Befehl erhalten, von Angora nach Marasch vorzumarschieren. Er hatte sich jedoch Zeit genommen und war, als die Schlacht von Nisib geschlagen wurde, erst in Kaisarieh eingetroffen. Von dort führte, wie früher angegeben wurde, nur eine einzige für alle Truppen gangbare Straße auf dem weiten Umwege über Siwas und Malatia über den Taurus. Diese zu wählen fehlte aber die Zeit, und so entschloß sich Isset Pascha die Richtung auf Albistan zu nehmen, um von hier aus, indem er immer noch Marasch als Ziel festhielt, den Taurus zu überschreiten. Da erfuhr er, in Ekrek angekommen, durch den Brief Moltkes an Vincke vom 26. Juni die Niederlage von Nisib. Vincke riet nun dringend, den Vorschlag Moltkes zu befolgen und nach Kaisarieh zurückzugehen; allein der Pascha wollte davon nichts wissen. Marasch gab er zwar jetzt auf, wollte sich aber über Albistan nach Behesne wenden, wo man Hafiz Pascha vermutete. Es wurde denn auch der Marsch dahin angetreten und zwar von Ekrek über Saris und Kaverdschinlik. Letzterer Ort wurde am 4. Juli erreicht, aber das Korps war durch die schwierigen Wege und infolge der mangelhaften Verpflegung bereits in einen Zustand halber Auflösung geraten.

In Kaverdschinlik hieß es nun, Ibrahim Pascha sei mit 12,000 Ägyptern in Marasch angekommen. Diese Nachricht bewog Isset Pascha, sofort weiter nordwärts auszubiegen; es sollte zu diesem Ende schon am folgenden Tage aufs neue aufgebrochen werden. Dem widersprach aber Vincke auf das Entschiedenste, weil er voraussah, daß sich das Korps bei seiner jetzigen Verfassung auf einem Rück-

marsch völlig auflösen müsse. Und als der Pascha trotzdem auf seinem Willen bestand, forderte Vincke seine Entlassung, die ihm aber in der gröbsten Weise verweigert wurde.[86]

Eine Stunde nach diesem Vorgang war es, als Moltke, Mühlbach und Laue in Kaverdschinlik eintrafen. Auch ihre Vorstellungen bei Isset Pascha waren vergebens. Am 5. Juli wurde der Marsch nach Derindeh wirklich angetreten, wobei das Korps schon größtenteils auseinander lief. Da bei dieser Marschrichtung keine kriegerische Thätigkeit für sie mehr zu erwarten war, so hielten die preußischen Offiziere mit Einschluß Vinckes es für das Beste, sich zu Hafiz Pascha zu begeben, der inzwischen bei Malatia angekommen sein sollte. Sie verabschiedeten sich daher am 6. Juli von Isset Pascha und ritten am 7. und 8. nach Asbusu, wo sie in der That Hafiz Pascha antrafen. Das Korps Isset Paschas löste sich in den folgenden Tagen völlig auf, so daß nur die höheren Offiziere übrig blieben. Ein Gleiches geschah bei den Truppen Osman Paschas und den von Erzerum anrückenden Verstärkungen. Die Pforte besaß also jetzt außer dem Korps Hadschi Alis bei Koniah keine einzige kampffähige Truppenabteilung mehr.

In Malatia hatten sich von der Armee Hafiz Paschas nur etwa 8000 Mann zusammengefunden; alles Übrige war davongelaufen. Hätte Ibrahim Pascha nach der Schlacht von Nisib verfolgt, so wäre wohl die ganze Taurusarmee in alle Winde zerstoben. Allein das ägyptische Heer blieb bei Nisib und im Lager von Biredschik stehen und that sich an den dortigen reichen Vorräten gütlich. Erst nach einiger Zeit schickte Ibrahim je eine Kolonne nach Marasch und Urfa. Bevor er aber weiter vordringen konnte, erhielt er von Mehemed Ali ein Schreiben, worin ihm der Übergang über den Taurus verboten wurde. Inzwischen hatte nämlich die französische Regierung eine diplomatische Vermittlung zwischen der Pforte und dem Ägypter ins Werk gesetzt, und Mehemed Ali hielt es aus politischen Gründen für angezeigt, sich zunächst mit den bisher errungenen Vorteilen zu begnügen.

Hafiz Pascha hätte also die Neubildung seines Heeres in aller Ruhe vornehmen können, allein es war ihm wenig daran gelegen. Ein türkischer General, der nicht zu siegen versteht, ist seiner Stellung, oft auch seines Kopfes nicht sicher. Hafiz Pascha, der Seraskier des Orients, fühlte, daß er den Befehl nicht mehr habe, und ließ daher den Dingen ihren Lauf.

Am 10. Juli traf in Asbusu, wo das türkische Hauptquartier verblieben war, die Nachricht von dem Tode des Sultan Mahmuds ein. Zugleich wurde die demnächstige Ankunft eines Abgesandten des neuen Sultans angekündigt. Am 22. Juli traf dieser ein und überbrachte die Meldung von der Entsetzung Hafiz Paschas von dem Oberbefehl und zugleich die Rückberufung der preußischen Offiziere nach Konstantinopel. Hiermit wurde deren dringendster Wunsch erfüllt. Von einer ersprießlichen Thätigkeit bei der Armee hätte unter den jetzigen Verhältnissen doch nicht mehr die Rede sein können, freiwillig noch länger zu bleiben verspürte aber keiner von ihnen die geringste Lust.

Werfen wir am Schlusse dieses Abschnittes einen Blick zurück auf die kriegerische Thätigkeit Moltkes in Kleinasien, so treten uns bereits hier bei ihm manche jener Eigenschaften entgegen, die späterhin, weiter entwickelt und gefördert, die Ursachen seiner Erfolge gebildet haben. Diese Eigenschaften sind solche des Verstandes und des Charakters.

Was die Verstandesthätigkeit Moltkes in dieser Zeit betrifft, so zeigt sie sich vor Allem in dem scharfen Erfassen der natürlichen Grundlagen für einen glücklichen Ausgang der Unternehmungen, an denen er beteiligt war. Wenige Wochen bereits, nachdem er den Boden Kleinasiens betreten, hat er erkannt, daß der Krieg zwischen der Pforte und Ägypten unvermeidlich sei, und sofort richtet er den Blick darauf, wie die günstigsten Vorbedingungen für die Entscheidung geschaffen werden könnten. Dies ergibt sich

zum Teil schon aus seinen gedruckten „Briefen aus der Türkei", weit mehr aber noch aus dem ungedruckten Schriftwechsel der drei preußischen Generalstabsoffiziere. Nicht ohne Bewunderung und Genugthuung erkennt man daraus, welche Fülle von gediegenem Wissen und klarer Erkenntnis in betreff der Grundlagen kriegerischer Erfolge allen Dreien innewohnte, wie aber namentlich Moltke, obschon der jüngste, doch derjenige gewesen ist, von dem die meiste Anregung ausging und auf dessen Urteil die beiden Anderen große Stücke hielten. Vincke, ein überaus klarer Kopf und hochgebildeter Offizier, spricht in seinen Briefen nur mit der größten Hochachtung von seinem Kameraden Moltke und stellt dessen Meinungen fast immer als die maßgebenden hin. Selbst da, wo er anfänglich in seiner Auffassung abweicht, sucht er diesen Unterschied zu erklären oder auszugleichen, und mehr als einmal hat er sich nachträglich zu den Ansichten Moltkes bekehrt. Daß diese in der That fast durchweg das Richtige trafen und auch von der nachträglichen Kritik gebilligt werden können, wurde bei der Darstellung der Ereignisse selbst zu zeigen versucht.

In noch höherem Grade, als die Verstandesseite treten jedoch bei dem Verhalten Moltkes in dieser Zeit die Vorzüge seines Charakters hervor, und gerade diese sind es, die uns in ihm den zukünftigen Feldherrn ahnen lassen. Bildet doch bei jedem Truppenführer die Fähigkeit des richtigen militärischen Denkens nur den kleineren Teil seines Wertes. Erst durch die Eigenschaften der Entschlußkraft, der Kühnheit, der Beharrlichkeit, der Kaltblütigkeit wird dieser Wert zu einem vollen Ganzen, das sich in Thaten umsetzen läßt. Und gerade von solchen Eigenschaften zeigt uns Moltke während seines Wirkens bei der Taurusarmee nicht nur die Anfänge, sondern bereits ein hohes Maß. Wir bekommen den Eindruck, es mit einem ganzen Manne zu thun zu haben, der weiß, was er will, und der sich weder durch äußere Hindernisse noch durch Menschenfurcht von dem Wege abhalten läßt, den er für den richtigen erkannt hat. In dieser Beziehung muß uns namentlich sein Auftreten gegenüber Hafiz Pascha kurz vor der

Schlacht bei Nisib als der Ausfluß eines berechtigten Selbstbewußtseins erscheinen, das in dem Gefühl von der inneren Richtigkeit des eigenen Urteils wurzelte.

In diesem Sinne dürfen wir also die schwere Zeit, die Moltke in den Jahren 1838 und 1839 durchgemacht hat, als einen Prüfstein ansehen, an dem das Schicksal seinen Wert als Soldat und Mensch gemessen und für voll befunden hat.

13. Heimkehr.

Hafiz Pascha hatte zugleich mit der Nachricht seiner Enthebung von dem Oberbefehl über die Taurusarmee die Anweisung erhalten, sich wieder auf seinen früheren Posten als Muschir von Siwas zu begeben. Erst später sollte er sich in Konstantinopel darüber verantworten, daß er aus eigener Machtvollkommenheit den unglücklichen Krieg und die Niederlage bei Nisib herbeigeführt habe.[87] Die vier preußischen Offiziere begleiteten daher den Pascha bis Siwas und verabschiedeten sich hier von ihm Ende Juli, um nach Samsun zu gehen, von wo sie mit dem Dampfschiff nach Konstantinopel zurückkehren wollten. Moltke und Mühlbach erhielten von dem Pascha jeder ein Zeugnis über ihre Thätigkeit bei der Taurusarmee und ein Empfehlungsschreiben an den Seraskier in Konstantinopel. Das Zeugnis für Moltke lautete folgendermaßen: „Das gegenwärtige Schreiben ist ausgestellt, um der Wahrheit gemäß zu bescheinigen, daß der preußische Offizier Baron Bey, der mir von der ottomanischen Regierung beigegeben war, sich zuerst bei mir im Kriege gegen die Kurden von Dschesireh und Gharsann und sodann im kaiserlichen Lager bei Nisib befunden hat. Er hat seine Pflicht als ein treuer und tapferer Mann von Anfang seines Auftrags an bis zu diesem Augenblick gethan und sich seiner Aufträge in vollkommenster Weise entledigt. Ich bin gleichmäßig Zeuge davon gewesen, daß dieser Offizier Beweise von Mut und Kühnheit gegeben und der ottomanischen Regierung in Treue, und indem er sein Leben einsetzte, gedient hat. Demnach bin ich in

allen Hinsichten mit ihm zufrieden gewesen. Den 17. Djemasi-el-ewel 1255.*) gez. Mehemed Hafiz."

Vincke brach schon am 28. Juli nach Samsun auf, um den dort am 3. August abgehenden Dampfer noch zu erreichen. Moltke und Laue entschlossen sich erst am 30. Juli ganz plötzlich dazu, obwohl die Zeit äußerst knapp war; Mühlbach folgte erst einige Zeit später. Ein Tartar unternahm es, sie für 500 Piaster rechtzeitig nach Samsun zu bringen. In fast ununterbrochenem scharfen Ritt ging es ungefähr auf demselben Wege, den Moltke und Mühlbach im Frühjahr 1838 in umgekehrter Richtung gezogen waren, über Tokat und Amasia zur Meeresküste, die am 2. August erreicht wurde.

Mit lauten Freudenrufen begrüßten die Reisenden, wie die Griechen Xenophons, die „flimmernde See". Der eine Schritt auf das österreichische Dampfschiff, auf dem sie Vincke bereits vorfanden, führte sie aus jahrelangen Entbehrungen in die Bequemlichkeiten und Genüsse des Abendlandes zurück. Da gab es Tische, Stühle, Spiegel, Bücher, Messer und Gabeln, — lauter Dinge, deren Gebrauch man beinahe verlernt hatte, und mit einer Flasche Champagner konnten die preußischen Offiziere den Geburtstag ihres Königs feiern.

Am 4. August abends warf das Dampfschiff Anker im Goldenen Horn. Überall in Konstantinopel wurden die preußischen Offiziere aufs Beste empfangen, doch fanden sie Vieles verändert. Am 30. Juni war, wie bereits erwähnt, Sultan Mahmud gestorben, noch bevor er den unglücklichen Ausgang der Schlacht von Nisib erfahren hatte. Der Schmerz, seinen Lieblingswunsch, die Demütigung Mehemed Alis, vereitelt zu sehen, war ihm also erspart worden. Sein Sohn und Nachfolger Abdul Meschid war ein schmächtiger, junger Mann von noch nicht 17 Jahren, mit blassem, ernstem Antlitz. „Er hat wohl Ursache ernst zu sein," schrieb Moltke in einem Briefe. Die Aussichten der türkischen Herrschaft

---

*) 29. Juli 1839.

standen trauriger denn je. Unmittelbar nach dem Tode Mahmuds II. war der treulose Kapudan Pascha Achmed Fewzi, der vorher am eifrigsten zum Kriege gedrängt hatte, mit der ganzen Flotte zu Mehemed Ali übergegangen. Damit erhielt der Ägypter nun auch zur See eine fast unbeschränkte Macht, und bei der mangelhaften Befestigung der Dardanellen vermochte er die türkische Hauptstadt sogar unmittelbar zu bedrohen. Wie diese Gefahr späterhin durch das Eingreifen einiger europäischer Mächte — der sogenannten Quadrupelallianz Österreichs, Englands, Preußens und Frankreichs — abgewendet und die Macht des Ägypters gebrochen wurde, gehört indes nicht mehr in den Rahmen eines Lebensbildes Moltkes, da dieser hieran keinen Anteil hatte.[88]

Auch der Seraskier hatte inzwischen gewechselt. An Stelle Sayd Paschas war wieder sein Schwager Halil getreten, der den Posten schon einmal bekleidet hatte. Nur der alte Chosref hielt sich immer noch, war sogar Großvezier geworden und führte an Stelle des jungen Sultans die Regierungsgeschäfte fast unbeschränkt. Er empfing die preußischen Offiziere bald nach ihrer Ankunft, ließ sich von ihnen über Alles berichten, was sie erlebt und beobachtet hatten, und beauftragte im Besonderen Moltke, ihm einen schriftlichen Bericht über alle Vorgänge bei der Taurusarmee seit ihrem Aufbruch von Malatia einzureichen. Moltke bemühte sich, sowohl in diesem Schreiben wie auch mündlich, Hafiz Pascha, dem man in Konstantinopel gern alle Schuld für das Vorgefallene aufbürden wollte, von den ihn nicht treffenden Vorwürfen zu entlasten. Er zeigte, wie der Pascha wohl bei Nisib Fehler gemacht, an den tiefer liegenden Ursachen der Niederlage dagegen schuldlos gewesen sei. In ähnlicher Weise sprachen sich auch Moltkes Kameraden aus, und es ist anzunehmen, daß ihr Urteil nicht ohne Einfluß auf das Verhalten der türkischen Regierung gegen Hafiz gewesen ist.

Fast noch mehr aber mußte den preußischen Offizieren daran gelegen sein, daß man nicht ihnen selbst die Schuld an dem Vorgefallenen aufbürde, wozu einzelne mißgünstige Personen die größte Lust bezeigten. Moltke schrieb daher auf Veranlassung seiner Kameraden

und des preußischen Gesandten einen Aufsatz über die Schlacht bei Nisib und die vorhergehenden Ereignisse, der vom Grafen Königsmarck dem österreichischen und russischen Gesandten sowie einigen anderen einflußreichen Persönlichkeiten vorgelegt wurde.[89] Infolge dessen verstummten die Beschuldigungen sehr bald, ja die türkischen Behörden beeilten sich, den preußischen Offizieren ihre volle Zufriedenheit mit ihrem Verhalten auszusprechen. Chosref und Halil Pascha drückten sogar den Wunsch aus, die Offiziere im nächsten Frühjahr wieder in Konstantinopel zu sehen, da man gern ihre Dienste von Neuem in Anspruch nehmen wolle.

Inzwischen war aber von Berlin aus der Befehl zur Rückkehr für Vincke, Moltke und Mühlbach eingetroffen. Einerseits ging die im Voraus bestimmte Zeit ihres Kommandos zu Ende, andererseits hatten sie selbst durch Fischer bereits im Frühjahr um ihre Ablösung durch andere Offiziere bitten lassen.[90] Während Mühlbach noch bis zum 9. Oktober in Konstantinopel verweilte, reisten Moltke und Vincke — dieser in Begleitung seiner Gattin — am 9. September mittags mit dem Dampfschiff ab. Die Fahrt sollte zunächst auf dem Schwarzen Meer bis zur Mündung der Donau gehen und dann diesen Fluß hinauf, wenn möglich bis Wien. Am 10. mittags wurde Varna angelaufen und erst am 12. bei besserem Wetter durch die Sulinamündung der Donau Braila erreicht, wo das Schiff gewechselt werden mußte. Am 15. ging es dann weiter über Rustschuk und Widdin bis zum „Eisernen Thor" bei Kladowa. Hier wurde das Dampfschiff verlassen und ein Kahn bestiegen, den zwanzig Ochsen über die Stromschnellen bis Neu-Orsowa hinaufzogen. In Neu-Orsowa hatte Moltke im Oktober 1835 zum erstenmal den Boden der Türkei betreten, und nun verließ er das Land nach vier ereignisreichen Jahren an demselben Orte.

Bei Alt-Orsowa mußten die Reisenden auf österreichischem Boden vom 22. September bis 1. Oktober wegen der in der Türkei herrschenden Pest Quarantäne halten, dann wurde auf dem Dampfer „Franz I.", dem nämlichen, der Moltke 1835 von Pesth nach Orsowa gebracht hatte, die Reise stromaufwärts fortgesetzt. In der Nacht

vom 6. zum 7. Oktober erkrankte Moltke an einem heftigen Fieber, so daß er in Pesth ans Land geschafft werden mußte. Da er keinen Diener mit sich führte, so opferten sich Vincke und dessen Frau und blieben zu seiner Pflege bei ihm.

Erst am 28. Oktober vermochte Moltke für kurze Zeit das Bett zu verlassen; trotzdem bestand er darauf, schon am anderen Tage die Reise zu Schiff fortzusetzen. Als unterwegs bei kaltem, regnerischem Wetter das Schiff gewechselt werden mußte, erkältete er sich von Neuem und bekam einen ernsten Rückfall In Preßburg stellte sich außerdem heraus, daß das Schiff nicht bis Wien weitergehen konnte. Es mußte daher für die Fortsetzung der Reise ein bedeckter Planwagen genommen werden; Moltke war so schwach, daß er nicht sitzen konnte, sondern von Vincke und Frau in den Wagen gelegt werden mußte, während sie selbst in einer Kalesche nach Wien vorausfuhren. In Wien hütete Moltke noch fast zwei Wochen das Bett. Der Arzt erklärte sein Leiden für ein Gallenfieber; Vincke deutet in einem Briefe an, daß es wahrscheinlich mit dem bei Nisib gehabten Ärger zusammenhänge. Jedenfalls konnte Moltke am 14. November, als Vincke mit seiner Gattin über Breslau nach Berlin zurückkehrte, sie noch nicht begleiten. Anfang Dezember traf Mühlbach in Wien ein und besuchte Moltke, den er immer noch sehr schwach fand. Erst gegen die Mitte des Monats hatte Moltke sich soweit erholt, daß er weiter reisen konnte; über München, Augsburg und Nürnberg traf er am 27. Dezember 1839 wieder in Berlin ein.

Zweites Buch.

Von der Rückkehr aus der Türkei bis zur Ernennung zum Chef des Grossen Generalstabes.

1840—1857.

14. Wiederverwendung im Generalstabe und Verlobung.

So war denn Moltke nach vierjähriger Abwesenheit endlich wieder in der Heimat! Welche Fülle von Ereignissen und Erlebtem lag in dieser Spanne Zeit, wie war sein geistiger Gesichtskreis erweitert, sein ganzes inneres und äußeres Wesen gefestigt und gestärkt, welche Summe von Erfahrungen und Kenntnissen hatte er in sich aufgenommen! Als ein Strebender, Werdender war er gegangen, als ein in der harten Schule des Lebens gereifter Mann kehrte er zurück. Vier Jahre in der Fremde zugebracht mit der Aufgabe, Menschen zu unterrichten und zu leiten, über tausend Dinge sich ein sicheres Urteil zu bilden, von denen ein anderer kaum jemals hört, sich in Fragen der tiefsten und schwierigsten Art zu versenken, fortwährend Beweise von Entschlossenheit, Takt und Besonnenheit ablegen zu müssen, endlich seinen Körper den größten Anstrengungen auszusetzen, — das reicht hin, um einer Persönlichkeit für das kommende Leben ihre Richtung vorzuzeichnen. Moltke kehrte aus dem Orient heim als ein Mann, an dem nicht mehr viel zu ändern war, als ein fertiger, in sich abgeschlossener Charakter. Er wußte und fühlte dies auch, und gern erzählte er noch in seinen letzten Lebensjahren von jener ereignisreichen Zeit, die ihm zum erstenmal Gelegenheit gegeben hatte, seine Fähigkeiten zu erproben, Überflüssiges oder Einseitiges abzustoßen und sich in der Überwindung von Schwierigkeiten und Gefahren zu bilden und zu stählen.

Vor allem aber brachten diese vier Jahre auch eine gewaltige Erweiterung und Vertiefung seines militärischen Wissens und Könnens. Er gehörte zu den sehr wenigen preußischen Offizieren seiner Altersklasse, die den Krieg aus eigener Anschauung kannten. Er hatte, seiner untergeordneten Stellung entrückt, in entscheidender Weise in den Gang kriegerischer Ereignisse eingreifen dürfen, und zwar in einem Alter, in dem seine Kameraden in der Heimat sich noch mit der Führung kleinster Truppenkörper begnügen mußten. Es war ihm vergönnt gewesen, die erworbenen Kenntnisse auch vor dem Feinde durch die That zu verwerten und seinen Geist an wichtigen Entschlüssen, von denen Tausende von Menschenleben abhingen, zu schulen. In diesem Sinne darf man sagen, daß er in der Türkei den Grund zu seinem künftigen Feldherrntum gelegt habe.

Gleich nach seiner Ankunft in Berlin meldete sich Moltke bei seinen Vorgesetzten, die ihn mit Wohlwollen und Anerkennung für das Geleistete empfingen. Eine sichtbare Belohnung hatte er bereits vorher von seinem Könige erhalten, indem dieser ihm, sowie Mühlbach „zum Beweise Seiner Zufriedenheit mit ihren Dienstleistungen während ihres Kommandos nach der Türkey“ am 29. November den Orden pour le mérite verlieh, während die anderen Gefährten, v. Vincke und Fischer, die an keinem Gefecht teilgenommen hatten, mit dem roten Adlerorden IV. Klasse ausgezeichnet wurden.[91] Moltke trat sogleich nach seiner Rückkehr wieder in den Großen Generalstab ein und begann hier seine frühere, gleichmäßige Thätigkeit, die ihn nach den vorhergegangenen, stürmisch bewegten Erlebnissen wohl sonderbar angemutet haben mag.

Übrigens fand er Manches in der Heimat verändert, sowohl in seiner Familie, als auch in den allgemeinen politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Schon am 27. Mai 1837 war seine Mutter gestorben, und wenn er diesen Verlust wohl inzwischen auch verschmerzt haben mochte, so war ihm damit doch die eigentliche Heimat verloren gegangen. Denn sein Vater, der am 3. Februar

1839 seinen Abschied als dänischer Generalleutnant genommen hatte und in Wandsbeck lebte, besaß keine rechte Häuslichkeit, sondern befand sich meistens auf Reisen. Helmuths Schwestern waren inzwischen alle vermählt, und auch die Brüder hatten sich eigene Familien gegründet. Er allein von allen Geschwistern war noch unverheiratet und kam sich zuweilen mitten in dem rauschenden Leben der Hauptstadt recht einsam vor. Um so inniger schloß er sich an seine Freunde und Verwandten an; wiederholt fordert er in seinen Briefen die Brüder auf, ihn in seiner hübschen Wohnung in Berlin am Potsdamer Platz zu besuchen.

Auch in den inneren und äußeren politischen Verhältnissen des Vaterlandes hatte sich ein unverkennbarer Wechsel vollzogen. Die lange, friedens- und segensreiche Regierung Friedrich Wilhelms III. ging ihrem Ende entgegen. Der König kränkelte seit einiger Zeit, und bei seinem hohen Alter mußte man auf ein baldiges Abscheiden gefaßt sein. So lange er lebte, hatten sich die zahlreichen Wünsche nach einer Umgestaltung der öffentlichen und staatlichen Zustände in Preußen zurückgehalten, weil es sich fast von selbst zu verstehen schien, daß Niemand dem allseitig verehrten und geliebten Herrscher die wohlverdiente Ruhe des Greisenalters störte. Dennoch vermochte sich auch der preußische Staat, dessen festes Gefüge bisher von den Wogen der politischen Erregung im übrigen Deutschland und Europa wenig berührt worden war, der Notwendigkeit eines zeitgemäßen Ausbaues seiner inneren und äußeren Einrichtungen kaum noch zu verschließen. Preußen war nicht mehr das kleine, zerrissene, arme Land aus dem Anfang des Jahrhunderts, das nur durch das Gewicht seiner militärischen Kraft Bedeutung besessen hatte. Durch die Gebietserwerbungen von 1815 wenigstens in seinem östlichen Hauptteil zu einer gewissen Abrundung gelangt, war es langsam aber stetig in seine dadurch geschaffene Großmachtstellung hineingewachsen. Handel und Industrie, Ackerbau und Gewerbe hatten sich in der langen Friedenszeit von ihrem gänzlichen Darniederliegen nach den Befreiungskriegen erholen, und wenn auch keine Reichtümer, so doch einen bescheidenen

Wohlstand schaffen können. Je mehr aber der Staatskörper sich so mit rührigem Leben füllte, um so deutlicher trat die Notwendigkeit hervor, von der bisherigen patriarchalischen Regierung im Inneren und der allzu großen Genügsamkeit nach Außen zu einer freieren Bethätigung der Kräfte der Nation nach allen Richtungen überzugehen. Noch lag zwar Vieles wie in einem Banne, scheinbar ruhig und in gleichmäßigem Verlauf, allein schon regten sich im Grunde des Staates die Triebe, die nach oben drängten, und bald kam die Zeit, wo auch Preußen in den stärksten Wirbel einer tiefgehenden politischen Bewegung hineingezogen werden sollte.

Ähnlich lagen die Verhältnisse in der preußischen Armee. Auch hier war scheinbar Alles beim Alten geblieben, ein Wechsel der leitenden Persönlichkeiten fand selten statt, die höheren Führer stammten größtenteils noch aus der Zeit der Befreiungskriege und wurzelten mit ihrem ganzen Fühlen und Denken in den Verhältnissen der alten Armee. Durchgreifende Änderungen hatten daher nirgendwo stattgefunden, vielmehr waren alle Einrichtungen noch ungefähr dieselben, wie sie sich als Folge der Kriegszeit von 1806—15 entwickelt hatten. Und doch lebte bereits in den Herzen vieler, namentlich der jüngeren Offiziere, das Bewußtsein, daß es auf die Dauer nicht so bleiben könne, daß manche Schäden einer dringenden Abhilfe bedürften, wenn auch freilich erst die Mobilmachungen von 1848, 1850 und 1859 den endgültigen, unwiderleglichen Beweis für die Unhaltbarkeit der jetzigen Einrichtungen erbringen sollten.

Diese ganze Lage der Dinge ist sicherlich dem scharfen Blick Moltkes nicht entgangen, indessen gaben ihm weder seine dienstlichen, noch seine persönlichen Verhältnisse besondere Veranlassung, sich schriftlich darüber zu äußern. Die wenigen uns erhaltenen Briefe aus dieser Zeit berühren öffentliche Angelegenheiten fast gar nicht, sondern handeln zumeist nur von den eigenen.

Moltke beschäftigte sich während des Winters damit, in Gemeinschaft mit seinen Kameraden v. Vincke und Fischer den früher mehrfach erwähnten umfangreichen Bericht über ihre Thätigkeit in der Türkei anzufertigen. Diese Arbeit, in der jeder der drei

Offiziere seinen Anteil gesondert geschildert hat, bildet ebensowohl ein beachtenswertes Denkmal jenes eigenartigen Abschnittes aus der Geschichte des preußischen Generalstabes, als auch ein erfreuliches Zeugnis für die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der solche Dinge überhaupt behandelt wurden.

Nicht im unmittelbaren Zusammenhange damit, aber teilweise dieselben Ereignisse und Verhältnisse berührend, verfaßte Moltke auch noch eine „Darstellung des Türkisch-Ägyptischen Feldzuges im Sommer 1839". Diese Arbeit bietet eine fortlaufende kritisch gehaltene Schilderung des Gesamtverlaufes der Ereignisse des syrischen Krieges. Auf Befehl des Chefs des Generalstabes wurde sie durch Umdruck vervielfältigt und mit zwei lithographierten Karten versehen den Offizieren des Generalstabes sowie einer Anzahl anderer militärischer Persönlichkeiten zum Studium zugänglich gemacht.

Moltke erwartete für Anfang April des Jahres 1840 eine Änderung in seiner dienstlichen Stellung; er hoffte zum Generalstabe eines Armeekorps versetzt zu werden, um sich dort mit den Pflichten eines Truppen-Generalstabsoffiziers vertraut zu machen. Doch dauerte es diesmal bis zum 18. April, bevor die Allerhöchste Kabinetsordre erschien. Sie brachte Moltke die Versetzung als jüngster Offizier zum Generalstabe des IV. Armeekorps (Provinz Sachsen). Kommandierender General dieses Korps war Prinz Karl von Preußen K. H., der drittälteste Sohn des regierenden Königs. Da Prinz Karl infolge seiner Eigenschaft als Mitglied des Königlichen Hauses den größten Teil des Jahres in der Hauptstadt anwesend sein mußte, so war auch das Generalkommando ganz nach Berlin verlegt worden, und Moltke brauchte daher weder Ort noch Wohnung zu wechseln. Seine neue dienstliche Stellung brachte ihn viel in Berührung mit hochgestellten Persönlichkeiten und führte ihn naturgemäß auch an den Hof. Hierdurch erwarb er sich bereits jetzt über mancherlei Verhältnisse ein Urteil, das ihm später von Nutzen sein sollte, als er in noch nähere Beziehungen zur königlichen Familie trat. Prinz Karl erwies ihm von Anfang an großes Wohlwollen, das Moltke sich

durch die ihn in so hohem Maße auszeichnenden Eigenschaften des Fleißes, des Taktes und der Gewissenhaftigkeit noch besonders zu verdienen wußte. Der Prinz nahm ihn auch am 1. Juni mit zu einer Besichtigungsreise der Landwehr im Bezirk des IV. Armeekorps, die bis zum 20. Juni dauern sollte, aber schon nach wenigen Tagen durch ein Ereignis unterbrochen wurde, das den Prinzen eiligst nach der Hauptstadt zurückrief.

Am 7. Juni 1840 hauchte nämlich König Friedrich Wilhelm III. seine edle Seele aus. Eine tiefe und aufrichtige Trauer ging durch das ganze preußische Volk, das die Gerechtigkeit, Ehrliebe, Rechtschaffenheit und Gottesfurcht des Königs wohl zu würdigen wußte und ihm dankbar war, weil er es verstanden hatte, dem Lande 25 Jahre lang einen segensreichen Frieden zu erhalten. Sein einfaches, schlichtes, jedem überflüssigen Prunk abholdes Wesen hatte gerade bei dem nüchternen preußischen Volke, das in dem Könige seine besten Eigenschaften verkörpert sah, volles Verständnis gefunden. Der für einen Herrscher ehrenvollste Beiname des „Gerechten", den ihm die Nation verlieh, gab Zeugnis, wie richtig sie das innerste Wesen Friedrich Wilhelm III. erkannt hatte.

Ihm folgte sein Sohn Friedrich Wilhelm IV. War unter dem verstorbenen Könige ein Zurückhalten mancher Wünsche nach zeitgemäßen Neuerungen als geboten erschienen, so hofften Viele jetzt in der Person seines Nachfolgers einen um so bereitwilligeren Förderer des allgemeinen Verlangens nach größerer politischer Selbständigkeit zu finden. Das für alles Gute, Edle und Schöne warm empfindende Herz des Königs, seine hervorragende geistige Begabung machten ihn in der That für eine freiere Auffassung des Verhältnisses zwischen Regierung und Volk besonders empfänglich. Andererseits aber hielt er ebenso fest an seiner angestammten Würde des gottbegnadeten Fürstentums. Von deren Bedeutung war er aufs Tiefste durchdrungen, ja sie bildete geradezu den Kern und Mittelpunkt seiner gesamten sittlichen und politischen Anschauungen. Zu dieser Überzeugung hatten ihn mit einer gewissen inneren Notwendigkeit seine Lebensschicksale geführt. Schon als Knabe vor dem

Kriegsfürsten der französischen Revolution in den äußersten Winkel des zertrümmerten Vaterlandes geflüchtet, war er aufgewachsen in dem tiefsten Abscheu vor jeglichem Umsturz oder gewaltsamer Neuerung. Nur in einem mächtigen Königtum sah er die Stütze auch der neuzeitlichen Staatengebilde. Die Krone, die er selber trug, schien ihm von einem Glanze umflossen, der alle Rechte in sich schloß. Nur dann, wenn der Herrscher von seinen Gerechtsamen den Unterthanen einen Teil freiwillig einräume, könne dies Geschenk eine segensreiche Dauer gewinnen, während ein Recht, eigenmächtig erzwungen, stets zum Unheil gereichen müsse.

Des Königs hochfliegender Geist bewegte sich in einer Welt von Idealen, durch deren Verwirklichung er das Glück und Gedeihen seines Landes zu begründen strebte. Schiller schien den Ausspruch: „Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke, und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort" für Friedrich Wilhelm IV. geschrieben zu haben. Zur Erreichung seiner Ziele hätte der König aber Männer finden müssen, die dem hohen Fluge seiner Gedanken über Kunst, Wissenschaft, Religion und Politik zu folgen vermochten und im stande waren, sie in das praktische Leben zu übertragen. Allein gerade die Erfüllung dieses Wunsches ist ihm versagt geblieben.

Dagegen hat König Friedrich Wilhelm IV., namentlich in der ersten Zeit seiner Regierung, mit Eifer und Erfolg an einer Umgestaltung und Verbesserung mancher veralteten Heereseinrichtung gearbeitet. Es war dem Könige schon als Kronprinz nicht entgangen, und scharfblickende Offiziere hatten oft genug darauf hingewiesen, daß die preußische Armee durch ihr allzu treues Festhalten an den von den Befreiungskriegen her überlieferten Einrichtungen einer gewissen Erstarrung verfallen war, die mit dem Wechsel fast aller inneren und äußeren Verhältnisse im lebhaften Widerspruch stand. Solange Friedrich Wilhelm III. lebte, war hieran wenig zu ändern gewesen, denn der König hätte sich in neue Verhältnisse und Personen nur schwer zu finden vermocht. Für seinen Nachfolger dagegen lag kein Grund vor, an Veraltetem und Überlebtem festzuhalten.

Bereits wenige Monate nach seinem Regierungsantritt berief daher Friedrich Wilhelm IV. für den zurücktretenden Kriegsminister v. Rauch den General der Infanterie v. Boyen zur Übernahme dieses Postens und stellte damit den richtigen Mann an die richtige Stelle. Trotz seines hohen Alters — er war schon im Jahre 1771 geboren — besaß v. Boyen noch die vortrefflichsten Eigenschaften für die Stellung eines obersten Heeresverwalters. Unter seiner Leitung wurden von 1841 bis November 1847 zahlreiche segensvolle Neuerungen ins Leben gerufen, die in einer Reihe von Gesetzen und Vorschriften ihren Ausdruck fanden. Die preußische Armee kann Friedrich Wilhelm IV. nicht dankbar genug sein, daß er zu diesem Werke seine Hand geboten und es trotz widerstrebender Einflüsse mit seinem königlichen Namen gedeckt hat.

Zunächst war es eine Umgestaltung des Exerzier-Reglements für die Infanterie, die sich als dringend notwendig erwies. Bisher hatte noch immer das Reglement von 1812 Geltung gehabt, allein es war in der langen Zeit seines Bestehens derartig mit Zusätzen, Erläuterungen und Ausführungsbestimmungen überladen worden, daß seine Brauchbarkeit erheblich gelitten hatte. Dieser Umstand in Verbindung mit dem 1839 begonnenen und 1845 beendeten Ersatz des alten Steinschloßgewehres durch die neue Perkussionswaffe gaben den entscheidenden Anlaß zu einer durchgreifenden Änderung.

Das Hauptverdienst hieran gebührt vor Allem dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem nachmaligen Könige Wilhelm I. Er hat von Anfang an zu den eifrigsten Befürwortern der Änderung des Exerzier-Reglements gehört und seinen ganzen Einfluß für die Durchführung eingesetzt. Dann aber darf sich auch der Generalstab ein gutes Teil des Verdienstes beimessen. Bereits am 29. Juli 1840 überreichte nämlich der Chef des Generalstabes der Armee, General Krauseneck, dem Könige eine Denkschrift, worin er auf die Mängel des bestehenden Reglements hinwies und Mittel zu ihrer Abstellung namhaft machte. Er bekämpfte hauptsächlich die allzu starre Gebundenheit der taktischen Formen und die Sucht, Alles möglichst gleichmäßig anordnen zu wollen. Mit Nachdruck wies

er darauf hin, daß alle reglementarischen Bestimmungen nur mit dem Maßstabe ihrer Kriegsbrauchbarkeit gemessen werden dürften. Nach diesen Grundsätzen hatte er auch bereits durch den Obersten v. Stockhausen vom Generalstabe das Reglement von 1812 einer Umarbeitung unterziehen lassen und reichte diese gleichzeitig mit seiner Denkschrift dem Könige ein. Der Entwurf des Obersten v. Stockhausen hielt zwar an dem alten Reglement als Grundlage fest, lehnte aber fast alle bisherigen Zusätze als mit dem Geiste einer naturgemäßen Fechtweise nicht vereinbar ab und suchte die erforderlichen Verbesserungen durch andere, nur vom Könige zu erlassende Nachträge zu bewirken.

Friedrich Wilhelm griff die Anregung Krauseneck's mit großem Eifer auf und übergab die weitere Behandlung der Frage zunächst dem Kriegsministerium und innerhalb dieser Behörde dem Allgemeinen Kriegsdepartement. Chef des letzteren war damals der Generalmajor von Reyher, der spätere Nachfolger Krauseneck's und Vorgänger Moltkes in der Stellung eines Chefs des Generalstabes, ein Mann, mit dessen Persönlichkeit und Wirken wir uns weiterhin noch eingehender zu beschäftigen haben werden. Schon hier tritt indes die Bedeutung Reyhers klar hervor. Er sprach sich sofort mit Bestimmtheit dahin aus, daß bloße Weglassungen oder Nachträge unter keinen Umständen ausreichen würden, um das veraltete Reglement zu einem kriegsbrauchbaren umzugestalten, es müsse vielmehr eine völlige Neubearbeitung namentlich der Abschnitte über die taktischen Formen für das Gefecht und die Leitung des letzteren stattfinden. Es gelang Reyher, den General v. Boyen für seine Ansicht zu gewinnen, und auf dessen Antrag setzte der König durch die Kabinetsordre vom 28. Oktober 1841 einen Ausschuß zur Durchsicht und Umarbeitung des alten Reglements ein. Vorsitzender und zugleich der eifrigste Förderer der ganzen Angelegenheit war der Prinz Wilhelm. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Entstehung des neuen Reglements im Einzelnen hier zu verfolgen. Nach mannigfachen Erwägungen, Umänderungen und Erweiterungen wurde ein erster Entwurf 1843

dem Könige vorgelegt, der zunächst dessen versuchsweise Einführung bei den Truppen anordnete. Nachdem die Probezeit 1846 beendet war, fand eine nochmalige Durchsicht und Schlußbearbeitung unter Benutzung der inzwischen gemachten Erfahrungen statt, und am 25. Februar 1847 konnte der König die endgültige Übergabe des neuen Reglements an die Armee befehlen.

Weitere militärische Neuerungen unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. und der Heeresverwaltung Boyens bezogen sich auf die Ehrengerichte und die Bestrafung des Zweikampfes, auf die Anpassung des Militär-Strafgesetzbuches und der Disziplinar-Strafordnung an die veränderten Anschauungen über die persönliche Würde der Militärpersonen, sowie endlich auf eine zeitgemäße Erweiterung und Umgestaltung der militärischen Unterrichtsanstalten. Gerade die wichtigsten und grundlegenden Lebensbedingungen der Armee, wodurch sie ihr geistiges Gepräge erhält, haben also in dieser Zeit eine durchgreifende Veränderung erfahren, und man geht wohl nicht fehl, wenn man die weitere innere Entwickelung des preußischen Heeres, insbesondere seiner moralischen und geistigen Grundlagen, auf die erwähnten Neuerungen während der Jahre 1841 bis 1847 zurückführt.

An allen diesen Arbeiten war Moltke freilich nicht unmittelbar beteiligt. Es ist überhaupt eines der augenfälligsten Merkmale bei der Entwickelung seiner militärischen Persönlichkeit, daß er niemals aus dem ihm durch seine Dienststellung angewiesenen Wirkungskreise in anderer Weise herausgetreten ist, als durch hervorragende Leistungen innerhalb des ihm gegebenen Rahmens. „The reputation of Moltke grew by degrees; in the fine words of the Roman poet, it was like the silent growth of a tree“,*) sagt ein englischer Schriftsteller**) mit vollem Recht.

---

*) „Das Ansehen Moltkes nahm nur Schritt für Schritt zu; es glich, nach dem schönen Ausdruck des römischen Dichters, dem unhörbaren Heranwachsen eines Baumes.“

**) W. O'Connor Morris: Great commanders of modern times. London 1891.

Nirgendwo zeigen sich Sprünge in seinem geistigen Emporsteigen, aber auch niemals tritt ein Stocken oder ein Rückschritt ein. Wie nach einem unabänderlichen Naturgesetz die Kristalle zu gleichmäßigen, kunstvollen Gebilden zusammenschießen, so vollzog sich die Entwickelung zum Heerführer in diesem Manne gleichsam mit innerer Notwendigkeit, ohne die Gunst äußerer Verhältnisse, fast ohne sein Zuthun. Er glich hierin der Frucht, die jeder gesunde Baum auf gutem Boden von selbst früher oder später zeitigen muß.

Wenn wir diesen Gesichtspunkt festhalten, so wird es uns nicht Wunder nehmen, daß das Leben Moltkes in den nun kommenden Jahren äußerlich so wenig Anhaltspunkte bietet für eine Beurteilung seiner militärischen Entwickelung. In seinen Briefen tritt diese fast gar nicht hervor, so daß es scheint, als ob die erste Zeit nach seiner Rückkehr aus der Türkei ihm nur geringe Förderung in seinem Lebensberuf gebracht habe. Dennoch würde eine solche Annahme ohne Zweifel fehlgreifen. Ein so für alle Eindrücke und Anregungen empfänglicher Geist, wie der Moltkes, ist sicher von den vorher erwähnten militärischen Reformbestrebungen und dem damit verbundenen Gedankenaustausch nicht unberührt geblieben, und zwar umsomehr, als ihm seine augenblickliche Dienststellung Gelegenheit gab, neben den Anschauungen der leitenden Kreise in Berlin auch diejenigen der Truppenoffiziere in der Provinz kennen zu lernen.

Was die äußeren Lebensschicksale Moltkes betrifft, so stellte es sich im Laufe des Jahres 1840 heraus, daß die Anstrengungen und Entbehrungen während der Feldzüge gegen Kurden und Ägypter und die im Herbst 1839 überstandene schwere Krankheit denn doch nicht spurlos an seinem sonst zähen und widerstandsfähigen Körper vorübergegangen waren. Seine Nerven waren angegriffen, auch litt er noch häufig am Wechselfieber. Er mußte sich daher im Herbst 1840 nach Beendigung der Manöver zu einer Badekur in Ilmenau entschließen, der eine Erholungsreise nach Unteritalien folgen sollte. Die Kur in Ilmenau war erst am 22. Oktober beendet, dann aber trat Moltke sofort die beschwerliche Fahrt mit der

Post über Koburg, Bamberg, Nürnberg und Ellwangen nach Stuttgart an, wo er den ersten mehrtägigen Aufenthalt nahm. Von hier ging es dann weiter über Tübingen, Basel, Schaffhausen, Zürich, Schwyz und über den St. Gotthard. Dieser Paß war bereits stark verschneit, und es kostete nicht unerhebliche Anstrengungen, ihn zu überschreiten. Die Reisenden mußten große Strecken zu Fuß im schmelzenden Schnee und durch übergetretene Gebirgswasser zurücklegen, da Fuhrwerke nicht zu folgen vermochten. Wer heute mit der Eisenbahn in wenigen Stunden die Alpen durchquert, vermag sich kaum vorzustellen, mit welchen Mühsalen noch vor 50 Jahren eine solche „Erholungsfahrt" verbunden war.

Auch Italien zeigte unserem Reisenden nicht sein freundlichstes Gesicht. Es regnete unaufhörlich, alle Bäche und Flüsse waren aus ihren Betten getreten, so daß sich das Weiterkommen stellenweise recht schwierig gestaltete. „Der trübe Himmel entstellte Alles. Die Borromeischen Inseln im Lago Maggiore sahen nicht besser aus, als die Möveninsel in der Schlei, und selbst Genova la superba war gar nicht so superb wie sonst."*) Von Genua ging die Fahrt zu Schiff weiter nach Neapel, allein unterwegs erhob sich ein solcher Sturm, daß Livorno und später Civita vecchia angelaufen werden mußten. Von letzterem Orte wollte Moltke, der wie immer auf dem Meere stark von der Seekrankheit zu leiden hatte, auf dem Landwege weiterreisen, allein die päpstlichen Behörden machten ihm so viel Schwierigkeiten mit der Paßprüfung und der Beschaffung von Postpferden, daß er seinen Plan wieder aufgab und sich von Neuem dem Meere anvertraute.

Am 10. November traf das Schiff endlich in Neapel ein, und Moltke bezog mit dem Kammerherrn v. Oertzen, dessen Bekanntschaft er unterwegs gemacht hatte, eine Wohnung an Santa Lucia. Von hier aus machte er zahlreiche nähere und weitere Ausflüge, u. A. nach Pozzuoli, Capri, Sorrent und Pompeji; in letzterem Orte erweckten namentlich die Ausgrabungen der alt-

*) Aus einem Briefe Moltkes an seinen Vater.

römischen Bauwerke seine Teilnahme. Wir können seine Erlebnisse während des weiteren Aufenthaltes in Italien nicht im Einzelnen verfolgen, auch fließen die Nachrichten darüber nur spärlich; soviel steht indessen fest, daß er auch auf dieser Reise sich nicht bloß der Erholung und dem Vergnügen widmete, sondern seine Zeit auch zu ernsthaften und gründlichen Studien über die politischen, militärischen und geographischen Verhältnisse der berührten Länder anwandte. So sammelte er in Neapel das Material zu einem Berichte über die neapolitanische Armee, den er nach seiner Rückkehr im Jahre 1841 dem Chef des Generalstabes einreichte.

Die Heimreise Moltkes erfolgte zu Lande, und zwar über Rom, wo er sich wiederum einige Zeit aufhielt, Florenz, Bologna, Verona, den Brennerpaß, München. Am 31. Januar 1841 traf er wieder in Berlin ein. Auf seine Gesundheit hatte die Reise insofern einen günstigen Einfluß gehabt, als sich die Anfälle des Wechselfiebers nicht mehr wiederholten, dagegen war eine nennenswerte Stärkung der angegriffenen Nerven nicht eingetreten, was bei der anstrengenden Art des damaligen Reisens nicht verwunderlich ist.

Die Zeit bis zum Frühjahr widmete Moltke gleichwohl eifrig der Arbeit. Neben der Erledigung seiner laufenden Dienstgeschäfte erübrigte er noch Muße, um die Denkschrift über die neapolitanische Armee und zwei Berichte über Erkundungen zu verfassen, die er im Auftrage des Generalstabes auf der Rückreise von Italien ausgeführt hatte: „Die Befestigung von Verona" und „Notizen über die Franzensveste". Vor allem aber beschäftigten ihn zwei größere bereits im Jahre 1840 bald nach der Rückkehr aus dem Orient begonnene Arbeiten, nämlich die Herausgabe seiner „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839", sowie die Karten vom Bosporus und Kleinasien. Über diese Werke ist schon des Näheren berichtet worden. Daß die „Briefe" bei ihrem Erscheinen seitens der litterarischen Kritik ganz unbeachtet blieben, bildet für diese letztere kein Ruhmesdenkmal. Erst aus der Zeit, da Moltke schon der berühmte Feldherr ge-

worden war, finden sich zutreffende Urteile über das Werk in der Presse. Dasjenige Adolf Stahrs, des bekannten Publizisten, möge hier einen Platz finden:*) „Alle großen Eigenschaften, welche den jetzt so sehr gefeierten Mann auszeichnen, treten uns bereits in diesem Buche deutlich entgegen: seine stille Beharrlichkeit, sein entschlossener Mut, den er selbst durch seinen Wahlspruch ›Erst wägen, dann wagen!‹ bezeichnet, seine scharfe Beobachtungsgabe, sein umfassender Blick für geographische und Bodenverhältnisse, sein offenes Auge für alle Zustände fremder Volksexistenzen, seine fast prophetisch sichere Würdigung der politischen wie der ökonomischen und militärischen Verhältnisse und Bedingungen der staatlichen Existenzen. Und daneben eine Fülle des gediegensten historischen Wissens, eine feine Empfindung für Natur und Kunstschönheit des fremden Landes, für die Eigentümlichkeiten und den Charakter des Volkes und der Einzelnen, mit denen er zu thun hat, vom Sultan abwärts bis zu dem gemeinen türkischen Soldaten, dem fröhnenden Bauer und dem streifenden Beduinen der Wüste. Dazu eine Darstellungsgabe und ein Stil, die in ihrer einfachen Objektivität und klaren Angemessenheit durchaus antik zu nennen sind, und von denen alle heutigen Touristen lernen können."

Diesem Urteil eines Deutschen sei dasjenige eines Franzosen hinzugefügt, der im Jahre 1872 eine Übersetzung von Moltkes Werk veröffentlichte:**) „Der Verfasser der Briefe ist ein Beobachter, wie es wenige gibt, ein Geist, den Alles interessiert und der sich von Allem Rechenschaft zu geben weiß. Natur, Topographie, Mythologie, Altertümer, Geschichte, Politik und Kriegskunst sind ihm gleich vertraut, und wahrlich, es würde schwer sein, ein Buch zu finden, welches eine offenere und reichere Geistesbildung und eine umfangreichere Menge von Kenntnissen bezeugt, die sich der Verfasser vollkommen angeeignet hat."

Die ehrenvollste Würdigung sollte den Briefen aus der Türkei

---

*) Kleine Schriften zur Literatur und Kunst. Bd. IV, 1872.

**) „Lettres sur l'Orient." Traduites par A. Marchand. Paris 1872.

jedoch fast 50 Jahre nach ihrem Erscheinen am 8. März 1889 durch die Berliner Akademie der Wissenschaften zu teil werden, als diese gelegentlich des 70jährigen Dienstjubiläums des Feldmarschalls Moltke eine Glückwunschadresse an den greisen Jubilar richtete, worin es mit Bezug auf dieses sein erstes größeres Werk heißt: „Mit dem Geiste des rechten Forschers, der mit liebevoller Sorgfalt allen Entwickelungen des Menschengeschlechtes nachgeht, haben Sie die Bahnen eröffnet, um eines der wichtigsten Gebiete aller Völkergeschichte, die kleinasiatische Halbinsel, unserer Kenntnis wieder aufzuschließen. Jeden denkwürdigen Platz haben Sie in seiner Eigenart aufzufassen und mit vieler Geistesfrische zu schildern gewußt. Byzanz und der Bosporus . . . . . . sind uns in dem von Ihnen gezeichneten Bilde neu lebendig geworden. Das sind Friedensthaten von unvergänglicher Bedeutung."

Wir kommen nunmehr zu einem wichtigen Abschnitt in dem Leben Moltkes, der gleichzeitig noch in einem gewissen Zusammenhang mit seinem Aufenthalte in der Türkei steht: seiner Verlobung und Heirat. Ende August 1841 trat Moltke eine Urlaubsreise zum Besuche seiner Verwandten in Holstein an und hielt sich bei dieser Gelegenheit auch einige Zeit in Itzehoe, in dem Hause seiner Schwester Auguste auf, die seit 1834 mit einem wohlhabenden Engländer Namens John Heyliger von Burt, dem Besitzer des Gutes Colton bei Lichfield in England und einer Plantage auf der Insel St. Croix in Westindien, vermählt war. Ihr Gatte, der bereits längere Zeit in Deutschland lebte, besaß aus einer früheren Ehe mit Ernestine von Staffeldt*) drei Kinder: John, Jeannette und Maria (auch Mary genannt). Letztere war am 5. April 1826 in Kiel geboren und zählte also erst acht Jahre, als sie in Auguste v. Moltke eine zweite Mutter erhielt, die ihr die gestorbene in jeder Weise zu ersetzen wußte.

*) Gestorben 1831.

Die kleine Maria war ein lebhaftes, schönes Kind mit blondem Haar und braunen Augen, dem es schwer wurde, still zu sitzen und sich mit Ernst seinen Arbeiten zu widmen. Sie zeigte oft eine fast knabenhafte Ungebundenheit, große Selbständigkeit des Willens und überschäumende Lebenslust. So wuchs sie nicht ohne manche Schwierigkeit, aber immer gezügelt durch die Weichheit ihres Gemütes und von der zweiten Mutter in treuer Obhut geleitet, allmälig zur Jungfrau heran. Reines Herzens und ihrer eigenen Schönheit unbewußt, besaß sie jenen Zauber echter Weiblichkeit, der alle Herzen gefangen nimmt. In der stillen Zurückgezogenheit des elterlichen Hauses sah und hörte sie wenig von der großen Welt, allein um so mehr genoß sie den Vorzug, sich innerlich ausleben zu können und ihren Geist, der nicht durch Zerstreuungen abgelenkt wurde, zu vertiefen. Nur hin und wieder drang ein seltsamer, fremdartiger Ton aus der Ferne in das stille Heim in Itzehoe, wenn aus der Türkei die Briefe des Bruders der Frau von Burt anlangten, die dieser nach dem Tode der Mutter meist an seine Lieblingsschwester Auguste zu richten pflegte. Wie ein Märchen aus dem Orient klangen jene Berichte über die Erlebnisse und Gefahren des kühnen Reisenden und Soldaten. Mit welcher Teilnahme das lebhafte junge Mädchen seinen Schilderungen folgte, wie sie ihn im Geiste begleitete auf den abenteuerlichen Ritten über das wilde Gebirge und durch die Wüste, auf den tollkühnen Fahrten mit den reißenden Strömen, das mag man sich leicht vorstellen. Sie vertiefte sich mit glühendem Eifer in seine geistvollen Schilderungen und gewann so ein Interesse an dem Briefschreiber, das sich, noch bevor sie ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen, zu einem Gefühl von Bewunderung und Verehrung erweiterte.

Da trat er eines Tages selber ein, zwar kein schöner Mann, aber schlank und hochgewachsen, mit ausdrucksvollen Zügen und leuchtenden blauen Augen; auch nicht mehr jung, aber von weichem, kindlichem Gemüt, das sich in allen seinen Worten und Handlungen kund that, und von einem Adel des Geistes und der Gesinnung,

der jeden unwiderstehlich anzog. Wohl war er meist ernst und still, namentlich in Gegenwart Erwachsener, aber mit Kindern, die er über Alles liebte, konnte er von Herzen lachen und scherzen. Maria v. Burt war aber selbst noch ein halbes Kind, und so mag neben der anstaunenden Verehrung für den Vielgewanderten und Erfahrenen auch die kindliche Zuneigung, die ihm alle unverdorbenen Naturen entgegenbrachten, bei ihr Platz gegriffen haben. Wir wissen aus Shakespeares „Othello“, wie ein junges Mädchen zuerst für kriegerische Schilderungen und Heldenthaten und dann für den Helden selbst sich begeistern kann, bis das Gefühl der Bewunderung allmälig in ein wärmeres übergeht:

„Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand,
Ich liebte sie um ihres Mitleids willen;
Das ist der ganze Zauber, den ich brauchte.“

Und der ernste, in den Stürmen des Lebens schweigsam gewordene Mann konnte sich dem Zauber dieser kindlichen Frische und Anmut nicht entziehen. Sein einsames Herz öffnete sich dem warmen Hauche einer Liebe, die um so tiefer war, je später sie kam und je aufrichtiger sie erwidert wurde.

So fand denn am 9. Mai 1841 in Itzehoe die Verlobung zwischen Helmuth v. Moltke und Maria v. Burt statt, obgleich die Braut fast 26 Jahre jünger war als der Bräutigam. Wohl scheinen beiden bei diesem großen Altersunterschiede Zweifel gekommen zu sein, ob sie auch im stande sein würden, sich gegenseitig zu genügen. Die junge Braut fühlt, wie unfertig sie neben diesem ernsten, reifen Mann erscheinen muß, und sie schreibt daher an ihn in kindlich rührenden Worten: „Ich habe Sorge, ob ich Dir als Frau auch Alles sein kann, weil ich noch so jung und unerfahren bin. Darum will ich mich auch bestreben, nicht widerspenstig oder strong-headed zu sein, damit ich Dir immer nachgebe, wenn ich Unrecht habe.“ Moltke dagegen, so innig er seine Braut auch liebt, überschaut die eigentümliche Lage mit klarem Blick. Er weiß, daß er selbst Fehler hat, daß er zuweilen mißmutig und verschlossen ist, und es entgeht ihm auch nicht, daß an seiner Braut noch

Manches zu erziehen ist. Allein die Art, wie er dieser Aufgabe gerecht wird, zeigt ihn uns wieder als feinfühligen, vornehm denkenden Menschen. Er wünscht, seine Braut solle sich möglichst frei und selbständig entwickeln. Die Erziehung dürfe in keiner Weise die ihr angeborene Eigenart beeinträchtigen; nie möge sie ohne Grund ihre eigene Meinung aufgeben. Doch empfiehlt er ihr andererseits Nachgiebigkeit in Kleinigkeiten, gleichmäßige Heiterkeit und als erste Lebensregel: Freundlichkeit gegen Jedermann. Ausführlich schreibt er darüber in einem Briefe kurz vor der Hochzeit, der als ein Denkmal seines edlen Charakters hervorleuchtet. Da sprudelt auf einmal aus seiner Brust ein Quell der schönsten Menschlichkeit und Lebensweisheit, der sich ihm um den Preis so mancher Bitternis erschlossen hatte. „Die wahre Höflichkeit und der feinste Weltton ist die angeborene Freundlichkeit eines wohlwollenden Herzens. Bei mir haben eine schlechte Erziehung und eine Jugend voller Entbehrungen dies Gefühl oft erstickt, und so stehe ich da mit der angelernten, kalten, hochmütigen Höflichkeit, die selten jemanden für sich gewinnt.“ Sie hingegen, im Glücke und häuslichen Frieden aufgewachsen, werde es leicht finden, den Menschen mit Freundlichkeit zu begegnen. Geziert und unwahr brauche sie deshalb nicht zu sein, „es macht augenblicklich langweilig, denn nichts als Wahrheit kann Teilnahme erwecken“. Doch Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit gehöre dazu, beides auch als Schutz gegen die Kränkungen und Zurücksetzungen in der großen Welt. „Wer in sich selbst nicht das Gefühl seiner Würde findet, sondern sie in der Meinung Anderer suchen muß, der liest stets in den Augen anderer Menschen, wie jemand, der falsche Haare trägt, in jeden Spiegel sieht, ob sich auch nicht etwas verschoben hat.“ Das sind Worte eines Mannes, der sich selbst ehrlich geprüft hat und es bitter empfindet, daß man den Fluch einer freudlosen Jugend nie ganz abschütteln kann.

Einer nicht unbedenklichen Gefahr schaut er mit der Ruhe eines welterfahrenen Mannes ins Gesicht, der den eigenen Wert kennt: Wie soll sich seine Braut anderen, jüngeren Männern gegen-

über verhalten? Sie fragt ihn einmal, ob es ihm gleichgültig sei, wenn sie tanze, und er antwortet: „Das ist mir gar nicht gleichgültig, ich wünsche vielmehr dringend, daß Du tanzest, (nur nicht gerade mit Leuten, die enge Stiefel tragen). — Gott verhüte, daß ich die Jugend aus Deinem Leben wegstriche!" Sie soll nach Herzenslust Bälle, Theater, Konzerte besuchen, und wenn man ihr recht den Hof macht, so hat er gar nichts dagegen, auch nicht gegen „ein bischen Kokettieren". Vor Allem solle sie nur Klarheit und Aufrichtigkeit gegen sich selbst haben. Er weiß wohl, daß seine Braut Männern begegnen wird, die sich eleganter tragen, als er, die besser tanzen, unterhaltender sprechen und heiterer sind. „Aber daß Du das findest, hindert gar nicht, daß Du mich nicht doch lieber haben könntest, als sie alle, sofern Du nur glaubst, daß ich es besser mit Dir meine, als alle diese. Nur dann erst, wenn Du etwas hast, was Du mir nicht erzählen könntest, dann sei dadurch vor Dir selbst gewarnt. Und nun gib mir einen Kuß, so will ich das Schulmeistern lassen."

So denkt und spricht nur ein Mann, dem nichts Menschliches fremd ist, und der in der eigenen Brust die Richtschnur für all sein Handeln findet. Seine Braut war sich des Reichtums an Güte und Edelmut auch wohl bewußt, der sich hinter der scheinbaren Verschlossenheit Moltkes barg, sie hatte Verständnis für seinen inneren Wert, und sie erwiderte ihm auf den Brief, worin er sie auf seine Eigenheiten aufmerksam machte: „Ich weiß wohl, daß es im Moltkeschen Charakter liegt, sich wenig zu äußern und mitzuteilen. Du hast auch oft etwas in Deinem Wesen, was zurückhaltend scheint und manche hautain nennen. Mag die Welt Dir denn auch öfters eine Äußerung des Gemütes geraubt haben, so trägst Du ja doch einen Schatz von Reichtum, Weichheit und Adel des Herzens in Dir, wie man es gewiß bei Männern nicht wieder findet .... Was mich bei Dir so rühren kann, ist die übergroße Bescheidenheit Deines Charakters, und vor Allem die Gutmütigkeit, die Du bei jeder Sache an den Tag legst."

Es waren dem Brautpaar nur wenige schöne Tage des Zu-

sammenlebens vergönnt, da des Bräutigams Urlaub bald zu Ende ging. Nach der Bestimmung des Vaters der Braut sollte die Hochzeit nicht vor Jahresfrist stattfinden, „zwölf lange, einsame Monate, in denen ich zwölf Jahre älter werden werde“, wie Moltke schrieb. Aber man hatte für den Sommer eine neue Zusammenkunft auf Helgoland in Aussicht genommen. Moltke wollte hier die Seebäder gebrauchen, weil er immer noch nicht die frühere Frische wiedergewonnen hatte.

In der dritten Woche des Monats Mai reiste er von Itzehoe ab, wobei ihm Herr v. Burt mit seinen beiden Töchtern bis Hamburg das Geleit gab. In Berlin angekommen war er eifrig mit dienstlichen Arbeiten beschäftigt, benutzte aber seine freie Zeit neben fleißigem Briefwechsel mit der Braut zu Studien verschiedener Art, deren Ergebnisse er nach seiner Gewohnheit schriftlich niederlegte. Besonders viel beschäftigte er sich namentlich mit dem Eisenbahnwesen, das in jener Zeit einen wenn auch noch schüchternen und viel bestrittenen Aufschwung zu nehmen begann. Von der großartigen Entwickelung, die dieses Verkehrsmittel später nehmen sollte, ahnte man freilich noch wenig. Einige der größeren Linien wurden zwar schon in Angriff genommen, allein die öffentliche Meinung stand den Eisenbahnen ziemlich gleichgültig, teilweise sogar mißtrauisch gegenüber. Um so bemerkenswerter ist es, mit welchem Scharfblick Moltke bereits damals ihre Bedeutung in volkswirtschaftlicher und militärischer Hinsicht erkannte. Wir werden später noch sehen, wie er der Sache praktisch näher trat, wir finden aber schon im Jahre 1841 in seinen Briefen vielfache Hindeutungen auf die Anteilnahme, mit der er die Entwickelung der Eisenbahnen verfolgte. Er ist sogar bei der Anlage der Berlin-Hamburger Bahn persönlich beteiligt gewesen, und zwar im Verwaltungsrat als militärischer Sachverständiger.

Neben der Beschäftigung mit diesen Dingen fand er noch Zeit, eine Reihe von Aufsätzen anderer Art in Zeitschriften und Zeitungen zu veröffentlichen. Zunächst erschien im zweiten Heft der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ — einer der vornehmsten da-

maligen deutschen Revuen*) — eine Arbeit Moltkes unter dem Titel: „Die westliche Grenzfrage“, worin eine Angelegenheit erörtert wird, an deren praktischer Lösung der Verfasser dreißig Jahre später selbst mitzuarbeiten berufen war. Vieles in diesem Aufsatz Gesagte paßt auch noch für die Gegenwart und zeigt, welchen außerordentlichen politischen Scharfblick Moltke besaß, obschon er häufig von sich selbst zu sagen pflegte, er verstehe nichts von Politik. Im Sinne einer zünftigen Berufspolitik mag dies auch zutreffend gewesen sein, allein eine geistige Beanlagung, wie die Moltkes, muß an und für sich zur Lösung politischer Fragen zweifellos hervorragend geeignet erscheinen.

Politisches und militärisches Denken sind überhaupt vielfach gleichartig oder wenigstens sehr ähnlich. Beide gründen ihre Entschlüsse auf die richtige Abschätzung der eigenen Kräfte im Gegensatz zu denen des Gegners. Die Kluft, die der oberflächliche Beschauer zwischen Staatsmann und Feldherrn zu sehen glaubt, ist daher nur gering; der wichtigste Unterschied liegt darin, daß die Politik mehr mit geistigen Mitteln, mit Beweggründen, die Feldherrnkunst mit Gewaltmitteln arbeitet. Man darf daher wohl mit Recht annehmen, daß ein bedeutender Stratege — im Unterschied zu dem eigentlichen Truppenführer gedacht — auch ein guter Politiker, und daß ein begabter Staatsmann auch strategisch beanlagt sein werde. Und in der That finden wir dies bei zahlreichen großen Feldherrn bestätigt, immerhin freilich nur bei sehr umfassend angelegten Naturen, da schon die rein technische Beherrschung zweier so schwieriger Gebiete eine ungewöhnliche Geisteskraft erfordert. Sicherlich aber ist die Vereinigung beider Veranlagungen in einer Person geeignet, das höchste Ideal der Staatskunst zu erfüllen, wie dies Alexander, Cäsar, Gustav Adolph, Friedrich II. und in gewissem Grade auch Napoleon I. beweisen.

Die Schrift Moltkes „Zur westlichen Grenzfrage“ wurde hervorgerufen durch die eigentümliche Verwickelung, in die zur

*) Bei J. G. Cotta in Stuttgart.

damaligen Zeit die politischen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland geraten waren. Wie schon öfter in diesem Jahrhundert hatte eine kurzsichtige Regierung in unserem westlichen Nachbarlande den Unwillen des Volkes, der sich gegen sie selbst wegen ihrer ungeschickten äußeren Politik richten wollte, dadurch abzulenken gesucht, daß sie Landerwerbungen am linken Rheinufer, also auf Kosten Deutschlands, in Aussicht stellte. Das unkluge Verhalten des Ministeriums Thiers unter dem Könige Louis Philipp in der orientalischen Frage war die Ursache hiervon gewesen. Der altüberlieferte Wunsch aller französischen Regierungen, Einfluß auf die Gestaltung der Dinge in Ägypten zu gewinnen, hatte nämlich das französische Kabinet verleitet, sich auf die Seite des Vizekönigs Mehemed Ali bei dessen Zwistigkeiten mit der Pforte zu stellen. Hierbei befand es sich indes im Widerspruch mit den vier anderen durch die sog. Quadrupelallianz verbundenen europäischen Großmächte, die sich des bedrängten Sultans annahmen.*) Wie sehr der kriegslustige Thiers auch mit dem Säbel rasselte und mit einem europäischen Kriege drohte, — nach der Unterwerfung Mehemed Alis mußte Frankreich sich fügen, da Louis Philipp die Drohungen seines Ministers nicht zur Wahrheit machen mochte.

Über diese diplomatische Niederlage erhob sich ein Sturm der Entrüstung in Frankreich, und Thiers glaubte sein bedrohtes Ministerium nicht anders retten zu können, als indem er dem allgemeinen Unwillen eine andere Richtung gab. Die sog. „Frage der Rheingrenze“, d. h. das Streben Frankreichs nach dem Besitz des ganzen linken Ufers dieses Stromes, wurde wieder einmal hervorgeholt, ja das französische Ministerium ging sogar so weit, offen in der Kammer davon zu sprechen, Frankreich müsse sich Entschädigungen für den verlorenen Einfluß im Orient durch Landerwerb in Deutschland suchen. Allein man war in Paris über die Stimmung in Deutschland augenscheinlich schlecht unterrichtet und glaubte noch auf die nationale Uneinigkeit der Deutschen, wie zu

*) Vergl. S. 215.

den Zeiten des Rheinbundes, zählen zu dürfen. Um so überraschter war man, auf eine gewaltige, alle Stämme und Schichten des deutschen Volkes erfassende patriotische Entrüstung zu stoßen, die zum äußersten Widerstand bereit war und in Beckers Lied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" ihren volkstümlichen Ausdruck fand.

Aus dieser Stimmung heraus ist auch der Moltkesche Aufsatz geschrieben. Er sucht indes, der Natur des Verfassers entsprechend, seine Wirkung keineswegs in flammenden, hinreißenden Worten, sondern er geht durchaus sachlich und gründlich zu Werke, erzielt aber gerade dadurch um so tiefere Wirkungen. Moltke behandelt auch hier sein Thema wieder vom geschichtlichen Standpunkte aus, er sucht darzulegen, wie sich die Frage der Rheingrenze im Laufe der Zeit entwickelt habe, und weist aus diesen Ereignissen heraus nach, auf wessen Seite sich das entscheidende Recht befinde. Es genügt ihm nicht, nur die Erscheinungsform einer geschichtlichen Thatsache festzustellen, sondern er geht zurück bis zu ihrem Urquell, den ahnenden Regungen der Volksseele. Wie ein roter Faden zieht sich durch die ganze Arbeit der Gegensatz zwischen Romanen- und Germanentum, zwischen der bereitwilligen Anerkennung, ja dem Bedürfnis eines Alleinherrschers auf französischer und dem oft übermäßigen Drange nach Freiheit des Einzelnen auf deutscher Seite. Aus diesem Gegensatze heraus sucht Moltke die Ursachen aller wechselnden Erscheinungen in dem gegenseitigen Verhältnisse zwischen beiden Völkern zu entwickeln, um auf Grund dieser Darlegungen die begehrlichen Ansprüche Frankreichs auf deutsches Gebiet als haltlos zu erweisen.

Wie treffend schildert er — um zum Belege eine einzelne Stelle herauszugreifen — den unheilvollen Einfluß, den die politische Übermacht Frankreichs unter Ludwig XIV. auf allen Gebieten in Deutschland gewann! „War es Ursache, oder war es Wirkung", so heißt es in dem Aufsatze, „gleichviel, das Gefühl für unsere Nationalehre und die Kraft und Treue, mit welcher der Deutsche sonst an seiner Nationalität hing, erstarben in dem Maße, in wel-

chem die Franzosen siegreich gegen Deutschland vorschritten. Die deutschen Höfe und der deutsche Adel nahmen sich den Hof Ludwigs XIV., seinen Despotismus, seinen Geschmack und seine Ausschweifungen zum Muster. Sie unterdrückten die altdeutschen, volkstümlichen, sowohl ständischen als städtischen Freiheiten. Bereitwillig nahmen sie das System Ludwigs XIV., die neuen Lehren der absoluten Gewalt an und dienten der großen gallisch-römischen Reaktion gegen den Germanismus freiwillig zu Organen. Schon oben haben wir die moderne Despotie des vierzehnten Ludwig als das Ergebnis jener nationalen Reaktion angesehen. Das bisher so lange besiegte romanische Element, welches unter der heiligen Fahne der römischen Hierarchie vergeblich gegen das deutsche Element gekämpft und durch die Reformation zurückgeworfen war, erlangte nunmehr unter der weltlichen Fahne des französischen Despotismus einen unbestrittenen Sieg. Jede Volksfreiheit, jede altertümliche Volksvertretung auf deutschem Boden wurde vernichtet oder zu einer leeren Formalität herabgewürdigt. Alle deutschen Regierungen nahmen die französischen Formen, den Centralismus der Gewalt, die Bureaukratie an. In den modernen Formen wiederholten sich aber nur wieder die Formen des altrömischen Kaiserreichs mit seinen Statthalterschaften und Präfekturen. Deshalb gewann auch jetzt erst das altrömische Recht, nachdem es lange mit den deutschen Landes- und Stadtrechten im Streit gelegen, festen Boden in Deutschland, was nimmer hätte geschehen können, wenn ihm nicht das Streben nach absoluter Regierungsgewalt zu Hilfe gekommen wäre. Zugleich nahmen Höfe und Adel in Deutschland die französische Sprache an und schämten sich, länger ihre gute, alte Muttersprache zu reden. Somit wurde auch die deutsche Litteratur von den Großen verachtet und die französische eingeführt. Desgleichen verschwand bei den Fürsten und beim Adel die strenge deutsche Sitte. Sie machten Bildungsreisen nach Paris und brachten alle Moden von dort mit nach Deutschland. Unzählige Lustschlösser, selbst geistliche, zeigten dem erstaunten Bürger und Bauern in Deutschland die wiedererstandene Pracht und Schwelgerei römisch-

heidnischer Feste voll Mythologie und Unzucht. Desgleichen verschwand an den Höfen und beim Adel die alte, schöne Tracht, und jede neue Mode aus Paris wurde in Deutschland zuerst von den Vornehmen, endlich auch vom Bürgerstande nachgeahmt ..... Die Geister in Deutschland waren aller Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten entfremdet, durch die despotischen und aristokratischen Regierungsformen von aller Mitwirkung in Staatsangelegenheiten ausgeschlossen, auf ärmliche Schulämter oder fürstliche Gnadengehalte angewiesen, von außen eingeschüchtert und auf die Welt der Phantasie angewiesen. Sie gehörten irgend einer selbständigen Provinz an, aber sie kannten das Deutsche Reich als Ganzes nur noch in einer Karikatur, über die schon damals Alles spottete. Deshalb bildeten sie sich zu irgend einem Brotstudium, zu einem Amte in ihrer Provinz und darüber hinaus zu Weltbürgern. Indem sie allerdings inne wurden, daß sie sich auf einem Extrem des Kleinlichen befanden, daß ihr nächster Beruf ein äußerst enger und beschränkter sei, fielen sie sogleich in das andere Extrem und suchten einen grenzenlosen Kreis der Thätigkeit wenigstens ihres Geistes und ihrer Gefühle. Sie widmeten sich der Welt (unter dem damals äußerst beliebten Titel Kosmopoliten, d. h. Weltbürger), oder der Menschheit unter dem ebenso beliebten Namen der Humanität. Von der deutschen Nationalität aber und von den Interessen des Vaterlandes war nicht die Rede. Der engherzige Provinzialismus der gemeinen Leute erhob sich nicht so weit, und die Genies flogen darüber hinaus ins Blaue des allgemein Menschlichen.“

Einen gradezu prophetischen Ton schlägt Moltke an, wenn er der Möglichkeit gedenkt, daß Deutschland einst geeinigt und stark seinem Erbfeinde gegenübertreten werde: dann sei der Sieg unserem Volke gewiß. Zum Schlusse des Aufsatzes heißt es:

„Unsere Aufgabe ist es, den politischen Verstand, der nach und nach unter uns zurückzukehren scheint, nachdem wir ihn jahrhundertelang verloren hatten, immer besonnener und gründlicher auszubilden, d. h. alle Fragen des Tages, es mag um ein Prinzip oder um ein Partikularinteresse gestritten werden, aus dem höheren,

nationalen Gesichtspunkt anzusehen und über inneren Zwistigkeiten nie die auswärtige Politik zu vergessen. All unser Unglück hatte nur diese Vergessenheit zur Quelle. Nur weil wir Deutschen untereinander haderten um Meinungen oder um Provinzialinteressen und darüber versäumten, unsere Grenzen nach außen zu wahren, konnten die Nachbarn uns berauben und schwächen. Vieles ist geschehen, um die Wiederkehr so heilloser Zerwürfnisse in Deutschland für die Zukunft zu verhindern. Die deutschen Volksstämme hegen die frühere unvernünftige Eifersucht gegeneinander nicht mehr in dem Grade wie früher. Auch die Dynastien stehen sich näher und finden ihr Interesse jetzt in einer übereinstimmenden Politik weit besser geschützt, als ehemals in der Trennung. Nur der Streit um Meinungen und Überzeugungen, um Verfassungs- und Kirchenfragen ist noch lebhaft rege und seiner befriedigenden Lösung noch nicht nahe. Ist es aber zu viel verlangt von einer so großen, alten, erfahrenen und durch und durch gebildeten Nation, wie die deutsche, wenn man ihr zumutet, sich nicht in sich selbst zu verfeinden, solange ihr noch so viele Feinde von außen drohen? Der Gegenstand, über den man sich verfeindet, sei welcher er wolle, der Erfolg wird immer sein, daß jeder unserer inneren Zwiste vom Auslande zu unserem Verderben benutzt werden wird. Wir müssen uns, selbst mitten im Frieden, immer wie ein großes Heer im Feldlager und im Angesicht eines mächtigen Feindes betrachten. In solcher Lage ziemt es uns nicht, aus welchem scheinbar sehr natürlichen und gerechten Anlaß es auch geschehe, uns einander selbst feindlich gegenüber zu stellen. Wir müssen immer nur Front machen gegen den Feind von außen."

Klingen diese Worte nicht, als ob sie erst heute geschrieben wären?!

In der Schreibweise Moltkes bei dem Aufsatz über die westliche Grenzfrage zeigt sich übrigens auch noch ein gewisser Fortschritt gegen früher. Man erkennt deutlich die Erweiterung des Gesichtskreises, die er inzwischen erfahren hatte. Alles ist reifer,

durchdachter, erschöpfender. Moltke zeigt sich uns jetzt als ein Stylist ersten Ranges. Es ist nicht allein die eigenartige Klarheit und knappe Fassung, die ihn geradezu den besten Meistern unserer Sprache einreiht, er verfügt auch über alle Arten der Ausdrucksform. Er schreibt ebenso leicht und zierlich, wie schwer und wuchtig, je nachdem der Inhalt seiner Darstellung dies erfordert. Im Allgemeinen überwiegt jedoch in diesem Aufsatz eine gewisse Gebundenheit der Form, eine straffe Führung der Gedanken, die ihre Beweise mit nie schwankender Folgerichtigkeit an einander fügt. Auch merkt man der Arbeit die Sorgfalt an, mit der Moltke Alles, was er schrieb, solange umzubilden und zu verbessern liebte, bis es die kürzeste und vollendetste Gestalt angenommen hatte. Diese Eigenschaft hat er sich bis in sein hohes Alter bewahrt. Alle von ihm herrührenden Schriftstücke zeigen zahlreiche Änderungen und Kürzungen; oft ist von dem ursprünglich auf dem Papier Vorhandenen kaum ein Drittel übriggeblieben. Ja es scheint Moltke geradezu einen Genuß bereitet zu haben, seine Niederschrift immer wieder umzuformen; denn die Verbesserungen lassen erkennen, daß sie häufig zu ganz verschiedener Zeit entstanden sind. Auch die Denkschriften und Befehle aus den Kriegen von 1864 bis 1870—71, deren mustergültige Einfachheit, Klarheit und Kürze wir bewundern, sind keineswegs aus einem Guß entstanden, sondern vielfach geändert und gekürzt.

Bei dieser Gelegenheit sei folgende kleine Erinnerung aufgefrischt, die von der eigenartigen Kunst Moltkes, mit Wenigem viel zu sagen, zeugt. Als er schon Chef des Generalstabes der Armee war, sandte das Generalkommando eines Armeekorps, bei dem Königsmanöver stattfinden sollten, die Entwürfe dazu in mehreren umfangreichen Arbeiten dem großen Generalstabe ein. Hier wurden sie zum Gebrauche des Königs auf ein handlicheres Maß gekürzt, doch blieb immer noch ein ansehnliches Aktenstück übrig. Als dies dem General v. Moltke vorgelegt wurde, schüttelte er leise das Haupt und behielt die Papiere bei sich. Am anderen Morgen hatte er sie selbst noch einmal durchgearbeitet und gab sie zur

Reinschrift zurück. Es waren jetzt nur noch zwei Bogen, aber diese enthielten alles Notwendige.

Mitte Juli 1841 trat Moltke seine Urlaubsreise nach Helgoland an, wo er mit der v. Burtschen Familie zu mehrwöchentlichem Aufenthalt zusammentreffen sollte. „Marie, du bist ja um zwei Jahre älter geworden!“ rief er seiner Braut entgegen, als er sie in seine Arme schloß.

Aus der nun folgenden Zeit des Aufenthaltes Moltkes in Helgoland besitzen wir eine Schilderung seiner Persönlichkeit von dem schon oben genannten Adolf Stahr, der ihn hier kennen lernte. Stahr hatte während seines Badeaufenthaltes auf der Insel Moltkes „Briefe aus der Türkei“ gelesen und sprach sich darüber, als er in einem Boote zu der Badeinsel hinüberfuhr, einem Bekannten gegenüber aus.*) „Es war ein wolkiger, regensprühender, durchaus nicht sommerlicher Julitag, die Überfahrt bei völliger Windstille ungewöhnlich langsam. Wir saßen in unsere Mäntel gehüllt in dem geräumigen Boot, welches die sechs Ruderer mühsam durch die von dem heftigen Winde des vorigen Tages noch aufgeregten Wellen arbeiteten, und in welchem sich außer uns nur noch ein einziger, uns unbekannter Badegast befand. Ich hatte bereits meinem Gefährten ausführlich den Genuß gerühmt, welchen mir das gedachte Buch bis zu Ende gewährt habe und ihm die Lektüre desselben dringend empfohlen. ›Nur an einer Stelle‹, so schloß ich meine kritische Mitteilung, ›habe ich eine kleine Übertreibung in dem sonst durchaus das Gepräge einfacher Wahrheit tragenden Buche zu bemerken geglaubt, und das ist bei dem Gewaltritte nach der verlorenen Schlacht von Nisib, auf welchem der Autor zuletzt 36 Meilen in wenig mehr als ebensoviel Stunden zurückgelegt zu haben behauptet. Das scheint mir doch etwas unglaublich!‹ — In demselben Augenblicke richtete sich der etwa zwei Schritte von uns sitzende, in einen grauen Mantel gewickelte Mann ein wenig auf und sagte mit ruhiger Stimme: ›Sie können es dennoch

*) Kleine Schriften Bd. IV.

immerhin glauben, mein Herr, denn ich selbst bin es, der den Ritt gemacht hat!« Ich war so erstaunt, ja überrascht durch dieses unerwartete Zusammentreffen, daß ich im ersten Augenblicke nur mit zwei Worten etwas Entschuldigendes erwidern konnte, was er jedoch mit der artigen Bemerkung ablehnte, daß eine Anerkennung seines Buches, wie er soeben deren unfreiwilliger Ohrenzeuge geworden sei, jenen kleinen Zweifel mehr als aufwiege. Als wir unmittelbar darauf ans Land stiegen und gemeinsam zu dem Badestrande gingen, betrachtete ich mir ihn genauer. Es war eine hohe, hagere Gestalt, von scharf gezeichneten Gesichtszügen des mageren, wettergebräunten Antlitzes, dessen festgeschlossener, schmallippiger Mund und dessen schweigsamer Ernst in keiner Weise der frischen Heiterkeit, dem nicht selten schalkischen Humor und der beredten Aufgeschlossenheit der Mitteilungen in seinem Buche entsprechend erschienen. Wohl aber sah man ihm an, daß er wirklich die oft unglaublichen Strapazen durchgemacht haben mußte, von denen ich in seinen Briefen gelesen hatte, und die nur ein stählerner Wille und eine von Jugend auf gesparte Gesundheit zu ertragen ihn befähigt haben konnten... Es war damals erst vierzig Jahre alt, aber sein Aussehen ließ ihn um nahezu zehn Jahre älter erscheinen... Was mir an ihm besonders auffiel, war die bei einem preußischen Offizier damals nicht eben häufig anzutreffende Einfachheit und schlichte Natürlichkeit seines ganzen Wesens, dessen Zurückhaltung nur als eine gewisse angeborene Schweigsamkeit erschien."

Nur allzu rasch verflogen dem Brautpaar die wenigen Wochen des Zusammenseins auf Helgoland. Schon am 20. August mußte Moltke die Insel verlassen, da ihm noch eine militärische Erkundungsreise in Hannover und am Harz aufgetragen war. Der Schmerz der Trennung wurde jedoch durch die Hoffnung gemildert, daß die nächste Wiedervereinigung eine dauernde bleiben solle. Am 20. August reiste Moltke ab und zwar über Hamburg, Harburg und Hannover nach Pyrmont, wo er sich einige Tage aufhielt. Dann ging es am 25. August zu Fuß nach Kloster Corvey und am 26. nach Karlshafen. Von hier erreichte er über Kassel und

Hannoverisch-Münden am 27. Göttingen, wo seine Erkundungsreise erst begann. Ihr Zweck war, eine Aufklärung über die Wegsamkeit des Harzgebirges zu gewinnen. Teils zu Fuß, teils zu Wagen durchstreifte er die Thäler und Höhen und entdeckte überall Schönheiten der Natur, die er in seinen Briefen mit wenigen treffenden Worten zu schildern weiß. Das auf fast unzugänglichen Sandsteinfelsen gelegene Schloß Scharzfels erinnerte ihn lebhaft an Sayd-Bey-Kalessi. Am 7. September war die Erkundung beendet.

Moltke reiste zunächst über Magdeburg und Leipzig nach Dresden, wo er sich indes nur kurze Zeit aufhielt, und kehrte am 10. nach Berlin zurück. Schon am 19. September mußte er die Hauptstadt wieder verlassen, um im Stabe des Prinzen Karl an den Herbstmanövern des IV. Armeekorps teilzunehmen. Nachdem die eine Division bei Querfurt besichtigt war, ging es am 24. September zu der anderen nach Hundisburg. Die Reise mußte indes abgekürzt werden, da der Prinz erkrankte. Am 26. war Moltke wieder in Berlin.

Der Herbst des Jahres 1841 verging ihm in gewohnter, fleißiger Thätigkeit. Häufiger Briefwechsel mit der Braut, kleine wirtschaftliche Sorgen um die Beschaffung einer Wohnung und der Aussteuer für die bevorstehende Hochzeit, dienstliche Arbeiten und geselliger Verkehr füllten seine Zeit aus. Namentlich seine Thätigkeit im Verwaltungsrat der Berlin-Hamburger Eisenbahn nahm ihn sehr in Anspruch, obwohl er nicht die geringste Entschädigung dafür erhielt. Zu seiner Erholung unternahm er Spazierritte in den Tiergarten und die Umgebung von Berlin, machte auch auf seinem kleinen Araber „Nisib", den er aus der Türkei mitgebracht hatte, die Parforcejagden der Hofgesellschaft im Grunewald mit und ritt für seine zukünftige Frau, die eine gute Reiterin war, ein anderes Pferd zu. Eine besondere Überraschung war ihm zu seinem Geburtstag am 26. Oktober[92] zugedacht. Herr v. Burt hatte seine Tochter Marie für deren Bräutigam in Kreide zeichnen lassen und das Bild an seinen in Berlin studierenden Sohn John geschickt, damit dieser es dem zukünftigen Schwager an dessen Ge-

burtsfest überreiche. Das Bildnis stellte Marie in dem Kleide dar, das sie am Verlobungstage getragen hatte, und mit einem Schmuck (Brosche und Ohrringe), den Moltke früher in Neapel gekauft und seiner Braut gegeben hatte. Groß war die Freude, die Moltke über dieses Geschenk empfand: „Es ist ganz wunderhübsch gezeichnet, und wunderhübsch, weil es ähnlich ist". Er ließ es in einen goldenen Rokokorahmen fassen und hängte es über seinem Schreibtisch auf, „unter dem Sultan Mahmud, Fürsten Milosch von Serbien und dem General Krauseneck".

Auch literarisch war Moltke in der zweiten Hälfte des Jahres 1841 wiederum thätig. Er veröffentlichte eine weitere Anzahl von Aufsätzen in der Beilage zur „Augsburger Allgemeinen Zeitung", nämlich: 1. „Deutschland und Palästina", 2. „Das Land und Volk der Kurden", 3. „Militärisch-politische Lage des osmanischen Reiches" und 4. „Deutschland und seine germanischen Nachbarn. Dänemark". Die ersten drei dieser Arbeiten*) knüpfen an Ereignisse in der Geschichte der Türkei an und entsprangen dem Wunsche Moltkes, über die Verhältnisse im Orient, die ja wenige so gut kannten wie er, Aufklärung zu bieten.

In „Deutschland und Palästina" wirft er den Gedanken auf, der Nebenbuhlerschaft des osmanischen Reiches und Ägyptens um den Besitz von Syrien und Palästina dadurch ein Ende zu machen, daß man aus dem letzteren Lande einen eigenen, selbständigen, aber unter dem Schutz der europäischen Mächte stehenden und von einem europäischen Herrscher geleiteten Staat schaffe. Moltke führt mit großem Geschick alle Vorteile ins Feld, die durch eine solche Einrichtung geboten würden. Es scheint aber doch, als ob er den übergroßen Schwierigkeiten etwas zu wenig Gewicht beigelegt habe.

Von besonderem Interesse ist eine Stelle in dieser Arbeit, worin Moltke sich über den Gedanken eines allgemeinen Völkerfriedens in

*) Abgedruckt in den „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten", Bd. II.

einer Weise ausspricht, die alle diejenigen gründlich widerlegt, die den späteren preußisch-deutschen Heerführer als einen begeisterten Anhänger des Krieges an sich darzustellen lieben. Die Stelle lautet: „Wir bekennen uns offen zu der vielfach verspotteten Idee eines allgemeinen europäischen Friedens. Nicht als ob von jetzt an blutige und lange Kämpfe nicht mehr stattfinden könnten, als ob man die Armeen verabschieden, die Kanonen zu Eisenbahnschienen umgießen sollte, nein! aber ist nicht der ganze Gang der Weltgeschichte eine Annäherung zu jenem Frieden? Sehen wir nicht zu Anfang die Hand eines jeden wider jeden erhoben? Fochten nicht selbst im Mittelalter Ritter und Barone, Burgen und Städte ihre Fehden nur so lange untereinander aus, bis die Fürsten ihnen das Handwerk legten und das Recht für sich allein in Anspruch nahmen? Und heute! Ist in unseren Tagen ein spanischer Erbfolgekrieg oder ein Krieg pour les beaux yeux de Madame möglich? Durfte Holland wegen einer Provinz, Neapel wegen des Schwefelmonopols, Portugal wegen der Dueroschifffahrt den Frieden brechen? Es ist nur einer sehr kleinen Zahl von Mächten noch die Möglichkeit vorbehalten, die Welt in Flammen zu setzen.

„Die Kriege werden immer seltener werden, weil sie bereits über die Maßen teuer geworden sind, positiv durch das, was sie kosten, negativ durch das, was sie versäumen lassen. Hat nicht Preußen unter einer guten und klugen Verwaltung in 25 Friedensjahren seine Bevölkerung um ein Viertel vermehrt, und sind seine 15 Millionen Einwohner heute nicht besser genährt, besser gekleidet, besser unterrichtet, als seine 11 Millionen es waren? Kommen solche Resultate nicht dem Gewinn eines Feldzuges, der Eroberung einer Provinz gleich? Nur mit dem Unterschied, daß sie nicht auf Unkosten eines anderen und ohne die unermeßlichen Opfer eines Krieges erreicht werden. Und welches europäische Land hat nicht ähnliche, wenn auch meist minder große Eroberungen in seinem Inneren gemacht? Der Gedanke liegt so nahe, die Milliarde, welche Europa jährlich seine Militärbudgets kosten, die Millionen Männer im rüstigen Mannesalter, welche es ihren Geschäften ent-

reißen muß, um sie für einen eventuellen Kriegsfall zu erziehen, alle diese unermeßlichen Kräfte mehr und mehr produktiv zu nutzen. Sollte Europa, sei es in Jahrzehnten oder in Jahrhunderten, nicht die gegenseitige Entwaffnung, nicht das Gegenteil des Schauspiels erleben, das heute Frankreich gibt, welches seinen Rock verkaufen will, um sich einen Harnisch anzuschaffen?

„Man hat gesagt, wenn es keinen Krieg mehr gäbe, würde die Menschheit ihre moralische Energie einbüßen, indem sie für eine Idee, sei es Ehre, Treue, Ruhm, Vaterlandsliebe oder Religion, ihr Leben zu opfern verlerne. Dies dürfte nicht ganz ungegründet sein. Übrigens, je seltener der Krieg in Europa, je nötiger wird es, für die übersprudelnde Kraft der jungen Generationen ein Feld der Thätigkeit zu finden. England hat sich in allen Weltteilen und auf allen Meeren einen Schauplatz geschaffen, wo es die nachgeborenen Söhne seines Adels versorgt, den kriegerischen Mut seiner Jugend erprobt, seinem Handel neue Kanäle, seinem Gewerbfleiß neue Märkte eröffnet. Frankreich suchte in Algier den Ableiter für den oft krankhaften Überfluß seiner Kraft, und wenn ihm die Kolonisation bisher schlecht genug gelungen, so wünschen wir seinem Streben im Interesse der Civilisation den besten Erfolg. Sollte aber Deutschland nicht begierig zugreifen, wenn sich ihm eine Möglichkeit bietet, deutsche Gesittung und Thatkraft, Arbeitsamkeit und Redlichkeit über die deutschen Marken hinaus zu verbreiten?"

Der zweite Aufsatz: „Das Land und Volk der Kurden" knüpft an ein Ereignis der Zeitgeschichte an. Die Bergvölker Kurdistans hatten die nach der Schlacht von Nisib eingetretene Schwäche des osmanischen Reiches benutzt, um ihre Unabhängigkeit, die überhaupt immer mehr dem Namen nach als in der Wirklichkeit bestanden hatte, wiederzugewinnen. Zahlreiche Aufstände und Verweigerungen der Abgaben und Frohnden zwangen die Pforte zu militärischen Maßnahmen, die bei der allgemeinen Blutleere des Reiches freilich schwächlich genug ausfielen. Seine genaue Kenntnis von Land und Leuten veranlaßte nun Moltke,

in dem Aufsatz den Nachweis zu führen, daß eine dauernde Herrschaft der Türken in Kurdistan nur durch völlige Vernichtung von dessen Bewohnern oder eine gründliche Änderung in dem Verwaltungssystem der Pforte möglich sei. Da diese Verhältnisse bereits bei der Schilderung der Teilnahme Moltkes an dem Zuge Hafiz Paschas gegen die Kurden im Frühjahr 1838 der Hauptsache nach zur Sprache gekommen sind, so mag ein Hinweis darauf genügen. Es wurde dort auch erwähnt, daß Moltke den in Rede stehenden Aufsatz teilweise wieder in seinem „Memoire zu der Konstruktion der Karte von Kleinasien“ benutzt hat.

Auch zu dem dritten Aufsatze: „Militärisch-politische Lage des osmanischen Reiches“ bot ein Aufstand der christlichen Bevölkerung in Bulgarien, die gleich den Kurden von der türkischen Mißwirtschaft über Gebühr bedrückt und ausgesogen wurde, die Veranlassung. Moltke gibt hier in vollendeter Form einen Überblick über den Zustand der Türkei, wie er durch jahrhundertelange Schwäche, Trägheit und Überhebung hervorgerufen ist. Er zeigt, daß solche Ereignisse, wie die fast alljährlich sich wiederholenden Aufstände, namentlich in dem europäischen Teile des Reiches, und die Versuche der Grenzprovinzen, sich unabhängig zu machen oder unter den Schutz europäischer Staaten zu stellen, unaufhaltsam zu der völligen Auflösung der türkischen Herrschaft führen müßten. Schon damals sah er voraus, daß es nur eine Frage der Zeit sein könne, wann Rumänien, Bulgarien, Serbien und Bosnien als selbständige Staatengebilde unter eigener Regierung sich dem übrigen Europa angliedern würden, wie dies vorher schon Griechenland gethan hatte. Bemerkenswert ist es, daß er auch hier wieder einer Besiedelung der fruchtbaren, aber menschenleeren und verödeten Gebiete Bulgariens und der Walachei durch deutsche Kolonisten das Wort redet, um den Strom unserer Auswanderer in Länder zu lenken, in denen sie weit bessere Bedingungen für ihr Fortkommen fänden, als jenseits des Weltmeeres.

Der vierte Aufsatz: „Deutschland und seine germanischen Nachbarn. Dänemark“ findet sich in der Beilage der „Allgemeinen

Zeitung" Nr. 304 und 306 vom 1. und 2. November 1841. Daß der Aufsatz von Moltke ist, geht aus seinem Schriftzeichen ⊥ hervor, auch nennt er sich selbst als den Verfasser in einem Briefe an seine Braut, wo er hinzufügt: „Das bitte ich aber in dänischen Landen Niemand zu sagen, sonst lassen sie mich nicht wieder hinein, sondern ich werde gleich am Langenfelder Zoll konfisziert." Diese Äußerung bezieht sich auf den Umstand, daß Moltke in dem Aufsatz einem offenen Anschluß Dänemarks an den Deutschen Bund eifrig das Wort redet, eine Ansicht, die er durch die politische und militärische Schwäche Dänemarks, die dem Lande eine eigene, selbständige Politik verbiete, zu begründen sucht. Der Aufsatz hätte es wohl verdient, in die „Gesammelten Schriften" Moltkes aufgenommen zu werden, da er stellenweise mit glücklichem Humor geschrieben ist und seine Ausführungen vielfach auch heute noch Geltung haben.

Die ursprünglich für das Ende des Jahres 1841 festgesetzte Hochzeit wurde auf Wunsch des Herrn v. Burt bis zum Frühjahr 1842 verschoben, doch erhielt das Brautpaar für seine getäuschte Hoffnung auf baldige Vereinigung eine Entschädigung dadurch, daß es Moltke gelang, zu Weihnachten wiederum einen dreiwöchentlichen Urlaub zu bekommen. So verlebte er denn das Christ- und Neujahrsfest in der Familie seiner Braut. „Besonders große Freude hat mir die Versicherung gemacht," schrieb Moltke einige Tage nachher an seine Braut, „daß Du in den drei Wochen, die wir zusammen zugebracht, recht froh gewesen bist. Es kommt mir immer vor, als hinkte ich hinter Deinen jugendlich lebhaften Gefühlen nur so nach, und ohne unwahr zu werden und aus meinem Charakter herauszutreten, kann ich mich nicht anders geben, als Du mich in jener Zeit gesehen hast. Aber wenn Du so dennoch mit mir zufrieden bist, so soll es auch für die Zukunft keine Not haben."

Am 9. Januar 1842 verließ Moltke Itzehoe und fuhr über Hamburg und Wandsbeck, wo er seinen Vater besuchte, nach Schwerin. Hier hatte er eine Audienz bei dem Großherzog, um

diesem über die Anlage der Berlin-Hamburger Bahn, die durch mecklenburgisches Gebiet führen sollte, Vortrag zu halten. Am Abend des 12. Januar kehrte er über Perleberg nach Berlin zurück. Die Ausführung der Berlin-Hamburger Bahn stieß übrigens auf mancherlei Schwierigkeiten. Insbesondere befürchteten allzu vorsichtige Leute, daß die Anlage der Linie auf dem rechten Elbufer, wo sie keine größeren Orte berührte, zu wenig Einkünfte bringen werde. Man wünschte daher die Bahn auf dem Umwege über Magdeburg zu führen. Da die Erörterungen hierüber sich sehr in die Länge zogen und die Ausführung des ganzen Planes in Frage zu stellen drohten, veröffentlichte Moltke in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ Nr. 51 vom 20. Februar 1842 einen Aufsatz:*) „Über eine Eisenbahnverbindung der Zollvereinsländer mit der Nordsee“, der durch seine weitschauenden Gesichtspunkte und die geistvolle Auffassung von dem Wesen der Verkehrsverhältnisse höchst bemerkenswert erscheint. Sein Hauptinhalt ist kurz folgender: Die meisten der bisher in Deutschland gebauten Eisenbahnen (etwa 175 Meilen) sind aus rein örtlichen Bedürfnissen entstanden und dienen fast ausschließlich der Personenbeförderung. Und doch ist nur durch ein planmäßiges Vorgehen bei der Anlage neuer Bahnlinien und durch lebhafte Güterbewegung mit diesem Verkehrsmittel Großes zu erreichen. Solche Gesichtspunkte werden aber von Privatgesellschaften selten genügend beachtet werden; dies kann vielmehr nur durch den Staat geschehen. Daher ist die Verstaatlichung sämtlicher Eisenbahnen, oder wenigstens ihre staatliche Beaufsichtigung, als erstrebenswertes Ziel hinzustellen. Nur auf diese Weise wird es sich erreichen lassen, daß die Beförderung auf der Eisenbahn sich billiger stellt, als auf Landwegen, selbst wenn man den Vorteil größerer Schnelligkeit gar nicht mit in Ansatz bringt. Zu den wichtigsten deutschen Bahnen gehören zweifellos diejenigen, welche die große Ländermasse des Zollvereins mit den Seehäfen verbinden. Der Süden und Westen Deutschlands wird

*) Er ist in den „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten“ nicht abgedruckt.

immer seine Zufuhren aus dem Weltmeer über die belgisch-holländischen Häfen oder höchstens über Emden und Bremen erhalten. Die östliche Hälfte Deutschlands dagegen findet ihren besten Bezugsort für überseeische Waaren in Hamburg, da die Ostseehäfen eine zu schwierige und weitläufige Verbindung mit den Haupthandelsstraßen des Ozeans haben. Bei der großen Bedeutung, die Wien als Handelsplatz des Binnenlandes erlangt hat, kann es ferner nur eine Frage der Zeit sein, bis dieser Ort ebenfalls durch Schienenwege mit der Nordsee verbunden ist. Schon jetzt geht eine Linie über Brünn-Dresden-Magdeburg-Hannover-Köln-Antwerpen ihrer Vollendung entgegen, und eine zweite durch Schlesien über Berlin ist bis zu dieser Stadt gleichfalls gesichert; nur das Schlußstück von Berlin nach Hamburg stößt auf Widerstand. Dies ist um so bedauerlicher, als es keinem Zweifel unterliegt, daß der levantinische Handel nach Vollendung der genannten Bahnlinien zum großen Teil wieder seinen Weg durch Deutschland nehmen muß. Aber er wird natürlich derjenigen Straße folgen, die er zuerst gebahnt findet. Hiervon wird es also abhängen, ob Antwerpen oder Hamburg der zukünftige Haupthafen Deutschlands werden soll. — Den Beschluß des Aufsatzes bilden Betrachtungen darüber, wie die Linie Berlin-Hamburg am besten zu führen sei und wie sich dabei Herstellungs- und Betriebskosten stellen würden. Moltke spricht sich entschieden für die Führung auf dem rechten Elbufer in möglichst gerader Richtung zwischen beiden Städten aus und weist durch Zahlen nach, daß diese Anlage die vorteilhaftesten Bedingungen biete.

Zu Anfang April 1842 erwartete Moltke eine Änderung in seiner militärischen Dienststellung. Er war nahe daran, zum Major befördert zu werden, doch lag die Möglichkeit vor, daß er dabei als erster Generalstabsoffizier zu dem Generalstabe eines anderen Armeekorps versetzt würde. Er schrieb daher an seine Braut und bat um Verschiebung der Hochzeit, bis sich diese Verhältnisse geklärt hätten. Daraufhin wurde denn die Trauung auf den 20. April festgesetzt. Am 12. April erhielt Moltke seine Beförderung zum

Major und zugleich die Nachricht, daß er beim Generalkommando des IV. Armeekorps — also in Berlin — verbleiben solle, was für ihn in jeder Hinsicht erfreulich war. Bald darauf trat er die Reise nach Itzehoe an und traf dort am 18. April ein.

Am 20. April fand die Trauung des Brautpaares in der St. Laurentiuskirche in Itzehoe statt. Sämtliche Verwandte des Bräutigams waren zum Teil aus weiter Ferne zu diesem Familienfest herbeigeeilt, und auch der alte Pastor Knickbein aus Hohenfelde, der frühere Erzieher und Lehrer Moltkes, hatte es sich nicht nehmen lassen, zu dem Ehrentage seines „begabtesten und liebenswürdigsten Schülers“ zu erscheinen. Noch am Abend nach der Hochzeit fuhren die jungen Eheleute mit Moltkes eigenem Wagen und Pferden von Itzehoe ab nach Pinneberg, wo sie bei Bekannten Aufnahme fanden, und setzten dann die Reise in fünf Tagen in bequemer Weise bis Berlin fort. Hier bezogen sie eine inzwischen von Moltke eingerichtete behagliche und geräumige Wohnung am Potsdamer Platz Nr. 1.

Auch nach seiner Verheiratung ruhte die schriftstellerische Thätigkeit Moltkes nicht ganz. Noch im Jahre 1842 veröffentlichte er wieder in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ einen Aufsatz über die orientalische Frage unter dem Titel: „Reschid, Izzet und die Pforte“.*) Reschid Pascha hatte nach dem Tode Sultans Mahmud II. durch den Versuch, Verbesserungen in der türkischen Verwaltung namentlich gegenüber der christlichen Bevölkerung einzuführen, sich die Gunst der europäischen Mächte zu erwerben gewußt, so daß diese die Pforte gegen Mehemed Ali unterstützten. Nach seinem Ausscheiden aus dem Ministerium im Jahre 1841 hob indes sein Nachfolger Izzet Pascha die Neuerungen Reschids wieder auf und kehrte zu der früheren schroffen und drückenden Behandlung der unterworfenen Völkerschaften zurück. Freilich war auch seines Bleibens im Ministerium nicht lange, denn der Einflüsse auf den schwachen, jungen Sultan Abdul Meschid

*) Abgedruckt in den „Gesammelten Schriften“, Bd. II.

waren zu viele, als daß er im stande gewesen wäre, die Regierung seines Landes in fester, stetiger Entwickelung zu leiten. Moltke sucht nun in seinem Aufsatz die Gründe für die häufigen Schwankungen der türkischen Politik darzulegen und bezeichnet seinen alten Gönner Chosref Pascha als den einzigen Mann, der vielleicht das türkische Staatsschiff in ruhigere Bahnen lenken könne. Daß freilich eine dauernde Besserung der Zustände im osmanischen Reiche nicht möglich sei, betont Moltke, wie in den früheren Aufsätzen, so auch hier wieder ausdrücklich. Als die beste Lösung der orientalischen Frage bezeichnet er die Teilung des europäischen Besitzes der Türkei unter die christlichen Mächte. Da aber deren gegenseitige Eifersucht einen solchen Ausweg ausschließe, so bleibe nichts übrig, als die Schöpfung eines christlich-byzantinischen Reiches in Konstantinopel, wobei Moltke dem griechischen Volke die führende Rolle zuweist. Freilich unterläßt er es vorsichtigerweise, sich über die Einzelheiten bei der Durchführung dieses Planes auszusprechen, sondern deutet ihn nur in großen Zügen an.

Einen weiteren Aufsatz über das Eisenbahnwesen veröffentlichte Moltke 1843 in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ unter dem Titel: „Welche Rücksichten kommen bei der Wahl der Richtung von Eisenbahnen in Betracht?“ Er bemüht sich hier vor Allem, die große Wichtigkeit dieses Beförderungsmittels nicht nur für den Handel und Verkehr, sondern auch in militärischer Hinsicht nachzuweisen. Es ist von hohem Interesse zu sehen, daß Moltke schon damals mit scharfem Blick erkannte, welche Bedeutung die Eisenbahnen in einem zukünftigen Kriege gewinnen müßten. Nach seiner gewohnten gründlichen Art begnügte er sich aber nicht mit allgemeinen Gesichtspunkten, sondern vertiefte sich auch in die Einzelheiten der Anlage und des Betriebes, um hierdurch eine sichere Unterlage für sein Urteil zu gewinnen. Dieser Umstand kommt in dem erwähnten Aufsatze zur Geltung; man muß erstaunen über die Fülle technischen Wissens, die Moltke hier entwickelt.

Im Übrigen nahm ihn der Dienst beim Generalkommando

jetzt in höherem Grade in Anspruch als früher, da er einen vergrößerten Wirkungskreis besaß. Auch seine persönlichen Beziehungen zu dem Prinzen Karl und dessen Familie erfuhren eine Erweiterung. Seine Gattin wurde bei Hofe vorgestellt, und der Prinz nahm ihn auch auf nichtdienstlichen Reisen als Begleiter mit, so im August 1843 nach Doberan zu einem Badeaufenthalt. Doch benutzte Moltke auch diese Gelegenheit, um militärische Erkundungen der Wegeverhältnisse in Mecklenburg auszuführen.

Anfang September nahm er wieder im Gefolge des Prinzen Karl an der Parade und den Manövern des III. Armeekorps bei Frankfurt a/O. teil. In dieser Stadt, in der er seine ersten Leutnantsjahre verlebt hatte, fand er viele seiner ehemaligen Kameraden vom Leib-Regiment wieder, die aber alle noch Leutnants oder Hauptleute waren. Am 6. September reiste er dann über Halle, Kösen und Weimar nach Erfurt zu den Manövern seines eigenen, des IV. Armeekorps, die bis zum 26. dauerten. Während der Monate August und September war Frau v. Moltke bei ihren Eltern in Itzehoe zum Besuch gewesen. Nach Beendigung der Manöver holte Moltke sie dort ab und unternahm noch mit ihr gemeinschaftlich eine Erkundungsreise in Holstein und Mecklenburg. Das Ergebnis legte er in einer im Archiv des Generalstabes aufbewahrten Arbeit nieder: „Rekognoszierungen einiger Straßen, größtenteils neu erbauter Chausseen, in dem östlichen Teil von Holstein und Mecklenburg (mit einer Karte)". Im Dezember 1843 verfaßte er als Ergänzung zu seinem Bericht über die dänische Armee aus dem Jahre 1834 eine Arbeit: „Die Reduktion der königlich dänischen Armee vom Jahre 1842", die sich ebenfalls im Archiv des Generalstabes befindet.

Die nächsten Jahre vergingen in ruhiger, stetiger Arbeit, an der Frau v. Moltke einsichtsvollen Anteil nahm. Ihr feines Verständnis für die geistigen Bestrebungen ihres Mannes und ihr Wunsch, ihm seine Thätigkeit durch eine behagliche Häuslichkeit zu erleichtern, sind Moltke von jeher ein Sporn zu eifrigem Schaffen gewesen. Die innige geistige Gemeinschaft, in der die beiden mit

einander lebten, half ihnen auch über den in den ersten Jahren oft schmerzlich empfundenen Mangel des Kindersegens hinweg. Die junge Frau schloß sich um so enger an ihren Gatten an. Fast täglich begleitete sie ihn auf seinen Spazierritten, und jeden Sommer unternahm das Moltkesche Ehepaar größere Erholungsreisen, bei denen Frau v. Moltke sich auch als tüchtige Fußgängerin erwies. Für den Glanz großer Gesellschaften hatten beide wenig Sinn, doch konnten sie sich diesem Zwang nicht ganz entziehen. Moltkes Stellung brachte es mit sich, daß er viel in der vornehmen Welt, namentlich auch bei Hofe, erscheinen mußte. Er selbst blieb dabei immer der ruhige, schweigsame, aber scharfe Beobachter, seine junge Frau dagegen wußte durch die Natürlichkeit ihres Wesens und die Anmut ihrer Erscheinung alle Welt zu fesseln, so daß der Prinz Friedrich Wilhelm, der spätere Kaiser Friedrich II., von ihr sagen konnte: „Sie ist eine wahrhaft schöne Natur!"

Die nicht allzureichliche Muße, die ihm der Dienst und gesellige Verpflichtungen ließen, benutzte Moltke wieder zu schriftstellerischer Thätigkeit. 1844 erschien der bereits früher erwähnte Aufsatz „Die Donaumündung",*) und auch die Karte von Kleinasien, die er in Gemeinschaft mit dem Professor Kiepert und seinen Kameraden Fischer und v. Vincke bearbeitet hatte, konnte in demselben Jahre der Öffentlichkeit übergeben werden.

Im Juni 1844 begleitete Moltke den Prinzen Karl wieder zu Truppenbesichtigungen in Thüringen und am Harz und im September zu den Manövern des IV. Armeekorps bei Querfurt. Daran schloß sich ein Urlaub nach Holstein, wo sich Frau v. Moltke schon während des ganzen Sommers befand, und nach Kopenhagen zum Besuche seines Bruders Adolf. Im Frühjahr 1845 unternahm er eine Erkundung der Elbe, worüber er in einer noch im Kriegsarchiv des Generalstabes vorhandenen Handschrift: „Die Elbe von Riesa bis Ragätz unterhalb Magdeburg" berichtete. Am 25. April 1845 wurde ihm die Berechtigung zu teil, den ihm von

---

*) Abgedruckt in den „Gesammelten Schriften", Bd. II.

Sultan Mahmud II. vor seiner Abreise zur Taurusarmee am 28. Februar 1838 überreichten Ehrensäbel zu tragen, auch im Dienst, nur nicht bei Paraden und Meldungen. Auch seine Kameraden von den Kriegsfahrten in Kleinasien, Fischer und v. Mühlbach, erhielten dieselbe Vergünstigung; in der Rangliste findet sich der Ehrensäbel bei den Orden verzeichnet.

Im Jahre 1845 erschien noch das größere Werk: „Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 und 1829".*) Über dieses Buch ist schon früher (S. 62 ff.) berichtet und sein literarischer und kriegsgeschichtlicher Wert hervorgehoben worden. Die Arbeit fand sogleich allgemein die ihr gebührende Anerkennung, namentlich in Rußland, und Moltke hat sie selbst mehrfach als seine beste bezeichnet. Er hatte sie schon im August 1843 begonnen und in wenigen Wochen die erste Niederschrift vollendet. Dann aber unterzog er sie nach seiner Gewohnheit einer nochmaligen gründlichen Durcharbeitung, mit der er nicht eher aufhörte, als bis ihn das Werk in allen Teilen vollkommen befriedigte.[93]

Moltkes dienstliche Thätigkeit in dieser Zeit gibt zu keinen besonderen Bemerkungen Anlaß. Abgesehen von seinem persönlichen Verhältnisse zu den Hofkreisen und manchen anderen einflußreichen Persönlichkeiten trat er in keiner Weise über die Grenzen seiner Dienststellung heraus. Moltke war nicht der Mann, der mit seinen Leistungen zu prunken liebte, und wenn man trotzdem schon damals an maßgebender Stelle auf seine besondere Befähigung aufmerksam wurde, so verdankte er dies ausschließlich seinem Fleiße, seiner Zuverlässigkeit und seinem stets gleichbleibenden ruhigen, sachlichen Ernst. Diese Eigenschaften waren es auch wohl, die ihn als besonders geeignet erscheinen ließen für eine Stellung, zu der er im Herbst 1845 auserwählt wurde, und die ein besonderes Maß von Takt, Klugheit und Erfahrung erforderte.

*) Verlag von G. Reimer in Berlin. — Die zweite Auflage erschien im Jahre 1877.

15. Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen.

In Rom lebte damals schon seit 30 Jahren Prinz Heinrich von Preußen (geb. 1781), ein Oheim Friedrich Wilhelms IV., Bruder Friedrich Wilhelms III., der an einer schweren, wie es hieß, unheilbaren Krankheit litt und die meiste Zeit an das Bett gefesselt war. Trotzdem stand er in lebhaftem, geistigem Verkehr mit allen bedeutenden Persönlichkeiten der ewigen Stadt, insbesondere auch mit dem päpstlichen Hofe Gregors XI., ja man erzählte sich sogar, er sei zur katholischen Kirche übergetreten, obwohl dies keineswegs erwiesen ist. „Er war ein äußerst feingebildeter Herr," schreibt Moltke, „der von seinem Krankenlager aus keine einzige der europäischen Bewegungen ignorierte und in ununterbrochener Korrespondenz mit seinem königlichen Neffen Friedrich Wilhelm IV. stand. Er genoß in Rom großes Ansehen und war mit allen Celebritäten befreundet."

Als preußischer Prinz hatte er auch einen Adjutanten, der gewöhnlich dem Generalstabe entnommen wurde. Der bisherige Adjutant, ein Oberstleutnant v. Molière, war nun im Anfang des Jahres 1845 infolge eines Sturzes mit dem Pferde gestorben, und es sollte daher in Berlin ein neuer ausgewählt werden. Nicht jede Persönlichkeit erschien für diese eigenartige Stellung geeignet, und man nahm sich daher Zeit mit der Entscheidung. Unter der Zahl der in Vorschlag gebrachten Offiziere befand sich auch unser Moltke, der diese Auszeichnung insbesondere seinem Korpskommandeur, dem Prinzen Karl, verdankte. Um seiner Empfehlung noch

besonderen Nachdruck zu verleihen, richtete Prinz Karl persönlich einen Brief an seinen Oheim nach Rom und legte diesem die Wahl des Majors v. Moltke unter den vorgeschlagenen Anwärtern für den Adjutantenposten warm ans Herz.

Obschon dies bereits im Mai 1845 geschah, zog sich die Entscheidung doch bis zum Herbst hin. Moltke hatte während des Sommers seine Gattin zu einer Kur nach Ems begleitet, woran sich noch eine Rheinreise schloß. Erst am 26. Oktober hiervon nach Berlin zurückgekehrt fand er eine zwiefache Nachricht vor. Am 19. Oktober war sein Vater in Wandsbeck, 77 Jahre alt, gestorben. Obschon zwischen ihm und seinem Sohne Helmuth niemals eine innige geistige Gemeinschaft bestanden hatte, da ihre Naturen zu verschieden geartet waren, betrauerte der Sohn den Vater doch tief und aufrichtig. „Die Nachricht ist erschütternd .... Gott schenke ihm Ruhe und Frieden!“ schrieb er an seinen Bruder Ludwig.

Die andere Nachricht war erfreulicher. Prinz Heinrich hatte Moltke in der That zu seinem Adjutanten ausgewählt und der König diese Wahl gebilligt. Die Ernennung Moltkes erfolgte am 18. Oktober 1845, wobei er dem Generalstab „aggregiert“ wurde.[94] Seine Abreise in die neue Stellung konnte jedoch nicht sogleich erfolgen, da er seine Frau mitzunehmen beabsichtigte und deshalb zuvor den Berliner Haushalt auflösen mußte. Erst am 12. November meldete er sich beim Könige ab und trat am 14. in Begleitung seiner Gattin und seines Bruders Ludwig, der sich einer Aufforderung Moltkes folgend dem Ehepaare anschloß,[95] die Reise an.

Diese führte zunächst mit der Eisenbahn nach Leipzig, von wo es dann mit eigenem Wagen und Pferden in bequemen Tagemärschen mit gelegentlichem Aufenthalt in Nürnberg, Augsburg, München und Innsbruck über den Brenner nach Trient und weiter durch Oberitalien, Toskana und die Romagna nach der ewigen Stadt ging. Hier trafen die Reisenden am 18. Dezember ein. Rom war Moltke nicht fremd, und da der Prinz Heinrich ihn

gütig empfing, so fand er sich bald in seine neue Stellung hinein. Er hatte täglich nur wenige Stunden Dienst, es blieb ihm daher reichliche Muße, um seinen persönlichen Neigungen nachzugehen. Diese führten ihn vor allem zu dem Studium von Land und Leuten, zur Erforschung der ehrwürdigen Überreste aus der altrömischen Zeit und der geschichtlich denkwürdigen Stätten der Umgebung Roms. Hier auf diesem klassischen Boden erwachten in ihm wieder alle jene Eigenschaften und Fähigkeiten, die wir schon auf seinen Wanderfahrten in der Türkei kennen gelernt haben: der scharfe Blick für das geschichtlich und militärisch Merkwürdige, das feine Verständnis für die Eigenart der Landschaft und ihrer Bewohner und die vollendete Kunst, das Gesehene darzustellen. Schon auf der Hinreise nach Rom hatte Moltke ein Tagebuch begonnen und es während der ersten Zeit seines Aufenthaltes in der ewigen Stadt fortgesetzt. Es enthält freilich meistens nur Stichworte und weist große zeitliche Lücken auf,[26] auch wurden diese mehr persönlichen Aufzeichnungen später durch Studien und Arbeiten allgemeiner Natur in den Hintergrund gedrängt, — dennoch sind auch sie von hohem Interesse und bleibendem Wert.

Von größerer Bedeutung wurde indes eine Arbeit, mit der Moltke, bald nachdem er sich in Rom etwas eingelebt hatte, begann. Als geschulter Generalstabsoffizier empfand er bei seinen Ausflügen in die Umgebung Roms, auf denen ihn auch seine Gattin häufig begleitete, lebhaft den Mangel einer guten Karte. Wie er selbst sagt, war damals kein einziger auf wirkliche Geländeaufnahme begründeter Plan vorhanden. „Eine Schar talentvoller junger Künstler hatte uns treffliche Bilder von der einsamen Pracht der Campagna geliefert; gelehrte Werke waren über Römerstraßen und Mauerreste geschrieben worden, aber niemand hatte das Meßinstrument zur Hand genommen, um ihre Lage genau zu ermitteln. Und doch waren zu verschiedenen Zeiten zwei Standlinien in der Ebene bei Rom mit hinreichender Genauigkeit gemessen worden; die erste von den Jesuiten Mayer und Boscovich auf der älteren Via Appia in der bedeutenden Ausdehnung von fast zwei deutschen Meilen Länge, die zweite von

den Astronomen Conti und Calandrelli auf der von Porta S. Angelo nördlich nach der Milvischen Brücke führenden Straße, soweit diese in gerader Linie fortgeht, in einer Länge von 554,465,226 Toisen.*) Von dieser Basis waren die Punkte, „Kuppel von St. Peter“ und „Casino dell'Aurora in Villa Ludovisi“ festgelegt. Außerdem befanden sich im Kollegio Romano eine große Anzahl von astronomisch bestimmten Punkten durch den ganzen Kirchenstaat.“

Diese Umstände gaben Moltke den Plan ein, seinerseits eine topographische Aufnahme der Stadt und ihrer Umgebung zu versuchen, und er machte sich auch sofort an die Ausführung. Zwar waren die Endpunkte der gemessenen Standlinien nicht mehr mit Sicherheit aufzufinden, wohl aber kannte man die Entfernungen der Kuppel von St. Peter, des Casino dell'Aurora und der Loggia in der Villa Negroni untereinander. Mit deren Hilfe ließ sich durch geometrische Konstruktion leicht ein hinlänglich großes Dreieck bestimmen, von dem aus dann ein vollständiges Netz anderer hervorragender Punkte in der Stadt und deren Umgebung festgelegt wurde. Moltke wählte für die Aufnahme den Maßstab 1:25,000, wie er auch bei den Vermessungen des preußischen Generalstabes üblich ist. Die ermittelten Festpunkte verteilte er auf neun Meßtischblätter, die nach dem magnetischen Norden gerichtet wurden; jedes hat nicht ganz eine Geviertmeile Flächeninhalt. Auf dem mittelsten legte er zunächst die alte Stadtmauer von Rom fest und trug dann mit Hilfe der innerhalb der Stadt gemessenen Punkte die Straßen und wichtigsten Gebäude durch Verkleinerung der vorhandenen Stadtpläne ein. Schwierigkeiten bereitete hierbei nur die Darstellung des Geländes, der sogenannten sieben Hügel, weil hier zahlreiche Terrassen und die Häuser und Gärten die Übersicht erschweren und Aufschüttungen den natürlichen Zusammenhang der Bergformen unterbrechen. Moltke mußte sich, wie er später einmal an A. v. Humboldt schrieb, „unter all den mächtigen

*) Eine Toise = 2 m.

Bauwerken der Gegenwart und der Vergangenheit das Terrain der sieben Hügel herausfühlen".

Diese Arbeit wurde während des Winters 1845—46 beendet, und im Februar 1846 mit der Aufnahme des Geländes außerhalb der Stadt begonnen. Anfang April waren bereits fast zwei Geviertmeilen fertiggestellt. Die größte Mühe machte hierbei das sogenannte Suburbano, der durchschnittlich eine Meile breite Gürtel von Villen und Vignen, der die Stadtmauer Roms umgibt. Hier ist die Übersicht außerordentlich beschränkt. „Zwischen hohen Mauern und Bäumen bildeten Boussole und Schrittmaß den Ariadnefaden durch das koupierte Terrain." Erst als die Arbeit vollendet war, wurde Moltke eine Katasteraufnahme dieses Teiles der Umgebung Roms zugänglich, wonach er die unvermeidlichen Abweichungen berichtigen konnte. Dann folgte die bedeutend leichtere Aufnahme der völlig freien Ebene der Campagna, die sich bis zum Fuße der Sabiner- und Albanerberge und bis zum Meere erstreckt, durchflossen von dem Tiber und dem Anio. Diese Arbeit wurde natürlich nicht mit der Genauigkeit einer Katasterkarte ausgeführt, sie war vielmehr nur ein sehr sorgfältiges Kroki, das dem Wanderer beim Aufsuchen geschichtlich merkwürdiger Örtlichkeiten als Wegweiser behilflich sein sollte. Moltke bediente sich dazu nur eines leichten Meßtisches und einer an das Diopterlineal angeschraubten Boussole. Hiermit legte er von den zahlreichen, zuvor bestimmten Fixpunkten eine möglichst große Zahl von Gegenständen durch Anschneiden fest und trug dann das Übrige unter Zuhilfenahme des Schrittezählens und nach dem Augenmaß ein. In einem „Wegweiser durch die Campagna", den Moltke seiner später veröffentlichten Karte beizugeben beabsichtigte, aber niemals beendet hat, — näheres darüber weiter unten — gibt er uns von seiner Thätigkeit und der Lust, die er daran empfand, ein anschauliches Bild:

„Die Mühe der Arbeit ist dem Verfasser reichlich belohnt durch die Freude, welche sie ihm gemacht hat. Möchte die Aufnahme auch Anderen nützlich werden, und möchte bald ein Anderer sich finden, der mit demselben Eifer, aber mit mehr Fähigkeit und

Muße den Plan vor Allem bis über das Albaner-Gebirge und bis zur Tibermündung ausdehnt. Dir, meinem unbekannten Nachfolger, weissage ich große Freude an deiner Arbeit in jener herrlichen Gegend. Wohl ist es ein wonniges Gefühl, in der Morgenfrische durch die noch schlummernde Stadt zu fahren, hinaus aus den engen Gartenmauern in die freie, weite Ebene, und dort mit geschonten Kräften das Tagewerk zu beginnen. Du wählst einen erhabenen Standpunkt, um dich zu orientieren, und während die Nadel einspielt, schweift dein Blick über das prachtvolle Panorama ringsumher. Tiefe Stille herrscht durch die einsame Gegend, und selbst der Schall der Glocken dringt von den 360 Kirchen auf den sieben Hügeln nicht mehr bis an dein Ohr. Kein Haus, kein Mensch ist sichtbar, nur schön gefärbte Eidechsen schauen von dem alten Mauerwerk mit klugen Augen auf dein Beginnen und stürzen dann eilig davon. Jetzt schwebt die strahlende Scheibe der Sonne über das Sabiner-Gebirge herauf, und ein sanftes Rauschen durchschauert die breiten Gipfel der Pinien. In den klarsten Umrissen erkennst du die drei oder vier Meilen entfernten Gegenstände, die Villen am Saum der waldigen Höhen von Frascati und die blendenden Segel auf dem tiefblauen Meer. — Doch die Arbeit will gefördert sein, du darfst die Gegend nicht länger in ihrer malerischen Wirkung, du mußt sie in ihrer physischen Beschaffenheit auffassen. Das führt dich nun durch felsige Waldschluchten und breite Wiesenthäler, über buschige Hügel auf freie Höhen. Von jeder derselben stellt das herrliche Bild sich in neuen Verschiebungen dar, während deine Planchette dem Boden das Geheimnis seiner Scenenkünste abzwingt."

Anfangs Juni 1846 hatte Moltke bereits den größeren Teil seiner Aufnahmen vollendet, als eine Hitze von 30° im Schatten die vorläufige Einstellung der Arbeit forderte. Verderbliche Fieberdünste entsteigen im Sommer dem Boden der Campagna, deren Wirkungen sich niemand, vor Allem kein Fremder, entziehen kann. Aber noch ein anderes Ereignis trat bald darauf ein, das die Vollendung der begonnenen Arbeit überhaupt in Frage stellte.

Am 12. Juli 1846 erlag Prinz Heinrich ziemlich unerwartet seinen langen Leiden, und Moltke mußte sich nun unverzüglich nach Potsdam auf den Weg machen, um dem Könige den Tod seines Oheims zu melden und Befehle darüber einzuholen, was mit der Leiche zu geschehen habe.[97] Friedrich Wilhelm IV. ordnete an, daß die sterblichen Überreste des Prinzen Heinrich auf einem preußischen Kriegsschiff nach Deutschland gebracht und nach Berlin überführt werden sollten. Mit der Leitung und Ordnung dieser ganzen Angelegenheit wurde Moltke beauftragt. Bevor wir ihn jedoch auf dieser Fahrt begleiten, sei zunächst die Darstellung der Entstehung und Vollendung der Karte von Rom nebst Umgebung zu Ende geführt.

Anfang August war Moltke von Berlin in Rom wieder eingetroffen, und da die Überführung der Leiche des Prinzen Heinrich erst Ende September stattfinden konnte, so blieben ihm noch einige Wochen, um seine topographische Aufnahme zu beenden. Mit fieberhaftem Fleiß machte er sich an die Arbeit, war vom Morgen bis zur sinkenden Sonne thätig, und so gelang es ihm nicht nur die neun Meßtischblätter fertig zu stellen, sondern auch noch eine besondere Aufnahme der geschichtlich merkwürdigen Gegenden von Veji und an der Allia zu bewirken. Am 20. September beendete er die Feldarbeit; in dem Zeitraum von kaum sechs Monaten waren zehn Geviertmeilen vermessen — „was zur billigen Beurteilung der Karte angeführt werden muß“, wie Moltke selbst sagt. Das Auszeichnen in Tusche hatte freilich verschoben werden müssen, auch waren die Bodenerhebungen zum Teil nur angedeutet. Sobald es aber die Zeit erlaubte, machte er sich an die Fertigstellung. Noch auf dem Kriegsschiffe, das die Leiche des Prinzen Heinrich nach Deutschland brachte, zeichnete er an der Karte und nahm sie weiterhin stets wieder vor, wenn er Muße hatte. Ende November 1846 spricht er davon, daß sie wohl in zehn Tagen fertig sein werde, womit aber freilich das Auszeichnen der Bergstriche in Tusche nicht gemeint ist. Diese Arbeit, die längere Zeit in Anspruch nehmen mußte, übertrug er vielmehr,

nachdem er Ende 1846 zum Generalstab des VIII. Armeekorps nach Koblenz versetzt worden war, dem Hauptmann Weber (Platzmajor in Wesel), der erst im September 1849 damit fertig wurde.

Obwohl Moltke von vorneherein eine Veröffentlichung seiner Aufnahme im Auge gehabt hatte, stieß die Ausführung dieser Absicht doch auf Schwierigkeiten. Es wollte sich kein Verleger finden, der die allerdings nicht unbeträchtlichen Kosten des Stiches der Karte gewagt hätte, obgleich ein reger Absatz zu erwarten stand und Moltke selbst keinerlei Entschädigung für seine Arbeit verlangte. Da kam ihm ein Zufall zu Hilfe. Als nämlich im Jahre 1849 das von Pius IX. abgefallene Rom von einer französischen Armee unter dem General Oudinot angegriffen wurde und Garibaldi die Stadt kräftig verteidigte, sandte Moltke seine Aufnahme an Alexander v. Humboldt mit der Bitte, sie dem Könige vorzulegen, damit dieser die kriegerischen Begebenheiten vor der ewigen Stadt bequemer darauf verfolgen könne. Humboldt zeigte sich entzückt über die Karte und schrieb sofort an Moltke: „Ich habe die großen Rollen gestern Nachmittag erst in Sanssouci nach der Tafel vor einer zahlreichen Gesellschaft eröffnet. Die Terrainzeichnung, die relativen Höhen, ihre mannigfaltigen Abstufungen sind bewunderungswürdig, dazu die astronomischen Grundlagen und direkte trigonometrische Aufnahmen von 10 Quadratmeilen in einem für die Geschichte der Menschheit so wichtigen Landstrich! Nächst der Asia minor und Thracien konnten Sie keinen würdigeren Gegenstand finden, und es ist ein schöner Beweis Ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit, eine Lage, in der Ihre Vorgänger in vielen Jahren nichts zu leisten verstanden, so zu benutzen.“

Auch der König nahm den größten Anteil an der Moltkeschen Arbeit und wünschte deren Veröffentlichung. Durch die Vermittlung Humboldts fand sich denn auch die Verlagsfirma S. Schropp in Berlin zur Herausgabe bereit, wobei der König selbst eine namhafte Summe zuschoß. Der Stich der Karte wurde einem der ersten Künstler auf dem Gebiete der Kartographie übertragen und nahm zwei Jahre in Anspruch. Erst im No-

vember 1852 konnte Moltke dem Könige das vollendete Werk vorlegen.[98]

In seiner gewohnten Gründlichkeit hatte sich übrigens Moltke nicht mit der Aufnahme des klassischen Bodens um Rom allein begnügt, sondern er war auch bemüht gewesen, sich eine genaue Kenntnis der geschichtlichen Vorgänge, die sich dort abgespielt hatten, zu verschaffen. Dies führte ihn von selbst zu Forschungen archäologischer und geologischer Natur, woran sich dann auch militärische Erwägungen schlossen. Er hat die Gegend nicht allein mit dem Auge des Reisenden und Topographen gesehen, sondern für ihn bevölkerte sie sich mit den Gestalten, die in ihr gelebt. Die ganze Entwickelung der römischen Macht stand wieder vor ihm auf, und als Soldat versuchte er namentlich an den geschichtlich denkwürdigen Schlachtorten sich ein Bild der Ereignisse zu entwerfen, wie sie nach der Örtlichkeit sich abgespielt haben konnten. Die Früchte dieser Studien legte er dann zunächst in den Blättern seines Tagebuches nieder, um sie später wieder hervorzuholen und zu ordnen. Hierbei kam ihm der Gedanke, seine Aufzeichnungen zu einer Art „Wegweiser durch die Campagna" zusammenzustellen und sie seiner Karte als Ergänzung beizugeben. „Es kommt dabei darauf an," so schrieb er an seinen Bruder Ludwig, der ihm aus den alten Klassikern dabei helfen sollte, „wieder an die vorhandenen Überbleibsel der geschichtlichen Begebenheiten anzuknüpfen. Diese können daher nur aphoristisch gegeben werden, und die Örtlichkeit ist der Faden, welcher die Begebenheiten aneinanderreiht." Leider machten ihm seine Berufsgeschäfte die Vollendung des begonnenen Werkes unmöglich; eine Bleistiftbemerkung am Rande der letzten angefangenen Seite lautet: „Fortsetzung ad calendas graecas". Von den eigentlichen „Wanderungen" sind daher nur wenige Bruchstücke vorhanden, dagegen besitzen wir drei als Einleitung gedachte Abschnitte allgemeinen Inhaltes: „Die Entstehung des Bodens der Campagna", „Das älteste Aussehen der Gegend von Rom" und „Über das Klima"; ferner drei geschichtliche Aufsätze: „Mons sacer", „Das Fabische Geschlecht an der Cremera",

„Saxa Rubra“. Alle diese Abschnitte sind noch bei Lebzeiten Moltkes in dem „Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch von H. Graf Moltke, Generalfeldmarschall“*) erschienen, und zwar geordnet und mit Einleitungen versehen von G. v. Bunsen. Zwei weitere Aufsätze aus dem Tagebuch Moltkes: „Fidenae“ und „Fossa Cluilia“ haben dann noch in den „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten“ (Band I Seite 172 ff.) Aufnahme gefunden.

In geschichtlicher Hinsicht schließt sich Moltke hierbei im Wesentlichen für die alte Geschichte an Niebuhr und für die Zeit der Päpste an Ranke an, in topographischen und militärischen Dingen ist sein Urteil dagegen ganz selbständig. Sein scharfer Blick kommt vielfach zu durchaus neuen und überraschenden Ergebnissen, die durch die neuesten Forschungen eine glänzende Bestätigung erfahren haben. Noch größeren Wert als diesen wissenschaftlichen Thaten muß man indes den sonstigen Eigenschaften des „Wanderbuches“ beimessen: der glänzenden Beobachtung, dem Blick für das der Landschaft Eigentümliche, der unvergleichlichen Klarheit der Sprache und Greifbarkeit des Ausdruckes, der schönen Wärme des Herzens, die aus jeder Zeile spricht. Aus dem seltenen Werke tritt uns überall eine eigenartige, abgeschlossene, bedeutende Persönlichkeit entgegen, wodurch dasselbe hoch über die Menge des über den gleichen Gegenstand Geschriebenen emporgehoben wird. Gleich die ersten Sätze der Einleitung sind so gedankenreich, daß wir uns nicht versagen können, sie hier wörtlich einzuflechten:

„Geschichtliche Begebenheiten gewinnen einen eigentümlichen Reiz, wenn wir die Örtlichkeit kennen, wo sie sich zutrugen. In den lebendigsten Farben treten sie dem vor die Seele, welcher sich auf ihrem eigentlichen Schauplatz befindet, und wie wir einen regeren Anteil nehmen an dem Schicksale eines Mannes, dessen Gesichtszüge wir kennen, ebenso prägen sich dem Gedächtnis die Vorgänge tiefer ein, deren

*) Berlin 1879, bei Gebrüder Paetel. Das Buch enthält außerdem: „Tagebuchblätter aus Spanien“ und „Briefe aus Paris“.

räumliche Bedingungen wir anschauten. Geschichte und Ortskunde ergänzen sich wie die Begriffe von Zeit und Raum.

„Die Örtlichkeit ist das von einer längst vergangenen Begebenheit übrig gebliebene Stück Wirklichkeit. Sie ist sehr oft der fossile Knochenrest, aus dem das Gerippe der Begebenheit sich herstellen läßt, und das Bild, welches die Geschichte in halbverwischten Zügen überliefert, tritt durch sie in klarer Anschauung hervor.

„Jahrtausende freilich, welche die festesten Bauten umstürzen, gehen nicht spurlos vorüber an der größten aller Ruinen, der Mutter Erde. Der Anbau glättet ihre Oberfläche aus, Wälder verschwinden, Bäche versiegen und tarpejische Felsen ebnen sich zu sanfteren Hängen ab. Aber dies alles ändert, wir möchten sagen, nur die Hautfarbe der Alma mater, ohne ihre Gesichtszüge unkenntlich zu machen. Wo die Naturkräfte gewaltsam mitwirkten, wo Vulkane und Erdbeben, Überschwemmungen und Versumpfungen in geschichtlicher Zeit den Boden umwandelten, da geschah es doch nur auf beschränktem und wohlbekanntem Gebiet.

„Von vielen Gegenden darf man aber behaupten, daß sie seit Jahrtausenden wirklich unverändert geblieben sind. Das Meer in der steten Wandelbarkeit seiner Wogen stellt sich uns in derselben großartigen Einfachheit dar, wie einst den Argonauten. Der Beduine tränkt seine Rosse und Kamele noch an den nämlichen Quellen und weidet seine Herden auf denselben grünen Flächen, wie Abraham und Muhamed. Die mit Basalttrümmern überschütteten Ebenen am mittleren Euphrat bieten dem heutigen Wanderer eben den trostlosen Anblick dar, wie den Grenzwächtern des römischen Reiches, und viele der Thäler um Jerusalem zeigen sich unserem Blick gewiß gerade so, wie sie dem Erlöser erschienen, als er auf Erden wandelte.“

Kehren wir nunmehr zu den persönlichen Erlebnissen Moltkes im Herbst 1846 zurück.

Mitte September war die preußische Segelkorvette „Amazone“, Kapitän Schröder, in Civita vecchia, dem Hafen des Kirchenstaates, eingetroffen, um die Leiche des Prinzen Heinrich zur See um halb

Europa herum nach Cuxhaven zu bringen, von wo sie dann auf dem Landwege nach Berlin überführt werden sollte. Moltke fiel die Aufgabe zu, seinem toten Prinzen auf der letzten Fahrt das Geleit zu geben, und da seine Gemahlin ihn auf der voraussichtlich sehr langen Fahrt nicht begleiten konnte, so mußte sie allein in Italien zurückbleiben. Eine Verwandte der Frau v. Moltke, eine Gräfin Brockdorff, die in Capo di Monte bei Neapel lebte, erbot sich, die junge Frau so lange bei sich aufzunehmen, bis ihr Gatte sie wieder nach Deutschland zurückholen könne. Das Moltkesche Ehepaar begab sich daher gemeinsam nach Civita vecchia und nahm hier, nachdem die Leiche des Prinzen auf das Kriegsschiff gebracht war, für längere Zeit von einander Abschied. Frau v. Moltke fuhr am 19. September zu Schiff nach Neapel, Moltke selbst aber begab sich auf die „Amazone“, die wegen stürmischen Wetters jedoch erst am 21. den Hafen verlassen konnte. Widrige Winde machten es unmöglich, die Fahrt nach der Meerenge von Gibraltar auf dem kürzesten Wege durch die Straße von San Bonifacio zu nehmen, es mußte vielmehr die Südspitze von Sardinien umschifft werden. Am 27. September war erst der halbe Weg bis Gibraltar zurückgelegt, und auch weiterhin verzögerten Stürme und ungünstige Windrichtung das Fortkommen erheblich. Moltke litt, wie stets, wenn er sich auf dem Meere befand, außerordentlich durch die Seekrankheit, die ihn so angriff, daß er auch bei ruhigerem Wetter kaum im stande war, etwas zu arbeiten. Langeweile und körperliches Mißbehagen ließen ihm daher die Aussicht, vielleicht noch viele Wochen unterwegs zu sein, so trostlos erscheinen, daß er sich, als die „Amazone“ endlich am 6. Oktober die Rhede von Gibraltar erreicht hatte, entschloß, seine Reise auf dem Landwege durch Spanien und Frankreich nach Deutschland fortzusetzen.

Moltke hat diese Reise in einem Briefe an seinen Bruder Fritz, der dieselben glänzenden Vorzüge der Darstellung aufweist, wie die anderen Reiseschilderungen von Moltkes Hand, eingehend geschildert. Wir erfahren, daß er zunächst mit einem englischen Dampfer nach Cadix und von hier mit einem anderen

Schiff den Guadalquivir hinauf nach Sevilla gefahren ist. Von dort ging es dann mit dem Stellwagen ununterbrochen vier Tage und drei Nächte lang auf schlechten Wegen nach Madrid. Da hier gerade die Vermählung der Königin Isabella durch glänzende Feste gefeiert wurde, blieb Moltke einige Tage in der Hauptstadt und setzte dann seine Reise unter vielen Beschwerlichkeiten nach der französischen Grenze fort. In Frankreich berührte er nur im Fluge Bordeaux und Tours und erreichte am 20. Oktober Paris. Schon am anderen Tage fuhr er mit der Eisenbahn weiter nach Köln und dann im Postwagen ohne Aufenthalt nach Hamburg (26. Oktober). Moltke hatte mit dieser Reise wieder einmal eine seiner Gewalttouren gemacht — 400 Meilen Landweg in 18 Tagen — und zwar deshalb, weil er fürchtete, die „Amazone" werde sonst vor ihm in Hamburg eintreffen. Dies war nun aber keineswegs der Fall, vielmehr mußte er noch bis zum 4. November eine Zeit ungeduldigen Harrens durchmachen, bevor das Schiff eintraf. Der Sarg mit der Leiche des Prinzen wurde dann auf einen Flußdampfer verladen; Moltke fuhr damit die Elbe, Havel und Spree hinauf bis nach Berlin, wo am 7. November die feierliche Beisetzung im Dom stattfand.

Hiermit hatte auch die bisherige Stellung Moltkes als Adjutant ihren Abschluß erreicht. Es entstand nun für ihn die wichtige Frage wegen der ferneren Gestaltung seiner militärischen Laufbahn. Der General Krauseneck wollte ihn wieder in den Generalstab einrangiert sehen, von anderer Seite schlug man ihn zum Flügeladjutanten vor. Da aber der König für einige Zeit zur Jagd gereist, und auch Moltkes Gönner, Prinz Karl, mit seiner leidenden Gemahlin abwesend war, so erfolgte zunächst keine Entscheidung. „Ich glaube", schrieb Moltke an seine Frau nach Neapel, „ich könnte hier so ein Jährchen weg privatisieren, ohne daß sich jemand um mich bekümmert, denn als aggregiert gehöre ich nicht dem Generalstab, und als ‚verwitweter' persönlicher nicht der Adjutantur an." Diese Zögerung war Moltke um so unangenehmer, als er gern Urlaub genommen hätte, um seine Gattin aus

Italien nach Hause zu holen, doch konnte er jetzt Berlin nicht verlassen; denn „les absents ont tort.“ Er benutzte seine Muße, um an seiner römischen Aufnahme zu zeichnen und der in dieser Zeit erfolgenden Herausgabe der Karte des nördlichen Teiles des Bosporus und des Planatlas von Kleinasien seine Fürsorge zu widmen.

Endlich im Dezember erhielt er die Nachricht, daß er wieder in den Generalstab zurückversetzt und als erster Generalstabsoffizier — noch nicht als Chef — einem Generalkommando zugeteilt werden würde. Er nahm nun sofort Urlaub, eilte nach Neapel und holte seine Frau von dort zu ihren Eltern nach Itzehoe. Inzwischen war er durch Kabinetsordre vom 24. Dezember 1846 dem Generalkommando des VIII. Armeekorps in Coblenz zugeteilt worden und trat damit in einen neuen Wirkungskreis.

Wirft man einen zusammenfassenden Rückblick auf den zuletzt behandelten Abschnitt des Lebensganges Moltkes und schätzt ihn von dem Gesichtspunkte aus ab, ob er unserem Helden eine wesentliche Erweiterung oder Vertiefung seiner militärischen Persönlichkeit gebracht habe, so wird man diese Frage wohl bejahen dürfen, freilich nicht ohne Einschränkung. Zwar mußte die eingehende Beschäftigung mit den geschichtlichen Anfängen eines so merkwürdigen Volkes, wie die alten Römer, für einen Geist, der alle Dinge in ihren tiefsten Grundlagen zu erforschen strebte, naturgemäß von hohem Werte sein. Eine unmittelbare Förderung seines militärischen Wissens indes konnte Moltke dieser Lebensabschnitt nicht bringen; dafür war seine Zeit zu sehr durch Reisen und die Vermessungsarbeiten bei Rom in Anspruch genommen gewesen. Aber für die stetige Entwickelung der eigenartigen Persönlichkeit Moltkes ist dieses scheinbare Stocken auch ohne Belang, insofern als er seine Hauptkraft keineswegs aus dem militärischen Wissen allein zog. Zwar wurzelte auch er mit seinem Denken durchaus in der Muttererde: dem vielleicht etwas engen, aber wohlgefügten, gesunden Gedankenkreise der damaligen preußischen Armee und ihres

Generalstabes. Allein das war nur die Grundlage, auf der sich das Gebäude seiner geistigen Größe durchaus selbständig erhob. Was ihm die Umgebung, in der er heranreifte, zu bieten vermochte, waren die klare, besonnene, etwas nüchterne Denkart der preußischen militärischen Schule und ihre festen Formen. Mag man nun auch den Wert dieser Dinge in mancher Beziehung sehr hoch anschlagen, es lag doch in ihnen die Gefahr der Einseitigkeit, einer gewissen Verknöcherung, der viele recht bedeutende Köpfe der damaligen Zeit verfallen sind. Moltke wußte ihr zu entgehen. Dank seiner umfassenden, allgemeinen Bildung und seinem über die Grenzen der Berufsthätigkeit hinausgehenden Verständnis für die Grundlagen aller menschlichen Tüchtigkeit verstand er das Wesentliche von dem Nebensächlichen, dem Äußerlichen zu trennen und die Formen mit seinem Geiste zu erfüllen. Insofern er hierin durch den Aufenthalt in Rom eine Bereicherung erfahren hat, darf man also auch diese Zeit als eine weitere Stufe seiner militärischen Entwickelung betrachten.

16. Beim Generalstabe des VIII. Armeekorps.

Die Versetzung Moltkes in den Generalstab des VIII. Armeekorps war auf Wunsch des Generals Krauseneck erfolgt. Es muß dies befremden, wenn man die Grundsätze für die Ausbildung und Verwendung der Generalstabsoffiziere kennt, die Krauseneck aufgestellt hatte, und die zum Teil noch bis heutigen Tags maßgebend geblieben sind. Der General, der sich selbst zuweilen als militärischen Naturalisten zu bezeichnen liebte, war weit davon entfernt, den Generalstab als einzige Pflanzstätte des Wissens und Könnens zu betrachten. Er strebte vielmehr dahin, die Thätigkeit seiner Offiziere aus dem Gebiete einer gewissen Schulweisheit heraus auf die lebendige Praxis zu lenken. Der Generalstab sollte bestehen aus einigen älteren Offizieren, die den höheren Befehlshabern als Gehilfen zu dienen berufen seien, und einer größeren Zahl von jüngeren, deren Beanlagung zu günstigen Erwartungen für die Zukunft berechtigte und denen sich durch schnellere Beförderung die Aussicht eröffnen ließ, frühzeitiger in höhere Befehlsstellungen zu gelangen, als ihre Kameraden in der Front. Allen aber sollte häufig Gelegenheit geboten werden, sich auch in der Truppenausbildung und Führung zu üben; namentlich müsse dies beim Übergang aus der jüngeren in die ältere Klasse, also bei der Erreichung des Majorsranges, geschehen. Erst wenn sie auch hierbei allen Erwartungen entsprochen und insbesondere in der Leitung von Abteilungen gemischter Waffen Erfahrung erworben hätten, sollten sie wieder in den Generalstab zurück versetzt werden, um dann zu einer Chefstelle zu gelangen. Offiziere ohne praktische Diensterfahrung seien auch für den

Generalstab nicht zu gebrauchen, denn sie könnten die Leistungen der Truppen, denen sie fremd geblieben, nicht beurteilen, müßten in schiefe Lagen geraten und an ihrem Ansehen Schaden leiden. Der Dienst des Generalstabes biete wenig Gelegenheit, kriegerische Fähigkeiten zu erwerben oder an den Tag zu legen. Die Kunst, selbständig zu befehlen, die Geneigtheit, das Befohlene auch zu vertreten und die richtige Haltung den Untergebenen gegenüber, ohne welches Alles kein rechtes Vertrauen erworben werde, sei nur bei der unmittelbaren Truppenführung zu gewinnen.

Diese an sich durchaus richtigen Grundsätze, die auch vom Könige mehrfach gebilligt wurden, ließen sich übrigens nicht immer verwirklichen. Solche Naturen, die alle Seiten der Befehlsthätigkeit mit gleicher Leichtigkeit umfassen, sind insgemein seltener, als man glaubt. Die Zahl der Geschäftsmänner in Uniform, deren Neigung und Befähigung sich weniger auf die Ausübung des Befehlens selbst, als auf die Vorbereitungen dazu erstreckt, überwiegt die der eigentlichen Führer, die stets die unmittelbare Kriegshandlung im Auge haben. So sagt z. B. Jomini von Berthier, dem Generalstabschef Napoleons I., daß trotz seiner großen Geschäftsgewandtheit zwanzig Feldzüge ihm keinen Begriff von der Truppenführung beigebracht hätten. Und in der That bewies Berthier jedesmal, wenn ihm Napoleon ein selbständiges Kommando anvertraute, daß er, der die Gedanken seines Herrn und Meisters in gewandter und zweckmäßiger Form den Truppen zu übermitteln verstand, völlig hilflos war, wenn er aus sich heraus einen selbständigen Entschluß fassen sollte.

Eine solche Natur war nun freilich Moltke nicht. Obschon er seit seiner Leutnantszeit niemals wieder eine Truppe befehligt hat, ist er doch immer in inniger Berührung mit dem Geiste geblieben, der den Truppenführer beseelen muß. Sein weiter, klarer Blick, sein stets auf das Erfassen des unmittelbar Anwendbaren gerichteter Verstand und die dem Charakter entspringende Bereitwilligkeit, auch in den schwierigsten Entscheidungen die Verantwortung zu übernehmen, haben ihn vor Einseitigkeit und Ver-

knöcherung im rein Geschäftsmäßigen mit Glück bewahrt. Inwieweit diese Eigenschaften schon im Jahre 1846 bei seiner Versetzung zum Generalstabe des VIII. Armeekorps mitgewirkt haben, läßt sich freilich nicht mehr beurteilen. Jedenfalls machte General Krauseneck zu Moltkes Gunsten von seinen sonst streng innegehaltenen Grundsätzen eine Ausnahme; es müssen also wohl triftige Ursachen vorhanden gewesen sein, die ihn dazu bestimmten. Moltke selbst scheint dies auch frühzeitig gewußt zu haben, denn er läßt in seinen Briefen auch nicht einmal eine Andeutung fallen, daß er möglicherweise ein Bataillon bekommen werde.

Moltke reiste erst zu Beginn des Jahres 1847 nach Coblenz ab, um das neue Kommando anzutreten, während seine Gattin zunächst noch in Itzehoe verblieb und ihm erst später nachfolgte. Der Aufenthalt in der schön gelegenen, freundlichen Rheinstadt, die Frau v. Moltke „die hübscheste, wenn auch nicht die beste Festung Preußens" zu nennen pflegte, sagte beiden ungemein zu. Sie hatten eine ziemlich große Wohnung am Löhrrondell an der Ecke der Schloßstraße inne, wo sie im Sommer den längeren Besuch der Eltern der Frau v. Moltke und ihrer Stiefgeschwister empfingen. Einen besonderen Genuß bildeten auch die zahlreichen Ausflüge zu Fuß und zu Pferde in die herrliche Umgebung von Coblenz, über die Moltke einmal schrieb: „Die Gegend hält jeden Vergleich aus, ich verstehe mich ein bischen darauf."

Auch in dienstlicher Beziehung traf Moltke sehr angenehme Verhältnisse. Kommandierender General des VIII. Armeekorps war der Generalleutnant v. Thile; nach dessen Verabschiedung am 30. März 1848 folgte zunächst der Generalleutnant Graf Kanitz und diesem bald nachher General v. Hirschfeld. Chef des Generalstabes war der Oberstleutnant v. Höpfner. Mit seinen Vorgesetzten und Kameraden trat Moltke rasch in gute dienstliche und gesellschaftliche Beziehungen. Sein Fleiß und seine unbedingte Zuverlässigkeit bei der Erledigung ihm übertragener Arbeiten machten sich auch in dieser Stellung wieder bemerkbar, ohne daß er sich jemals vorgedrängt hätte. Wie wenig persönlichen Ehrgeiz Moltke

besaß, geht aus einem zur damaligen Zeit an seinen Bruder Adolf geschriebenen Brief hervor, worin er die Stellung eines Chefs des Generalstabes eines Armeekorps als diejenige bezeichnet, die er gerne noch erreichen möchte, dann wolle er seinen Abschied nehmen. Frau v. Moltkes Wünsche gingen freilich etwas höher, denn sie pflegte zu sagen, ihr liebster Gedanke sei, ihren Gatten als kommandierenden General des VIII. Armeekorps in Coblenz zu sehen.

Die wichtigste Arbeit, die Moltke während des Frühjahrs 1847 und eines Teiles des Sommers in Anspruch nahm, war der Mobilmachungsplan für das VIII. Armeekorps, der noch besondere Schwierigkeiten insofern bot, als auch die preußischen Besatzungen der Bundesfestungen Mainz und Luxemburg zum Gebiete des Armeekorps gehörten. Im Juli nahm ihn der kommandierende General mit zu Besichtigungsreisen, auf denen er einen großen Teil der Rheinprovinz kennen lernte. Da ihm dies zur genauen Kenntnis des Landes aber nicht genügte, so erbat und erhielt er noch für den Herbst die Erlaubnis zu einer Erkundungsreise, die er nach Schluß der Manöver am 1. Oktober antrat. Oberstleutnant v. Höpfner hatte ihm hierfür eine besondere Aufgabe gestellt, welche die Auswahl einer Stellung für das VIII. Armeekorps bei Trier verlangte, unter dem Gesichtspunkte, daß dieses Korps in einem Kriege mit Frankreich gegen einen aus Lothringen vorgehenden Feind die Festungen Saarlouis und Luxemburg decken, gegen die Verbindungen des Gegners wirken und diesen zwingen könne, auf Trier zu operieren, die Stellung also anzugreifen. Gewiß keine leichte Aufgabe, die eingehende Erwägungen und sorgfältige Erkundungen an Ort und Stelle erforderte!

Ihre Lösung nahm denn auch drei Wochen in Anspruch, während deren Moltke in Trier wohnte; seine Gattin war inzwischen in die Heimat gereist. Da die vorhandenen Karten der Umgegend von Trier nicht genügten, griff Moltke wieder zum Meßtisch und nahm das Gelände selbst topographisch auf. Hier-

aus, sowie aus den häufigen und ausgedehnten Erkundungsritten in die anschließenden Teile der Eifel, des Hunsrücks und in das Saar- und Sauerthal erklärt sich auch die lange Dauer der Arbeit. Erst am 24. Oktober konnte Moltke die Heimreise nach Coblenz antreten. Er nahm dabei den Weg durch die Eifel und befand sich an seinem Geburtstage, dem 26. Oktober, in Daun.[99]

Am 27. Oktober in Coblenz wieder eingetroffen, machte Moltke sich sofort an die schriftliche Ausarbeitung seiner Aufgabe, wofür er die Hauptgesichtspunkte schon im Kopfe mit sich herumtrug. Diese Arbeit ist uns erhalten geblieben. Sie bietet ein nicht gewöhnliches Interesse, weil sie die erste von Moltkes Hand ist, in der er Gelegenheit gefunden hat, strategische Gedanken zu entwickeln, und zwar über Verhältnisse, die ihn später noch vielfach und in entscheidender Weise beschäftigen sollten.

Die Arbeit beginnt mit einer Darlegung der geographischen und geognostischen Verhältnisse des Moselthals und der Umgegend von Trier. Bei dieser Stadt zeigt das sonst enge Flußthal eine erhebliche Erweiterung; auch ist der Abfall der Thalränder, namentlich auf dem rechten Ufer, bei weitem nicht so steil als sonst. Eine bezw. zwei Meilen oberhalb münden die starke Abschnitte bildenden Flußthäler der Saar und der Sauer. In einer Aufstellung bei Trier — so führt Moltke ungefähr aus — decke ein Armeekorps die Rheinprovinz gegen einen Angriff von Frankreich her besser, als irgendwo auf dem Hunsrück oder der Eifel. Das Korps könne unmittelbar die Verteidigung der wichtigen Übergänge über Saar und Sauer übernehmen und wirke durch seine bloße Nähe auf feindliche Unternehmungen gegen Saarlouis und Luxemburg ein. Bei Trier liege ferner die einzige Brücke, welche die Mosel nach mehr als 30 Meilen ihres Laufes trüge,[100] und man stehe dort am Kreuzungspunkt aller Straßen nach dem Hunsrück und der Eifel. Versuche der Gegner mit seiner Hauptmacht Trier zu umgehen, so befinde sich das Korps in einer wirksamen Flankenstellung, von der aus es die Verbindungen des Feindes unterbrechen könne. Letzterer sei daher zu einem direkten Angriff gezwungen,

zu dessen Abwehr allerdings eine fortifikatorische Verstärkung des Geländes erforderlich werde, da dieses an sich nicht genügende Vorteile biete. Wäre Trier Festung, so würde dort bei ausbrechendem Kriege eine Versammlung des VIII. und vielleicht des VII. Armeekorps sich empfehlen, ob dies aber auch in einer unvorbereiteten Stellung möglich sein werde, hänge von der politisch-militärischen Lage bei Ausbruch des Krieges ab.

Zu der Beschreibung der von ihm ausgewählten Stellung übergehend, schlägt Moltke eine Teilung der Streitkräfte vor. Eine Avantgarde von 6 Bataillonen, 2 Eskadrons und 40 Geschützen (darunter 24 Festungsgeschützen) solle auf dem rechten Moselufer stehen, und zwar in einer eingerichteten Stellung auf den Höhen südöstlich Trier. Hierfür macht er eingehende Vorschläge unter Beigabe eines Planes, den er selbst an Ort und Stelle aufgenommen hatte. Der Rest des Armeekorps solle auf dem linken Moselufer in einer unbefestigten, aber von Natur sehr starken Stellung in dem Dreieck Sirzenich-Aach-Biewer aufgestellt werden, um je nach dem Vorgehen des Feindes auf dem rechten oder linken Ufer entweder die Avantgarde zu unterstützen, oder sich in der Stellung selbst zu schlagen.

Der Schlußabschnitt der Arbeit heißt „Beurteilung der Stellung“ und beschäftigt sich mit dem voraussichtlichen Verlauf eines feindlichen Angriffes. Ein solcher sei wahrscheinlich, wenn die Franzosen aus Lothringen gegen den mittleren Rhein vorgingen. Die Aufstellung bei Trier sperre ihnen die gerade Straße von Metz nach Koblenz und bedrohe ihren Marsch über den Hunsrück oder durch das Nahethal; sie müßten daher zum Angriff schreiten. Dieser werde wahrscheinlich auf zwei Straßen: von Diedenhofen über Sierck und Saarburg, sowie von Metz über Lebach erfolgen.

Moltke bespricht dann weiter die Einzelheiten des Angriffs und der Verteidigung der befestigten Stellung für die Avantgarde auf dem rechten Moselufer und kommt zu dem Schlusse, daß letztere zwar nicht Vorteile genug biete, um längere Zeit gehalten zu wer-

den, daß aber ihre Wegnahme dem Feinde große Opfer kosten werde. Was die unbefestigte Stellung für das Gros auf dem linken Moselufer angehe, so sei ein Angriff dagegen fast unmöglich, und doch müsse der Feind ihn versuchen oder die Stellung umgehen. Daß auch letzteres nur mit großen Schwierigkeiten geschehen könne, wird im Einzelnen dargelegt und namentlich darauf hingewiesen, daß man die Verteidigung durchaus im offensiven Geiste führen, d. h. jede Gelegenheit zu Gegenangriffen benutzen müsse. Zum Schluß faßt Moltke den Fall eines trotzdem nötig werdenden Rückzuges ins Auge und schlägt vor, ihn über Bitburg zu richten, um sich auf Köln abziehen zu können.

Schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe der Arbeit Moltkes ersieht man, daß er sich nicht damit begnügt hat, seine Aufgabe vom taktischen Standpunkte zu lösen, sondern daß er auch strategische Gesichtspunkte heranzieht. Wie sich aus manchen Bemerkungen im Text entnehmen läßt, hält Moltke zwar die Stellung bei Trier an sich für sehr stark, er ist aber nicht davon überzeugt, daß es überhaupt zweckmäßig sei, das VIII. Armeekorps in einer so vereinzelten Lage den Angriffen eines überlegenen Gegners auszusetzen. Die Absicht der Einnahme einer befestigten Flankenstellung bei Trier gegenüber einem französischen Vormarsch von Lothringen her scheint damals vielfach und auch an höherer Stelle Freunde gefunden zu haben, wir werden aber sehen, daß Moltke in seinen späteren Operationsentwürfen gegen Frankreich einen solchen Gedanken abgelehnt hat. Da seine dort entwickelten Ansichten offenbar auf den Überzeugungen fußen, die sich ihm bei der Abfassung der Arbeit im Herbst 1847 aufgedrängt haben, so ist auf diese hier etwas näher eingegangen worden.

Wir stehen nun an der Schwelle des für Preußen so unglücklichen und doch so bedeutungsvollen Jahres 1848. Es kann unsere Aufgabe nicht sein, den politischen Wechselfällen dieser bewegten Zeit im Einzelnen zu folgen; nur soweit die Armee davon

berührt wurde, ist eine kurze Darstellung erforderlich, um manches Nachfolgende besser verstehen zu lassen.

Wiederum, wie schon so oft, war es Frankreich, die Heimat der unruhigsten Köpfe Europas, von wo die Umwälzungen ausgingen. Am 24. Februar wurde in Paris der König verjagt und die demokratische Republik ausgerufen. Die Wirkung dieses Ereignisses auf Deutschland war gewaltig. Der lange angehäufte Zündstoff der Unzufriedenheit brach plötzlich in Flammen aus. Von allen Seiten erhoben sich die Forderungen nach größerer politischer Freiheit und Teilnahme an der Verwaltung des Staates. Hiermit verknüpften sich alte Hoffnungen auf Erfüllung der nationalen Einheit, die auch manche der besten deutschen Herzen in die Bewegung mit fortrissen. Neben eigennützigem Begehren nach persönlichem Gewinn und unklaren Vorstellungen von den Menschenrechten traten auch ideale Wünsche und Bestrebungen für geistige Freiheit und sittliche Hebung des Volkes oft in wunderlichem Gemisch zu Tage.

Die Bewegung begann Ende Februar im deutschen Süden und Westen und setzte sich schnell zunächst über alle Mittel- und Kleinstaaten fort. Zu blutigen Gewaltthaten kam es indes nirgendwo, wohl aber zu lärmendem Straßenunfug und zu Drohungen. In Preußen griff die Erregung am spätesten um sich, dann freilich um so heftiger. Sie begann in der Rheinprovinz und Westfalen, setzte sich nach Schlesien und Ostpreußen fort und zeigte sich gegen Mitte März auch in Berlin. Volksversammlungen, Aufläufe auf den Straßen, Verjagung der Polizei und Widersetzlichkeit gegen das einschreitende Militär waren die drohenden Anzeichen einer gewaltigen Gärung.

In Friedrich Wilhelms IV. Innern stritten zwei Gewalten. Wohl war er geneigt, dem Volke größere politische Freiheiten und ein gewisses Maß der Selbstverwaltung zu gewähren, aber er wollte sich nichts abtrotzen lassen. Seinem Herrscherstolz war der Gedanke einer erzwungenen Nachgiebigkeit unerträglich, und so zögerte er mit der Veröffentlichung der bereits beschlossenen Zu-

geständnisse, bis die Aufregung einen Grad erreicht hatte, der zu blutigen Zusammenstößen zwischen der Volksmenge und den Truppen Veranlassung gab. Obwohl letztere hierbei überall siegreich blieben, mußten sie doch auf Befehl des Königs die Stadt räumen. In tadelloser Haltung rückten die Garderegimenter zu den Thoren hinaus und bezogen bei Spandau und Potsdam Quartiere. In einem Augenblicke der Auflösung aller Ordnung hatten sie ein glänzendes Beispiel unverbrüchlicher Treue und unbedingten Gehorsams gegeben. Der Erlaß einer Amnestie und die Verkündigung einer Konstitution bildeten den Schluß dieser ereignisvollen Märztage, in denen das unumschränkte preußische Militärkönigtum, die Schöpfung ruhmgekrönter Fürsten aus dem Hohenzollernhause, einen harten Stoß erlitt.

In der Rheinprovinz hatten sich, trotz der Nähe Frankreichs, die Gemüter inzwischen etwas beruhigt. Außer in einigen größeren Städten, insbesondere in Köln, Aachen und Trier, kam es nirgends zu groben Ausschreitungen. Man verdankte dies wohl zumeist dem Umstande, daß zur Sicherheit gegen etwaige französische Kriegsgelüste die Regimenter des VIII. Armeekorps, und insbesondere die Festungsbesatzungen, schon Anfang März auf Kriegsstärke gebracht worden waren. Die Einziehung der rheinischen Reserven ging überall in Ordnung vor sich, die Truppen zeigten guten Geist und Mannszucht. Am 20. März erließ General v. Thile ein Schreiben an sämtliche Truppenbefehlshaber und Festungskommandanten, worin er darauf hinwies, daß alle Vorgesetzten die größte Vorsicht in ihren Äußerungen, sowohl den Mannschaften als auch den Bürgern gegenüber bewahren sollten. Die Truppen hätten allein in dem, was der oberste Kriegsherr befehle, ihre Richtschnur zu erkennen. Infolgedessen ging auch in Koblenz die schlimmste Zeit ohne Ruhestörungen vorüber, obwohl selbst Moltke in seinen Briefen Befürchtungen ausspricht. Ein Volk, so sagt er, das früher seine geistlichen Fürsten alle zehn Jahre ein paar Mal gewechselt, habe noch keine große Liebe für sein jetziges Herrscherhaus fassen können, umsoweniger, als auch religiöse Verschiedenheiten

und republikanische Gelüste noch aus der französischen Zeit hier mitsprächen, so daß man auf einen gewaltsamen Zusammenstoß täglich gefaßt sein müsse.

Diese Besorgnisse veranlaßten denn auch Moltke, seine Gattin von Koblenz nach dem benachbarten Badeorte Ems zu schicken, wo sie bei Bekannten in aller Sicherheit den Eintritt völliger Ruhe abwarten sollte. Er selbst war natürlich durch den Dienst in Koblenz gefesselt und sehr in Anspruch genommen, umsomehr, als allgemein der Ausbruch eines Krieges mit Frankreich erwartet und von Vielen geradezu gewünscht wurde, weil man davon eine Ablenkung der inneren Gärung nach außen erhoffte.

Inzwischen hatten sich aber in Berlin die Verhältnisse schon etwas gebessert, wenn auch an völlige Ruhe noch lange nicht zu denken war. Am 29. März erbat und erhielt der Kriegsminister v. Rohr, der erst im August 1847 dem General v. Boyen auf diesem Posten gefolgt war, seine Entlassung, und es wurde der Generalleutnant v. Reyher, bisher Chef des Allgemeinen Kriegsdepartements, mit der einstweiligen Führung der Geschäfte des Kriegsministeriums beauftragt. Reyher sah es als seine erste Aufgabe an, wieder eine militärische Besatzung nach Berlin kommen zu lassen, da sich die Bürgerwehr zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung nicht als ausreichend erwies. Wegen der zwischen den Gardetruppen und der Bürgerschaft herrschenden Spannung hielt man es jedoch für zweckmäßig, zunächst Linientruppen für die Garnison Berlins zu wählen. Am 1. April rückten daher drei Bataillone des 24. Infanterie-Regiments aus Magdeburg, zwei des 9. Grenadier-Regiments aus Stettin und das 3. Ulanen-Regiment aus Fürstenwalde ohne nennenswerten Widerstand in die Hauptstadt ein.

Trotzdem waren freilich weitere Störungen der Ruhe nicht ausgeschlossen, und es erschien deshalb notwendig, den wichtigen Posten des Kriegsministers wieder endgültig zu besetzen. Der König wandte sich zu diesem Zweck zunächst an den General v. Krauseneck, den Chef des Generalstabes der Armee, allein dieser glaubte ab-

lehnen zu müssen, weil, wie er sagte, „er nicht befugt sei, eine Verantwortung zu übernehmen, die mehr Kräfte in Anspruch nehme, als ihm noch zu Gebote stünden“. Darauf wurde am 26. April der Generalleutnant Graf Kanitz, der erst vor kurzem das Kommando des VIII. Armeekorps erhalten hatte, zum Kriegsminister bestimmt.

Bald nachher, Ende April, reichte auch General v. Krauseneck sein Abschiedsgesuch ein. Schon im September 1847 hatte er einmal aus Gesundheitsrücksichten um Entlassung aus seiner Stellung als Chef des Generalstabes gebeten, allein der König hatte sich damals nicht entschließen können, zu einer Zeit, wo auch Müffling und Boyen aus dem Dienste schieden, den verdienten General zu missen. Die Frage nach seinem Nachfolger fand jetzt im Militärkabinet eingehende Erwägung. Sie wurde auch einigen älteren Generalen zur Begutachtung vorgelegt. Einer von diesen sprach sich in seiner Antwort hierüber folgendermaßen aus:

„An dem, was wir besessen, finden wir wohl den besten Maßstab für das, was wir besitzen. Mit Scharnhorst, dem sinnigen, die Dinge bis auf ihren Grund verfolgenden, beginnt die Reihe der Ausgezeichneten, und wenngleich er, der Gründer der neuen Armee, bei der ersten Probe seiner Schöpfung zum Tode verwundet fiel, so lebte doch sein Geist in ihr und in seinem Generalstabe fort, zu dem er nur Gesinnungstüchtigen den Eintritt gestattet hatte. Ihm folgte Gneisenau, der glänzende, der in seiner Doppelrolle als Chef des Generalstabes der Armee und alter ego des heldenmütigen Greises Blücher die Armee zweimal siegreich auf den Montmartre führte. Mit dem Frieden übergab er seinem starken Kampfgefährten Grolman die Siegel dieses hohen Amtes, dem Manne des entschiedenen Willens wie der That. Durch und durch gesund, einfach, verständig, erfahren in der Kriegsgeschichte wie im Leben, war er recht eigentlich der geborene Feldmarschall der Armee. Nur zu früh sank er dahin. Schon vor ihm ward Clausewitz eine Beute des Todes, zwar nicht in dieser Stellung, und doch so wie dafür geschaffen, der kritische Stratege im feinsten Sinne des Wortes.

„Auf Grolman folgte Müffling, der gelehrte und unerachtet mancher Künstlichkeit doch praktische, — der pflichttreue Wille mit der Gabe, in seinen Untergebenen geistiges Streben und Wirken anzuregen. Leider folgt ihm jetzt auch Krauseneck, der geistreiche, liebenswürdige Repräsentant antik-modernen Staatslebens.

„Bei aller Verschiedenheit ihrer Eigentümlichkeiten und dem Überwiegenden in dieser oder jener Richtung waren die genannten sechs Generale doch befähigt, die Verhältnisse der Staaten und Völker in historischer und politisch-militärischer Beziehung nach einem großen strategischen Maßstabe zu würdigen und einen Feldzugsplan nicht nach einer für alle Fälle zugeschnittenen Schablone, sondern nach den vorhandenen, oft wechselnden Verhältnissen in Personen und Volkszuständen zu entwerfen, und ihn auch unter der Aegide eines Oberbefehlshabers der Armee mit Ruhe und Würde und Beiseitesetzung allen Eigenwillens durchzuführen. Ihre Persönlichkeit war Bürge nicht allein für die geistige Tiefe ihrer strategischen Entwürfe, sondern auch für das harmonische Zusammenwirken aller Teile der großen Kriegsmaschine. Bei ihrer geistigen Überlegenheit waren sie aber auch befähigt, auf die geistige und moralische Ausbildung des Generalstabes sowie der ganzen Armee vorteilhaft einzuwirken, was recht eigentlich ihres Amtes ist."

Der General unterwirft nun die verschiedenen Anwärter auf den Posten eines Chefs des Generalstabes einer kurzen Beurteilung und sagt hierbei über Reyher: „General v. Reyher, ein leuchtendes Vorbild militärischer Tüchtigkeit, im Generalstabe viele Jahre hindurch Chef des Generalstabes eines Armeekorps, mit vielen gründlichen Kenntnissen und mit der Gabe ausgerüstet, auf dem Felde ebenso praktisch zu sein, als sich mit Vorgesetzten und Untergebenen leicht zu verständigen. Später in seiner hohen Stellung im Kriegsministerium mit der Heeresverfassung in ihren Vorzügen und Mängeln auf das Genaueste vertraut; nicht minder sehr orientiert in der Kriegsgeschichte. Ein Mann unbescholtenen Wandels, mit leichter Fassungsgabe, vielleicht zu bescheiden, um in gewöhnlichen Verhältnissen seine bessere Überzeugung geltend zu

machen, — ich hoffe, dies jedoch nur im Salon. Und ist dies der Fall, dann ist er gewiß zum Chef des Generalstabes der Armee geeignet." In der That fiel die Wahl des Königs auf den General v. Reyher, der am 13. Mai zunächst mit der Wahrung der Geschäfte des Chefs des Generalstabes beauftragt und am 11. April 1850 zum wirklichen Chef ernannt wurde.

Bereits am 18. Mai 1848 berief Reyher den Major v. Moltke als „Abteilungsvorsteher" nach Berlin in den Großen Generalstab. Sein Nachfolger in Coblenz wurde Major v. Roon, der spätere Kriegsminister. Die neue Stellung Moltkes war zunächst nur vorläufig, vom 22. Juli ab aber endgültig. Doch ließ sich schon damals absehen, daß sie nicht lange dauern konnte, da Moltke nach seinem Dienstalter bald zum Chef des Generalstabes eines Armeekorps ernannt werden mußte. Er wurde nunmehr auch in den Generalstab wieder einrangiert, da er bisher immer noch als „aggregiert" geführt worden war. Was den General v. Reyher zu dieser vorübergehenden Berufung Moltkes nach Berlin veranlaßt hat, läßt sich nur vermuten; vielleicht wollte er ihn persönlich genauer kennen lernen, bevor er ihn mit der wichtigen Stellung als Chef des Generalstabes eines Armeekorps betraute.

Der Abschied von Coblenz wurde dem Moltkeschen Ehepaar recht schwer, und umsomehr, als sich zunächst noch gar nicht übersehen ließ, wie sich die Zukunft gestalten würde. Frau v. Moltke begab sich daher zu ihren Verwandten nach Holstein, um hier die Entscheidung abzuwarten, indes ihr Gatte in Berlin im Gasthof wohnen mußte. In dieser Zeit scheint an Moltke eine merkwürdige Frage herangetreten zu sein, von der wir erst durch die Briefe an seine Frau Kenntnis erhalten haben, und auch hier nur andeutungsweise. Es handelte sich anscheinend um die Übernahme eines Kommandos oder vielleicht der Stelle als Chef des Generalstabes in der schleswig-holsteinischen Armee, die sich damals im Kriege mit Dänemark befand. Moltke schrieb am 12. Juli aus Berlin an seine Frau, der Antrag würde, wenn er gemacht werde, sehr ehrenvoll sein, allein es komme darauf an, was man von ihm fordere,

und welche Mittel gewährt werden könnten, um den Zweck zu erreichen. Er selbst könne die Sache weder von der Hand weisen, noch irgend darauf eingehen, bevor nicht die Angelegenheit amtlich angeregt und dabei bestimmter umgrenzt werde. Letzteres scheint nun nicht geschehen zu sein, und offenbar verlautete später überhaupt nichts mehr von der ganzen Sache, denn es finden sich keinerlei weitere Andeutungen darüber in den Papieren Moltkes. Im Mai 1849 übernahm der damalige preußische Hauptmann, jetzige Generalfeldmarschall Graf v. Blumenthal die Stelle des Generalstabschefs der schleswig-holsteinschen Armee, nachdem er schon vorher den Feldzug im Stabe des General v. Bonin, der die preußischen Hilfstruppen befehligte, mitgemacht hatte.

Die persönliche Berührung Moltkes mit der schleswig-holsteinschen Frage aber legt es nahe, hier seine Beziehungen zu letzterer überhaupt kurz darzulegen. Es ist erklärlich, daß er dem Schicksal der Elbherzogtümer von Anfang an die lebhafteste Teilnahme widmete. War er doch selbst, wenn auch nicht durch Geburt, so doch durch Erziehung und Schicksale eng mit diesem Land verknüpft; durch seine eigenen Verwandten und die seiner Frau stand er in fortwährender Verbindung mit den dortigen Verhältnissen. Zahlreiche Stellen aus seinen Briefen nun geben Zeugnis, wie aufmerksam und teilnahmevoll er die Ereignisse auf der jütischen Halbinsel verfolgte, und wie lebhaft er die schwierige Lage der Schleswig-Holsteiner gegenüber den Übergriffen Dänemarks empfand. Seine Beziehungen zu Schleswig-Holstein gaben ihm, wie natürlich, schon damals Veranlassung, sich auch mit der militärischen Seite der Angelegenheit zu beschäftigen und sich Aufzeichnungen über den Verlauf des Krieges zwischen Dänemark und den Elbherzogtümern, in den bald auch Deutschland und insbesondere Preußen eingriffen, zu machen. Er hat seine Notizen jedoch nicht verwertet bis zum Jahre 1862, wo ihn die Erkenntnis, daß ein erneuter Waffengang zwischen Deutschland und Dänemark unvermeidlich und nahe bevorstehend sei, zu einer eingehenderen Bearbeitung des gesammelten Stoffes veranlaßte. Er begann um diese Zeit eine Geschichte des deutsch-dänischen

Feldzuges von 1848—49 zu schreiben. Die gegen Ende 1863 eintretenden kriegerischen Verwicklungen führten zwar eine Unterbrechung in diesen historischen Studien Moltkes herbei, er hat sie aber bald nachher wieder aufgenommen und — freilich von Neuem durch die Feldzüge 1866 und 1870—71 gestört – zu Ende geführt. Wann das Werk ganz abgeschlossen worden ist, läßt sich nicht genau feststellen, es finden sich Änderungen und Nachträge bis zum Jahre 1877. Moltke hatte bekanntlich die Gewohnheit, alle seine Arbeiten, bevor er sie als vollendet betrachtete, mehrfach durch- und umzuarbeiten, so daß häufig von dem zuerst Geschriebenen nur wenig übrig blieb. Auch huldigte er dem Grundsatz: „nonum prematur in annum“ und ließ seine Manuskripte oft jahrelang liegen, um sie dann mit dem Vorteil eines vielleicht veränderten oder erweiterten Gesichtskreises und größerer Sachlichkeit von Neuem in Angriff zu nehmen.

Die Richtigkeit dieses Verfahrens sollte sich auch bei der in Rede stehenden Arbeit wieder zeigen, denn im Jahre 1867 erschien das Werk des dänischen Generalstabes über den Krieg von 1848—49, aus dem sich natürlich für Moltke eine Menge neuer Aufklärungen und Anregungen ergab. Er hat dies Werk auch gründlich benutzt und dadurch den Vorteil gewonnen, in seiner eigenen Arbeit die Maßnahmen und Ereignisse auf feindlicher Seite eingehender und richtiger schildern zu können, als es sonst meist bei kriegsgeschichtlichen Darstellungen möglich ist.

Bei den ersten Abschnitten stand ihm als Grundlage auch noch eine andere Arbeit zu Gebote, die von der historischen Abteilung des preußischen Generalstabes in den Beiheften zum Militärwochenblatt vom 3. und 4. Quartal 1852 sowie vom Februar 1854 veröffentlicht worden war, die aber nicht bis über die Schlacht bei Schleswig am 24. April 1848 hinausreicht. Auch bei der Bearbeitung der übrigen Bücher konnte er handschriftliche Vorarbeiten der historischen Abteilung der Generalstabes benutzen, die auf Grund der von den Truppen eingereichten Kriegstagebücher und Gefechtsberichte angefertigt worden waren. Er hat indes alle

diese Vorarbeiten so gründlich durch- und umgearbeitet, daß nur wenig davon wörtlich stehen geblieben ist. Daher darf auch dieser Teil seiner Arbeit als ganz von seinem Geiste durchtränkt und als sein Eigentum betrachtet werden. Im Jahre 1893 hat die kriegsgeschichtliche Abteilung des Großen Generalstabes das Werk Moltkes in einer vortrefflichen Ausgabe veröffentlicht.*) Da indes seine Anfänge unzweifelhaft bis auf das Jahr 1848 selbst zurückreichen, so sei schon an dieser Stelle darüber berichtet.

Der Stoff des Ganzen ist in vier Bücher gegliedert. Das erste Buch gibt die politische Vorgeschichte und die Ereignisse bis zum Rückzuge der Dänen nach Flensburg Ende April 1848. Das zweite schildert das Vorrücken der Deutschen in Schleswig und Jütland bis zum Gefecht bei Nübel und Düppel am 5. Juni 1848. Im dritten Buche folgen die Ereignisse bis zum Waffenstillstand am 26. August 1848, und endlich im vierten die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten im April 1849 bis zu dem Abschluß der Friedensvorverhandlungen und eines Waffenstillstandes zwischen Preußen und Dänemark am 10. Juli. Bekanntlich haben die Schleswig-Holsteiner im Jahre 1850 den Kampf von Neuem aufgenommen; da indes preußische Truppenteile hierbei nicht beteiligt gewesen sind, so hat Moltke diese Ereignisse auch nicht mehr in seine Darstellung hineinbezogen.

Will man die Bedeutung und den Wert der Moltkeschen Arbeit über den Feldzug 1848—49 in kurzen Worten bemessen, so wird man zunächst zugeben müssen, daß sie nicht vollkommen gleichartig ist. Am durchgebildetsten sind unbedingt das erste und vierte Buch; von ihnen läßt sich behaupten, daß sie geradezu als ein Muster durchdachter, anschaulicher und sachlicher Darstellung gelten können. Nicht nur die militärischen, sondern auch die politischen Verhältnisse sind mit einer Klarheit geschildert, die niemals die großen Gesichtspunkte aus dem Auge verliert. Auch hat sich

*) Moltkes Militärische Werke. III. Kriegsgeschichtliche Arbeiten. Erster Teil: Geschichte des Krieges gegen Dänemark 1848—49. Berlin 1893, bei E. S. Mittler und Sohn.

Moltke mehr als in irgend einem anderen seiner Werke mit Liebe in die Einzelheiten der Handlung vertieft, häufig kürzere oder längere kritische Bemerkungen eingestreut und so die Darstellung belebt.

Im zweiten und dritten Buche freilich schieben sich zuweilen längere, wörtlich angeführte diplomatische Aktenstücke in den Fortgang der Handlung ein. Hierdurch bekommt die Darstellung eine gewisse Schwerfälligkeit; es ist nicht immer leicht, den Zusammenhang der Ereignisse festzuhalten, und man möchte stellenweise eine größere Gedrängtheit wünschen. Indessen darf hierbei nicht übersehen werden, daß es, wie erwähnt, keineswegs sicher ist, ob General v. Moltke das Werk bereits für völlig abgeschlossen hielt und ob er nicht, wenn es ihm selbst vergönnt gewesen wäre, es der Öffentlichkeit zu übergeben, noch mannigfache Änderungen und Kürzungen angebracht hätte. Jedoch auch so, wie sie vorliegt, ist die Geschichte des Krieges gegen Dänemark 1848—49 ein Werk des Namens würdig, den es an der Stirn trägt.

Wie jede wahrhaft nutzbringende kriegsgeschichtliche Arbeit beschränkt sich auch die Moltkesche nicht auf die lichtvolle Darstellung der Thatsachen und die Klarlegung des inneren Zusammenhanges derselben, sondern sie weist überall zugleich auf die strategischen und taktischen Gesichtspunkte hin, die für die Beurteilung der Kriegsereignisse in Betracht kommen, und übt an den Anordnungen auf beiden Seiten eine maßvolle, sachliche und lehrreiche Kritik. Gerade dieser Umstand ist es, der das Werk so äußerst wertvoll für das Studium jedes denkenden Offiziers macht.

Da es zu weit führen würde, einzelnes aus der durchweg interessanten kriegsgeschichtlichen Darstellung hervorzuheben, so möge es genügen, auf Moltkes Auffassung der für die Beurteilung des Verlaufes des Feldzugs maßgebenden allgemeinen Gesichtspunkte noch mit einigen Worten hinzuweisen:

Der Krieg 1848—49 bildet einen der unglücklichsten und trübsten Abschnitte aus der neueren deutschen Geschichte, nicht weil sich die Truppen schlecht geschlagen hätten oder die Tüchtigkeit im Einzelnen zu vermissen gewesen wäre, wohl aber, weil

er ein Beispiel für die völlige Ohnmacht und Unhaltbarkeit der damaligen politischen und militärischen Zustände Deutschlands gewährt. Obgleich an Mitteln aller Art bei Weitem der schwächere Teil und fast in allen entscheidenden Gefechten geschlagen, gelang es doch dem kleinen Dänemark, nicht nur unbeschädigt aus dem Kriege hervorzugehen, sondern sogar seinen Willen dem Gegner aufzuzwingen. Dies war freilich nur möglich bei der Uneinigkeit in den Zielen und Absichten der beteiligten deutschen Staaten, dem Zwiespalt in der oberen Leitung der kriegerischen Operationen und namentlich der steten Furcht der Kabinette — wobei auch das preußische keine Ausnahme machte — vor der Drohung des Auslandes, sich einzumischen. England, Rußland, ja selbst Schweden konnten es wagen, ihre Wünsche und Interessen denen der deutschen Mächte entgegenzustellen, und jedesmal, wenn ein Sieg der deutschen Waffen erkämpft war, vereitelte die Mißgunst des Auslandes die Ausbeutung des Erfolges. Das geschlagene Dänemark fand sich immer wieder durch fremde Einmischung in die verlorene Stellung zurückversetzt und konnte voll Hohn jede Verständigung abweisen. Selbst Moltke, ein Muster von Ruhe und Sachlichkeit in Allem, was er schreibt, wird bitter, wenn er diesen Punkt berührt.

Dazu kam noch ein weiterer Übelstand, der ebenfalls in unserer nationalen Uneinigkeit und Schwäche seinen Grund hatte. Deutschland besaß keine Flotte, es war daher gezwungen, lediglich zu Lande zu kämpfen, während die Dänen mit ihren Schiffen die See beherrschten und somit nicht nur dem deutschen Handel durch Blokade der Häfen empfindlichen Schaden zufügen, sondern auch unmittelbar in die Operationen eingreifen konnten.

So zeigt uns der Krieg 1848—49 in beschämender Weise die traurigen Folgen der Zersplitterung Deutschlands und zugleich gibt er uns die heilsame Lehre, daß nur ein energisches Zusammenfassen aller Kräfte unserer Nation in einer Hand zu Erfolgen führen kann, weil gerade das deutsche Volk mehr als irgend ein anderes dazu neigt, auseinandergehende Interessen und Ziele zu verfolgen.

Alle diese Gedanken ziehen sich wie ein roter Faden durch

das Werk Moltkes hindurch. Immer wieder weist er darauf hin, wie die häufigen Rückschläge auf deutscher Seite niemals den Leistungen der Truppen und selten der Führung, sondern fast immer der Uneinigkeit der Regierungen, dem Zwiespalt in der oberen Leitung des Krieges und der Furcht vor der Einmischung fremder Mächte zur Last zu legen sind. Glücklicherweise ist dies auch schon damals von einsichtigen Männern erkannt worden, unter denen Moltke selbst mit obenan stand. Ja es läßt sich sogar behaupten, daß trotz seines für Deutschland so beschämenden Endes der Krieg 1848—49 zum Ausgangspunkt für eine gesundere politische Entwickelung unseres Vaterlandes geworden ist. Er zeigte aufs Schlagendste die gänzliche Unhaltbarkeit der Bundesverfassung, er legte die Schwäche der überlebten militärischen Einrichtungen bloß und er wies Preußen auf seine Aufgabe hin, die führende Rolle in Deutschland zu übernehmen. Mit Recht sagt daher Moltke am Schlusse seines Werkes, nachdem er die Gründe für das Mißlingen des Krieges noch einmal zusammengefaßt hat:

„Das Wiederaufleben der Rechte der Herzogtümer mußte glücklicheren Zeiten vorbehalten bleiben, wie es denn 20 Jahre später durch preußische Waffen erst mit, dann wider Österreich erstritten worden ist. Dasselbe Deutschland, welches in seiner Zersplitterung einen demütigen Frieden von Dänemark anzunehmen genötigt war, zeigte sich nachmals unter Preußens Führung der stärksten militärischen Macht Europas überlegen, und eine der schönsten Früchte der neuen Siege ist, bei künftig nicht mehr widerstreitenden Interessen, die Aussöhnung mit dem nationalverwandten Österreich."

17. Chef des Generalstabes des IV. Armeekorps.

Am 22. August 1848 erhielt Moltke seine Ernennung zum Chef des Generalstabes des IV. Armeekorps, das damals von dem Generalleutnant v. Hedemann, von 1851 ab von dem Fürsten Radziwill befehligt wurde. Das Generalkommando dieses Korps war seit der Zeit, als Moltke in den Jahren 1840 bis 1845 ihm schon einmal als Hauptmann angehört hatte, nach Magdeburg verlegt worden. Es befanden sich dabei außer Moltke als Generalstabsoffiziere der Hauptmann v. Göben — der spätere berühmte Führer aus dem Kriege 1870—71 — und der Major Frhr. v. Reisnitz. Letzterer wurde im Juli 1849 durch den Major v. Glisczinski abgelöst, mit dem Moltke schon von der Allgemeinen Kriegsschule her bekannt war, und mit dessen Familie das Moltkesche Ehepaar bald in nähere freundschaftliche Beziehungen trat. Die Wohnung Moltkes lag am Domplatz und war recht freundlich, doch haben sich weder er noch seine Gattin in Magdeburg jemals so wohl gefühlt, wie in Coblenz. Es lag dies wohl vor Allem an den trüben politischen Verhältnissen der damaligen Zeit, die eine heitere Stimmung schwer aufkommen ließen, und die außerdem in militärischer Beziehung, namentlich für die Stellung, in der sich Moltke befand, viel dienstliche Unbequemlichkeiten und große Arbeitslast schufen.

Um die Thätigkeit Moltkes vom Sommer 1848 bis zum Frühjahr 1851 verstehen und würdigen zu können, ist es erforderlich, einen kurzen Blick auf die politischen Vorgänge in Deutsch-

land während dieser Zeit zu werfen, da sie mit den militärischen Ereignissen in engem Zusammenhange stehen.

Infolge der Volksaufstände vom März 1848 hatten sich die meisten Regierungen Deutschlands bewogen gefunden, neben der Einführung konstitutioneller Verfassungen in den Einzelstaaten auch dem allgemeinen Drängen nach Errichtung eines deutschen Parlaments nachzugeben, das eine anderweitige Regelung der Bundesverhältnisse und namentlich die Schaffung einer starken obersten Reichsgewalt beraten sollte. Bereits am 31. März trat zu diesem Zweck ein sogenanntes „Vorparlament“ zusammen, in der Absicht, der eigentlichen Nationalversammlung die Wege zu ebnen. Allein schon hier zeigte sich ein solcher Widerstreit der Meinungen, daß das Vorparlament bereits am 4. April wieder auseinanderging, ohne bestimmte Beschlüsse gefaßt zu haben. Dennoch wurden die Wahlen zu der Nationlversammlung in ganz Deutschland ausgeschrieben und fanden auch, freilich unter vielfachen Unruhen und Tumulten, statt. Die hierdurch entstehende Aufregung benutzten die preußischen Polen zu einem größeren Aufstande, der indes trotz anfänglicher Erfolge schon Mitte Mai vollständig niedergeworfen war. Die hierbei in Thätigkeit tretenden Truppen, sämtlich dem V. und VI. Armeekorps angehörig, wurden nicht einmal auf Kriegsfuß gebracht, sondern rückten in Friedensstärke aus.

Die dem neugewählten Parlamente zur Beratung vorzulegenden Verfassungsanträge sollten nun zunächst von einem Ausschuß von siebzehn Männern festgestellt werden, allein auch hier konnte man zu keiner Einigung gelangen. Österreich bestand darauf, mit allen seinen außerdeutschen Gebieten in das neue Reich aufgenommen zu werden, und auch Friedrich Wilhelm IV. schloß sich diesen „großdeutschen“ Wünschen an. Einsichtige Männer erkannten aber schon damals, daß eine Gesundung der deutschen Verhältnisse nur möglich sei, wenn Österreich ganz aus dem Bunde austrete. Der Schwerpunkt dieses Staates lag seit langer Zeit mehr im Südosten, als im Westen; er konnte immer nur mit halbem Herzen an den In-

teressen Deutschlands teilnehmen. Für zwei Großstaaten, die stets Nebenbuhler um die Führerschaft im Reiche bleiben mußten, bot indes der neue Bund naturgemäß keinen Raum; jede kräftige Bewegung im Inneren wie nach Außen mußte dadurch lahm gelegt werden. Bei der allgemeinen Stimmung in Deutschland, die trotz vielfacher politischer Unreife doch diesen Verhältnissen im Ganzen Rechnung trug, wäre es einer geschickten preußischen Politik nicht schwer gefallen, schon damals den Austritt Österreichs, das bei seiner bedrängten Lage im eigenen Hause es kaum auf eine gewaltsame Entscheidung ankommen lassen konnte, zu erzwingen. Allein man konnte sich in Berlin nicht zu einer so thatkräftigen Politik entschließen.

Unter solchen Umständen mußte das am 18. Mai in Frankfurt a. M. eröffnete Parlament auf die sofortige Erledigung dieser wichtigsten Frage verzichten. Es beschäftigte sich daher zunächst mit der Schaffung einer neuen „Centralgewalt“ an Stelle des bisherigen Bundestages. Nach längeren Beratungen einigte man sich auf die Ernennung eines „Reichsverwesers“, dem Reichsministerien zur Seite stehen sollten. Die meisten Regierungen gaben diesem Beschluß ihre Zustimmung, und am 29. Juni wurde Erzherzog Johann von Österreich zum Reichsverweser erwählt. Der Bundestag löste sich auf, ohne jedoch förmlich abzutreten, und zwar, wie sich später zeigte, mit dem Hintergedanken des Wiederauflebens zu gelegenerer Zeit.

Als es sich nun aber darum handelte, die neue Reichsgewalt in Wirksamkeit treten zu lassen, stieß diese auf vielfachen Widerstand. Die verhältnismäßig leichte Mühe nämlich, mit der in Frankreich und Österreich die Revolution durch Waffengewalt zu Boden geworfen worden war, hatte den Regierungen das Bewußtsein ihrer Macht wieder zurückgegeben. Sie weigerten sich daher vielfach, den Verfügungen des neuen Reichsministeriums, besonders auf militärischem Gebiet, nachzukommen, sobald sie mit ihren Sonderinteressen im Widerspruch standen. Aber auch die Radikalen und Republikaner waren mit den Beschlüssen der

Nationalversammlung unzufrieden und machten ihren Gefühlen in häufigen Unruhen Luft; überall war Spannung und Gärung.

Anfang Oktober brach dann in Wien ein neuer, großer Aufstand aus, der nur mit Schwierigkeit in blutigem Kampfe niedergeworfen werden konnte. Die Erregung hierüber veranlaßte auch in Berlin wieder Tumulte. Diesmal aber zeigte man sich in Berlin weit widerstandsfähiger, als im März. Graf Brandenburg (bisher kommandierender General des VI. Armeekorps), ein Verwandter des Königs und ein energischer Mann, wurde zum Ministerpräsidenten, und der aus dem Feldzuge gegen Dänemark als thatkräftig bekannte General v. Wrangel zum Oberkommandierenden in den Marken ernannt. Wrangel besetzte mit seinen Truppen am 10. November die preußische Hauptstadt und stellte dort die Ruhe rasch wieder her. Gleichzeitig wurde die Landwehr einberufen und die Armee auf Kriegsfuß gebracht, um jeden Widerstand, wo es auch sei, im Keime zu ersticken.

Bei dieser Gelegenheit traten indes mancherlei Schäden auf militärischem Gebiete offen zu Tage. Die Mobilmachung verlief keineswegs so glatt, wie zu wünschen war. Zwar bei der Linie zeigte sich fast überall Ordnung und Ruhe, auch die Einreihung der Beurlaubten — mit Ausnahme der Berliner — geschah ohne Schwierigkeit. Die Landwehr dagegen erwies sich, namentlich in den von der Demokratie unterwühlten Städten, vielfach widerspenstig. Manche Bataillone kamen nicht vollzählig zusammen, andere konnten an dem Auseinderlaufen nur durch Linientruppen gehindert werden. Schon damals wurde es klar, daß die Zuteilung größerer, nur aus Landwehr bestehender Truppenkörper zur Feldarmee — eine Einrichtung, die noch aus den Befreiungskriegen herstammte und die sich in den 30 Jahren ihres Bestehens gegenüber den veränderten Anforderungen des preußischen Staatswesens entschieden überlebt hatte — den ernstesten Bedenken unterliege. Auch stellte sich die gänzliche Unzulänglichkeit der bisherigen Vorbereitungen für eine Mobilmachung im größeren Maßstabe heraus. Es fehlte an vielen Stellen am Notwendigsten,

und der Mangel an Erfahrung machte alle solche Übelstände doppelt fühlbar.

Es läßt sich denken, wie nahe Moltke in seiner jetzigen Stellung von diesen Verhältnissen berührt wurde. Er hatte noch kaum Zeit gefunden, sich in seine neue Thätigkeit einzuarbeiten, als durch die Mobilmachung die verantwortlichste Aufgabe, die einer militärischen Behörde gestellt werden kann, an ihn herantrat. Dennoch wurden die Schwierigkeiten, so gut es ging, überwunden. Auch brachte die baldige Demobilisierung rasch wieder Ordnung in alle Verhältnisse, wenn auch die Last der Arbeit sich dadurch keineswegs verminderte; denn nun galt es, die gemachten Erfahrungen durch Aufstellung eines neuen Mobilmachungsplanes zu verwerten.

Friedrich Wilhelm IV hatte die Zeit benutzt, in der ausreichende militärische Kräfte zur Verfügung standen, um das bisherige preußische Abgeordnetenhaus aufzulösen und dem Lande aus eigener Macht eine neue, übrigens sehr liberale Verfassung zu geben, die denn auch auf keinen Widerstand stieß. Hiermit fanden die inneren Kämpfe in Preußen einstweilen ihren Abschluß, und der Staat gewann so seine Kraft nach Außen wieder, die er in einer anderen Angelegenheit bald darauf gebrauchen sollte.

Schon Ende Oktober 1848 hatte nämlich das deutsche Parlament einen Beschluß gefaßt, wonach die außerdeutschen Teile Österreichs nicht in das neue Reich aufgenommen werden sollten. Österreich widersetzte sich natürlich einem solchen Ansinnen, durch das sein Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten allerdings erhebliche Einbuße erlitten hätte. Es schlug dafür einen Staatenbund von sehr lockerem Gefüge vor, auf den einzugehen sich wiederum Preußen weigerte. Unbekümmert um diesen Streit der Kabinette setzte inzwischen das Parlament seine Bemühungen um die Kräftigung der Reichsregierung fort und beschloß in diesem Sinne am 27. März 1849 die Errichtung eines erblichen Kaisertums, dessen Macht und Bedeutung freilich durch allerlei einschränkende Bestimmungen erheblich geschmälert sein sollte. Am 28. März wurde

Friedrich Wilhelm IV fast einstimmig zum Kaiser gewählt. Allein der König wollte ein solches Amt aus der Hand einer Volksvertretung, deren Berechtigung er im Grunde niemals anerkannt hatte, nicht annehmen. Für ihn besaß eine Herrscherwürde, die nicht „von Gottes Gnaden" stammte, keinen Wert, und überdies erklärte er, in einer solchen Frage nur mit Zustimmung aller übrigen Regierungen handeln zu können. Diese Bedingung erwies sich aber bald als aussichtslos. Österreich berief schon am 5. April seine Abgeordneten aus der Nationalversammlung ab, andere Regierungen folgten seinem Beispiele, das Parlament verlor damit alle Bedeutung und löste sich nach vergeblichen Versuchen, noch einige Zeit lang ein Scheindasein zu fristen, im Juli 1849 endgültig auf. So schwand der Traum einer Erneuerung des deutschen Kaisertums, auf den viele der besten Männer ihre Hoffnungen für die Kräftigung des Vaterlandes gesetzt hatten, für diesmal dahin, um erst nach 22 Jahren seine endliche Erfüllung zu finden.

Faßt man neben der politischen auch die militärische Lage der damaligen Zeit ins Auge und prüft die Frage, ob Preußen im stande gewesen wäre, einen kühnen Griff nach der Kaiserkrone auch mit den Waffen zu vertreten, so wird man sie zweifellos bejahen dürfen. Zunächst würde ihm die moralische Unterstützung der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes zur Seite gestanden haben, das sich nach Ruhe und Ordnung sehnte und nur in einer starken Reichsgewalt das Heil Deutschlands erblickte. Von beachtenswerten Gegnern Preußens konnte allein Österreich in Betracht kommen, denn die Streitkräfte der übrigen deutschen Bundesstaaten befanden sich in einem Zustande militärischer Verwahrlosung, der jede ernsthafte Thätigkeit ihrerseits lahm gelegt hätte. Österreich aber war durch die Feldzüge in Italien und Ungarn aufs Äußerste geschwächt. Sah es sich doch sogar genötigt, zur Bekämpfung der Magyaren im Mai 1849 bei Rußland Hilfe zu suchen. Ein gleichzeitiger Krieg in Deutschland hätte den Kaiserstaat an den Rand des Verderbens gebracht. Ja selbst eine Einmischung des Auslandes, sonst immer das Schreck-

gespenst der preußischen Politik, war gerade damals am wenigsten zu befürchten. Auch würde sich dagegen das deutsche Volk wahrscheinlich wie ein Mann erhoben haben. Freilich stand die Armee Preußens ebenfalls nicht auf einer Höhe, wie sie die Aufgabe dieses Staates erfordert hätte, aber sie war wenigstens einheitlich organisiert, ihr Offizierkorps konnte jeden Vergleich aushalten, und auch an tüchtigen Führern hätte es nicht gefehlt. So sind also nicht militärische, sondern nur politische Bedenken Schuld daran gewesen, daß man den Entschluß zu einem Schritte nicht finden konnte, durch den der kommenden Zeit vielleicht eine Welt von Sorgen erspart worden wäre.

Die Folgen dieses Mangels an Selbstvertrauen sollten sich bald genug zeigen. Noch bevor das Parlament auseinanderging, hatte die republikanische Partei in Deutschland die Aufregung über die Ablehnung der Kaiserkrone durch den preußischen König zu einer schon lange geplanten Schilderhebung benutzt. Und nun zeigte es sich sofort, welche geschichtlich tief begründete Bedeutung ein starkes Preußen für die Aufrechterhaltung geordneter staatlicher Zustände im deutschen Reiche und damit auch für dessen politische Gestaltung besaß. Zunächst brach am 3. Mai in Dresden ein Aufstand los, zu dessen Bewältigung die dortige Regierung nicht die nötigen Kräfte besaß, da sich ein großer Teil der sächsischen Truppen in Schleswig-Holstein befand. Man wandte sich daher um Hilfe nach Berlin, und schon am 6. Mai trafen mit der Eisenbahn drei preußische Bataillone in Dresden ein, denen es gelang, in einem blutigen, viertägigen Kampfe den Aufruhr zu bewältigen. Hierbei legte das neue Zündnadelgewehr, mit dem zwei der Bataillone bewaffnet waren, seine erste Probe ab.

In Berlin hatte die vom Könige nach der neuen Verfassung einberufene „zweite Kammer“ die von dem Frankfurter Parlament beschlossene Reichsregierung mit dem Kaisertum als Spitze auch für Preußen als zu Recht bestehend erklärt. Der König handelte nur folgerichtig, als er diese Kammer abermals auflöste und der herrschenden Aufregung wegen einen Teil der Landwehr zu den

Fahnen rief. Dies gab aber von Neuem das Zeichen zu Unruhen in vielen Städten des Ostens und des Westens. Namentlich in einigen rheinischen, westfälischen und thüringischen Orten widersetzte sich die Landwehr der Einberufung, und es kam in Düsseldorf, Elberfeld und Breslau zu vereinzelten Aufstandsversuchen. Alle diese Schwierigkeiten wurden indes mit Hilfe der eine musterhafte Ordnung bewahrenden Linientruppen leicht überwunden. Noch befand sich die Armee zum Teil auf dem Kriegsfuße, als Preußen sich genötigt sah, auch im Großherzogtum Baden gegen die Revolution mit bewaffneter Hand einzuschreiten.

Baden war schon lange durch eine planmäßig betriebene Aufwiegelung, die in den nahen Republiken Frankreich und Schweiz Schutz und Hilfe fand, in allen Schichten der Bevölkerung unterwühlt und reif für eine Umwälzung; ähnlich lagen die Dinge in der bayerischen Pfalz. Im April 1848 brach der Aufruhr aus. Da sich das Militär — mit Ausnahme der Offiziere — der Bewegung anschloß, so gerieten ganz Baden und die Pfalz in die Hände der Aufständischen, der Großherzog mußte flüchten und die Hilfe des Reiches und Preußens anrufen, die auch sogleich gewährt wurde. Die Reichsregierung brachte ein buntscheckiges Truppenkorps von etwa 18,000 Mann aus acht verschiedenen Staaten, das sog. Neckarkorps, auf, das der Reichskriegsminister und preußische Generalleutnant v. Peucker befehligte. Preußen stellte zwei schwache Armeekorps ins Feld, deren Zusammensetzung aber gleichfalls keine einheitliche war, da sie aus Truppen von vier verschiedenen Provinzen gebildet wurden. Es befanden sich darunter auch 12 Bataillone (5 der Linie, 7 der Landwehr), 2 Kavallerie-Regimenter und eine reitende Batterie vom IV. Armeekorps. Den gemeinsamen Oberbefehl, auch über die Reichstruppen, führte Prinz Wilhelm von Preußen, der Bruder des Königs.

Eine Schilderung des Feldzuges 1849 in Baden und in der Pfalz liegt nicht im Zwecke dieser Arbeit, da Moltke daran nicht persönlich teilgenommen hat. Es sei daher der Verlauf der Ereignisse nur in großen Zügen angedeutet. — Am 9. Juni über-

nahm Prinz Wilhelm den Oberbefehl in Frankfurt a. M. Hier wurde der Operationsplan festgestellt und dann der Feldzug mit großer Schnelligkeit durchgeführt. Am 13. Juni rückte das I. preußische Korps (v. Hirschfeld) in die Pfalz ein, am 20. überschritt es den Rhein bei Germersheim. Um dieselbe Zeit hatte das II. Korps (Graf Gröben) die bereits am Neckar stehende Reichsarmee abgelöst, die ihrerseits durch eine Flankenbewegung die Truppen der Aufständischen an dem Rückzuge nach der Schweiz hindern sollte. Nach dem Gefecht bei Durlach wurde am 25. Juni Karlsruhe besetzt, am 1. Juli die in den Händen der Empörer befindliche Festung Rastatt durch das Korps Gröben eingeschlossen und am 23. Juli zur Übergabe gezwungen. Der im freien Felde stehende Feind hatte sich teils ins Gebirge, teils in der Ebene rheinaufwärts gezogen. Allein schon im Murgthal war sein Widerstand völlig gebrochen, die Reste der Aufständischen flohen südwärts und traten auf Schweizer Gebiet über. Im ersten Drittel des Juli stand das Korps Hirschfeld bereits an der Schweizer Grenze, während die Reichsarmee auf dem linken Flügel Hirschfelds durch den Schwarzwald gefolgt war. Am 19. Juli konnte der Großherzog in seine Hauptstadt zurückkehren.

In Baden blieben drei schwache preußische Divisionen zurück, deren Oberbefehl Generalleutnant Roth v. Schreckenstein erhielt, der bis Ende September 1848 Kriegsminister gewesen war. Zur Verbindung dieser Truppen mit der Heimat wurde Preußen eine „Etappenstraße“ zugewiesen, die über Aschaffenburg, Schlüchtern, Fulda und Eisenach nach der Provinz Sachsen lief.

Moltke hatte sich im Sommer 1849 mit seiner Gattin zu einem Badeaufenthalt nach Wangeroog begeben, da gleichzeitig mit der Beruhigung der politischen Zustände auch die Arbeitslast auf dem Generalkommando in Magdeburg sich verminderte. Er schrieb Ende September an seinen Bruder Ludwig: „Im Allgemeinen habe ich das Gefühl, daß die Dinge sich bessern. Die Pendelschwingung der demokratischen Revolution ist, wie mir scheint, vollbracht; sie sinkt zur Stabilität zurück, — ob sie etwa nach der

entgegengesetzten Seite abschweifen wird, ist nach dem natürlichen Gravitationsgesetz nicht ausgeschlossen. Die Rolle der Demokratie ist ausgespielt, wenn vielleicht auch andere große Kämpfe bevorstehen".

Die Richtigkeit der letzten Andeutung sollte sich schon im folgenden Jahre zeigen, das abermals eine Mobilmachung der preußischen Armee brachte, diesmal aber nicht zur Bekämpfung der Revolution, sondern infolge der Zwistigkeiten unter den deutschen Staaten.

Durch die Niederwerfung des Aufstandes in Baden und die Auflösung des deutschen Parlaments war nämlich den Regierungen ihre volle Freiheit des Handelns zurückgegeben, welche die meisten jetzt zur Wiederherstellung der alten Zustände auszunutzen strebten. Friedrich Wilhelm IV. hatte es indes schon im Mai 1849 ausgesprochen, dem deutschen Volke solle seine Einheit durch eine starke Reichsgewalt und sein Selbstbestimmungsrecht durch Vertretungen mit gesetzgebender Befugnis gesichert bleiben. Die alte Bundesverfassung habe zwar mit dem Jahre 1848 aufgehört, aber eine neue, auf besserer Grundlage aufgebaute Staatenvereinigung könne wieder aufgerichtet werden. Da Österreich den sog. „engeren Bund" (mit Ausschluß seiner nichtdeutschen Gebietsteile) ablehnte, so gründete Friedrich Wilhelm IV. in dem ehrlichen Bestreben, das Werk der neuen Verfassung nicht ganz scheitern zu lassen, im Juni 1849 zusammen mit Sachsen und Hannover das sog. Dreikönigsbündnis, das nach dem Beitritt auch anderer norddeutscher Staaten den Namen „Union" erhielt. Die Reichsverwesung erreichte am 20. Dezember 1849 durch den freiwilligen Rücktritt des Erzherzogs Johann ihr Ende. Österreich aber gelang es, unter Zustimmung Süddeutschlands den bereits im Juni 1848 aufgelösten alten Bundestag wieder ins Leben zu rufen. Ihm schlossen sich auch alle diejenigen norddeutschen Staaten an, denen die Lust zu volkstümlichen Reformen vergangen war. Die Regierungen standen sich in dieser Frage so schroff gegenüber, daß es schien, als ob nur ein Krieg sie zur Entscheidung bringen könne.

Die militärische Lage war freilich in diesem Augenblicke nicht günstig für Preußen. Ein beträchtlicher Teil seiner Streitkräfte stand noch in Baden, also weit entfernt von den heimatlichen Provinzen, und die einzige Verbindungslinie, die oben erwähnte Etappenstraße über Schlüchtern und Fulda, konnte leicht unterbrochen werden. Dabei rächte es sich jetzt, daß man im Jahre vorher, um die Armee zur Bekämpfung des badischen Aufstandes recht schnell ins Feld stellen zu können, vereinzelte Truppenteile verschiedener Armeekorps dazu verwendet hatte. Die gewohnten Verbände waren dadurch zerrissen, der bisherige Mobilmachungsplan — wenigstens in einzelnen Korpsbezirken, und zwar gerade in den der südlichen Grenze Preußens zunächst gelegenen — zum großen Teil hinfällig geworden. Eine Wiederherstellung der alten Ordnung schien daher unerläßlich, weil von ihr die Sicherheit und Schnelligkeit der Kriegsbereitschaft abhing. Dennoch erfolgte ein Zurückziehen der preußischen Truppen aus Baden zunächst nicht, weil Österreich und Bayern Miene machten, in das Großherzogtum einzurücken.

General v. Reyher, der Chef des Generalstabes der Armee, hatte bereits im Juli 1850 die Grundzüge für die Versammlung und erste Aufstellung des preußischen Heeres entworfen, denen er bald darauf einen wohldurchdachten Operationsplan, sowohl für die Verteidigung wie für den Angriff, folgen ließ. Da dieser Plan nicht zur Ausführung gelangte, so soll hier nicht darauf eingegangen werden. Nur ein Gedanke Reyhers sei angeführt, der sich mit der militärischen Lage in Südwestdeutschland beschäftigt, wo ja am ersten eine feindliche Berührung zu befürchten war. Für den Fall nämlich, daß Österreich es versuchen sollte, sei es allein oder mit Hilfe seiner Verbündeten, die preußischen Truppen aus Baden mit Gewalt zu verdrängen, hielt er die sofortige Mobilmachung der gesamten Armee für notwendig.

Ein solcher Versuch Österreichs lag nun keineswegs außer dem Bereiche der Möglichkeit. In Vorarlberg stand das 4. österreichische Korps, das nach Reyhers Berechnung 27,000 Mann, 2000 Pferde

und 96 Geschütze zählte. Es konnte in 10 Tagemärschen Lindau am Bodensee erreichen. Die Württemberger vermochten in 14 Tagen bei Stuttgart 10,700 Mann, 2800 Pferde und 40 Geschütze zu sammeln. Bayern hatte allerdings die Rheinpfalz im Zaume zu halten, war aber doch im stande, wenigstens 30,000 Mann, 3500 Pferde und 96 Geschütze in fünf Wochen ebenfalls bei Stuttgart zu vereinigen. Es hätten also — gemeinsames Handeln vorausgesetzt — nach 6 Wochen 67,700 Mann, 8300 Pferde und 240 Geschütze am Rhein thätig werden können, denen Preußen vorerst nur die Besatzung von Baden, 18,000 Mann, 2300 Pferde und 48 Geschütze unter General v. Schreckenstein, entgegenstellen konnte.

Sobald sich ernstliche Rüstungen des Gegners bemerkbar machten, legte dieses Stärkeverhältnis von selbst nahe, die schwachen preußischen Kräfte zunächst im Norden Badens zu vereinigen und sie dann geschlossen nach dem Main zurückzuführen, wo sie Anschluß an die eigene Hauptarmee fanden.

Trotz der drohenden Gefahr geschah indes in Preußen in militärischer Beziehung weiter nichts; man versuchte vielmehr immer noch durch diplomatische Verhandlungen einen Ausgleich der politischen Gegensätze herbeizuführen. Der Ausbruch eines Krieges wurde sogar für so unwahrscheinlich gehalten, daß Moltke auch im Sommer 1850 mit seiner Frau einen längeren Erholungsurlaub antreten konnte. Nach einem Badeaufenthalt in Rehme bei Oeynhausen im August reiste er über Coblenz und Metz zunächst nach Paris und dann in das Seebad Trouville in der Normandie. Er plante sogar einen Abstecher nach England, als plötzlich ein unvorhergesehenes Ereignis, das den Gegensatz zwischen Österreich und Preußen aufs Äußerste verschärfte und zu einem unmittelbaren Zusammenstoß zu führen schien, ihn schleunigst nach Magdeburg zurückrief.

Der Kurfürst von Hessen hatte auf den Rat seines Ministers Hassenpflug die kurhessische Ständeversammlung, mit der er sich über seine Steuerpläne nicht einigen konnte, aufgelöst und gleichzeitig das Land als im Kriegszustand befindlich erklärt. Da aber weder Beamte noch Militär seinen Anordnungen Folge leisteten,

so verließ er am 12. September 1850 die Hauptstadt Kassel und begab sich nach Frankfurt a. M. unter den Schutz des neuerrichteten Bundestages. Dieser sagte in der That am 17. September dem Kurfürsten seine Unterstützung zu. Einen solchen Beschluß mußte Preußen als einen Übergriff in seine Rechte ansehen, da Kurhessen zu der norddeutschen Union gehörte. Es legte daher gegen die Erklärung des Bundestages Verwahrung ein und zog Truppen unter dem General Grafen Gröben an der Grenze des Kurfürstentums zusammen.

Österreich antwortete hierauf mit der Aufstellung eines Truppenkorps in Böhmen und verabredete mit Bayern und Württemberg am 14. Oktober in Bregenz in einer persönlichen Zusammenkunft der Monarchen eine gemeinsame militärische Aktion gegen Preußen, um den Bundesbeschluß auf Wiedereinsetzung des Kurfürsten von Hessen in sein Land zur Ausführung zu bringen. Die bayerische Armee unter dem Fürsten von Thurn und Taxis, gefolgt von einem österreichischen Korps, wurde zum Einrücken in Kurhessen bestimmt.

Zur Abwehr dieses bewaffneten Vorgehens standen auf preußischer Seite einige schon früher aus immobilen Truppen bereitgestellte Heeresabteilungen zur Verfügung. Es waren dies 5000 Mann unter dem Generalleutnant Fürsten Radziwill bei Erfurt, 5500 Mann unter dem Generalleutnant v. Tietzen bei Paderborn und 7000 Mann unter Generalmajor v. Bonin bei Wetzlar. Den Oberbefehl über diese drei schwachen Divisionen übernahm am 20. Oktober der Generalleutnant Graf Gröben. Ihm gegenüber stand Fürst Taxis bei Aschaffenburg mit etwa 18,000 Bayern, denen 20,000 Österreicher unter dem Feldmarschall-Leutnant Legeditsch in einiger Entfernung folgen sollten. Obwohl die Lage der auf den Spitzen eines ausgedehnten Dreiecks verteilten preußischen Abteilungen keineswegs günstig war, so erschien sie doch auch nicht aussichtslos, sobald man sich nur für eine schnelle Vereinigung und sofortiges Losschlagen entschied. Allein gerade an diesem Entschluß fehlte es. Dem Grafen Gröben

wurde nämlich von Berlin aus von vorneherein der für einen Soldaten unliebste Befehl zu teil, sich hinhaltend, zögernd, „demonstrativ“ — also durchaus unkriegerisch — zu verhalten, damit jeder Anschein eines Angriffs von seiner Seite vermieden werde.

Graf Gröben suchte diese Schwierigkeit zu lösen, indem er den Schutz der preußischen Etappenstraße als seine wichtigste Aufgabe betrachtete. Zu dem Zweck beschloß er seine drei Divisionen einander so zu nähern, daß sie im stande waren, etwa bei Fulda oder Hersfeld die genannte Straße zu sperren. Die Division Radziwill wurde von Erfurt über Eisenach an die kurhessische Grenze nach Vacha vorgeschoben, welchen Ort sie am 23. Oktober erreichte. Die Division Bonin marschierte um dieselbe Zeit von Wetzlar über Gießen nach Alsfeld ebenfalls an die Grenze, und die Division Tietzen näherte sich von Paderborn der Stadt Kassel bis Warburg. Da die Bayern diese Bewegungen als Anlaß nahmen, in Kurhessen einzurücken, so geschah preußischerseits ein Gleiches. Am 4. November vereinigte Graf Gröben die Divisionen Radziwill und Bonin bei Fulda und ließ die Division Tietzen Kassel besetzen.

Ein Kampf, dem im preußischen Heere Führer und Soldaten mit voller Zuversicht entgegensahen, schien jetzt unvermeidlich, umsomehr als König Friedrich Wilhelm IV. am 6. November die Mobilmachung seiner ganzen Armee anordnete. Dieser Entschluß fand überall im Lande kräftigen Widerhall, denn in dieser Angelegenheit stand das preußische Volk freudig auf der Seite seines Königs. Die Landwehr, deren Einziehung in den Jahren vorher auf so große Schwierigkeiten gestoßen war, strömte jetzt von selbst zu den Fahnen, und auch von Moltke berichtet seine Frau aus jener Zeit, daß ihn die bisherige trübe Stimmung verlassen habe und er wieder frisch und freudig an die Arbeit gehe.

Freilich verlief auch diese Mobilmachung abermals unter den erschwerendsten Umständen und womöglich noch mangelhafter, als die vorigen. Das bisher an verschiedenen Stellen angewandte Verfahren, einzelne Truppenteile der Linie aus ihren Verbänden

herauszureißen und sie — vielfach sogar immobil — dorthin zu schicken, wo man grade militärischer Kräfte bedurfte, hatte es zu Wege gebracht, daß ein ziemlich großer Teil der Armee sich nicht in seinen heimischen Korpsbezirken befand. Es waren damals Streitkräfte gleichzeitig an der holsteinschen Grenze, in Kurhessen, in Baden und in Hohenzollern zusammengezogen, bei denen sich Teile fast aller Armeekorps vorfanden. Vom IV. Armeekorps z. B. fehlten sämtliche Linienbataillone und vier Kavallerie-Regimenter. Die vorhandenen Mobilmachungsbestimmungen erwiesen sich daher zumeist als unbrauchbar und erforderten umständliche Sonderanweisungen, die sich oft bis in die kleinsten Einzelheiten erstrecken mußten. Alle diese Übelstände waren aber die notwendige Folge des Grundfehlers in der Heereseinrichtung, daß die Hälfte der Armee aus Landwehr bestand, die also im Frieden nicht ohne Weiteres verwendet werden konnte.

Dazu kam, daß erst im Oktober die ausgediente Mannschaft aus der Linie entlassen und ein Teil der Pferde ausgemustert worden war, während sich jetzt Rekruten und Remonten noch im Beginn ihrer Ausbildung befanden und daher zu Hause bleiben mußten. Truppenteile des Trains gab es damals im Frieden gar nicht, also auch keine ausgebildeten Mannschaften für das Fuhrwesen. Vielfach wurden daher Leute zu Pferdewärtern und Fahrern bestimmt, die gar nichts von solchem Dienste verstanden. Auch zeigte sich fast überall ein bedenklicher Mangel an Ausrüstung und Bewaffnung für die Landwehr zweiten Aufgebotes, die hier zum erstenmal mobil gemacht wurde. So kam es, daß an vielen Stellen das Notwendige nicht geleistet werden konnte und manche Behörden mit ihrer Mobilmachung noch nicht ganz fertig waren, als schon wieder die Abrüstung befohlen war.

Alle diese Übelstände vermochten indes den kriegerischen Wert der ins Feld gestellten Truppen nicht in dem Maße zu beeinträchtigen, daß die Armee nicht zum Schlagen bereit gewesen wäre. Ausbildung, Disziplin und Geist waren vielmehr vortrefflich, so daß Moltke mit Recht schreiben konnte: „Was für

eine Truppe! Hatte Friedrich der Große je solches Material gehabt?“ Sicherlich würde sich auch die preußische Armee ihren Gegnern einschließlich der Österreicher überlegen gezeigt haben, wenn man diese gewaltige Waffe nur zu gebrauchen Willens gewesen wäre. Allein den verschlungenen Wegen der Diplomatie blieb es vorbehalten, alle Anstrengungen, Opfer und Kosten lediglich dazu zu verschwenden, um Preußen die traurigsten Tage zu bereiten, die es wohl seit den Unglücksjahren 1806 und 1807 erlebt hat.

Es war befohlen worden, daß die kriegsbereiten Truppen in die von General v. Reyher bezeichneten ersten Aufstellungen einrücken sollten, die eine Vereinigung der ganzen Armee in mehreren Gruppen im Auge hatten. Da sich aber, wie bemerkt, die Mobilmachung verzögerte, so konnten die ersten Märsche zu den Versammlungspunkten erst nach vier bis fünf Wochen beginnen, und diese Bewegungen selbst erforderten ebenfalls Zeit. An eine rasche Entscheidung mit den Waffen war also nicht zu denken, und diese Frist benutzte die Diplomatie, um einzugreifen, und ihre Thätigkeit zeigte sich leider wirksamer, als die kriegerische Drohung.

Österreich war es, das zuerst den Gedanken aufgeworfen hatte, den Kaiser Nikolaus von Rußland zum Schiedsrichter in den deutschen Angelegenheiten zu machen, und die preußischen Staatsmänner waren schwach genug, hierauf einzugehen. Der Zar unterstützte mit dem Gewicht seiner politischen Macht die österreichischen Ansprüche, d. h. die Forderung, Preußen solle die Union — also auch seine Stellung in Kurhessen — aufgeben und den wiederhergestellten Bundestag anerkennen. Ob Rußland freilich im Falle einer Weigerung Preußens diesem den Krieg erklärt haben würde, ist bei dem mangelhaften Zustande der damaligen russischen Armee sehr fraglich. Jetzt war es also für die preußische Regierung noch Zeit, durch einen großen Entschluß Volk und Heer über alles Elend der Gegenwart emporzuheben, — aber dieser Entschluß wurde nicht gefunden. Der König Friedrich Wilhelm glaubte die Verantwortung eines allgemeinen Krieges nicht auf sich

nehmen zu können und entschied sich schweren Herzens zum Nachgeben.

Schon am 2. November, also noch bevor die Armee auf Kriegsfuß gebracht wurde, war diese verhängnisvolle Entscheidung gefallen. Die Mobilmachung selbst, zu der, wie erwähnt, der Befehl erst am 6. November gegeben wurde, erfolgte nur noch aus Besorgnis, von Bayern und Österreich militärisch überrumpelt zu werden, keineswegs aber mit dem Willen, das aus der Scheide gezogene Schwert auch zu gebrauchen. Nur zwei Tage nach Erlaß des Mobilmachungsbefehls erging an den General Grafen Gröben die telegraphische Weisung, jedes Zusammentreffen mit dem Gegner zu vermeiden. Wohl hatte Moltke also Recht, wenn er später einmal das ganze damalige militärische Aufgebot eine „Komödie“ nannte.

Am 8. November 1850 standen die preußischen Vorposten (vom Füsilierbataillon des 19. Infanterieregiments) den Bayern und Österreichern bei dem Dorfe Bronzell südlich Fulda gegenüber. Als eine bayerische Kavallerieabteilung sich der preußischen Stellung näherte, ließ der die Vorposten befehligende Generalmajor v. Katte einige Schüsse auf sie abgeben. Sie machte kehrt, allein kurze Zeit darauf erschien ein österreichisches Jägerbataillon und entwickelte eine Schützenlinie. Das Feuer begann von Neuem, der Gegner fuhr auch etwas Artillerie auf, doch hielt sich Alles in den bescheidensten Grenzen. Nach einiger Zeit räumten die preußischen Vorposten freiwillig ihre Stellung und zogen sich unbehelligt auf die Hauptstellung bei Fulda zurück. Der Gegner folgte langsam, besetzte das Dorf Bronzell und blieb dann halten. Die Österreicher hatten einige Jäger, die Preußen keinen Mann verloren.

Während dieser Vorpostenneckerei, die kaum den Charakter eines Gefechtes trug, lief bei dem Grafen Gröben aus Berlin der Befehl ein, Fulda zu räumen und Kassel aus einer Stellung weiter rückwärts auf der Etappenstraße zu decken. Es war ein peinliches Gefühl für den Führer wie für die Truppen, dem Feinde ohne Kampf das Feld zu räumen, aber der soldatische Gehorsam zögerte

keinen Augenblick, seine Pflicht zu thun. Die Divisionen Radziwill und Bonin marschierten von Fulda über Hünfeld nach Vacha, die Division Tietzen rückte unter Festhaltung von Kassel nach Hersfeld. In der Mitte wurde Schenklengsfeld als Vereinigungspunkt für die drei Divisionen bestimmt, falls sie zu gemeinsamer Thätigkeit zusammengezogen werden mußten. Die ganze Aufstellung bildete also eine wirksame Flankenstellung gegen einen feindlichen Vormarsch von Fulda auf Kassel.

Es kam indes zu keinem Zusammenstoße mehr. Noch hatte die preußische Armee ihre Mobilmachung nicht beendigt, als der König am 15. November die „Union“ auflöste. Am 29. begannen dann in Olmütz zwischen den Ministern Preußens, Österreichs und Rußlands jene Abmachungen, durch die der Kampf um die Führerschaft in Deutschland mit einem völligen Siege Österreichs und einem freiwilligen Rückzuge Preußens seinen vorläufigen Abschluß fand. Durch eine harte Schule mußte dieser Staat noch hindurchgehen, bevor er in sich selbst die Kräfte fand, seine geschichtliche Aufgabe in Deutschland zu erfüllen.

Wie tief auch unser Moltke die Demütigung Preußens empfand, ergibt sich fast aus jeder Seite seiner Briefe aus jener Zeit. Im Gegensatz zu Bismarck, der damals noch in der Verständigung mit Österreich das Hauptinteresse Preußens erblickte, hielt Moltke schon jetzt die Zeit für gekommen, um den verworrenen Zuständen im Innern Deutschlands mit dem Schwerte ein Ende zu machen. Ihm, den sonst der ruhige Gleichmut auch beim Schreiben nicht verließ, entschlüpfen zuweilen bittere Worte der Enttäuschung. So schrieb er am 4. November 1850 an seinen Bruder Adolf: „Seit gestern Mittag hängt der Friede Europas nicht mehr allein von den Ministerkonferenzen, sondern von dem Verhalten einer Husarenpatrouille ab. Ein paar Karabinerschüsse können leicht in die Pulvertonne Deutschlands fallen und alle feinen Distinktionen der Politik in die Luft sprengen. Unsere Diplomatie muß doch wohl eine verkehrte sein, da jeder Schritt vorwärts uns weiter ins Verderben führt. Schon bleibt fast nur die Wahl zwischen Demütigung oder einem Kriege unter den

schwierigsten Umständen, einem Kriege, in welchem gegen Osten, Norden und Süden Front gemacht werden soll, und wo in der Welt kein Verbündeter mehr ist. . . Es gibt hier viel zu ordnen oder vorzubereiten; denn durch all die Einzelentsendungen, Aufstellung von Truppenkorps aus allen Provinzen zusammengewürfelt, ist das verzwickte Geschäft einer Mobilmachung der Armee unendlich kompliziert. Möchte sie nicht eher befohlen werden, als man entschlossen ist, auch wirklich zu schlagen! Die Demonstrationen kosten Preußen Millionen und ziehen doch nicht. Es sind der Worte zu viele gemacht; Alles fordert Thaten."

Im Februar 1851 äußerte sich Moltke an seinen Kameraden v. Glisczinski, der inzwischen Generalstabschef beim Gardekorps geworden war: „Daß wir mit unserer Politik auf falscher Fährte waren, scheint mir unzweifelhaft, da jeder Schritt vorwärts uns tiefer in den Sumpf führte. Ich glaube, daß wir umkehren mußten, und das geschieht nicht ohne Verlust und Kränkung. Aber das fühlt auch ein Uneingeweihter, daß wir nicht die Stellung einnehmen, die uns gebührt. Ich kann mich nicht von der Überzeugung trennen, daß die Mobilmachung am 2. November beabsichtigt wurde als Demonstration, am 6. November befohlen wurde aus plötzlicher Besorgnis, daß nun doch Ernst werde, ein Ernst, an den man vorher gar nicht gedacht zu haben scheint. Denn allerdings konnten 20,000 Österreicher und 15,000 Bayern die Mobilmachung des IV., III. und Gardekorps vollständig unmöglich machen. Unsere Heeresorganisation erlaubt uns, durch 35 Jahre nur Kadres bei den Waffen zu haben; ist aber die Möglichkeit eines Konflikts, dann dürfen wir die Mobilmachung nicht verschieben. Man bewilligte uns aber die kostbare Frist von vier Wochen, und — nachdem wir 400,000 Mann beisammen hatten — räumen wir Baden und Hessen, geben Holstein preis und lassen uns alle und jede Bedingung gefallen!"

Was die persönliche Thätigkeit Moltkes während der Kriegsrüstungen von 1850—51 angeht, so war sie überaus schwierig und anstrengend. Auf seinen Schultern vor Allem lag die Sorge

für die Ausführung der Mobilmachungsbestimmungen, und als die bisherigen unbrauchbar geworden waren, für die Aufstellung neuer. Bezeichnend für seine Auffassung von den Pflichten eines Generalstabschefs ist der Umstand, daß er sich sogleich beim Beginne der Mobilmachung mit den Chefs der Generalstäbe der benachbarten Armeekorps ohne Befehl von oben in Verbindung setzte, um ein gemeinsames Zusammenwirken anzubahnen. Auch an den General v. Reyher wandte er sich in diesem Sinne und bat um Unterstützung. „Die letzte Zeit war eine gute Probe für die Brauchbarkeit der Chefs", schrieb er an Gliscinski. „Die Mobilmachung erfolgte fast überall unter sehr schwierigen Umständen. Wir hatten vom ganzen Armeekorps nicht einen Mann Linientruppen, weder Infanterie noch Kavallerie, im Korpsbezirk, keinen Intendanten, keinen Generalarzt und keinen Generalstabsoffizier. Die ganze Mobilmachungsinstruktion war illusorisch und mußte durch lauter Spezialbestimmungen ersetzt werden. Wenn wir für die 40 Millionen nur etwas gelernt hätten! Eine Erfahrung, die wir hier gemacht, besteht darin, daß der jetzige Geschäftsgang sich auf mobile Verhältnisse gar nicht übertragen läßt, namentlich das Rechnungswesen. Wir haben beim Generalkommando monatlich über 1000 Nummern gehabt. Da das Generalkommando bei der Kriegsformation mit 5 Divisionen, 1 Pontontrain, 1 Reserveartillerie, 1 Intendantur und verschiedenen Civilbehörden direkt zu korrespondieren hat, so erfordern 1000 Eingänge 15,000 Erwiderungen. Sechs Schreiber mundierten Sonn- und Werkeltag vom Morgen bis in die Nacht. Das geht, wenn das Generalkommando vier Wochen in Dessau und vier Wochen in Merseburg steht. Sollen aber die Schreiber marschieren, die Offiziere operieren, so fällt das ganze Gebäude zusammen, und die wirklich wichtigen Eingaben werden mit den unwichtigen von selbst ausbleiben."

Die bei der Mobilmachung 1851 gemachten üblen Erfahrungen sind übrigens für die preußische Armee nicht verloren gegangen. Sie haben den wesentlichsten Anstoß gebildet zu jenen grundlegenden Änderungen auf politischem und militärischem Ge-

biete, die fünfzehn Jahre später unter König Wilhelm I. Preußen in die erste Reihe der europäischen Großmächte emporhoben.

Nachdem das IV. Armeekorps im November 1850 auf den Kriegsfuß gebracht war, rückte es in eine Aufstellung an der sächsischen Grenze bei Merseburg ein. Auch das II., III. und Gardekorps wurden etwas weiter westlich an der sächsischen Grenze aufgestellt. Das Generalkommando des IV. Korps begab sich dabei am 1. Dezember nach Halle. Allein schon wenige Tage darauf kam ein Befehl vom Armee-Oberkommando, das der Prinz von Preußen übernommen hatte, das Korps zwischen Mulde und Elbe zu versammeln, um es hier mit dem II., III. und Gardekorps zu vereinigen. Die dieser Anordnung zu Grunde liegende Absicht war die Einnahme einer Flankenstellung hinter der Elbe gegen einen etwaigen Vormarsch der Österreicher von Böhmen über Dresden gradenwegs auf Berlin, wobei zum unmittelbaren Schutze der preußischen Hauptstadt auch die Nuthe- und Nottelinie stark besetzt werden sollte. Als sich aber bald herausstellte, daß die verfügbaren österreichischen Streitkräfte in Böhmen zu einem Angriff auf Berlin viel zu schwach seien, wurde die Versammlung der vier preußischen Armeekorps zwischen Mulde und Elbe wieder aufgegeben. Das IV. Korps marschierte in seine frühere Aufstellung an der sächsischen Grenze zurück, und das Generalkommando begab sich Anfang Januar 1851 nach Merseburg.

Schon Ende Dezember 1850 hatte die Demobilmachung der preußischen Armee mit der Entlassung der Landwehr zweiten Aufgebotes begonnen und wurde im Januar 1851 mit der des ersten Aufgebotes und der Reservisten fortgesetzt. Am 3. Februar befand sich das Generalkommando des IV. Armeekorps wieder in Magdeburg. Auch das Oberkommando war aufgelöst und Prinz Wilhelm zum Gouverneur von Rheinland und Westfalen ernannt worden. Bevor der Prinz diese neue Stellung antrat, verabschiedete er sich in Magdeburg von den ihm bisher unterstellten Behörden. Da der kommandierende General erkrankt war, so empfing Moltke an seiner Stelle den Prinzen, der sich sehr freundlich gegen ihn zeigte.

Wir wissen nicht, ob dies die erste persönliche Berührung beider Männer gewesen ist, oder ob Moltke schon zu der Zeit, als er Generalstabsoffizier in Berlin war, dem Prinzen bekannt geworden ist. Die Wahrscheinlichkeit spricht indes für letztere Annahme, wenn sich auch keine Belege dafür in den Schriften und Briefen Moltkes vorfinden.

Es ist in der bisherigen Darstellung kein Bezug genommen worden auf die Entwickelung der schleswig-holsteinschen Frage, obwohl die Beziehungen zu dieser auf die Politik Preußens in den Jahren 1848—50 nicht ohne Einfluß gewesen sind. Da Moltke an dieser Angelegenheit einen besonderen, persönlichen Anteil nahm, so sei hier das Nötigste nachgeholt.

Seit dem Waffenstillstande vom 10. Juli 1849, mit dem das früher besprochene Werk Moltkes über den Feldzug gegen Dänemark abschließt, war es den Elbherzogtümern übel ergangen. Im April 1850 berief die preußische Regierung ihre Offiziere aus der schleswig-holsteinschen Armee ab, schloß am 2. Juli Frieden mit Dänemark und überließ die Preisgegebenen ihrem Schicksal. Die Schleswig-Holsteiner aber faßten den Entschluß, den Krieg auf eigene Hand fortzusetzen. Sie wählten zum Oberkommandierenden den früheren preußischen Generalleutnant v. Willisen, einen theoretisch sehr gebildeten jedoch im Handeln allzu vorsichtigen Militär. Unter dessen Führung rückte die Armee in Schleswig ein und stellte sich zwischen Flensburg und der Stadt Schleswig auf. Moltke schrieb damals an seinen Bruder Adolf: „Hält Willisen seine Streitmacht beisammen, geht er nicht über Flensburg vor, sodaß er Alsen nicht in die Flanke kriegt, läßt er sich auf keine Detachierungen ein, um die Küste und die Städte zu schützen, so kann der Däne wohl einzelne Orte verwüsten, Personen wegschleppen, aber der Ausgang eines allgemeinen Gefechtes ist dann mindestens ungewiß, und dann gewinnt die Sache ein anderes Ansehen, wenn thatsächlich die Herzogtümer zeigen, daß sie sich selbst behaupten können."

Am 25. Juli kam es bei Idstedt zur Schlacht, worin der anfangs siegreiche Kampf der Schleswig-Holsteiner mit ihrem Rückzuge nach Rendsburg endigte. Moltke weist in seinem Briefe nach, daß diese Niederlage, abgesehen von dem Mangel an tüchtigen Offizieren, hauptsächlich der fehlerhaften Verwendung der Reserven im Gefecht zuzuschreiben und bei besserer Führung wohl zu vermeiden gewesen wäre. In Rendsburg verhielt sich Willisen längere Zeit unthätig. Moltke schrieb hierüber: „Bleibt er da, so bleiben auch die Dänen beisammen, und er kann weder Friedrichsort unterstützen, noch Kiel schützen. Ich glaubte, er würde etwa nach Flemhude und Kl. Nordsee gehen, die Übergänge über Eider und Kanal besetzt haltend. Die Dänen müßten Besatzungen in Schleswig, Eckernförde u. s. w. lassen, Rendsburg maskieren, sich also erheblich schwächen. Es würde sehr gewagt (für sie) sein, Friedrichsort zu belagern oder auf Kiel zu gehen, solange ein nicht geschlagenes Heer in einem kurzen Marsche Gottorp erreichen kann. Es bliebe nichts übrig, als das Heer selbst anzugreifen, welches am genannten Ort eine starke Defensivstellung findet.“ Aus diesen Andeutungen Moltkes ergibt sich, daß er die Verteidigung durchaus im aktiven Sinne geführt wissen wollte, ein Grundsatz, den er bekanntlich auch später in allen Fällen festgehalten hat, und der namentlich in dem vorliegenden allein zum Erfolge führen konnte. Man ist daher versucht, zu fragen, wie sich wohl die Ereignisse in Schleswig-Holstein gestaltet haben würden, wenn Moltke an der Spitze der deutschen Truppen gestanden hätte, oder wenigstens ihr Generalstabschef gewesen wäre, wie es ihm ja anscheinend im Sommer 1848 angeboten worden ist.

Willisen verharrte leider in Unthätigkeit; er gab sogar Missunde und Eckernförde auf, auch Friedrichstadt ging verloren, und als er sich endlich zur Wiedernahme dieser Orte drängen ließ, erlitt er am 12. September bei Missunde und am 4. Oktober bei Friedrichstadt trotz der Tapferkeit seiner Truppen empfindliche Schlappen. Nunmehr wurde er entlassen, allein es war zu spät. Denn schon hatten sich in Olmütz Österreich und Preußen geeinigt, den Krieg im Norden zu beenden. Sie stellten im Namen des deutschen

Bundes die Forderung auf Einstellung der Feindseligkeiten, und Schleswig-Holstein mußte sich im Januar 1851 unterwerfen. Landesregierung und Heer lösten sich auf, eine dänische Behörde übernahm die Verwaltung des Landes, das nunmehr mit der Krone Dänemark verbunden blieb. In einem Vertrage zu London vom 8. Mai 1852 verpflichteten sich Rußland, Österreich, Preußen, England, Frankreich und Schweden gegenüber Dänemark, zur Erhaltung des Bestandes der dänischen Monarchie in Ermangelung eines unmittelbaren Erben den Prinzen Christian zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg als Nachfolger in allen Teilen des Staates anzuerkennen. Dieser Vertrag bildete später den Ausgangspunkt vieler weiteren Verwickelungen, die erst im Jahre 1864 mit der Erlösung der Elbherzogtümer vom dänischen Joch endeten.

Wie sehr Moltke das harte, unverdiente Schicksal Schleswig-Holsteins zu Herzen ging, ergibt sich aus allen seinen Briefen der damaligen Zeit, namentlich an seine Brüder, die dort lebten. Er empfand aufs Schmerzlichste die traurige Rolle, die das übrige Deutschland, Preußen nicht ausgenommen, in dieser Angelegenheit spielte, und machte seinem Unmut über das Verhalten der deutschen Regierungen oft in scharfen Worten Luft. Andererseits sah er aber doch auch ein, daß für Preußen die Möglichkeit, die Sache der Herzogtümer allein auszufechten, damals noch nicht gegeben war, da es fast ganz Europa gegen sich gehabt haben würde. Er rät daher seinen früheren Landsleuten, Geduld zu haben und auszuharren, es müsse auch wieder eine Zeit kommen, die ihre Rechte zur Geltung bringe.

Am 26. September 1850 war Moltke zum Oberstleutnant befördert worden, und schon am 2. Dezember 1851 folgte seine Ernennung zum Obersten. In demselben Jahre war an die Stelle des Generals v. Hedemann der Fürst Radziwill als kommandierender General des IV. Armeekorps getreten, mit dem sich Moltke ebenfalls gut zu stellen wußte. Die Selbständigkeit seines Charakters

schloß allerdings völlige Unterordnung aus, die auch nirgendwo weniger angebracht ist, als bei den eigenartigen Verhältnissen zwischen einem kommandierenden General und seinem Stabschef. Hier müssen Wohlwollen von oben und gegenseitige Achtung die Beziehungen regeln, weil eine scharfe Trennung von Rechten und Pflichten nur sehr schwer durchführbar ist.

Im Sommer 1852 machte Moltke zunächst wieder eine Badekur in Rehme durch und wohnte dann einer Belagerungsübung in Magdeburg bei, zu der auch der König erschien. Im Herbst 1853 fanden beim Garde-, III. und IV. Armeekorps große Manöver der beiden Divisionen gegen einander statt, bei denen wiederum der König zugegen ward. Beim IV. Korps wurde außerdem auf besonderen Antrag Moltkes ein Tag für eine Übung des ganzen Armeekorps gegen einen markierten Feind bestimmt. Die Vorarbeiten hiefür hatte Moltke gemacht und den Plan entworfen. Diesem war im Wesentlichen die Kriegslage vom November 1757 zu Grunde gelegt, und die Ausführung des Manövers folgte ziemlich genau dem Gange der Schlacht bei Roßbach, nur mit Rücksicht auf die neuere Taktik hatten einige Änderungen stattgefunden.

Den Winter von 1853 auf 1854 benutzte Moltke zu einer durchgreifenden Umarbeitung des bisherigen Mobilmachungsplanes, wobei eine erhebliche Vereinfachung und Beschleunigung erreicht wurde. Doch blieb das Grundübel, die Zuteilung der Landwehr zur Feldarmee, bestehen. Infolge dessen trat auch bei der nächsten Mobilmachung des preußischen Heeres im Jahre 1859 ein großer Teil der früheren Übelstände wiederum zu Tage, ein Umstand, der den letzten und stärksten Anstoß zu der Armeeumbildung vom Jahre 1860 gegeben hat. Doch soll hierüber später im Zusammenhang berichtet werden.

Im Sommer 1854 erhielt Moltke den Befehl, an Stelle des etwas kränkelnden Generals v. Reyher die Übungsreise des Großen Generalstabes zu leiten, wobei sich allerdings Reyher die Oberaufsicht vorbehalten hatte. Diese schwierige Aufgabe konnte wohl als ein Zeichen besonderen Vertrauens und als eine Probe unter

den Augen des Chefs gelten. Übrigens war Moltke mit dessen Ansichten und Methode durchaus vertraut. Die Reise begann Mitte August in Luckenwalde südlich Berlin und zog sich über Baruth, Lübbenau und Cottbus nach Muskau, wo sie am 3. September endigte. Die beiden Führer waren Oberst Gerwien vom Großen Generalstabe und Prinz Friedrich Karl, der damals die 1. Garde-Kavalleriebrigade befehligte. Der Prinz, obwohl bereits General, hatte sich doch unter die Leitung Moltkes gestellt und zeigte den größten Eifer. „Er hat eine wahre Passion für die Sache,“ schrieb Moltke, „was seiner Einsicht alle Ehre macht. Seine Arbeiten sind sehr gut. Ich glaube, er ist der Mann, der einmal den alten Waffenruhm von Preußens Heer wiederherstellen wird.“ Auch der zukünftige Thronerbe, Prinz Friedrich Wilhelm, nahm an der Generalstabsreise teil.

Nach deren Beendigung begab sich Moltke wieder zu seinem Armeekorps, wo während des Monats September die Herbstübungen bei Eisleben und Sangerhausen stattfanden. Der Winter verging dann in größerer Ruhe, doch nahm Moltke, wie sich aus seinen Briefen ergibt, lebhaften Anteil an den Ereignissen des Krimkrieges. Hatte es doch eine Zeit lang geschienen, als ob auch Preußen mit in diese orientalischen Händel verwickelt werden sollte. Es genügt daran zu erinnern, daß Rußland durch den Anspruch auf Schutzherrschaft über die griechisch-katholischen Unterthanen der Türkei den bewaffneten Widerstand der Pforte hervorrief, der durch die russische Besetzung der Donaufürstentümer Ende 1853 noch gesteigert wurde. Frankreich und England stellten sich hierbei auf die Seite der Türkei und erklärten im März 1854 an Rußland den Krieg. Österreich schloß sich nach einigem Zögern — grundsätzlich, wenn auch nicht thatsächlich — den Westmächten an, nur Preußen blieb neutral und wies alle Versuche, sich zum Auftreten gegen Rußland bewegen zu lassen, entschieden zurück.

Wir wissen heute, daß diese Politik Preußens sich bewährt hat, damals aber waren die Ansichten sehr geteilt. Der preußische Gesandte am Bundestage v. Bismarck empfahl sie mit großem

Nachdruck in Berlin, und sein Rat ist offenbar auch entscheidend gewesen. Aus den Aufzeichnungen Moltkes dagegen ergibt sich, daß er mit der „Politik der freien Hand“ nicht immer einverstanden gewesen ist. Er schrieb damals an seinen Bruder Adolf: „Mir scheint, die deutschen Mächte spielen eine traurige Rolle. Offenbar ist ein neuer Machtanwuchs Rußlands ihnen am allergefährlichsten, und doch überlassen sie den Mächten, die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Man wird uns das nicht vergessen, und unser Ansehen in Europa wird dadurch nicht wachsen.“ Vielleicht sprach aber auch bei ihm noch eine Zuneigung aus früherer Zeit für die Türken mit, denn er äußerte sich gegen seinen alten Waffengefährten aus dem Orient, den Obersten Fischer: „Ich wenigstens wünsche den ehrlichen Moslemin allen Erfolg gegen die Moskowiter. Wie sie sich schlagen! Man sieht, daß jedes Volk brav wird, wenn der Krieg nur wirklich eine innere Notwendigkeit ist.“

18. Persönlicher Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.

Im Sommer 1855 war Moltke bereits seit sieben Jahren Chef des Generalstabes des IV. Armeekorps, und es ließ sich daher voraussehen, daß er bald in eine andere Stellung versetzt werden würde. Am liebsten hätte er den Befehl über ein Regiment oder — falls er dafür zu alt wurde — über eine Brigade übernommen, aber er fühlte sich, wie er seinem Freunde Fischer gestand, dem Truppendienst schon allzulange entfremdet, was sich schwer wieder einbringen ließe. Er trug sich daher anscheinend sogar mit Abschiedsgedanken, allein der König wollte die Dienste dieses Mannes nicht entbehren, und so wurde er zu einer Aufgabe auserlesen, die ihm wieder ein ganz anderes Feld der Thätigkeit zuwies.

Ende Mai 1855 erhielt Moltke den Befehl, den künftigen Thronerben, Prinzen Friedrich Wilhelm, auf einer Reise durch die Provinzen West- und Ostpreußen zu begleiten. Die Ursache für diesen ihn ganz überraschenden Auftrag erfuhr er erst, als er sich in Potsdam bei dem Könige meldete. Friedrich Wilhelm IV., der damals schon kränkelte, empfing ihn im Lehnstuhl sitzend im Sterbezimmer Friedrichs des Großen und sagte ihm zunächst viel Schmeichelhaftes über seine bisherige Thätigkeit. Dann kam er auf den eigentlichen Zweck des Gespräches, indem er Moltke eröffnete, daß er ihn zum ersten Adjutanten und militärischen Begleiter seines Neffen auserseher habe. Der Prinz hatte in der letzten Zeit nur einen jüngeren, persönlichen Adjutanten, Hauptmann v. Heinz, gehabt, es

schien aber, daß der König jetzt auch noch einen älteren, charaktervollen Offizier an der Seite des jungen Thronerben zu sehen wünschte. Der Prinz selbst und dessen Eltern hatten allerdings dieser Absicht des Königs einen gewissen Widerstand entgegengesetzt, anscheinend in der Befürchtung, man wolle durch den neuen Adjutanten einen politischen Einfluß auf den Thronerben gewinnen. Um dem Prinzen nun zunächst die Persönlichkeit Moltkes vertraut zu machen, sollte dieser ihn auf der Reise nach Ostpreußen begleiten und dann erst seine Ernennung zum Adjutanten erhalten. Unter solchen Umständen, die ein besonderes Vertrauen des Königs in sich schlossen, konnte Moltke nur seine volle Bereitwilligkeit versichern, die verantwortliche Aufgabe nach besten Kräften auszuführen. Der König sprach seine Genugthuung hierüber aus, trug Moltke noch auf, nach Beendigung der Reise ihm persönlich über deren Verlauf Bericht zu erstatten und entließ ihn dann gnädig.

Am anderen Tage stellte sich Moltke dem Prinzen Friedrich Wilhelm vor, der damals den Rang eines Majors im 1. Garde-Regiment bekleidete, aber noch im Jahre 1855 zum Obersten befördert wurde,[101] und hatte auch noch eine Unterredung mit dem General-Feldmarschall und Oberstkämmerer Grafen Dohna. Dieser fragte ihn hierbei vorsichtigerweise auch um seine politischen Ansichten. Moltke bezeichnete sich zwar als konservativ, bekannte aber auch, daß er in den inneren Fragen keineswegs auf dem Standpunkte der äußersten Rechten stehe, sondern einer mehr gemäßigten Richtung zuneige. Nach außen hin betonte er die Notwendigkeit einer festen, zielbewußten Politik, der durch den engeren Zusammenschluß aller deutschen Mächte der nötige Rückhalt gewährt werden müsse. Es sind also dieselben Ansichten, denen er sein Leben lang treu geblieben ist, und die er später so oft im Deutschen Reichstage vertreten hat. Graf Dohna zeigte sich durch diese Aufklärungen zufriedengestellt.[102]

Am 5. Juni wurde die Reise nach Ostpreußen in Begleitung des Prinzen und des Hauptmanns v. Heinz angetreten. Sie führte

über Stettin—Danzig—Dirschau—Marienburg nach Königsberg, dann mit einem Abstecher nach dem Gestüt von Trakehnen über Insterburg und Bromberg nach Berlin (25. Juni) zurück. Unterwegs waren außer Baudenkmälern und anderen Sehenswürdigkeiten auch einige Truppenteile besichtigt worden.

Nach der Rückkehr erhielt Moltke noch nicht sogleich seine Ernennung zum persönlichen Adjutanten des Prinzen, sondern leitete zunächst noch im August die Generalsstabsreise des IV. Armeekorps im Harz. Es war 1855 das erstemal, daß solche Reisen auch bei den Armeekorps stattfanden, und Moltkes Anwesenheit daher notwendig. Erst am 1. September unterzeichnete der König in Sanssouci die Kabinetsordre, durch die Moltke unter Aggregierung beim Generalstabe der Armee zum ersten Adjutanten beim Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, K. H., bestellt wurde. Das Militärkabinet machte ihm dies am 5. September mit dem Hinzufügen bekannt, daß er zunächst noch den Herbstübungen des IV. Armeekorps, für das ein neuer Chef des Generalstabes noch nicht ernannt war, beiwohnen und dann erst seine neue Stellung antreten solle. Der Grund hierfür war, daß im Jahre 1855 bei dem genannten Armeekorps wiederum Königsmanöver stattfanden, wobei allerdings die Mitwirkung Moltkes, der die Pläne und Ideen dazu entworfen hatte, nicht gut entbehrt werden konnte. Er begab sich daher, nachdem er sich zuvor beim Könige in Potsdam in seiner neuen Stellung gemeldet hatte, nach Nordhausen, wo die Manöver des IV. Armeekorps begannen. Am 16. September erhielt er hier ein Schreiben des Grafen Dohna, er solle sich sobald wie möglich bei den Eltern seines Prinzen melden und dann diesem nach Schottland nachreisen, wohin der Prinz gegangen war, um sich mit der Prinzessin Viktoria von England zu verloben.

Moltke traf den Prinzen von Preußen in Speyer und hatte mit ihm eine längere Unterredung, worin der Prinz ihm offen seine Ansichten über seine (Moltkes) zukünftige Stellung und den Verkehr mit dem jungen Thronerben darlegte. Es scheint, daß

hierbei auch die politischen Ansichten zur Sprache kamen, und daß sich eine völlige Übereinstimmung beider Männer über diesen Punkt ergab. Jedenfalls schied Moltke von dem Prinzen Wilhelm sehr befriedigt durch die ihm gewordenen Aufklärungen und begab sich dann sofort über Köln, Calais, London und Edinburg nach Balmoral, wo sich die englische Herrscherfamilie aufhielt. Am 29. September fand hier die Verlobung des preußischen Thronerben mit der jungen Prinzessin Viktoria statt. Die Rückkehr erfolgte bald darauf über London und Brüssel.

Die nun folgenden beiden Lebensjahre Moltkes bis zum Herbst 1857, wo er die Geschäfte des Generalstabschefs der Armee übernahm, bieten für die Beurteilung seiner militärischen Entwickelung leider wenig Anhalt. Sie sind angefüllt mit Hofdienst und zahlreichen Reisen. Wohl konnte auch eine solche Thätigkeit für den offenen, empfänglichen Sinn und die scharfe Beobachtungsgabe eines Moltke nicht ohne Früchte bleiben, denn es war von jeher seine Art, selbst scheinbar Äußerliches im Inneren zu verarbeiten und seiner geistigen Entwickelung dienstbar zu machen. In dieser Hinsicht haben seine weltmännische Bildung, seine Wissenschaft von Ländern und Völkern, sein Urteil über politische Verhältnisse und Zustände, sowie vor Allem seine Menschenkenntnis durch die neue Stellung eine Bereicherung erfahren, und solche Dinge sind ja auch für den zur höheren Führung bestimmten Soldaten unzweifelhaft von Vorteil, sogar fast unentbehrlich. Zu seiner eigentlich militärischen Schulung aber ist Moltke in dieser Zeit verhältnismäßig nicht viel Muße geblieben. Demgemäß tritt auch in seinen Briefen und Aufzeichnungen während der Jahre 1855 bis 1857 die militärische Seite weit weniger hervor, als sonst. Wir bewundern mit Recht in dem, was uns davon erhalten geblieben ist, die stets das allgemein Merkwürdige treffende Beobachtung und die glänzende Darstellung, allein wir erfahren nur selten, wie das Erlebte auf ihn selbst innerlich eingewirkt und wie er es zum Ausbau seiner militärischen Persönlichkeit verarbeitet hat.

Dazu kommt, daß dienstliche Akten, Äußerungen oder Verhandlungen über die Art, wie er sein Amt bei dem Prinzen Friedrich Wilhelm auffaßte und ausübte, fast gar nicht vorhanden oder einstweilen noch nicht zugänglich sind. Wir sehen uns daher in der Hauptsache auf gelegentliche Äußerungen in den Briefen Moltkes aus dieser Zeit angewiesen, doch ist auch hier die Ausbeute gering. Einmal schrieb er an seinen Freund Fischer, der selbst längere Zeit militärischer Begleiter des Prinzen gewesen war: „Welche Stellung ich dem jungen Prinzen gegenüber werde gewinnen können, das vermag ich trotz großer Freundlichkeit des letzteren noch nicht zu übersehen. Alle seine Sympathien ziehen ihn nach Potsdam zu seinen jungen Spielkameraden und Duzbrüdern und am Ende auch zu seinem bisherigen erprobten Adjutanten. Zur Zeit exerziert er im Bataillon in Potsdam, und ich sehe ihn fast nur bei den Parforcejagden, oder wenn er mich speziell hinüber bestellt. Die eigentliche Übersiedelung nach Berlin wird so lange als möglich verschoben. Es ist indes in die Wege geleitet, daß der Prinz einzelnen Plenarsitzungen in den verschiedenen Ministerien beiwohnt. Dadurch lernt er, meiner Ansicht nach, nur Spezialfälle kennen; es wird sich aber anknüpfen lassen, daß geeignete Mitglieder der Kollegien ihm Vortrag über den Gang der Administration halten. Ich habe um die Erlaubnis gebeten, den Sitzungen beizuwohnen, um selbst erst zu lernen, was zu lernen ist. — Außerdem hat der Prinz mich gebeten, ihm einen Feldzug vorzutragen. Ich habe ihm gesagt, daß ich ihm lieber über militärisch wichtige Tagesfragen Vorträge halten würde, zu welchen der Generalstab ein interessantes Material gewährt. Gegenwärtig bin ich beschäftigt, den Krimfeldzug und den gegenwärtigen Stand dieser Frage zusammenzustellen, wobei mir das wirklich sehr gute Buch von Rüstow und die gesammelten Notizen des Generalstabes vorliegen. Alles kommt darauf an, den jungen Herrn nicht zu langweilen, sondern ihm ein Interesse abzugewinnen."

An seinen Bruder Adolf schrieb Moltke um dieselbe Zeit: „Mein junger Prinz ist ein höchst liebenswürdiger, hoffnungsvoller

Herr, und das ist für meine Stellung allerdings entscheidend. Sonst hätte ich das Hofparkett nicht gesucht. Ich trete in manche schwierigen Verhältnisse und werde sehen, wie lange ich das durchführen kann."

Aus anderen mündlichen Äußerungen Moltkes und des Prinzen selbst wissen wir übrigens, daß das Verhältnis zwischen beiden Männern stets ein vortreffliches gewesen ist. Der Prinz erkannte wohl, welch gediegenes Wissen und welch vornehmen Charakter sein neuer Mentor besaß. Er hat ihm auch bis zu seinem Tode die größte Hochachtung und Dankbarkeit bewahrt. —

Im Mai 1856 begleitete Moltke seinen Prinzen wiederum nach England, wohin dieser nunmehr als erklärter Bräutigam der Prinzeß Viktoria kam, während die schon früher erfolgte Verlobung noch geheim gehalten worden war. Der Aufenthalt dauerte bis Ende Juni und war mit einer fast ununterbrochenen Reihe von Festlichkeiten ausgefüllt, über die Moltke seiner Gattin ausführlich berichtete. Anfang Juli übernahm dann Prinz Friedrich Wilhelm die Führung des 1. Garde-Regiments z. F. in Potsdam. Moltke wohnte jedoch in Berlin, Schönebergerstraße 9—10, und scheint mit dem Prinzen nur zusammengekommen zu sein, wenn er Vortrag hielt. Im August wurde eine große Reise nach Rußland angetreten, wohin der Prinz gehen sollte, um das preußische Königshaus bei der Krönung des Zaren Alexander II. zu vertreten. Moltke wurde für diese Reise am 9. August zum Generalmajor, vorläufig aber ohne Patent, befördert, doch erhielt er letzteres bereits am 15. Oktober desselben Jahres.

Was Moltke hierbei erlebt und geschaut, hat er in einer Reihe von Tagebuchblättern in Form von Briefen an seine Frau niedergelegt. Diese Blätter haben ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Durch einen bisher noch nicht aufgeklärten Zufall gerieten sie in den Besitz einer Kopenhagener Zeitung, der „Dagens Nyheder", die eine dänische Übersetzung davon veröffentlichte. Zur Kenntnis deutscher Leser gelangten sie erst durch eine Rückübersetzung, welche die Zeitschrift „Deutsche Rundschau" im Februar 1877 herausgab.[103]

Vieles in Moltkes damaligen Aufzeichnungen wirft ein merkwürdig helles Licht auf gewisse russische Zustände und hat auch heute, nach fast einem halben Jahrhundert, noch Geltung. Auch der Humor, dem wir so oft in Moltkes Schriften in seiner liebenswürdigsten Form begegnen, kommt zu seinem Rechte. So gleich im Anfang der Reiseschilderung, wo Moltke über seine kleinen Leiden auf der Seefahrt von Swinemünde nach Petersburg scherzt: „Ich beschloß, noch ein gutes Souper in den Kauf zu nehmen, worauf ich mich in meine Kabine zurückzog, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Mein Hotel hatte ein Fenster Front. Das Fenster bestand aber nur aus einem handgroßen Klumpglas, welches mein Elend beleuchtete. Das Mobiliar war recht einfach und bestand im Wesentlichen aus der Kette, welche das Steuerruder dirigiert und sich ohne Unterlaß mit fürchterlichem Schnarchen bewegte. Von beiden Seiten klangen klagende Töne durch die dünnen Bretterwände, welche meine Leidensgefährten von mir trennten. Ich war außer stande, auch nur eine Tasse Kaffee zu mir zu nehmen, und schleppte mich, um dem heillosen Kajütengeruch zu entgehen, auf das Verdeck. Mit jeder Stunde aber wurde es besser. Der Wind nahm ab, das Schiff war sehr breit und der roulis daher gering. Um Mittag begriff ich schon zur Hälfte einen französischen Roman, den ein hilfreicher Fürst Trubetzkoi mir aus Paris mitgebracht hatte. Gegen Abend stellte ich einige schwankende Versuche im Gehen an, und nachdem dieser Tag unter ständigem Fasten abgelaufen, schlief ich eine zweite Nacht, trotz Talggeruch und Schaukeln, ganz vortrefflich."

In Petersburg wurde Moltke dem Kaiser Alexander II. vorgestellt. Er bemerkt über ihn: „Er machte mir einen sehr angenehmen Eindruck. Er hat nicht die Statuenschönheit noch die marmorne Strenge seines Vaters, aber er ist ein auffallend wohlgebildeter Mann von majestätischer Haltung. Er sieht etwas angegriffen aus, und man möchte glauben, daß die Begebenheiten seinen edlen Gesichtszügen einen Ernst aufgeprägt haben, der gegen den wohlwollenden Ausdruck seiner großen Augen kontrastiert."

Sehr interessant war für Moltke eine Besichtigung der Festungswerke von Kronstadt, die ihm mit voller Offenheit gezeigt wurden. „Man macht wohl überhaupt kein Geheimnis mit dieser Festung, und daran thut man sehr wohl, denn diese imposanten, turmartigen Werke lassen sich auch von Außen her sehr leicht rekognoscieren.“

Von Petersburg führte die Reise weiter nach Moskau, wo die Krönung des Zaren stattfinden sollte. Diese Stadt machte auf den Vielgereisten einen tiefen Eindruck: „Noch immer gehe ich mit stillem Erstaunen umher. Ich suche meine Gedanken zu ordnen und das Fremdartige durch Vergleichung mit Allem, was ich früher irgendwo gesehen, zu bewältigen. Wenn ich von der hohen Terrasse des Kreml über diese ungeheure Stadt blicke, die weißen Häuser mit hellgrünen Dächern von dunklen Bäumen umgeben, die hohen Türme und zahllosen Kirchen mit goldenen Kuppeln, so fällt mir bald der Blick vom Hradschin auf Prag, bald der von Buda auf Pesth oder vom Monte reale auf Palermo ein. Dennoch ist hier Alles anders, und der Mittelpunkt dieser ganzen Welt, der Kreml, ist mit gar nichts zu vergleichen.“

Sehr bezeichnend sind Moltkes Bemerkungen über das Verhältnis des Russen zu seinem Herrscher, dem Zaren, den er „Väterchen“ nennt: „Ein Vater kann ungerecht und hart sein, aber das hebt das väterliche Recht nicht auf. Der Russe muß durchaus einen Herrn haben; er sucht ihn sich, wenn er ihm fehlt. Die Gemeinde wählt sich den Starosten, ohne ihn wäre sie ein Bienenschwarm.“ Ähnlich ist auch das Verhältnis zwischen dem russischen Soldaten und seinen Vorgesetzten. „Er würde ohne seinen Hauptmann in der tödlichsten Verlegenheit sein. Wer sollte für ihn denken, ihn fürchten, ihn strafen? Er glaubt vielleicht von ihm, daß er ihm das Seinige vorenthält, er wird im Jähzorn von ihm mißhandelt, aber er liebt ihn darum doch mehr, als den Deutschen, der mit Recht und Überlegung züchtigt. Wenn der europäische Soldat seinen Unteroffizier in betrunkenem Zustande sähe, so wäre es mit der Disziplin aus; der russische legt ihn zu

Bett, wäscht ihn ab und gehorcht ihm morgen, wenn er ausgeschlafen, mit derselben Treue wie zuvor."

Über die eigentümliche Verteilung des Grundbesitzes in den russischen Landgemeinden sagt Moltke: „Hier gilt das Privatrecht nicht, vielmehr gehören Grund und Boden der Gesamtheit. Die Nutznießung aber ist der Gemeinde überlassen. Diese kann ihre Feldflur weder ganz, noch teilweise veräußern. In ihr kann der Einzelne nie Eigentümer sein, sondern jedes Gemeindeglied hat mit allen übrigen völlig gleiche Rechte zur Benutzung."

Mitte September 1856 kehrten Prinz Friedrich Wilhelm und Moltke nach Berlin zurück, wo inzwischen Frau v. Moltke in eine neue Wohnung in der Linkstraße 44 umgezogen war. Am 20. September fand die Vermählung der Prinzeß Luise von Preußen mit dem Prinz-Regenten von Baden statt. Schon im November reisten der Prinz und Moltke abermals nach England, um bei der Geburtstagsfeier der Prinzeß Viktoria in London zugegen zu sein. Der Rückweg wurde über Paris genommen, wo der Prinz dem Kaiser Napoleon III. einen Besuch abstatten sollte. Über seine hierbei gewonnenen Eindrücke hat Moltke ebenfalls in Briefen an seine Frau ausführlich berichtet. Seine Bemerkungen über die Stellung Napoleons zu dem französischen Volke und über die kaiserliche Armee sind zuweilen scharf, aber immer treffend. Den Kaiser selbst schildert er folgendermaßen: „Ich hatte mir Louis Napoleon größer gedacht; er sieht zu Pferde sehr gut aus, zu Fuß weniger. Eine gewisse Unbeweglichkeit seiner Züge und der, ich möchte fast sagen, erloschene Blick seiner Augen fiel mir auf. Ein freundliches, ja gutmütiges Lächeln herrscht in seiner Physiognomie vor, die wenig Napoleonisches hat. Er sitzt meist, das Haupt leicht nach einer Seite geneigt, ruhig da, und grade diese Ruhe, die ihn bekanntlich auch in gefährlichen Krisen nicht verläßt, mag es wohl sein, welche den beweglichen Franzosen imponiert. Daß seine Ruhe nicht Apathie, sondern das Ergebnis eines überlegenden Geistes und eines festen Willens ist, haben die Begebenheiten gezeigt. Im Salon trägt er eine imponierende

Haltung nicht zur Schau, und im Gespräch wohnt ihm sogar eine gewisse Befangenheit bei. Er ist ein empereur, aber kein König. — Die Kaiserin Eugenie ist eine überraschende Erscheinung. Sie ist schön und elegant. . . . Sie spricht viel und lebhaft und zeigt dabei mehr Lebendigkeit, als man an so hoher Stelle gewohnt ist."

Ein merkwürdiges Urteil über Moltke selbst aus dieser Zeit besitzen wir von der Hand der Kaiserin Eugenie, die bald nach dem preußischen Besuche an eine Freundin schrieb: „Der Begleiter des Prinzen, ein General Moltke (oder so ähnlich), ist ein wortkarger Herr, aber nichts weniger als ein Träumer; immer gespannt und spannend, überrascht er durch die treffendsten Bemerkungen. . . . Es ist eine imponierende Rasse, diese Deutschen; Louis sagt: die Rasse der Zukunft. Pah, nous n'en sommes pas encore là."

Bereits am 3. Oktober 1856 war Prinz Friedrich Wilhelm mit der Führung des Schlesischen Grenadierregiments Nr. 11 in Breslau beauftragt worden. Moltke folgte ihm in diese Garnison, während seine Gattin in Berlin verblieb. Der ungefähr einjährige Aufenthalt in der Hauptstadt Schlesiens bot dem Prinzen, neben dem übrigens gewissenhaft gehandhabten Dienste, eine Reihe von Festlichkeiten und Ausflügen nach fast allen Teilen der Provinz, wobei ihn Moltke zumeist begleitete. Dennoch fand dieser noch Muße zu kriegsgeschichtlichen Studien, insbesondere über den erst kürzlich beendeten Krimkrieg, deren Ergebnisse er dem Prinzen in einer Reihe von Vorträgen übermittelte. Letztere scheinen aber auch die einzige nähere geistige Berührung zwischen beiden Männern in dieser Zeit gebildet zu haben, zu einem Mehr boten die Verhältnisse wohl wenig Gelegenheit.

Es wäre für den Zweck der vorliegenden Arbeit ohne Wert, alle die verschiedenen Reisen und Ausflüge aufzuzählen, die Moltke im Gefolge des Prinzen von Breslau aus unternahm, da sie auf seine geistige und militärische Entwickelung offenbar keinen erheblichen Einfluß ausgeübt haben. Es genüge daher der Hinweis, daß im Juni

und Juli 1857 eine vierte Reise nach England unternommen wurde, und daß Moltke außer mehrmaligem kürzerem Urlaub nach Berlin zu seiner Gattin auch einige Tage der Erholung in Baden-Baden gegönnt waren. Von Anfang bis Mitte September fanden die Herbstübungen des VI. Armeekorps, zu dem das Regiment des Prinzen gehörte, bei Reichenbach statt. Hier war Moltke, der den hohen Herrn begleitete, wieder mehr in seinem Element, und er benutzte die Gelegenheit, um dem Prinzen auf den Schlachtfeldern Schlesiens hin und wieder Vorträge über die Waffenthaten der Vergangenheit zu halten.

So waren zwei Jahre seit der Ernennung Moltkes zum ersten Adjutanten des preußischen Thronerben ihm rasch und in mannigfacher, wenn auch vielleicht nicht immer sehr erwünschter Thätigkeit vergangen, und es schien beinahe, als ob er vielleicht gar auf die Dauer von dem Hofdienste in Anspruch genommen werden könnte. Da traten fast gleichzeitig und plötzlich, wenn auch nicht unerwartet, zwei Ereignisse ein, die dem schon so häufig veränderten Lebensschicksal unseres Helden wiederum eine andere Richtung gaben, — diesmal aber, um ihn derjenigen Stellung zuzuführen, für die ihn ein günstiges Geschick zum Heile unseres Vaterlandes bestimmt hatte.

Am 7. Oktober 1857 starb der Chef des Generalstabes der Armee v. Reyher, und kurze Zeit darauf erkrankte König Friedrich Wilhelm IV. lebensgefährlich und anscheinend unheilbar. Am 23. Oktober übernahm der Prinz von Preußen zunächst auf drei Monate die Stellvertretung für den König, und eine seiner ersten Regierungshandlungen war, daß er den General v. Moltke zum Nachfolger Reyhers berief. Bevor wir jedoch zu diesem wichtigsten Abschnitte des Lebens unseres Helden übergehen, sei noch ein Ereignis aus dem Jahre 1856 ins Gedächtnis gerufen, bei dem Moltke beinahe zu kriegerischer Thätigkeit berufen worden wäre, und welches beweist, wie er schon damals an maßgebender Stelle als der zukünftige Nachfolger Reyhers angesehen wurde.

Im Herbst 1856 geriet Preußen wegen des Fürstentums

Neuenburg mit der Schweiz in politische Verwickelungen. Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, der spätere König Friedrich I. von Preußen, hatte Neuenburg im Jahre 1694 von dem Hause Oranien erworben, und seitdem war es durch Personalvereinigung des regierenden Königs als Fürstentum mit dem Staate Preußen verbunden geblieben. 1815 hatte Friedrich Wilhelm III. allerdings zugegeben, daß Neuenburg als Kanton dem Schweizer Bunde beitrat, jedoch unter voller Wahrung seiner Landeshoheit. Erst die Bewegung von 1848 führte eine Losreißung des Fürstentums von der Krone Preußen herbei, indem die republikanische Partei in der Schweiz die Herrschaft des Königs in Neuenburg für beseitigt erklärte und dort die staatlichen Einrichtungen der übrigen Kantone einführte.

Die Sorge im eigenen Lande hatte es damals Friedrich Wilhelm IV. unmöglich gemacht, seine Rechte in dem weit entlegenen Lande sofort zur Geltung zu bringen, er legte daher einstweilen nur Verwahrung gegen den Gewaltakt ein, durch den ein geschichtlich rechtmäßiger Besitz seinem Inhaber mitten im Frieden entrissen worden war. Die europäischen Mächte erkannten übrigens Preußens Rechte an, und am 24. Mai 1852 wurde in London ein hierauf bezügliches Protokoll unterzeichnet.

So befand sich diese Angelegenheit noch in der Schwebe, als ohne jede Einwirkung von Preußen her die treugebliebenen Anhänger des Königs in Neuenburg den Versuch einer Wiederherstellung der monarchischen Regierung unternahmen. Unter Führung des Grafen Friedrich Pourtalès bemächtigten sie sich am 3. September 1856 durch Überraschung der Stadt und des Schlosses Neuenburg und pflanzten daselbst das hohenzollersche Banner auf. Allein der Aufstand war nicht genügend vorbereitet und die Anzahl der Teilnehmer zu gering. Der bei weitem stärkeren republikanischen Partei und zahlreichen anderen aus den Nachbarkantonen herbeieilenden Scharen gelang es, die königlich Gesinnten zu überwältigen und 699 von ihnen gefangen zu nehmen.

Die Kunde von diesen Vorgängen traf den König Friedrich

Wilhelm IV. an einer sehr empfindlichen Stelle, denn der Verlust Neuenburgs war eine nie vernarbte Wunde seines Herzens aus dem Jahre 1848. Jetzt forderte er mit Entschiedenheit sofortige Freilassung sämtlicher Gefangenen, die nur für sein unzweifelhaftes Recht zu den Waffen gegriffen hätten. In der That ließ die Schweizer Bundesregierung die meisten wieder los, behielt aber 34 Anführer des Aufstandes zurück, in der ausgesprochenen Absicht, sie wegen Hochverrats anzuklagen. Dies durfte der König nicht dulden, wenn anders er seine Ansprüche auf Neuenburg nicht gänzlich preisgeben wollte. Als eine nochmalige Aufforderung an die Schweiz zur Freilassung der Gefangenen nichts fruchtete, die Bundesregierung in Bern vielmehr offenen Hohn bot, wurden am 13. Dezember 1856 die diplomatischen Beziehungen abgebrochen und kriegerische Maßnahmen vorbereitet.

Der König bestimmte, daß jedes der neun preußischen Armeekorps eine mobile Division aufzustellen habe, die vier Armeekorps und eine Reservedivision bilden sollten. Für diesen Zweck mußte natürlich eine ganz neue Kriegsgliederung eingerichtet werden, bei der die mobilen Armeekorps, Divisionen und Brigaden der Reihe nach, mit 1 beginnend, numeriert wurden. Wir haben also auch hier wiederum, wie schon bei den früheren kriegerischen Verwicklungen der Jahre 1848 bis 1851, die Erscheinung, daß zunächst nur ein Teil der preußischen Armee ins Feld gestellt wurde. Während man aber damals einzelne Linienregimenter aus ihren Verbänden herausnahm und willkürlich zusammenfügte, waren jetzt wenigstens geschlossene Divisionen verwendet worden.

Einige Schwierigkeiten bereitete die Wahl des Oberbefehlshabers. Das Nächstliegende wäre gewesen, den Prinzen von Preußen dazu zu bestimmen. Die Thatkraft und Umsicht, die er 1849 in dem badischen Feldzuge bewiesen hatte, die große Beliebtheit, deren er sich in der ganzen Armee erfreute, und seine Eigenschaft als nächster Thronerbe ließen ihn vorzugsweise als geeignet erscheinen, an die Spitze der mobilen Armee gestellt zu

werden. Allein der Prinz befand sich, namentlich seit der Wendung, welche die preußische Politik im Jahre 1851 genommen hatte, nicht immer in Übereinstimmung mit seinem königlichen Bruder. Es war kein Geheimnis, daß er ein entschiedeneres Betonen der Machtstellung Preußens nach Außen für nötig hielt, wenn dieser Staat den ihm gebührenden Rang im Rate der europäischen Völker nicht aufgeben wollte. Es hatte sich daher in der letzten Zeit eine gewisse Entfremdung zwischen ihm und dem Berliner Hofe herausgebildet, die noch dadurch gesteigert wurde, daß ihn seine Stellung als Gouverneur von Rheinland und Westfalen die meiste Zeit von der Hauptstadt fern hielt. Ob indes diese Umstände allein es gewesen sind, die den König bestimmten, dem Prinzen den Oberbefehl über die gegen die Schweiz aufzustellende Armee nicht zu übertragen, oder ob dieser selbst abgelehnt hat, läßt sich heute schwer entscheiden. Den Oberbefehl erhielt der kommandierende General des Gardekorps, General der Kavallerie Graf v. d. Gröben, der nämliche, der auch schon 1851 die preußischen Truppen in Kurhessen geführt hatte.

Für die Stellung des Chefs des Generalstabes der mobilen Armee kam zunächst General v. Reyher in Betracht. Allein da nur ein Teil des Heeres ins Feld rücken sollte, so wäre Reyhers Anwesenheit dabei nicht unbedingt erforderlich gewesen. Außerdem war er älter als Graf Gröben und damals schon seit einiger Zeit leidend. Graf Gröben machte daher den König auf den General v. Moltke aufmerksam als die geeignetste Persönlichkeit für ein solches Amt, der nur die Gelegenheit zum Hervortreten zu bieten sei, um ihre Gaben voll zur Geltung zu bringen. Moltke als Chef des Generalstabes und Oberstleutnant v. Fransecky[105] als General-Quartiermeister würden nach der Meinung Gröbens vortreffliche Stützen eines Armeeführers abgegeben haben.

General v. Reyher entschloß sich indessen, trotz der oben bezeichneten Umstände, die Stelle des Chefs des Generalstabes der mobilen Armee zu übernehmen, und so entging Moltke für diesmal eine Auszeichnung, auf die er sonst wohl berechtigten An-

spruch gehabt hätte. Merkwürdigerweise findet sich in seinen Briefen nicht die geringste Andeutung bezüglich dieser ganzen Angelegenheit, so daß man fast annehmen muß, sie sei ihm unbekannt geblieben oder vielleicht erst später zu seiner Kenntnis gelangt.

Was nun den Operationsplan für den Feldzug gegen die Schweiz anging, so ließen die sich sehr in die Länge ziehenden diplomatischen Verhandlungen reichlich Zeit, darüber einen Beschluß zu fassen. Vom 22. Dezember 1856 bis zur Beilegung des ganzen Streites im Januar 1857 fanden fast täglich Besprechungen zwischen den Generalen Graf Gröben und v. Reyher unter Hinzuziehung einiger anderer Offiziere des Generalstabes statt, wobei alle Anordnungen bis ins Einzelne durchgearbeitet und festgesetzt wurden.

Der Feldzug war natürlich von Preußen durchaus angriffsweise zu führen. Erkundungen des voraussichtlichen Kriegsschauplatzes und der Übergangspunkte über den Rhein lagen ausreichend vor. Die Armee sollte in zwei gleich starken Kolonnen an die Schweizer Grenze geschafft werden, und zwar zwei Korps auf der badischen Eisenbahn über Mannheim zunächst bis Freiburg, die beiden anderen auf den bayerischen und württembergischen Bahnen nach Biberach. Von diesen Punkten hatten sie dann in Fußmärschen bis in die Aufmarschlinie Müllheim-Neustadt i. Bad.-Stockach vorzurücken. Wo von hier aus der Rhein überschritten und der Angriff angesetzt werden sollte, mußte sich natürlich nach den Maßnahmen des Gegners richten. Als Hauptgesichtspunkt wurde dabei festgehalten, die Armee zunächst möglichst zu vereinigen und alle Kräfte zusammenzuhalten, um gleich den ersten Schlag mit Überlegenheit führen zu können.

Wegen des Durchmarsches der preußischen Truppen durch das Gebiet der süddeutschen Staaten machten diese allerdings Schwierigkeiten, da Preußen den Deutschen Bund für sein Unternehmen gegen die Schweiz nicht in Anspruch genommen hatte. Wahrscheinlich würden die dadurch entstehenden langwierigen Verhandlungen eine erhebliche Verzögerung der ganzen Angelegenheit herbeigeführt haben, wenn es überhaupt zum Kriege gekommen

wäre. Allein bevor noch der für den 15. Januar 1857 in Aussicht genommene Befehl zur Mobilmachung der preußischen Armee wirklich erlassen wurde, gab die Schweiz im Bewußtsein ihres militärischen Unvermögens nach und erfüllte die Forderungen Friedrich Wilhelms IV. Unter Vermittlung der übrigen Großmächte kam dann am 26. Mai ein Vertrag zu stande, worin der König auf seine Rechte auf Neuenburg verzichtete und seine bisherigen Unterthanen ihrer Pflichten entband.

– –

Mit der Ernennung zum Chef des Generalstabes der Armee im Herbst 1857 beginnt derjenige Abschnitt im Leben Moltkes, in dessen Verlauf er seinen Namen unsterblich machen sollte. Die vorangegangene Zeit war eine Zeit der Vorbereitung; in ihr hatte er alle die Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt, deren er bedurfte, um an die Lösung der höchsten Aufgaben heranzutreten, die einem Soldaten gestellt werden können. Er beherrschte jetzt seine Kunst nicht nur in ihren Äußerungen, sondern auch in ihren Ursachen. Militärisches Wissen bedeutete ihm das auf der Erfahrung beruhende Verständnis für den inneren Zusammenhang der Einzelerscheinungen und der gesamten Erscheinungswelt des Krieges, die er überall auf ihre unveränderlichen Gesetze zurückzuführen und allgemeinen Gesichtspunkten unterzuordnen wußte. Hierdurch gewann er eine feste Grundlage, von der aus sein zu scharfer Beobachtung und folgerichtigem Denken erzogener Geist jede Frage leicht und sicher zu beurteilen vermochte.

Neben diesen inneren, auf Selbsterziehung beruhenden Vorzügen besaß Moltke aber auch noch eine Reihe anderer, mehr äußerlicher Eigenschaften, die ihn für sein neues Amt besonders geeignet machten. Ein Rückblick auf sein bisheriges Leben läßt uns dies erkennen. Schon seit früher Jugend war er bemüht gewesen, nicht nur militärische, sondern auch allgemein wissenschaftliche Kenntnisse sich in möglichst großem Umfang zu eigen zu machen. In Geschichte und Geographie hatte er gründliche Studien

getrieben, er beherrschte fünf bis sechs lebende Sprachen und besaß ein erstaunliches Wissen in technischen Dingen. Seine zahlreichen und weiten Reisen hatten ihm den Blick für fremde soziale, politische und militärische Zustände geschärft und damit auch den Gesichtskreis zur Beurteilung der heimatlichen Verhältnisse erweitert. Die in der Türkei verbrachten Jahre waren für ihn zu einer harten, aber lehrreichen Schule geworden, in der er seine Kräfte erprobt und seinen Charakter gestählt hatte. Er wußte seitdem, daß er etwas leisten konnte. Die darauf folgenden langen Jahre im Dienste des Generalstabes und in anderen bevorzugten Stellungen hatten ihm dann eine Summe von militärischen Kenntnissen und Erfahrungen verschafft, die gleichsam das tägliche Brot seines neuen Amtes werden mußten. Wenige Offiziere der preußischen Armee beherrschten so sicher, wie er, den weiten Kreis der besonderen Berufsgeschäfte des Generalstabes. Auch hatte der wiederholte Aufenthalt an den Höfen von Windsor, Paris und St. Petersburg in Begleitung des Prinzen Friedrich Wilhelm seine Welt- und Menschenkenntnis erweitert.

Endlich hatte sich Moltke, obwohl schon 57 Jahre alt, auch eine merkwürdige Frische und Spannkraft des Körpers bewahrt. Wie bei einer auf hartem Boden gewachsenen Pflanze war seine Entwickelung eine langsame aber kernige gewesen. Durch streng geregeltes Leben ohne Leidenschaften, durch viel geistige Arbeit in Verbindung mit beständiger körperlicher Übung und eine seltene, immer gleichbleibende Ruhe des Gemütes hatte er seine Kräfte geschont, so daß ihm an Ausdauer und in der Ertragung von Anstrengungen weit Jüngere nicht gleichkamen. Deshalb konnte er jetzt mit völliger geistiger und körperlicher Frische an die mühevollsten Aufgaben herantreten und sogar noch in den Krieg ziehen, in einem Alter, in dem andere sich längst der Ruhe hingeben.

So hatte denn endlich die Stunde geschlagen, die unseren Helden auf den ihm gebührenden Schauplatz stellte. Bisher war er in stiller, unermüdlicher Arbeit langsam emporgestiegen, von Vielen ungekannt und von Wenigen in seiner wahren Bedeutung

gewürdigt. Ohne die Gunst äußerer Verhältnisse, nur auf seinen Leistungen fußend, hatte er dem Schicksal mühevoll Schritt für Schritt auf der schwierigen Laufbahn des Soldaten abgerungen. Jetzt endlich lächelte ihm das Glück, die Arbeit seines Lebens wurde belohnt. Der Augenblick, seine Fähigkeiten zu verwenden, war für Moltke gekommen, er besaß jetzt die Macht und die Mittel dazu.

Anmerkungen.

1. Wilhelm v. Moltke wurde norwegischer, später dänischer Offizier und starb 1834 brustkrank in Frankfurt a/M. Fritz trat fast gleichzeitig mit Helmuth als Offizier in die dänische Armee ein, nahm 1837 als Kapitän seinen Abschied und widmete sich dem Postfache. 1868 zog er zu seinem Bruder nach Berlin und starb hier 1874.

2. Des dänischen Generals von Hegermann-Lindenkrone, in dessen Elternhaus die beiden jungen Moltkes in ihrer Kadettenzeit zuweilen verkehrt hatten. General v. Hegermann ist am 22. Dezember 1893 in Kopenhagen gestorben.

3. Nachmals Herzog von Holstein-Glücksburg und Vater des Königs Christian IX von Dänemark.

4. Job von Witzleben wurde 1818 als Generalmajor zum Generaladjutanten des Königs ernannt, auf dessen Entschließungen er einen großen Einfluß ausübte. 1831 zum Generalleutnant und 1834 zum Kriegsminister ernannt starb er als solcher 1837 in Berlin.

5. Die Ernennung findet sich im Militär-Wochenblatt Nr. 300 vom 23. März 1822 angegeben: „Der aus Königlich Dänischem Dienste verabschiedete Sekondleutnant v. Moltke ist nach bestandener vorschriftsmäßiger Prüfung zum Offizier als Sekondleutnant beim 8. Infanterieregiment (Leib-Infanterieregiment) angestellt.“

6. Das Gehalt eines Sekondleutnants betrug damals monatlich 16 Thaler 22 Sgr. 6 Pfg., und nur die Hälfte der Premierleutnants erhielt das sogenannte „hohe“ Gehalt von 24 Thalern 17 Sgr. und 6 Pfg.

7. Karl v. Clausewitz war 1780 in Burg als der Sohn eines Steuerbeamten, früheren preußischen Hauptmanns, geboren und hatte nur eine mangelhafte Erziehung genossen. Bereits 1792, also erst zwölfjährig, trat er in das Regiment Prinz Ferdinand in Neu-Ruppin ein. Aus den Feldzügen 1793 und 1794 kehrte er mit der Überzeugung zurück, daß seine Kenntnisse ungenügend seien, wenn er es als Soldat zu etwas bringen wolle. Von

glühendem Ehrgeiz beseelt begann er daher ohne jede Anleitung mit dem größten Eifer zu lernen, obwohl er in seiner kleinen Garnison kaum die notwendigsten Bücher auftreiben konnte. Sein wissenschaftliches Streben blieb nicht unbemerkt, und er wurde daher 1801 bis 1803 zur Militärakademie kommandiert, wo Scharnhorst ihn kennen und schätzen lernte. Diesem Manne verdankt Clausewitz seine ganze geistige und militärische Richtung. Nach dem Feldzuge 1806, den er als Adjutant des Prinzen August mitmachte, wurde er zum Kriegsministerium versetzt. 1812 trat er in russische Dienste und zwar als Quartiermeister des Generals v. Pahlen, später als Generalstabsoffizier der russisch-deutschen Legion und im Hauptquartier Wittgensteins. Den Wunsch Scharnhorsts und Gneisenaus, ihn beim preußischen Generalstabe angestellt zu sehen, erfüllte der König jedoch nicht, da er eine erklärliche Mißstimmung gegen alle diejenigen preußischen Offiziere hegte, die 1812 in russischen Diensten gegen die eigenen Landsleute hatten kämpfen müssen. Erst 1814 nach dem Frieden trat Clausewitz wieder in die preußische Armee ein und war während des Feldzuges 1815 Generalstabschef beim III. Armeekorps, nach dem Kriege bei dem neugebildeten VIII., das Gneisenau befehligte. 1818 wurde er als Generalmajor zum Direktor der Allgemeinen Kriegsschule ernannt und blieb in dieser Stellung bis 1830, wo er als Inspekteur der 2. Artillerieinspektion nach Breslau versetzt wurde. Bei der Aufstellung der Beobachtungsarmee gegen den polnischen Aufstand in Rußland 1830 erbat ihn sich Gneisenau, der als Befehlshaber bestimmt war, wiederum zum Chef seines Generalstabes. Nach Auflösung dieser Armee kehrte Clausewitz nach Breslau zurück und starb hier im November 1831 an der Cholera.

8. Es wurde auch nur ein sog. „Observationskorps" (etwa 30,000 Mann) unter General v. Müffling, der damals bereits kommandierender General des VII. Armeekorps war, zwischen Cleve und Aachen aufgestellt, das jedoch nicht zu kriegerischer Thätigkeit gelangte.

9. Herzog Karl, der Bruder der Königin Luise, war kommandierender General des Gardekorps und galt für einen der befähigsten Führer des preußischen Heeres; von ihm stammen auch die bekannten Garde-Dienstvorschriften her, die als die Grundlage fast aller dienstlichen Ordnungen in der Armee betrachtet werden dürfen.

10. Aus Moltkes Schrift „Holland und Belgien": „Die Holländer beschlossen nun, trotz allen Feinden, auf demselben Wege, wie die Portugiesen, welche damals Spanien einverleibt waren, zu handeln. Neun Amsterdamer Kaufleute, welche vier Schiffe zu diesem Zweck ausrüsteten, das war der Anfang jener berühmten Ostindischen Kompagnie, welche schon wenig Jahre nach ihrem Entstehen über Flotten und Heere gebot, welche sich Königreiche unterwarf und über unermeßliche Länder herrschte.

„Solche Erfolge waren freilich nur möglich durch die entschiedene Präponderanz der Holländer zur See, aber eben diese ist eine der erstaunenswürdigsten Erscheinungen jener am Außerordentlichen so reichen Epoche. Not und Verzweifelung hatten friedliche Fischer und Seeleute in Seeräuber, ihre Boote in Kaperschiffe umgewandelt, und diese Kaper verwandelten sich wieder binnen wenig Jahren in eine Marine, welche die spanische Flagge auf hohem Meere angriff, ihre stolzen Gallionen zerstreute und sie in den spanischen Häfen selbst verbrannte, in welchen sie vergebens Sicherheit suchten. Der Name der Meergeusen wurde mit Schrecken genannt, und der Besieger der ottomanischen Flotte im Hafen von Lepanto sah von den Ufern der Schelde die Vernichtung seiner Schiffe durch die seeländischen Geschwader. Die Armada, eine Unternehmung, von der man bis auf Napoleons Rüstung im Hafen von Boulogne nichts Ähnliches gesehen, scheiterte keineswegs bloß durch die Wut der Elemente, sondern hauptsächlich an dem Widerstand der batavisch-englischen Flotte; und selbst in den Meeren der anderen Hemisphäre mußte die alte, berühmte, spanische Flagge der jungen, kaufmännischen Seemacht weichen.

„Wenn die Gerechtigkeit erfordert zu sagen, daß ein kaum erhörtes, unbeugsames Mißgeschick die Unternehmungen Spaniens zur See verfolgte, so muß man auf der anderen Seite einräumen, daß keine andere Marine, die englische nicht ausgenommen, eine so schnelle und glänzende Entwickelung und eine solche Menge großer Waffenthaten mit so geringen Mitteln aufzuweisen hat, als die holländische jener Periode. Holland, eine Tochter des Meeres, war unüberwindlich, solange man ihm das Element nicht entreißen konnte. Es war sein Ursprung, die Bedingung seines Fortbestehens, sein Schutz, sein Pfleger, sein Ernährer."

11. Daß Moltke auch sonst in dieser Zeit vielfach schriftstellerisch thätig war, geht aus einem Briefe an seinen Bruder Ludwig hervor. Da diese Aufsätze aber ohne Namensnennung erschienen sind, so dürfte es schwierig sein, sie heute noch aufzufinden.

12. Die Bezeichnung „Kapitän" oder „Hauptmann" wurde damals willkürlich auch in amtlichen Schriftstücken angewandt. Die Rangliste gebrauchte „Kapitän".

13. a) Notizen über die Strecke von Friesack bis Redewin auf der Straße von Berlin nach Hamburg; verfaßt als Sekondleutnant im 8. Infanterieregiment. 1831.

b) Wegeerkundungen in Thüringen, vor, während und nach der Übungsreise des Großen Generalstabes im Sommer 1832; ausgeführt als Sekondleutnant im 8. Infanterieregiment.

c) Nachrichten über die neuesten Befestigungsarbeiten in Österreich Tyrol und Italien; verfaßt als Premierleutnant im Generalstab. 1833.

d) Gedrängte Zusammenstellung aus den Berichten des Generalmajors v. Thiele und der nach Italien kommandierten Offiziere über die kaiserl. österreichische und königl. sardinische Armee; verfaßt als Premierleutnant im Generalstabe. 1834.

e) Erkundungen mehrerer Straßen südlich Berlin und in der Niederlausitz, sowie Erkundungen einiger Strecken der schwarzen und kleinen Elster ausgeführt 1833 als Premierleutnant im Generalstab in Gemeinschaft mit Major v. Reichenbach und den Leutnants Ottegraven und Fischer.

f) Erkundungen der Muldeübergänge von Wurzen bis zur Mündung (mit 6 Krokis); ausgeführt im Sommer 1834 als Kapitän im Generalstab.

g) Wegeerkundungen in Sachsen und Böhmen; ausgeführt 1834 als Kapitän im Generalstab.

h) Skizze der Großbritannischen Militärverfassung; entworfen nach der Voyage dans la Grande-Bretagne von Charles Dupin, als Hauptmann im Generalstab im Winter 1834—35.

14. Verlag von E. S. Mittler und Sohn in Berlin. Das Buch wurde nach seinem Erscheinen zunächst von der Kritik wenig beachtet; bis jetzt ist wenigstens keine Besprechung aus dieser Zeit aufgefunden. Dennoch war es schon lange im Buchhandel vergriffen, als 1877 beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges eine zweite Auflage nötig wurde. Noch in demselben Jahre erfolgte eine dritte, 1882 die vierte und 1891 die fünfte. Durch eine sechste mit Einleitung und Anmerkungen von Prof. Dr. Gustav Hirschfeld versehene, mit zahlreichen Abbildungen und Plänen geschmückte und in jeder Weise vorzügliche Auflage vom Jahre 1893 hat die Verlagsbuchhandlung die Ehrenpflicht eingelöst, dieses hervorragende Werk des Feldmarschalls in einer seiner Bedeutung würdigen Form dem deutschen Volke darzubieten. Eine französische Übersetzung von A. Marchand erschien 1872 unter dem Titel: „Lettres sur l'Orient“ in Paris bei Sandoz und Fischbacher; eine italienische 1877 bei Fratelli Treves in Mailand als „Lettere dall' Oriente“.

15. Ergänzt wird dieses Werk durch ein freilich unvollständiges Tagebuch seiner Reise in die Türkei und 16 andere Briefe, die sich in den „Gesammelten Schriften“ vorfinden.

16. Über „Moltke als Humoristen“ verlohnte es sich wohl einmal eine besondere Studie zu schreiben. Man würde finden, daß ihm jene besondere Art des germanischen Humors eigen ist, die sich mit mildem oder schalkhaftem Lächeln über die Unvollkommenheiten des menschlichen Lebens hinwegsetzt. Seine Mittel sind stets die einfachsten, die Wirkung aber, die weniger durch sprudelnden Witz als durch Gegenüberstellung von Gegensätzen erzielt wird, um so sicherer.

17. a) Mémoire présenté à S. A. le Serasker Pacha sur l'organisation d'une milice dans l'empire ottoman. (Mit einem erläuternden Anschreiben an den Chef des preußischen Generalstabes Krauseneck.) Konstantinopel, im Februar 1836.

b) Bericht über den jetzigen Zustand der Dardanellen und über die notwendigen Mittel, um sie gegen die See- sowohl als die Landseite in verteidigungsfähigen Zustand zu setzen. (Mit einer Original-Meßtischaufnahme der Dardanellen.) Konstantinopel, den 6. April 1836.

c) Bericht über die Osmanische Heeresverfassung. (Mit 4 Handzeichnungen, darstellend zwei türkische Offiziere, einen Infanteristen, einen Artilleristen und einen Wachtposten; ferner einer Lithographie des Sultans Mahmud II. zu Pferde und zwei Dislokationstableaus der türkischen Armee im April 1836.) Konstantinopel, den 20. April 1836.

d) Über die Walachei und Serbien. Konstantinopel, den 27. April 1836.

e) Militär-Organisation der Walachei. (Mit einer Handzeichnung, einen Dorobanzen und einen Milizsoldaten darstellend.) Konstantinopel, den 27. April 1836.

f) Versuch einer Darstellung der militärisch-politischen Lage des Osmanischen Reiches. Konstantinopel, den 27. April 1836.

g) Bericht über die Festung Varna. (Mit einem Plan.) Konstantinopel, den 28. Juni 1836.

h) Bericht nach der letzten Reise in den Dardanellen der Pforte erstattet. (Mit einem Plan.) Konstantinopel, den 31. August 1836.

i) Über Aquädukte und Wasserversorgung von Konstantinopel. (Bericht in französischer Sprache an den Sultan.) Bujukdere, den 16. September 1836.

k) Über Erweiterung eines Sammelbeckens für die Wasserleitung von Konstantinopel. (Bericht in französischer Sprache an den Sultan.) Bujukdere, den 15. Oktober 1836.

l) Bericht über die Verteidigungsfähigkeit des Bosporus. (Mit 2 Tabellen für die Armierung der Batterien am Bosporus und in den Dardanellen, sowie einer Skizze der gegenwärtig armierten Schlösser, Forts und Batterien an der Dardanellenstraße.) Bujukdere, im Februar 1837.

m) Denkschrift über die Entwickelung der Militärverhältnisse des Osmanischen Reiches. Bujukdere, den 27. Februar 1837.

n) Wie Konstantinopel vor der Pest zu bewahren ist. (Bericht in französischer Sprache an den Sultan.) Bujukdere, im November 1837.

o) Die militärische Sendung der königl. preußischen Offiziere nach der Türkei. (Bericht an den Chef des Generalstabes.) — Die zu diesem Bericht gehörigen, auf Moltke selbst bezüglichen oder von ihm herrührenden Schriftstücke sind die folgenden:

1. Allerhöchste Kabinetsordres und Instruktionen.

2. Bericht über die Anstellung der drei Offiziere des Generalstabes, von ihrer Ankunft in Konstantinopel bis zur Sendung der Kapitäns Fischer und v. Moltke nach Kleinasien. Von August 1837 bis April 1838. (Mit 11 Beilagen.) Berlin, im Januar 1840.
3. Les ports de la côte occidentale de la mer noire. Péra, le 28. Novembre 1837.
4. Les anciennes places fortes en Dobroudja. Péra, le 28. Novembre 1837.
5. Rapport adressé à S. A. Halil-Rifaat Pacha par les officiers Prussiens envoyés en Roumélie en 1837. Constantinople, le 30. Décembre 1837.
6. Rapport présenté à S. A. Halil-Rifaat Pacha, par les officiers Prussiens envoyés aux Dardanelles en 1837. Constantinople, le 30. Décembre 1837.
7. Mémoire sur l'organisation d'un bataillon d'instruction. Péra, le 20. Janvier 1838.
8. Lettre au Serasker. Charput, le 16. Août 1838.
9. Lettres et Certificat de Hafiz Pacha, par rapport au Capitaine Baron de Moltke. Mit türkischem Datum.
10. Memoire über eine allmälige Reorganisation des Osmanischen Heerwesens, Sr. Durchlaucht dem Groß-Vezier Mehmet Chosref Pascha ehrfurchtsvoll überreicht. Bujukdere, im August 1839.
11. Bericht des Kapitäns v. Moltke über seine Sendung zur Taurusarmee. Kurdenkrieg 1838. Feldzug 1839. (Mit 5 Beilagen.) Berlin, den 3. Februar 1840.

p) Bericht an den General Krausened über den Verlauf des syrischen Krieges 1839. Bujukdere, den 6. August 1839.

q) Darstellung des türkisch-ägyptischen Feldzuges im Sommer 1839. (Mit 2 lithographierten Plänen.) Berlin, im Winter 1839—1840.

18. Die Angaben der Daten für die Reisen Moltkes und seinen Aufenthalt in der Türkei sind nicht überall zweifellos. Es finden sich sowohl in dem Tagebuch wie in den Briefen mehrfache Ungenauigkeiten und Widersprüche. In dem Folgenden sind daher diejenigen Zeitangaben gewählt, die als die wahrscheinlichsten gelten können.

19. Diese und alle folgenden in Anführungsstrichen stehenden Stellen stammen von Moltke selbst her.

20. Auch ins Englische übersetzt unter dem Titel: Russians in Bulgaria and Rumelia 1828—1829. London 1854.

21. In den Briefen über „Zustände und Begebenheiten in der Türkei" ist als Zeitpunkt der Abreise von Konstantinopel der 2. April genannt. Allein dies muß schon darum ein Irrtum sein, weil die von Moltke aufgenommenen Pläne der Dardanellen seine eigenhändige Unterschrift und Bemerkung tragen: „Aufgenommen vom 20. bis 28. März 1836".

Auch weiterhin sind die Zeitangaben der türkischen Briefe oft willkürlich gewählt.

22. Man ist berechtigt sowohl bei den Dardanellen wie beim Bosporus von „aufwärts“ und „abwärts“ zu sprechen, denn da der Wasserspiegel des Schwarzen Meeres etwas höher liegt, als der des Ägäischen, so herrscht in diesen Meeresstraßen eine beständige Strömung von Nordost nach Südwest.

23. Eine verkleinerte (übrigens recht undeutliche) Wiedergabe des nördlichen Teiles des Planes bietet Nr. 8 des Planatlas zu Moltkes: „Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 und 1829“.

24. Laue hatte als Leutnant bei der Gardeartillerie gestanden, war bereits 1829 zum erstenmal in türkische Dienste getreten, aber 1831 wieder nach Preußen zurückgekehrt und als Kapitän im 20. Landwehrregiment angestellt worden. 1837 ging er abermals nach der Türkei, erhielt zuerst auf Vorschlag Moltkes den Befehl über die Artillerie in den Dardanellen und folgte diesem 1838 zu der in Kleinasien gegen die Ägypter aufgestellten Taurusarmee, wo wir ihm noch begegnen werden. 1841 kehrte Laue in die Heimat zurück und fand als Major im preußischen Generalstabe Verwendung. Später war er persönlicher Adjutant des Prinzen von Preußen, des nachmaligen Königs Wilhelm I., darauf Kommandant von Saarlouis. Er schied 1857 als Generalmajor aus dem Dienste, wurde 1858 geadelt und starb 1862.

25. Einige Angaben über das Leben der mit Hauptmann v. Moltke zusammen nach der Türkei kommandierten preußischen Offiziere.

Karl, Freiherr v. Vincke war am 17. April 1800 zu Minden geboren, trat als Freiwilliger in die Gardeartillerie ein, wurde 1819 Sekondleutnant, nach dem Besuche der Allgemeinen Kriegsschule 1827 zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe kommandiert und 1830 in den Generalstab einrangiert. Im März 1832 zum Hauptmann befördert, erhielt er im Oktober dieses Jahres seine Versetzung zum Generalstabe des VI. Armeekorps. 1835 machte er mit seinem kommandierenden General eine Reise nach Rußland. 1837 bestimmte ihn General v. Krauseneck zu dem Kommando nach der Türkei, wo er bis 1839 verblieb.

Nach seiner Rückkehr von dort wurde er als Major zum Generalstabe des Gardekorps versetzt, das damals der Prinz Wilhelm (nachmalige König Wilhelm I.) befehligte. Bereits 1843 nahm er auf unbestimmte Zeit Urlaub, um das von ihm angekaufte Gut Olbendorf in Schlesien zu bewirtschaften. Er begann sich auch der Politik zu widmen, war Abgeordneter zur Nationalversammlung in Frankfurt a/M. und Mitglied der ersten preußischen Kammer. 1850 nahm er seinen endgültigen Abschied als Oberstleutnant. Nach dem

Tode Friedrich Wilhelms IV. fing er an eine größere politische Rolle zu spielen, wobei er zwischen der konservativen und liberalen Partei zu vermitteln suchte, obwohl ihn seine Neigungen mehr zu der letzteren hinzogen. Von 1859 bis zu seinem Tode war er Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und nahm besonderen Anteil an der Heeres-Neuordnung durch König Wilhelm, dessen Bestrebungen er in mehreren vortrefflich geschriebenen Broschüren zu unterstützen suchte. Nach 1866 gehörte er dem norddeutschen Reichstage an und starb im Mai 1869 zu Berlin. — Vincke war eine edle, vornehme Natur. Sein Taktgefühl, das er in der Türkei unter den schwierigsten Verhältnissen zu beweisen Gelegenheit hatte, verließ ihn auch nicht in den politischen Wirren seines Vaterlandes, so daß sein Tod auch bei seinen Gegnern allgemeine Teilnahme erregte.

Friedrich Leopold Fischer war 1798 zu Königsberg i/Pr. als Sohn eines Zimmermeisters geboren. Nachdem er kurze Zeit Kameralia studiert hatte, trat er 1815, erst 17 Jahre alt, als Ingenieur-Geograph in die Armee ein und wurde als solcher zum Generalkommando des Besatzungskorps nach Frankreich kommandiert. 1816 erhielt er seine Ernennung zum Sekondleutnant im Ingenieurkorps, blieb aber bis 1818 in Frankreich, indem er die letzte Zeit als Lehrer an der Divisionsschule der 15. Division in Diedenhofen thätig war.

Nach der Rückkehr in die Heimat stand er zunächst in Thorn in Garnison, dann in Danzig und Pillau, in letzteren Orten als Fortifikationsoffizier. Später wurde er Adjutant der Festungsinspektion in Ostpreußen und 1828 Adjutant der 1. Ingenieurinspektion zu Berlin. Nachdem er 1828, also 31 Jahre alt, zum Premierleutnant befördert war, wurde er 1829 zweiter Adjutant der Generalinspektion des Ingenieurkorps, in welcher Stellung er Gelegenheit hatte, sich so auszuzeichnen, daß er 1833 ein Kommando zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe erhielt. Im März 1834 unter Beförderung zum Hauptmann in den Generalstab versetzt, blieb er in Berlin bis zu seinem Kommando nach der Türkei. Auch nach seiner Rückkehr von dort trat er zunächst wieder in den Großen Generalstab ein, kam dann 1841 als Major zum Generalstabe des V. Armeekorps, aber schon 1842 wieder nach Berlin zurück. Er entfaltete eine erfolgreiche Thätigkeit bei der Anlage neuer Eisenbahnlinien, wofür er besondere Vorliebe und Begabung besaß. 1847 wurde er Chef des Generalstabes des VII. Armeekorps.

Nachdem er 1848 unter Beförderung zum Oberstleutnant kurze Zeit Direktor des Militärökonomie-Departements im Kriegsministerium gewesen, wurde er noch im Juli desselben Jahres als Militärbevollmächtigter bei der Deutschen Centralgewalt nach Frankfurt a/M. geschickt. Bereits im Januar 1849 wechselte er wieder seine Stellung, indem ihn der Prinz von Preußen

zum Militärgouverneur seines Sohnes, des Prinzen Friedrich Wilhelm (nachmaligen Kaiser Friedrich III.), ernannte. Nach der Großjährigkeit des Prinzen blieb er dessen militärischer Begleiter bis 1852. Trotz seiner hohen geistigen Befähigung war Fischer für diese Stellung nicht recht geeignet; sein etwas schroffes Wesen stieß oftmals an, der Prinz hat niemals volles Zutrauen zu ihm fassen können.

Schon während seines zuletzt erwähnten Kommandos war er gleichzeitig zum Inspekteur der 3. Ingenieurinspektion in Coblenz ernannt worden, eine Stellung, in der er bis zu seinem Tode verblieb. Er starb bereits im März 1857, nachdem er 1854 zum Generalmajor befördert worden war. — Unzweifelhaft gehörte Fischer zu den tüchtigsten Offizieren der Armee, auf den man große Hoffnungen setzte. Sein biederer, ernster Charakter, seine Zuverlässigkeit und Arbeitskraft schufen ihm überall Achtung und Anerkennung, doch schreckte eine gewisse Rauheit seines Wesens viele ab, und nur seine näheren Freunde wußten die Vorzüge dieser kernhaften Natur zu würdigen.

Heinrich Mühlbach war 1795 als Sohn eines Kriegs- und Domänenrates in Alt-Stettin in Pommern geboren. Er wurde zunächst Feldmesser, trat aber 1813 dem Aufrufe des Königs folgend als freiwilliger Jäger in die Brigade Borstell des Bülowschen Korps ein und focht am 5. und 6. April bei Königsborn und Möckern, am 26. Mai bei Hoyerswerda und am 4. Juni bei Luckau Im Juli als Sekondleutnant zu der Infanterie des Tauentzienschen Korps versetzt, machte er bei diesem wieder mehrere Gefechte mit, wurde beim Sturm auf Wittenberg (13. Januar 1814) verwundet und ging nach seiner Genesung nach Frankreich. Nach dem Pariser Frieden nahm er auf kurze Zeit seinen Abschied, trat aber schon im Januar 1815 wieder ein und zwar beim Ingenieurkorps. Nach einem kurzen Besuch der Allgemeinen Kriegsschule wurde er 1816 Premierleutnant und that dann in verschiedenen Festungen, insbesondere in Coblenz, Dienst als Fortifikationsoffizier. 1818 erfolgte seine Ernennung zum Hauptmann und 1827 zum „Garnisonbaudirektor“ des VIII. Armeekorps in Coblenz. 1826 war ihm der Adel verliehen worden. In seiner Stellung in Coblenz wurde er zu mancherlei Dienstleistungen besonderer Art herangezogen; so war er eine Zeitlang Adjutant des Gouverneurs von Neufchatel, Generals v. Pfuhl, machte eine Erkundungsreise nach Antwerpen, um über die dortige Citadelle zu berichten, erhielt den Auftrag zur Errichtung der optischen Telegraphenlinie von Berlin nach Coblenz im Bereiche des VIII. Armeekorps u. s. w. 1835 wohnte er auch den Manövern bei Kalisch bei und trat 1837 sein Kommando nach der Türkei an, wozu ihn der Chef des Ingenieurkorps, General v. Rauch, ausgewählt hatte.

Nach seiner Rückkehr aus dem Orient wurde er 1840 als Major zum

Geniedirektor von Luxemburg ernannt; da er aber mit dem Kommandanten dieser Festung sich nicht vertragen konnte, versetzte man ihn 1845 als Ingenieuroffizier vom Platz nach Saarlouis. 1847 erfolgte seine Ernennung zum Inspekteur der 6. Festungsinspektion zu Cöln, er starb aber bereits 1848 an der Halsschwindsucht. — Mühlbach war ein sehr begabter, fleißiger und unterrichteter Offizier, er ging aber in seinem Eifer häufig etwas zu weit, geriet in den Verdacht des Strebertums und stieß hierdurch bei Vorgesetzten und Kameraden an. Auch während seines Kommandos in der Türkei hatte er sich mit den übrigen preußischen Offizieren nicht recht zu stellen vermocht; einzelne Andeutungen in den Briefen Vinckes an Fischer weisen darauf hin, daß Mühlbachs Kameraden in der Türkei zuweilen Grund hatten, sich über sein Verhalten zu ihnen verletzt zu fühlen.

26. Auch der hierbei entstandene Plan ist uns größtenteils erhalten teils in der Originalaufnahme, teils in Kopien und Pausen von Moltkes eigener Hand. Außerdem erschien er im Jahre 1849 in Berlin im Verlag von Simon Schropp und Comp. in einer vortrefflichen, in Kupfer gestochenen Ausgabe in 4 Blättern unter dem Titel: „Karte des nördlichen befestigten Teiles des Bosporus von den Hissaren bis zu den Leuchttürmen am Schwarzen Meere, im Auftrage Sr. Hoheit Sultan Mahmuds II. mit dem Meßtisch in 1: 25,000 aufgenommen 1836—1837 durch Freiherrn v. Moltke, Hauptmann im kgl. preußischen Generalstabe".

Verglichen mit anderen, neueren Kartenwerken des Bosporus, z. B. der englischen Admiralitätskarte 1: 36,500 und der Karte des k. k. militärgeographischen Instituts zu Wien in 1: 300,000 sind übrigens die Aufnahmen Moltkes durchgehends etwas zu klein, was sich wohl durch die Mängel seiner Instrumente erklärt. — Er hat außerdem noch von sämtlichen Befestigungsanlagen am Bosporus besondere Pläne in größerem Maßstabe (1: 2500) angefertigt, die jedoch nicht veröffentlicht wurden.

27. Auch diese Arbeit Moltkes ist im Druck erschienen und zwar im Jahre 1842 in zwei Blättern bei S. Schropp in Berlin unter dem Titel: „Karte von Konstantinopel, den Vorstädten, der Umgegend und dem Bosporus. Im Auftrage Sr. Hoheit des Sultans Mahmud II. mit dem Meßtisch in 1: 25,000 aufgenommen in den Jahren 1836 bis 1837 von Freiherrn v. Moltke, Hauptmann im Generalstabe." Außerdem sind diese und die Karte des nördlichen Teiles des Bosporus, auf ein Blatt zusammengetragen und auf den Maßstab 1: 100,000 verkleinert, im Jahre 1853 von H. Kiepert nochmals veröffentlicht worden.

28. Der König von Preußen erteilte am 22. Februar 1837 dem Hauptmann v. Moltke die Erlaubnis zum Anlegen des Ordens Nischan-Iftechar.

29. Der im Planatlas zum „Russisch-türkischen Feldzug 1828—29" enthaltene Plan von Varna ist nach den hier erwähnten und späteren Aufnahmen Moltkes zusammengestellt. Auch findet sich in dem genannten Werke auf Seite 137 eine Beschreibung der Lage Varnas.

30. Als befestigtes Lager wird Schumla wegen seiner Lage am Nordfuß des Balkans stets eine gewisse Bedeutung behalten. Beim Ausbruch des Krimkrieges war die Festung das Hauptquartier Omar Paschas und Vereinigungspunkt der türkischen Armee.

31. Rustschuk war 1828—29 von den Russen nicht angegriffen worden; nach dem Frieden von Adrianopel ging es sogar als Festung ein, so daß seine Werke zur Zeit des Aufenthaltes Moltkes ganz zerfallen waren. Erst kurz vor dem Krimkriege wurden einige Forts auf den Höhen südlich der Stadt erbaut.

32. Fast alle auf dieser Reise entstandenen Pläne hat Moltke später in seiner Geschichte des russisch-türkischen Feldzuges 1828—29 veröffentlicht.

33. Zu der nachfolgenden Darstellung bis einschließlich des Kapitels „Heimkehr" sind außer den gedruckten Quellen — insbesondere Moltkes „Türkischen Briefen" und R. Wagners „Moltke und Mühlbach zusammen unter dem Halbmonde" — folgende noch ungedruckte, im Kriegsarchiv des Generalstabes befindliche Akten (vgl. oben Anm. 17) benutzt:

a) Die während oder gleich nach den Ereignissen geschriebenen Berichte Moltkes, Fischers und v. Vinckes an den Chef des preußischen Generalstabes.

b) Der im Jahre 1840 verfaßte Bericht: „Die militärische Sendung der drei königlich preußischen Generalstabsoffiziere nach der Türkei in den Jahren 1837 bis 1839".

Er besteht aus 4 Abschnitten:

I. Bericht v. Vinckes über die gemeinsame Thätigkeit der preußischen Offiziere vom August 1837 bis April 1838 (mit 11 Beilagen).

II. Bericht v. Vinckes über seine Thätigkeit in Konstantinopel, Angora und dem Feldzuge 1839, vom April 1838 bis September 1839 (mit 34 Beilagen, Karten, Plänen und Zeichnungen).

III. Bericht v. Moltkes über seine Sendung zu Hafiz Pascha, den Kurdenkrieg 1838 und den Feldzug gegen die Ägypter 1839 (mit 5 Beilagen und Plänen).

IV. Bericht Fischers über seine Dienstleistungen vom 3. April 1838 bis 20. Mai 1839 (mit 21 schriftlichen Beilagen und 18 Karten, Plänen und Zeichnungen).

Die Berichte v. Mühlbachs über seine ganze Thätigkeit in der Türkei befinden sich in der Bibliothek der Generalinspektion des Ingenieurkorps und sind von R. Wagner in seinem Werke ausgiebig benutzt.

c) Zahlreiche Briefe aus dem Nachlaß Fischers, namentlich von Vincke, dessen Frau, dem Grafen Königsmarck, dem Hauptmann Laue und anderen Persönlichkeiten, sämtlich auf die Thätigkeit der preußischen Offiziere in der Türkei bezüglich.

d) Eine zusammenfassende Darstellung aus der Feder Moltkes: „Darstellung des türkisch-ägyptischen Feldzuges im Sommer 1839", die im Winter 1839—40 geschrieben, durch Umdruck vervielfältigt und den Offizieren des Generalstabes mitgeteilt wurde.

34. Das Volk nannte ihn auch „Bey Zade" (der junge Bey), weil er mit seiner schlanken Figur und dem kleinen, blonden Schnurrbart noch einen sehr jugendlichen Eindruck machte.

35. Nämlich: 1. längs der Meeresküste über Midia und Samakovo, 2. die „hohe" Straße am südwestlichen Fuße des Strandschagebirges über Biza und Kirkilissa, und 3. die „niedere" Straße über Silivri, Tschorlu und Lüle-Burgas.

36. Von Moltke in den Türkischen Briefen Seite 165 (Ausgabe von 1893) Tschatall-Burgas genannt. Moltke irrt sich übrigens an dieser Stelle über den Ort der Trennung. Er nennt das am 24. September von ihm und Fischer erreichte Umur-Fakih, während Vincke und Mühlbach thatsächlich bereits in Lüle-Burgas zurückblieben.

37. Diese, auch im „Russisch-Türkischen Feldzuge" veröffentlichten Pläne sind von Moltke und Vincke gemeinsam im Maßstab 1: 25,000 aufgenommen.

38. 1854 bei der Belagerung Silistrias durch die Russen befanden sich in der That an den von den preußischen Offizieren angegebenen Punkten vorgeschobene Werke, die jedoch nicht in der von Mühlbach vorgeschlagenen Weise ausgebaut waren.

39. Ein von Vincke aufgenommener Plan der Strecke von der Donau bis zum großen Karasusee ist im Planatlas zum „Russisch-Türkischen Feldzuge 1828—29" wiedergegeben.

40. Die Originale davon sind erhalten, und außerdem hat Moltke sie im Planatlas zum „Russisch-Türkischen Feldzuge 1828—29" veröffentlicht. Hirsowa und Matschin sind von Moltke, Isaktscha und Tuldscha von Fischer.

41. Noch ausführlicher geschieht dies in einem Aufsatze Moltkes: „Die Donaumündung", den er im Jahre 1844 in der Beilage der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte. Auch Vincke hat einen von ihm über den gleichen Gegenstand gehaltenen Vortrag: „Das Karasuthal zwischen der Donau unterhalb Rassowa und dem Schwarzen Meere bei Küstendschi" im Februar 1840 in den „Monatsberichten über die Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" abdrucken lassen.

42. Ein solcher, von Moltke verfaßter Bericht ist jedoch nicht mehr aufzufinden.

43. Dieser Plan kam bei den türkischen Behörden in Konstantinopel abhanden; es ist auch keine Kopie davon erhalten. Vincke hat Ende Juni 1838 einen neuen Plan aufgenommen.

44. Trotz dieser schmeichelhaften Anerkennung blieben die Vorschläge der preußischen Offiziere größtenteils auf dem Papier. Die Denkschrift und Pläne für Varna kamen sogar abhanden, ohne daß sich ermitteln ließ, wo sie geblieben. Als die preußischen Offiziere im Herbst 1839 auf der Rückkehr in die Heimat Varna, Silistria und Rustschuk berührten, war noch nirgends das Geringste geschehen. In den Dardanellen wurde zwar gebaut, man wußte jedoch nicht, nach welchem Plane.

45. Etwa 2000 Mark.

46. Veröffentlicht in dem von Moltke gemeinsam mit Vincke und Fischer herausgegebenen „Planatlas von Kleinasien", Berlin bei S. Schropp, 1845—46. Das Original ist leider nicht erhalten.

47. Verlag von S. Schropp in Berlin.

48. Ebenfalls bei S. Schropp in Berlin. In Kieperts Erläuterungen zu dem „Memoire" sind auch im Einzelnen die Beiträge Moltkes zu der Karte von Kleinasien angegeben, zumeist Wegeaufnahmen (Itinerare), von denen sich einzelne noch im Original erhalten haben, ebenso wie die im Anhang des Memoires wiedergegebenen Höhenquerschnitte zu den durchreisten Gegenden (Kriegsarchiv des Generalstabes).

49. Ein von Moltke später aufgenommener Plan von Charput nebst einem Teil der Umgebung ist im Planatlas von Kleinasien wiedergegeben.

50. Die Inschrift ist eine armenische und soll sich auf den Siegeszug eines Königs Bagridur II. um 600 v. Chr., der bis an den Euphrat vordrang, beziehen.

51. Ein von Moltke hierbei aufgenommener Plan von Marasch im Planatlas von Kleinasien.

52. Siehe die Aufnahme Moltkes im Planatlas von Kleinasien. Rumkaleh heißt zu deutsch: Römerschloß.

53. Die im Planatlas von Kleinasien enthaltene Skizze von Biredschik auf dem Plan der Schlacht von Nisib ist daher auch erst später aufgenommen worden (7. Februar 1839), wie eine auf dem uns erhaltenen Original der Aufnahme (Kriegsarchiv) befindliche Notiz von Moltkes eigener Hand bezeugt.

54. Urfa oder Orfa gilt für das alte Ur, wo nach der Bibel der Vater Abrahams wohnte. In der Gegend zwischen Urfa und Diarbekir sollen der Überlieferung zufolge die Weideplätze der Patriarchen gelegen haben.

55. Eine ausführliche und anschauliche Beschreibung von der Herstellung und Bepackung eines solchen Floßes gibt R. Wagner in „Moltke und Mühlbach zusammen unter dem Halbmonde", Seite 78 u. ff. Moltke erwähnt diese Flöße auch noch in den „Gesammelten Schriften" VI. 259 und im „Memoire zu der Konstruktion der Karte von Kleinasien".

56. Im Planatlas von Kleinasien veröffentlicht. Mosul liegt den Ruinen des alten Ninive gegenüber, was Moltke auch in seinen Briefen erwähnt. Dagegen spricht er nicht von den im Jahre 1820 durch den Engländer Rich begonnenen Ausgrabungen. Allerdings wurden diese erst 1842 von dem englischen Botschafter in Konstantinopel Layard fortgesetzt; sie führten zur Entdeckung einer neuen, großen Kulturwelt.

57. Handschriften-Katalog: Codex Ms. orient. fol. 354. Die Handschrift enthält die Kirchenlektionen aus den vier Evangelien; Ort und Zeit ihrer Anfertigung sind unbekannt.

58. Siehe: Kurzes Verzeichnis der Sachauschen Sammlung syrischer Handschriften. Berlin 1885.

59. Moltke hat in der That diesen Rat befolgt, so daß er sich zuletzt ziemlich geläufig in der türkischen Sprache verständigen konnte. Die von Prof. Hirschfeld in der Vorrede zur 6. Auflage der „Türkischen Briefe" angeführte Bemerkung H. Kieperts, nach seinem Erinnern hätten Vincke und Fischer im Ganzen besser türkisch gesprochen, als Moltke, muß auf einem Irrtum beruhen. Dies geht aus dem Briefwechsel zwischen den preußischen Offizieren zweifellos hervor.

60. Über „Das Land und Volk der Kurden" hat Moltke in einer Beilage zur Augsburger „Allgemeinen Zeitung" von 1841 einen ausführlichen Aufsatz veröffentlicht, den er selbst wieder in dem „Memoire zur Karte von Kleinasien" teilweise benutzt hat.

61. Nämlich das 1. Infanterieregiment unter Mehemed Bey und das 2. unter Ismael Bey.

62. Von dem in Nisibin stehenden 2. Gardekavallerie- (Ulanen-) Regiment.

63. Diese Angaben Moltkes verdienen Beachtung, da schon von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen ist, daß dieses Beförderungsmittel auch für die europäische Kriegführung von Wert sein könne.

64. Wiedergegeben im Planatlas von Kleinasien.

65. Handschriften-Katalog: Codex ms. or. fol. 355. Sie enthält die vier Evangelien, die Apostelgeschichte und einzelne Briefe der Apostel. Am 24. Juni 1842 hat Moltke dazu einen Bericht über die Auffindung der Bibel geliefert, (siehe: „Kurzes Verzeichnis der Sachau'schen Sammlung syrischer Handschriften, Berlin 1885" in der Königl. Bibliothek), worin

er ebenfalls eine Darstellung der Unternehmung gegen Sayd-Bey-Kalessi gibt.

66. Während der Reise Moltkes und seiner Kameraden in Bulgarien im Herbst 1837 war Prinz August von Preußen in Konstantinopel gewesen und hatte dort den Gedanken angeregt, auch zur Ausbildung der türkischen Feldartillerie preußische Offiziere kommen zu lassen. Infolge dessen trafen im März 1838 der Leutnant v. Kuczkowski und 4 Unteroffiziere ein und unternahmen mit großem Eifer und Geschick die Errichtung einer — später mehrerer — Lehrbatterien. Kuczkowskis Verdienste wurden bald allgemein anerkannt. Er blieb bis 1849 in türkischen Diensten, trat dann für kurze Zeit in die preußische Armee zurück, um jedoch bereits 1850 wieder einer neuen Berufung nach Konstantinopel zu folgen. Nach dem Krimkriege wurde er als erster deutscher Christ zum Pascha ernannt und zum Divisionsgeneral befördert. Er starb 1863.

67. Sechs Offiziere und Unteroffiziere der Normalbatterien gingen gleichzeitig nach Koniah zum Truppenkorps Hadschi Ali Paschas ab.

68. Diese Karte ist erhalten. Wahrscheinlich hat Moltke sie von Hafiz wieder zurückbekommen und später mit seinen übrigen Plänen nach Hause geschickt.

69. Moltke hat seinem Bericht an den General Krauseneck die genaue Zeichnung eines solchens Manövers beigelegt.

70. Diese Angaben sind Moltkes Berichten entnommen. Diejenigen anderer Schriftsteller weichen zum Teil davon ab.

71. Nämlich 34,200 Mann Infanterie, 5800 Kavallerie, 3000 Artillerie mit 120 Geschützen.

72. Kriegsgliederung der Taurusarmee:

Oberbefehlshaber: Hafiz Pascha.

Vorhut:

Mehemed Hamdi Pascha

Regiment Spahi, Reschid Bey

Brigade Ismael Pascha

1. Regiment, Mehemed Bey

2. Regiment, Achmed Bey

Linie:

Brigade Heyder Pascha
Ibrahim Bey

Mustafa Bey

Brigade Chalid Pascha
Achmed Bey

Kombiniertes Regiment

Gardebrigade Mustafa Pascha.

4. Garde-Rgt., Ismael Bey

1. Garde-Rgt., Emin Bey

2. Garde-Rgt., Hussein Bey

Redifs (Landwehr):

Brigade Mahmud Pascha
Hussein Bey

Mustafa Bey

Brigade Sami Pascha
Ali Bey

Osman Bey

Brigade Bachry Pascha
Mastafa Bey

Achmed Bey

Gardebrigade Maschar Pascha
Ali Bey

Hafiz Bey

Reserve-Kavallerie:

Scherif Pascha

Spahi
Mehemed Bey

Hassan Bey

Tartaren, Mirza Pascha
Achmed Bey

Ali Bey

Brigade Kerim Pascha	Gardebrigade
Ismael Bey	1. Garde-Rgt., Rustan Bey
Ali Bey	2. Garde-Rgt., Osman Bey

Reserve-Artillerie.
Sitke Pascha
46 Geschütze.

73. Diese trafen freilich erst ein, als die Entscheidung schon gefallen war.

74. Nämlich: die Gardebrigade Mustafa, die Linienbrigade Chalid und die Redifbrigade Sami.

75. Veröffentlicht im Planatlas von Kleinasien.

76. Desgleichen.

77. Von seinen Briefen an Vincke sind leider nur diejenigen erhalten, die er selbst in den „Türkischen Briefen“ veröffentlicht hat, doch ergeben sich seine Ansichten aus dem noch vorhandenen Schriftwechsel zwischen Vincke und Fischer.

78. Zur Zeit als Moltke den Bericht und den Brief schrieb, konnte er von dem Nachfolgenden freilich noch nichts wissen, und so erklärt sich sein Irrtum auf natürliche Weise.

79. Die ägyptischen Truppen hatten seit 18 Monaten keinen Sold erhalten.

80. Als im Feldzuge 1864 gegen Dänemark bei dem Übergang nach Alsen am 3. Juli zwei dänische Kanonenboote in die Luft flogen, wurde Moltke hierdurch sofort unwillkürlich an das Ereignis bei Biredschik erinnert.

81. Mr. Ainsworth hat seine Erlebnisse und Beobachtungen im ersten Bande seiner Travels and Researches in Asia minor, Mesopotamia, Chaldea and Armenia (London 1842) erzählt. Seine Angaben stimmen mit den Moltkes im Wesentlichen überein. Auch Mr. Russel hat im „United Service Journal“ von 1840 einen Aufsatz: „The battle of Nisib“ veröffentlicht.

82. Spätere Berichte von ägyptischer Seite bestätigen, daß am Tage der Schlacht von Nisib Ibrahim Pascha sein letztes Brot an die Truppen ausgegeben hatte.

83. Moltke spricht von mehr als 1000 Überläufern, Mühlbach von 2000, Andere geben noch höhere Zahlen an.

84. Jedes türkische Geschütz hatte nur 15 Granaten mit.

85. Durch diesen Brief, den Vincke mittelst Eilboten sofort an den

preußischen Gesandten nach Konstantinopel weitersandte, ist die erste Nachricht von der Schlacht bei Nisib in die türkische Hauptstadt gelangt. Der amtliche Bericht Hafiz Paschas traf erst viel später ein.

86. Vincke hatte überhaupt von vorneherein bei Isset Pascha eine sehr schwierige Stellung gehabt und war bereits mehreremal mit ihm hart aneinander geraten.

87. Im Oktober 1839 wurde Hafiz auch vor ein Kriegsgericht gestellt. Er wies aber einen eigenhändigen Brief des Sultans Mahmud II. vor, worin ihm der Beginn der Feindseligkeiten befohlen war. Infolge dessen wurde er freigesprochen und sogar mit dem Paschalik von Erzerum belehnt.

88. Von den preußischen Offizieren war es nur Laue, der auch an dem Kriege der Quadrupelallianz gegen Ägypten im Jahre 1840 teil nahm. Er zeichnete sich namentlich bei der Belagerung und Erstürmung von Akka in Syrien aus. Mit dem österreichischen Erzherzog Friedrich war er hierbei einer der Ersten auf den Wällen.

89. Diese Arbeit ist später in der Beilage zur Augsburger „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 267 und 268 vom 24. und 25. September 1839) unter dem Titel: „Bericht eines Augenzeugen über die Niederlage der Taurusarmee" veröffentlicht worden. Er enthält indes fast wörtlich dasselbe, wie die anderen Berichte Moltkes. Auch ein Brief Laues wurde in der Beilage der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 254 vom 11. September 1839) unter dem Titel: „Über die Vorgänge vom 19. bis 24. Junius bei Nesbi (Nisib), mit einer Planzeichnung" abgedruckt.

90. Infolge des Todes Sultan Mahmuds II. unterblieb jedoch die erneute Sendung preußischer Offiziere.

91. Am 22. April 1841 erhielt Moltke auch noch eine Allerhöchste Kabinetsordre, die ihm gestattete, die im ottomanischen Heere mitgemachten Feldzüge 1838 und 1839 als Kriegsjahre bei seinem Dienstalter doppelt zu zählen.

92. Merkwürdig ist, daß Moltke, der überhaupt ein schlechtes Gedächtnis für Namen und Zahlen hatte, sich nicht das genaue Datum seines Geburtstages merken konnte, wie aus mehreren Stellen seiner Briefe hervorgeht. Auch 1841 schrieb er wieder an seine Braut: „Übrigens weiß ich wirklich selbst nicht recht, ob mein Geburtstag am 26. oder 28. ist," und 1846: „Übrigens hatte ich mich in dem Datum meines Geburtstages geirrt, und Du wußtest ihn besser als ich".

93. Im April 1844 schrieb er an seinen Bruder Ludwig, die Darstellung sei soeben beendet. „Das Manuskript liegt jetzt der Censur vor. Aber für militärische Werke ist es schwer, Verleger zu finden. Sie haben ein kleines Lesepublikum und werden durch den notwendigen Kartenapparat so verteuert, daß nur ein schwaches Honorar gezahlt werden kann."

94. Die Bezeichnung „aggregiert" — eine von denen, wie „à la suite", „zur Disposition" u. s. w., deren Verdeutschung dringend wünschenswert erscheint — bedeutet so viel wie: angeschlossen oder zugeteilt, d. h. Moltke behielt die Uniform des Generalstabes ohne mit diesem in unmittelbarer dienstlicher Verbindung zu stehen.

95. Ludwig v. Moltke kehrte nach kurzem Aufenthalte in Rom in die holsteinische Heimat, wo er als Beamter in dänischen Diensten lebte, zurück.

96. So folgt z. B. die letzte Eintragung vom 23. April 1846 unmittelbar auf die vom 23. Januar desselben Jahres.

97. Moltke legte die Strecke von Rom nach Berlin in 7½ Tagen zurück, während die Kuriere sonst 10, die Post 13 Tage brauchten.

98. Die Karte erschien unter dem Titel: „Carta Topografica di Roma e dei suoi contorni fino alla distanza di 10 miglia fuori le mura, indicante tutti i siti ed edifizii moderni ed i ruderi antichi ivi esistenti. Exeguita coll' appoggio delle osservazioni astronomiche e per mezzo della mensola delineata sulla proporzione di 1: 25,000 dal Barone di Moltke, Ajutante in campo di S. A. Reale il Principe Enrico di Prussia a Roma negli anni 1845 e 1846. Berlino presso Simone Schropp e Co. 1852. Gezeichnet vom Artilleriehauptmann Weber."

Die Karte besteht aus zwei großen Blättern, deren Herstellung je 1500 Thaler gekostet hatte. Dafür darf man aber auch Moltke beipflichten, wenn er schreibt: „Der Stich ist nach dem Urteil der Kenner so schön, daß nicht leicht etwas Vollendeteres in diesem Fach erschienen ist". Auch die später im Auftrage Pius IX. 1863 und vom italienischen Generalstabe 1876 herausgegebenen Aufnahmen derselben Gegend sind zwar im Einzelnen ausführlicher, kommen aber der Moltkeschen Karte, was die greifbare Deutlichkeit der Geländedarstellung betrifft, kaum gleich. Im Jahre 1859 gab H. Kiepert auch noch eine Verkleinerung der Aufnahme Moltkes im Maßstab 1: 50,000 und in vortrefflichem Farbendruck heraus unter dem Titel: „Carta Topografica dei Contorni di Roma, ridotta alla mezza scala della pianta levata in 1845 e 1846 per il Barone di Moltke u s. w."

99. In der Nähe dieser Stadt, am Gemündener Maar, das Moltke damals ebenfalls besuchte, haben patriotische Männer am Sedanstage 1894 einen Denkstein errichtet, der das Reliefbild Moltkes und die Inschrift trägt: „Hier feierte Helmuth v. Moltke seinen Geburtstag am 26. Oktober 1847".

100. Inzwischen sind mehrere Brücken oberhalb Triers erbaut worden.

101. Der Dienstgrad des Oberstleutnants wird von den preußischen Prinzen übersprungen.

102. Hieraus ergibt sich auch, daß Th. v. Bernhardi in seinen hinterlassenen Tagebüchern („Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis", Band II) Moltke unrichtig beurteilt, wenn er ihn anscheinend für einen „Kreuz-

zeitungsritter" hält und die Ansicht durchblicken läßt, Moltke sei dem Prinzen Friedrich Wilhelm beigegeben worden, um ihn im Sinne dieser Partei zu beeinflussen. Moltke gehörte keineswegs zu den „Reaktionären", wenn er auch freilich ebenso weit von dem unfruchtbaren, doktrinären Liberalismus sich fern hielt. Er war einfach ein im guten Sinne konservativer Mann.

103. Mit Genehmigung des Feldmarschalls Grafen Moltke veranstaltete die Verlagsbuchhandlung Gebrüder Paetel in Berlin im Jahre 1877 auch noch einen besonderen Abdruck der Briefe in Buchform.

104. Diese Briefe sind auch in dem „Wanderbuch" nochmals abgedruckt.

105. Der spätere kommandierende General des II. Armeekorps im Kriege 1870—71.

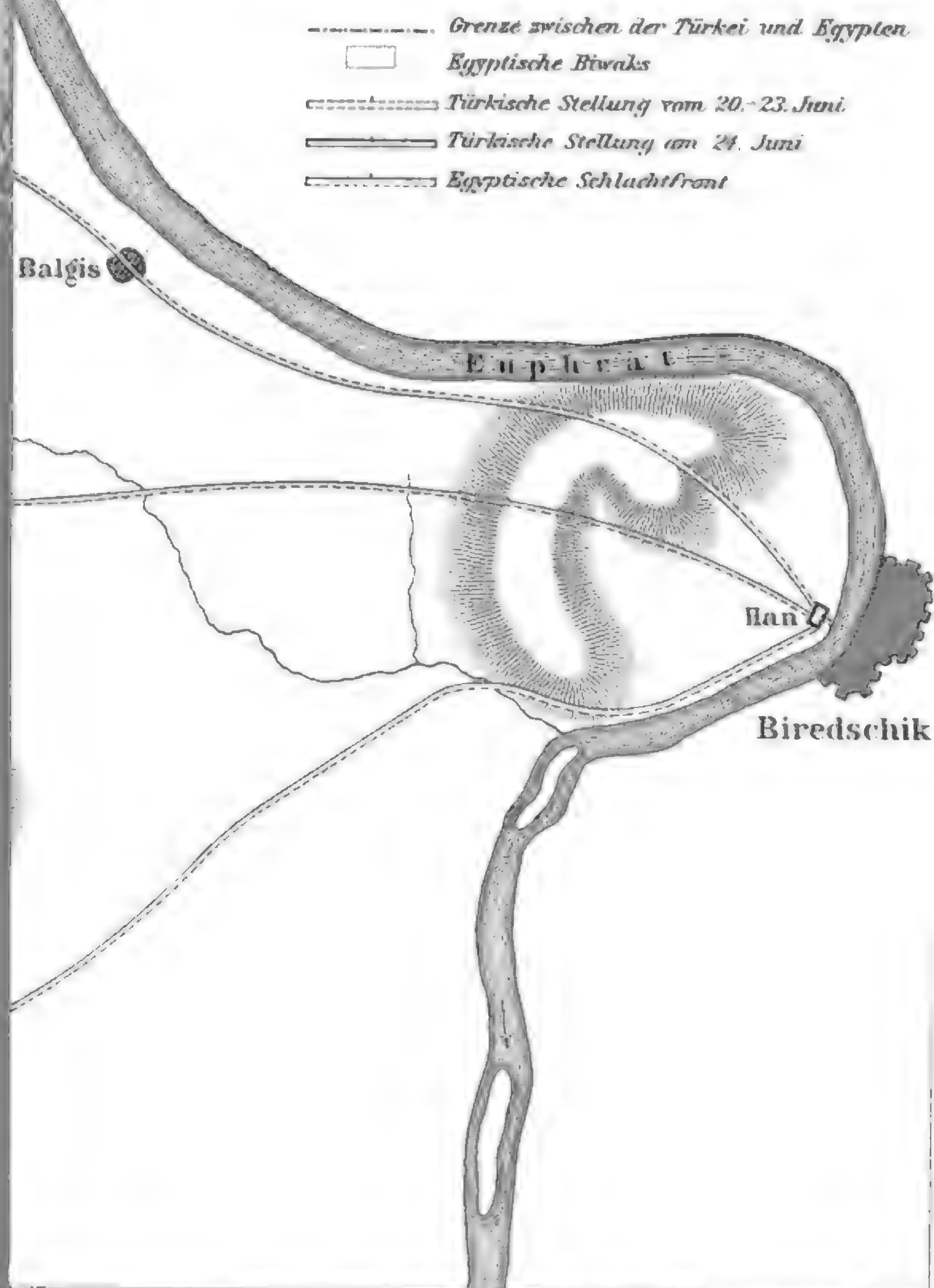
Zu S. 95 ff.

Geogr. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig

H. Beck, München

Balgis

H. Beck in



Geogr. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig
H. Beck in München.

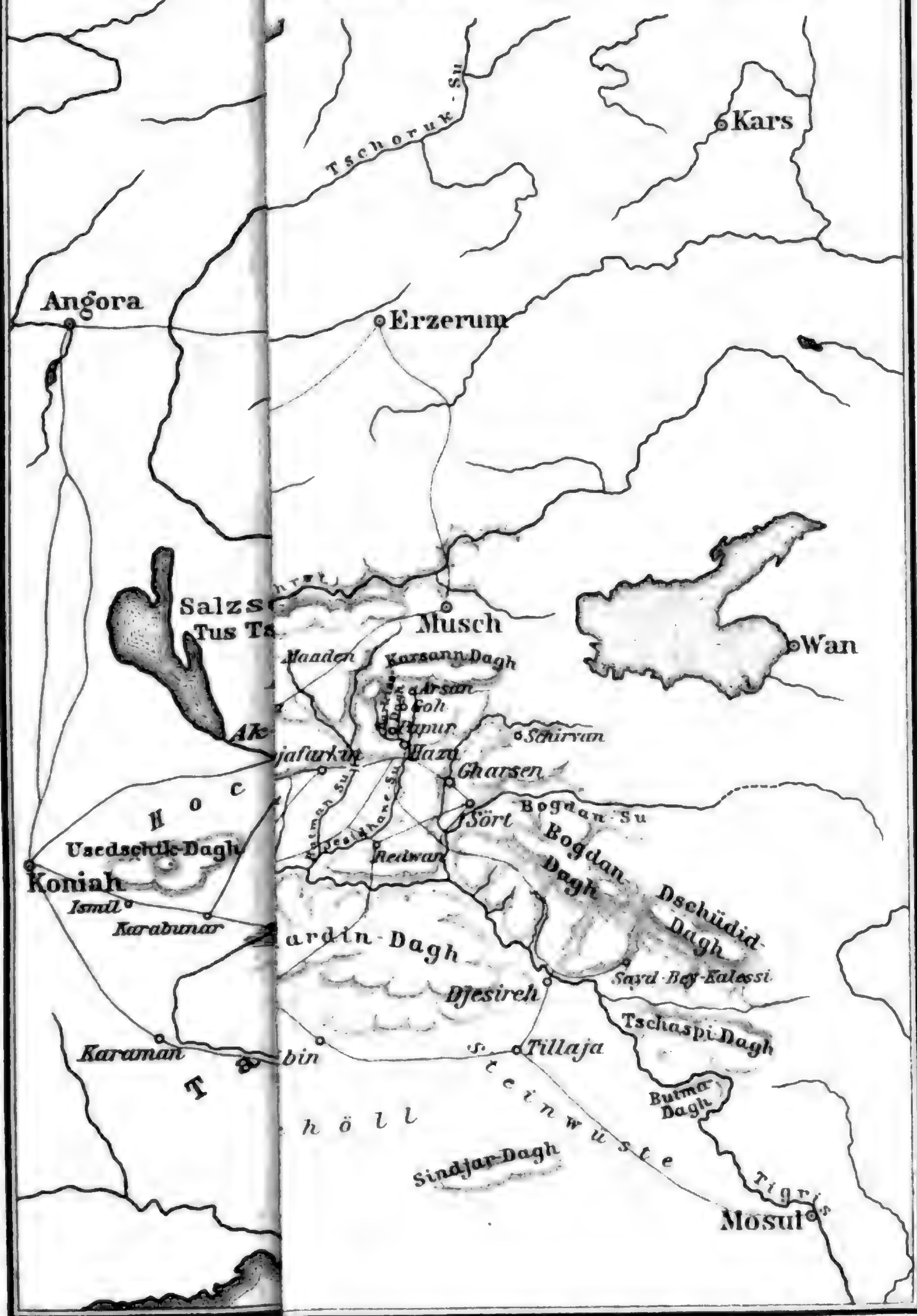
V

Karte zu v. MOLTKE'S REISEN in KLEIN-ASIEN 1838 u. 1839.

Maßstab 1:3.650.000

0 50 100 200 Kilometer

0 5 10 20 30 Türkische Wegstunden



zu Bigge, Feldmarschall Graf

Geogr. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig

Feldmarschall
Graf Moltke

Ein militärisches Lebensbild

von

W. Bigge
Oberst und Kommandeur des 7. Rheinischen Infanterieregiments Nr. 69

Zweiter Band
1857—1890

Mit sieben Kartenbeilagen

München 1901
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Inhalt.

Drittes Buch.

Friedensarbeit als Chef des Generalstabes der Armee.

1857–1864.

19. Politisch-militärische Verhältnisse im Herbst 1857.

Als König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen im Oktober 1857 schwer erkrankte, war es für seine nähere Umgebung bald kein Geheimnis mehr, daß er wohl niemals wieder die Zügel der Regierung werde ergreifen können. Die aufreibenden Kämpfe des Jahres 1848 und der folgenden Zeit hatten den feinen und reizbaren Geist des Königs gebrochen. Das Bewußtsein, in seinem Fühlen und Denken mit den Forderungen einer neuen Weltanschauung niemals ganz übereinstimmen oder den Widerspruch zwischen seinen Ansichten von der Stellung des Königtums und der thatsächlichen Entwickelung der Dinge lösen zu können, warfen den König heftiger danieder, als körperliches Leiden. Dieser hochfliegende, für alles Gute und Edle empfängliche, aber stets in einer selbstgeschaffenen Gedankenwelt lebende Geist war dem Ansturm der rauhen Wirklichkeit nicht gewachsen gewesen.

Mit ganz anderen Eigenschaften des Verstandes und Charakters trat sein Nachfolger, Prinz Wilhelm von Preußen, an die schwere Aufgabe heran, das schwankende Staatsschiff in ruhige, sichere Bahnen zu lenken. Er war zwar für die Führung der Regierungsgeschäfte nicht eigentlich von Jugend auf erzogen. Noch als reifer Mann hatte er sich mehr dem militärischen Berufe gewidmet, als den Angelegenheiten des Staates. Er war mit Leib und Seele Soldat, aber gerade dies machte ihn vielleicht um so eher geeignet, die seiner harrenden Aufgaben mit unbefangenem Blick zu lösen.

Gründliche militärische Schulung erzieht viele Eigenschaften, die dem Herrscher unentbehrlich sind: den raschen Entschluß, den klaren Befehl, die pünktliche und unbedingte Pflichterfüllung. Diese Vorzüge besaß der Prinz in hohem Maße, außerdem aber noch unermüdlichen Fleiß, peinliche Gewissenhaftigkeit bei jeder Erwägung und entschlossene Festigkeit in der Ausführung des als richtig Erkannten.

In politischen Dingen hatte er von jeher eine große Selbständigkeit der Auffassung bewiesen, die auf dem Bewußtsein des eigenen Wertes und, daraus entspringend, eines sicheren Urteils beruhte. Wir wissen, daß Prinz Wilhelm sich namentlich in der letzten Zeit mit seinen Ansichten von dem, was der preußischen Politik Not thue, keineswegs immer im Einverständnis mit seinem königlichen Bruder und dessen Ratgebern befunden hatte. Er wäre nicht nach Olmütz gegangen, er hätte nach Bronzell nicht ohne Schwertstreich das Feld geräumt. In der deutschen Frage hielt er unerschütterlich an dem Entschlusse fest, keinen Schritt breit von der geschichtlich begründeten Stellung Preußens zu weichen. Zwar war auch er, wie sein Bruder, in den Anschauungen von der Notwendigkeit eines Zusammengehens mit Österreich und der Freundschaft mit Rußland aufgewachsen, nur forderte er dabei volle Gegenseitigkeit und Gleichberechtigung. Ein Krieg Deutscher gegen Deutsche dünkte ihm das größte der Übel, aber grundlose Angriffe würde er mit scharfem Schlag zurückgewiesen haben. „Die Welt muß wissen, daß Preußen überall sein Recht zu schützen bereit ist," sagte er am 8. November 1858, als er seinem Sohne das neu ernannte, liberale Ministerium vorstellte, — und dieses Wort ist, so lange er lebte, der Wahrspruch seiner Politik geblieben.

So war der Mann beschaffen, der im Herbst 1857 zunächst die Stellvertretung für den kranken König und am 8. Oktober des nächsten Jahres die Regentschaft übernahm. Und wahrlich, nicht leicht erschien die Aufgabe, die seiner harrte. Der Orientkrieg hatte eine durchgreifende, für den preußischen Staat bedrohliche Ver-

schiebung der Machtverhältnisse in Europa herbeigeführt. Die Vereinigung der Ostmächte, die seit 1815 in fast allen europäischen Fragen den Ausschlag gegeben, war gründlich zerstört, Frankreich dagegen hatte sich unter der geschickten Politik Napoleons III. zur führenden Rolle emporgeschwungen. Gestützt auf ein zahlreiches, kriegslustiges Heer und die reichen Mittel seines Landes war der französische Kaiser im stande und entschlossen, überall ein entscheidendes Wort zu sprechen. Sein Einfluß beherrschte völlig Holland, Belgien und die Schweiz; Sardinien und der Papst waren ihm sichere Verbündete. England sah sich mit allen seinen Kräften in China und dem im Aufstand befindlichen Indien in Anspruch genommen und galt überhaupt auf dem europäischen Festlande von jeher als ein unzuverlässiger Bundesgenosse. Rußland hatte durch den orientalischen Krieg eine so erhebliche Einbuße aller Machtmittel erlitten, daß auf eine wirksame Unterstützung von ihm für Preußen ebenfalls nicht zu rechnen war. Österreich aber wollte und konnte seine alte Nebenbuhlerschaft mit Preußen um die Führung in Deutschland nicht aufgeben, und erschien außerdem durch das aufstrebende Sardinien, hinter dem Frankreich stand, in seinen italienischen Besitzungen bedroht. Der deutsche Bund endlich war ohnmächtiger als je infolge der Uneinigkeit seiner Mitglieder. In den Bundesverhandlungen nahmen kleinliche Sonderinteressen den breitesten Raum ein, während die wichtigsten Fragen, wie die Neuordnung des Bundesheeres, Sicherung der Küsten, Schaffung einer Flotte u. s. w. unerledigt blieben. So stand Preußen, die kleinste unter den europäischen Großmächten, überall vereinzelt und ohne sichere Anlehnung da, nur auf seine eigenen Kräfte angewiesen.

Daß diese Kräfte hauptsächlich in der Armee beruhten, war freilich nur wenigen einsichtsvollen Männern — unter ihnen aber auch dem neuen Prinzregenten — offenbar. Die keineswegs glückliche Rolle, die das preußische Heer in den Verwickelungen der letzten Jahre gespielt, hatte sein Ansehen sehr vermindert, so daß sogar fremde Diplomaten ihren Regierungen abfällig über die militärische

Leistungsfähigkeit Preußens berichteten. Namentlich die Bedeutung der Landwehr wurde jetzt in eben dem Maße gering angeschlagen, wie man sie früher gepriesen hatte. Die Wertschätzung militärischer Machtmittel hatte überhaupt in Europa während der Zeit seit den Völkerkriegen im Beginne des neunzehnten Jahrhunderts erheblich nachgelassen. Volle dreißig Jahre lang nach dem Frieden von 1815 war in fast allen Staaten Europas die Erschöpfung aus den übergroßen Anstrengungen und Opfern der Napoleonischen Zeit fühlbar geblieben. Die Nationen hatten sich daher mehr ihrer inneren Festigung und dem Erwerb zuwenden müssen, ihre Streitkräfte wurden verringert und die Ausgaben dafür möglichst beschränkt. Als Folge hiervon ergab sich eine allgemeine Abnahme des militärischen Geistes, die in einer gewissen Erstarrung der hergebrachten Einrichtungen des Kriegswesens ihren Ausdruck fand. Und doch waren, zwar langsam und kaum bemerkt, aber unaufhaltsam Kräfte am Werk, die eine ganz andere Gestaltung der Mittel der Kriegführung und damit auch deren Erscheinungen bewirken sollten.

Die Bevölkerung hatte fast überall, namentlich in Ost- und Mitteleuropa, bedeutend zugenommen und so ein zahlreiches Menschenmaterial geschaffen, das der militärischen Ausbildung harrte. Dabei war der allgemeine Bildungsstandpunkt, namentlich in Deutschland, wesentlich gestiegen und hierdurch die Intelligenz und das Selbstbewußtsein des einzelnen Mannes vermehrt worden. Der wachsende Wohlstand in fast allen Schichten der Nationen lieferte reichlichere Geldmittel, Ackerbau, Handel und Industrie befanden sich in erfreulichem Aufschwung, das Straßennetz hatte sich verdoppelt und verdreifacht. Vor Allem aber war in dem sich rasch entwickelnden Eisenbahnwesen ein neues und mächtiges Hilfsmittel der Kriegführung entstanden, dessen zweckmäßige Ausnutzung eine so leichte, umfassende und schnelle Bewegung der Heere zu und auf den Kriegsschauplätzen ermöglichte, wie man sie vorher in der Geschichte niemals gekannt hatte.

Dazu kam endlich eine großartige Entwickelung der Technik

auf vielen Gebieten, insbesondere auf dem des Waffenwesens. Von allen Seiten tauchten damals Erfindungen auf, um die Zerstörungskraft der Feuerwaffen zu erhöhen. Gezogene Geschütze und Hinterladungsgewehre legten ihre erste, wirksame Probe ab und zwangen zu einer durchgreifenden Änderung der bisherigen taktischen Formen. Selbst für die Heeresleitung im strategischen Sinne führte die Verwendung des elektrischen Telegraphen durch die Beschleunigung der Befehlserteilung und des Meldewesens zu veränderten Gesichtspunkten. So zeigte sich überall Altes im Absterben und neue Gedanken und Kräfte rangen sich zu energischer Bethätigung empor.

Über die Art und Weise, wie alle diese Dinge am zweckmäßigsten nutzbar zu machen seien, gingen freilich die Ansichten auch der erleuchtetsten Köpfe noch auseinander. Die Lage war in dieser Beziehung der heutigen nicht unähnlich. Ebenso wie in unseren Tagen im Hinblick auf die vielfach veränderten Grundlagen der Kriegführung wichtige Fragen der Organisation, Bewaffnung und Taktik ihrer endgültigen Lösung harren, so war man sich auch damals zwar klar, daß in Zukunft derjenige allein Aussicht auf kriegerische Erfolge haben könne, der es verstände, größere Heeresmassen aufzustellen, als bisher, sie besser auszurüsten und zu bewaffnen und sie schneller zu bewegen, über das „Wie" aber tappte man noch vielfach im Dunkeln.

Durch seine Ernennung zum Nachfolger des verstorbenen Generals v. Reyher, des bisherigen Chefs des Generalstabes der preußischen Armee, wurde nun Helmuth v. Moltke im Herbst 1857 mitten in diese nach Gestaltung ringenden Verhältnisse hineingestellt. Es ist eine der glücklichsten Fügungen in den Geschicken Preußens gewesen, daß an dem Wendepunkt seiner Entwickelung Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre unseres Jahrhunderts einige der wichtigsten Staatsämter mit Männern neu besetzt wurden, die sich ihrer Aufgabe im vollsten Maße gewachsen zeigten. Wie der neue Regent mit nie versagender Menschenkenntnis kurze Zeit darauf in Bismarck und Roon für die Ministerien

des Auswärtigen und des Krieges die geeigneten Persönlichkeiten herauszufinden wußte, so hatte er auch in Moltke für den Posten des Generalsstabschefs auf den ersten Blick den rechten Mann erkannt, der ihn bei der Lösung bevorstehender kriegerischer Verwickelungen unterstützen sollte.

Der Träger der Krone ist zwar in Preußen der oberste Feldherr und Führer seines Volkes in Waffen, aber er bedarf doch der Berater und Gehilfen, sowohl für die Organisation der Streitkräfte als auch für die Vorbereitung und technische Leitung der Kriegshandlung selbst. Letztere Aufgabe fällt dem Chef des Generalstabes der Armee zu. Dieser ist dabei für seinen Geschäftsbereich ausschließlich dem obersten Kriegsherrn verantwortlich und besitzt dementsprechend eine große Selbständigkeit. Die Besetzung der Stellung mit einer hervorragenden Kraft ist also von hoher Bedeutung, und es kommt dabei in erster Linie auf die Persönlichkeit, erst in zweiter auf das Wissen an sich an. Ein Mensch gewöhnlichen Schlages vermag niemals mehr von sich zu geben, als von Außen in ihn hineingelegt worden ist, hervorragende Naturen dagegen bringen aus sich selbst eine Kraftäußerung hervor, die nicht auf Angelerntem beruht. Solche Männer müssen auch an der Spitze einer Armee stehen, und namentlich an der Spitze derjenigen Behörde, der die Leitung von Kriegsoperationen anvertraut ist.

Die Zeit kurz vor einem Kriege ist nämlich immer von einer großen und allgemeinen Erregung der Gemüter begleitet, von einer Verwirrung, die das Urteil beschränkt und den klaren Blick auf die Personen und Ereignisse trübt. Und doch sollen gerade in dieser Zeit die wichtigsten Entschlüsse gefaßt werden, der Aufmarschplan, das Ergebnis langer Erwägungen im Frieden, soll jetzt mit den Verhältnissen des Augenblickes in Übereinstimmung gebracht, endgültig festgestellt und angenommen werden. Während seiner Ausführung kommen dann die ersten Zusammenstöße mit dem Feinde, sich rasch hinter einander folgend. Jeder Tag bringt neue Nachrichten und Überraschungen selbst für das bestunterrich-

tete und vorbereitete Hauptquartier. Das innere Gleichgewicht des Armeeführers darf aber ebensowenig durch solche unvorhergesehenen Ereignisse erschüttert werden wie durch andere menschliche Rücksichten. Zwar kennt keiner besser als er die schreckliche Natur der Opfer, die der Krieg verlangt, und die Ungewißheit des Ausganges. Ein Mißverständnis, eine falsche Berechnung können zur Niederlage führen, mit weitreichenden, vielleicht vernichtenden Folgen. Und trotzdem soll unter der Last dieser Verantwortung die Denkthätigkeit des Feldherrn leicht und sicher arbeiten, wie der Kompaß in einem Sturm. Der Mann, dessen Blick da ungetrübt bleibt, dessen Urteil seinen sicheren Gang geht, wenn die Mehrzahl der Volksgenossen vor den kommenden Ereignissen zittert, der nicht um eines Halmes Breite schwankt, wenn die anderen wie von einer gewaltigen Strömung erfaßt sind, kann nur eine außergewöhnliche Erscheinung sein. Er ist von der Masse durch eine tiefe Kluft geschieden, die keine Erziehung oder Übung zu überbrücken vermag.

Um einen solchen Mann für den Posten eines Generalstabschefs herauszufinden, bedarf es freilich für das Staatsoberhaupt neben untrüglicher Menschenkenntnis auch außergewöhnlicher Gesichtspunkte. Es dürfen weder Dienstalter, noch sonstige äußere Rücksichten maßgebend sein, sondern der Herrscher muß den Mann nehmen, wo er ihn findet. Als Moltke hierfür ausersehen wurde, war er einer der jüngsten Generalmajors der preußischen Armee und außerhalb dieser so gut wie unbekannt. Er durfte daher seine Ernennung in der That als einen außergewöhnlichen Beweis des Vertrauens seitens des neuen Regenten betrachten. Moltke zählte damals zwar schon 57 Jahre, allein er hatte seit seiner Leutnantszeit keine Truppen mehr befehligt und den Krieg nur vorübergehend in einem fernen Weltteil unter ungewöhnlichen Verhältnissen kennen gelernt. Dafür aber besaß er andere Eigenschaften, die ihn für seine neue Stellung besonders geeignet erscheinen ließen. In unermüdlicher Arbeit und Selbsterziehung hatte er sich eine umfassende allgemeine und militärische Bildung ange-

eignet. Alle Seiten der Kriegskunst waren ihm geläufig, und besonders in der Kenntnis der Kriegsgeschichte, dieses wichtigsten Bildungsmittels für einen Heerführer, kam ihm kaum ein anderer gleich. Sein begabter Geist hatte hierdurch eine Schärfe und Tiefe gewonnen, die ihn befähigten, das Wesentliche leicht von dem Nebensächlichen zu trennen, die eigenen Kräfte nach Umfang und Zielen genau zu bemessen und auf der Grundlage der gegebenen Verhältnisse im streng folgerichtigen Gedankenaufbau rasch den zweckmäßigsten Entschluß zu fassen. Dabei ließ ihn seine vollkommene Beherrschung der Technik des Krieges niemals um die Mittel und Wege verlegen sein, seinen Entschlüssen auch Gestalt zu verleihen, und die innere, feste Überzeugung von der Richtigkeit des Beschlossenen gab ihm jene Klarheit und nachdrückliche Sicherheit, die sich auch auf andere überträgt.

Zu diesen Eigenschaften des Geistes und Verstandes kamen solche des Charakters. In jedem guten Truppenführer bilden ja die angeborene Begabung und die erworbene Schulung des Geistes nur eine Seite seiner Größe, oft sogar die minder wichtige. Die Beobachtung ist keineswegs neu, daß Offiziere, deren Intelligenz im Frieden zu großen Hoffnungen zu berechtigen schien, im Kriege versagen, weil ihnen die nötigen Charaktereigenschaften abgehen: der feste Wille, die Thatkraft, das Selbstvertrauen und der Mut der Verantwortung. Alle Vorzüge des Verstandes und des Charakters finden sich freilich sehr selten in einer einzigen Persönlichkeit vereinigt. Ist dies aber der Fall, so sind die Vorbedingungen für die Entwickelung eines großen Heerführers gegeben. Napoleon I. pflegte eine solche Vereinigung aller Eigenschaften, die den Feldherrn ausmachen, mit dem Ausdruck zu bezeichnen: „Geviert zu sein, — das gleiche Maß nach Höhe und Tiefe“. Damit wollte er aber auch gleichzeitig ausdrücken, daß nur ein richtiges Gleichgewicht zwischen Einsicht und Charakter im Kriege dauernde Erfolge verbürge. Und in der That kann der einseitige Überschuß einer dieser Vorzüge sogar vom Übel sein, zum mindesten ist er nutzlos.

Als Moltke im Jahre 1857 an die Spitze des Generalstabs trat, hatte er allerdings noch wenig Gelegenheit gehabt, die Vorzüge seines Charakters zu zeigen. Es waren vielmehr hauptsächlich sein vielseitiges Wissen, seine Erfahrung und Gewandtheit in den Generalstabsgeschäften, sowie sein scharfer Verstand, denen er diese Auszeichnung verdankte. Er gehörte zu den wenigen Männern, die begriffen hatten, daß für das Kriegswesen eine neue Zeit beginne, und die auch über die einzuschlagenden Wege keine Zweifel hegten. Ihm war die Notwendigkeit klar, zahreiche und vortrefflich geschulte Streitkräfte ins Feld zu stellen, sie in mehrere Heereskörper zu gliedern und diesen ein bis dahin unbekanntes Maß von Selbständigkeit zu verleihen. Er sah ein, daß die Vorbereitungen zum Kriege eine erhöhte Bedeutung gewännen, weil dieser schneller und entscheidender verlaufen müsse. Die Überlegenheit einer raschen und energischen Offensive, die Notwendigkeit der Heranbildung vorzüglich geschulter Truppenführer und die Vorteile einer sorgfältigen, wohldurchdachten Heereseinrichtung bildeten gleichsam sein militärisches Glaubensbekenntnis. In taktischer Beziehung hatte er erkannt, daß durch die verbesserten Waffen die Feuerwirkung gegenüber dem Angriff in Massen, wie er damals noch allgemein üblich war, wesentlich gesteigert werde, daß mit mangelhaft geschulten Truppen noch weniger auszurichten sei, als bisher, und daß daher die Hebung des geistigen Standpunktes der Armee eine der ersten Vorbedingungen des Erfolges werden müsse.

Drei Aufgaben sind es hauptsächlich, die dem Chef des Generalstabes der Armee in Preußen obliegen, nämlich:

1. Die Heranbildung der Generalstabsoffiziere für ihren besonderen Beruf und zu höheren Truppenführern.

2. Die Aufstellung der Entwürfe für die Landesverteidigung im weiteren und engeren Sinne, sowie für die Einleitung möglicher Feldzüge auf Grund der jedesmaligen politischen und militärischen Lage.

3. Die Führung der Armee im Felde.

Da wir uns in dem Folgenden vorerst nur mit der Friedensthätigkeit Moltkes bis zum Feldzuge 1864 zu beschäftigen haben, so fällt die zuletzt genannte Aufgabe für unsere Betrachtung einstweilen aus, und es bleiben nur die beiden ersteren. Wir wenden uns daher zunächst der Fürsorge Moltkes für die Entwickelung und Ausbildung des preußischen Generalstabes zu.

20. Der preußische Generalstab bis zum Jahre 1864.

Es ist eine Thatsache, die man bedauern muß, daß die preußische Armee einer zusammenhängenden, einheitlichen, nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten verfaßten Geschichte namentlich ihrer inneren und organisatorischen Entwickelung noch entbehrt. Über einen großen Teil ihrer kriegerischen Thätigkeit besitzen wir mustergültige Darstellungen, für die eigentliche „Armeegeschichte", d. h. das allmälige Heranwachsen der heutigen Militärmacht aus ihren Anfängen, für die Kenntnis ihres inneren und äußeren Bildungsganges, insbesondere des Offizierkorps, der Behörden u. s. w. liegen aber bis jetzt nur Versuche oder Bruchstücke vor.

Besonders stiefmütterlich ist in dieser Beziehung einer der wichtigsten Teile unseres Heeresorganismus, nämlich der Generalstab, bedacht worden. Und doch unterliegt es keinem Zweifel, daß mit der Geschichte des Generalstabes zugleich die Entwickelung des geistigen Elementes in der Armee innig zusammenhängt. Dieser Umstand rechtfertigt es wohl, wenn hier ein kurzer Abriß der Geschichte des Generalstabes gegeben wird. Dabei soll zugleich auch die Wirksamkeit der Vorgänger Moltkes in der Stellung eines Chefs des Generalstabes der Armee geschildert werden, um zu zeigen, was er von ihnen übernommen und wie er es weiter gebildet hat.

Der heutige preußisch-deutsche Generalstab verdankt, wie fast alle bewährten neueren Einrichtungen der Armee, die Grundlagen

seiner Organisation dem Genie Scharnhorsts. Diesem Manne war es vergönnt, nach dem Zusammenbruche Preußens im Jahre 1806 und 1807 den Neuaufbau der Armee gleichsam auf jungfräulichem Boden vornehmen zu können. Die meisten militärischen Einrichtungen waren bei der großen Katastrophe entweder umgestürzt oder derartig ins Wanken gerathen, daß es nicht nötig oder möglich schien, bei der Wiederaufrichtung der Armee sie zur unveränderlichen Grundlage zu nehmen. Zum Heile Preußens konnte vielmehr das Überlebte und Veraltete beseitigt werden, ohne daß sich, wie es unter gewöhnlichen Zeitumständen sicher der Fall gewesen wäre, lebhafter Widerspruch erhoben hätte.

So brauchte Scharnhorst auch bei der von ihm entworfenen Reorganisation des Generalstabes im Jahre 1808 nur lose an das von früher her Vorhandene anzuknüpfen. Wir dürfen daher bei der Schilderung der Entwickelung des heutigen Generalstabes mit diesem Zeitpunkte beginnen.[1]

Auf Vorschlag Scharnhorsts wurde durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 25. Januar 1808 als fünfte Abteilung des Staatsrates das „Kriegsdepartement" (Kriegsministerium) eingerichtet. Es sollte als Oberbehörde der gesamten Militärverwaltung gelten und Alles bearbeiten, was auf das Heer, seine Verfassung, Einrichtung und Verwendung Bezug habe. Das Kriegsdepartement wurde eingeteilt in das „Allgemeine Kriegsdepartement" (unter General v. Scharnhorst) und das „Militärökonomie-Departement". Ersteres enthielt drei „Divisionen", die zu bearbeiten hatten: 1. Persönliche Verhältnisse der Militärindividuen; 2. Bildung und Gebrauch der Truppen in strategischer und taktischer Hinsicht; 3. Artillerie, Corps de Genie und Festungen. Chef des Allgemeinen Kriegsdepartements sollte der älteste Generalstabsoffizier sein, und unter diesem ein anderer Offizier des Generalstabes die 2. Division leiten. Letztere bildete also ungefähr das, was heute der Große Generalstab ist.

Für den gesamten Generalstab der Armee berechnete eine

Denkschrift Scharnhorsts vom Anfang des Jahres 1808 den Kriegsbedarf an Offizieren auf:

1 Generalquartiermeister (General),
1 Generalquartiermeister-Leutnant (Oberst),
4 Quartiermeister (Majors),
8 Quartiermeister-Leutnants (Kapitäns),
12 Adjoints (Leutnants).
26 Offiziere.

Die Friedensausbildung dieser Offiziere sollte durch Beschäftigung bei der Landesaufnahme, militär-geographische Studien in Verbindung mit der Kriegsgeschichte, Verwendung bei den Herbstübungen und Generalstabsreisen bewirkt werden. Auch wurden einige von ihnen schon im Frieden denjenigen Stäben zugeteilt, zu denen sie im Kriegsfalle treten sollten, um sich mit den Geschäften, den Truppen und Persönlichkeiten bekannt zu machen, — eine Einrichtung, die man bis dahin nicht gekannt hatte.

Die von Scharnhorst geforderte Zahl von 26 Offizieren des Generalstabes wurde übrigens im Frieden nicht erreicht; die Rangliste von 1808 zählte deren vielmehr nur 19 auf, wozu freilich noch 15 aus der Armee kommandierte Offiziere traten. Von dieser Gesamtzahl von 34 wurden vom Jahre 1809 ab zu jedem der drei „Gouvernements“ einer oder zwei, zu jeder der sechs „Brigaden“*) einer dauernd abkommandiert. Der Rest bildete den Großen Generalstab in Berlin.

Den Stäben des preußischen Hilfskorps, das 1812 am russischen Feldzuge teilnahm, wurden im ganzen 20 Offiziere des Generalstabes zugeteilt, und zwar 6 dem Stabe des Oberbefehlshabers Generalleutnants v. Grawert, 5 dem Stabe des Generalleutnants v. Yorck, 5 dem Kommandeur der Infanterie, 4 dem Kommandeur der Kavallerie. Diese hohen Zahlen zeigen, daß man Wert darauf legte, möglichst vielen Offizieren Gelegenheit zu geben, den praktischen Generalstabsdienst im Felde kennen zu lernen.

*) Gouvernements und Brigaden bildeten die Stämme der im Kriege aufzustellenden drei Armeekorps und sechs Divisionen.

Während der Kriegszeit von 1813 bis 1815 verursachte die bedeutende Vergrößerung der Armee auch eine Vermehrung des Generalstabes, da man an dem Grundsatze festhielt, allen höheren Stäben bis zur Brigade (Division) einschließlich Generalstabsoffiziere dauernd zuzuweisen. Es ist bekannt, daß sich diese Einrichtung vortrefflich bewährte, und daß der Generalstab einen guten Teil der Erfolge in den Feldzügen gegen Napoleon I. für sich in Anspruch nehmen darf. Namentlich die Leistungen des Generalstabes der Schlesischen Armee, an dessen Spitze Gneisenau stand, erregen noch heute unsere Bewunderung.

Im Übrigen blieb der Generalstab noch immer dem Kriegsministerium unterstellt. Bei letzterer Behörde war aber durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 28. August 1814 eine Veränderung eingetreten, die auch den Generalstab betraf. Das Kriegsdepartement wurde jetzt in fünf Departements eingeteilt, an deren Spitze je ein „Direktor" stand. Das zweite Departement, unter Generalmajor v. Grolman, hatte die Vorarbeiten und Aufstellung der Feldzugsentwürfe zu erledigen und die Ausbildung der Generalstabsoffiziere zu leiten; außerdem war ihm die Plankammer unterstellt. Am 31. Januar 1816 wurde die Einteilung des zweiten Departements in folgender Weise festgesetzt:

1. Das östliche Kriegstheater.
2. Das mittlere Kriegstheater.
3. Das westliche Kriegstheater.
4. Die historische Abteilung.
5. Die Aufnahme-Abteilung, und zwar
   a) astronomisch-trigonometrisches Bureau,
   b) Aufnahme- und Zeichenbureau.
6. Die Plankammer.[2]

Im Jahre 1821 machte der Generalstab einen bedeutenden Schritt in seiner Entwickelung vorwärts. Am 11. Januar ernannte nämlich der König den General v. Müffling zum „Chef des Generalstabes der Armee", eine Bezeichnung, die seitdem beibehalten worden ist. Müffling leitete unabhängig vom Kriegs-

ministerium den Großen und den Truppengeneralstab. Das zweite Departement des Kriegsministeriums blieb zwar bestehen und war in der Regel durch einen höheren Generalstabsoffizier besetzt, doch bearbeitete dieser jetzt nur noch die Verwaltungsangelegenheiten des Generalstabes, während dessen geistige Leitung, die Sorge für die Ausbildung seiner Offiziere, die Aufstellung der Feldzugspläne u. s. w. dem Chef des Generalstabes der Armee selbständig oblag. Als notwendige Folge dieser Einrichtung, die bis auf den heutigen Tag bestehen geblieben ist, die aber von den europäischen Staaten bisher noch keiner nachgeahmt hat,[3] fiel dem Chef des Generalstabes der Armee auch die Leitung der Operationen im Kriege zu.

Die unabhängige Stellung, die der Generalstab nunmehr gewann, ist von wesentlichem Einfluß auf seine Leistungen geworden. Daß die Aufstellung der Feldzugsentwürfe im Frieden und ihre Ausführung im Kriege in eine und dieselbe Hand kamen, mußte vor Allem für den sinngemäßen und glatten Verlauf der Kriegshandlung von größtem Nutzen werden. Die Stellung des Oberbefehlshabers wurde dadurch indes nicht berührt und vor Allem nicht überflüssig gemacht, denn einerseits gibt der Oberbefehlshaber stets die Entscheidung und trägt die Verantwortung, andererseits fällt ihm im Felde auch noch eine Reihe weiterer Aufgaben zu. Alle die verschiedenen Anordnungen für die gesamte Thätigkeit der Armee werden unter seiner Autorität vereinigt; ihm ist jeder Offizier und jeder Soldat in letzter Linie verantwortlich. Er ist daher auch gar nicht in der Lage, seine Aufmerksamkeit auf einen einzigen, wenn auch noch so wichtigen Teil des Heeresmechanismus zu beschränken. Ohne Zweifel ist es im hohen Grade wünschenswert, daß der Oberbefehlshaber einer Armee auch in strategischen Dingen ein sicheres Urteil besitze; je nach seiner Befähigung in dieser Hinsicht wird sich dann die Bedeutung und der Einfluß seines Generalstabschefs gestalten. Blücher war kein geschulter Stratege, und demgemäß nahm Gneisenau neben ihm eine hervorragende Stellung ein; Napoleon dagegen verlangte von seinem Stabschef wenig mehr als technische Hilfeleistung. Blücher

und Napoleon sind nun freilich beide Ausnahmen, jeder in seiner Art. Immerhin wird, da eine Armee nicht darauf rechnen kann, stets einen Napoleon an ihrer Spitze zu haben, ein Verhältnis wie zwischen Gneisenau und Blücher, wobei der eine den Geist und das Wissen, der andere die Kraft des Entschlusses und der Verantwortung darstellte, in den meisten Fällen den Erfolg am sichersten verbürgen.

Neben den schon hervorgehobenen, im Kriege sich geltend machenden Momenten, sprechen aber auch noch andere, die schon im Frieden zu Tage treten, für die Selbständigkeit des Chefs des Generalstabes der Armee. Die Auswahl des Nachwuchses für den Generalstab und die Heranbildung seiner Mitglieder kann nur dann eine glückliche und erfolgreiche sein, wenn der Chef nicht durch außerhalb seines Bereiches liegende Rücksichten behindert wird. Er soll ferner durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel (Truppengeneralstab, Kriegsakademie, Geschichtsschreibung u. s. w.) Einfluß auf die geistige Schulung des Offizierskorps der gesamten Armee zu gewinnen suchen, und auch dies kann er nur bei voller Einsetzung seiner Persönlichkeit. Daß alle diese Gesichtspunkte richtig und zweckmäßig sind, haben die Leistungen des preußischen Generalstabes im Kriege bewiesen, und so darf also der Schritt, den seine Entwickelung im Jahre 1821 vorangethan hat, als ein ebenso bedeutsamer als folgenreicher bezeichnet werden.

Auf die Thätigkeit des Generals v. Müffling als Chef des Generalstabes der Armee muß hier etwas näher eingegangen werden, da sein Einfluß auf die innere und äußere Entwickelung der ihm unterstellten Behörde ein sehr großer gewesen ist. Auch mit seinen Nachfolgern Krauseneck und Reyher soll dies geschehen, um nachzuweisen, daß Moltke vieles von dem, was ihm seine kriegerischen Erfolge verschaffte, von ihnen übernommen, dann aber zielbewußt weiter entwickelt und im Kriege verwertet hat.

Karl v. Müffling, gen. v. Weiß, war 1775 zu Halle geboren. Er trat bereits mit 16 Jahren in die preußische Armee beim Füsilierbataillon von Schenk (später von Wedell) ein und machte die Feldzüge 1792 in Frankreich und 1793 am Rhein mit.

Obwohl von Hause aus ohne höhere Bildung erkannte er doch schon als junger Offizier — im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Kameraden — den großen Nutzen wissenschaftlicher Kenntnisse und suchte das ihm Fehlende durch eifriges Lernen nachzuholen. Er bewies besondere Begabung für Geodäsie und Vermessungskunde und wurde daher 1798 zu den topographischen Aufnahmen in Westfalen unter Oberst v. Lecoq kommandiert und später zu der Gradmessung in Thüringen. 1804 als Hauptmann in den Generalstab versetzt nahm er an dem Feldzuge 1806 bei dem Korps des Herzogs von Weimar teil. 1809 erbat er seinen Abschied und trat als Mitglied des sog. „Geheimen Conseils“ in die Dienste des genannten Herzogs. Als jedoch 1813 der König von Preußen den Aufruf „An Mein Volk“ erließ, meldete sich v. Müffling wieder bei seinem Landesherrn und wurde als Oberstleutnant (später Oberst) dem Generalstab Blüchers zugeteilt. Nach Ablauf des Waffenstillstandes von Poischwitz ernannte ihn der König zum Generalquartiermeister der Schlesischen Armee, bei der Gneisenau Chef des Generalstabes war; die Schlacht bei Leipzig brachte ihm die Beförderung zum Generalmajor. In dieser Stellung machte er während des ganzen Krieges eine vortreffliche Schule in der höheren Truppenführung durch. Seine durch Kürze und Klarheit im Schreiben und Sprechen unterstützte Geschäftskenntnis, seine fast übergroße Genauigkeit und Ordnungsliebe ergänzten in glücklicher Weise die Genialität seiner Vorgesetzten Blücher und Gneisenau, deren Gedanken und Entwürfe er in eine feste Form zu bringen und den Truppen zu übermitteln hatte. In seinen Denkwürdigkeiten*) beansprucht er freilich ein weit größeres Verdienst an den Erfolgen; er behauptet Gneisenau in ähnlicher Weise beeinflußt zu haben, wie dieser Blücher. Die Ratschläge zu allen gelungenen Unternehmungen will er selbst gegeben, die Mißerfolge vorausgesehen haben. Wie weit dies zutreffend gewesen sein mag, soll hier nicht erörtert werden; Gneisenau selbst hat die Ansprüche Müfflings mit

*) „Aus meinem Leben“. Berlin 1851.

Nachdruck zurückgewiesen und in einem Briefe an Clausewitz ein ziemlich hartes Urteil über ihn gefällt.[4] Indessen darf man hierbei nicht übersehen, daß das persönliche Verhältnis zwischen beiden Männern keineswegs ein gutes war, wozu außer der Verschiedenheit ihrer geistigen Anlage auch das Auseinandergehen ihrer Ansichten über die Grundbedingungen kriegerischer Erfolge mit beigetragen hat. Während nämlich Gneisenau in der Niederwerfung der feindlichen Hauptmacht das Ziel aller Kriegführung erblickte, bewegte sich Müffling damals noch auf dem Boden der veralteten Anschauungen seiner Jugend, die den geographischen Verhältnissen eine übergroße Bedeutung einräumten und in dem Besitz von Stellungen, Abschnitten, Geländeteilen u. s. w. eine der wichtigsten Grundlagen des Sieges sahen. Auf Seiten Gneisenaus waren jedenfalls der weitere Blick und die höhere Auffassung von dem Wesen des Krieges. Er nahm hierbei einen Standpunkt ein, auf den ihm Müffling damals noch nicht ganz zu folgen vermochte.

Nach der ersten Einnahme von Paris 1814 wurde Müffling Stabschef bei dem russischen General Barklay, dem Nachfolger Blüchers in der Führung der Schlesischen Armee, dann bei General von Kleist, der die preußischen Truppen am Niederrhein befehligte. 1815 war er dem Stabe Wellingtons zugeteilt und blieb auch bei diesem Feldherrn, als er an die Spitze der in Frankreich zurückbleibenden Besatzungstruppen trat.

1821 wurde Müffling, wie erwähnt, zum Chef des Generalstabes der preußischen Armee ernannt. In dieser Stellung erwarb er sich besondere Verdienste durch die Einführung der Generalstabsreisen, der taktischen Aufgaben und die Verwendung der Generalstabsoffiziere zu größeren kriegsgeschichtlichen Arbeiten. Diese drei Einrichtungen, die noch heute als die wirksamsten Mittel zur Schulung eines jeden Generalstabsoffiziers für den Krieg gelten, sind es daher wert, hier einer kurzen Betrachtung unterzogen zu werden.

Eine Art von taktischen Übungen, d. h. eine Beschäftigung der Offiziere im Gelände, gab es schon im Anfang des 19. Jahr-

hunderts. Sie bestand aber fast ausschließlich in der Erkundung einzelner Geländeabschnitte, Auswahl von Lagerplätzen, Aufsuchen von Kolonnenwegen u. s. w. Dagegen zog man eine an Ort und Stelle zu treffende Entscheidung über die Verwendung von Truppen auf Grund einer bestimmten, angenommenen Kriegslage nicht in den Kreis der Betrachtungen; die ganze Thätigkeit war also für die praktische Vorbereitung der Generalstabsoffiziere zu ihrer zukünftigen Aufgabe im Felde nur von nebensächlichem Werte.

Erst die Erfahrungen der Feldzüge von 1813, 1814 und 1815 lösten die Fesseln, mit denen sich hier der Generalstab selbst gebunden hatte, und führten die übertriebene Meinung von der Wichtigkeit des Geländes auf ihr richtiges Maß zurück. Die Freiheit des Entschlusses im Rahmen einer gegebenen Kriegslage, das rasche Erfassen des Augenblicks und die überwiegende Bedeutung der eigentlichen Truppenführung im Gegensatz zur bloßen Geländekunde kamen wieder mehr zu ihrem Recht. Man erkannte, daß Stellungen, Abschnitte u. s. w. zwar nicht ohne großen Einfluß auf die Bewegung und Verwendung der Truppen seien, daß aber die größte Kunst des Feldherrn doch darin beruhe, seine Kräfte an jeder Stelle mit Erfolg zu verwenden und sich nicht von der Zufälligkeit des Ortes sklavisch abhängig zu machen. Zur Erkenntnis dieser Verhältnisse hat nun General v. Müffling als Chef des Generalstabes der Armee wesentlich mit beigetragen, und es ist ihm dies um so höher anzurechnen, als gerade er, wie wir oben gesehen haben, früher ebenfalls zu denjenigen gehört hatte, die dem Gelände einen so hohen Wert beimaßen; das Nachdenken über die Lehren des Krieges hatte ihn aber auf den richtigen Weg geführt.

Sobald er daher 1821 an die Spitze des Generalstabes getreten war, suchte er seine Offiziere schon im Frieden für diejenigen Aufgaben auch praktisch heranzubilden, die im Kriege von ihnen verlangt werden. Er betrat damit den Weg, dessen zielbewußte Verfolgung durch die späteren Chefs des Generalstabes den preußischen Truppenführern in den letzten Kriegen, trotz der langen voraufgegangenen Friedenszeiten, jene Sicherheit und Ge-

wandtheit in der Leitung der Kriegshandlung verliehen hat, die alle Welt in Erstaunen setzte.

Ein erstes Mittel zur Ausbildung seiner Offiziere im Frieden fand Müffling in der schriftlichen Lösung taktischer Aufgaben. Was diese betrifft, so sind sie freilich sowohl unter ihm, als auch unter seinen nächsten Nachfolgern noch vielfach im Formalen stecken geblieben. Das Fassen eines selbständigen Entschlusses nach weitschauenden Gesichtspunkten wurde selten verlangt; es handelte sich vielmehr zumeist um Beurteilung feststehender Verhältnisse, Abfassen von Befehlen auf Grund gegebener Absichten u. s. w. Von diesem Banne haben sich die Aufgaben gänzlich erst unter Moltke losgelöst, wie weiterhin noch gezeigt werden soll.

Die Übungsreisen des Generalstabes erhielten dagegen schon unter Müffling einen hohen Grad praktischer Vollendung. Bald nach Antritt seiner Stellung entwarf der General neue Grundsätze für ihre Ausführung: „Um die Offiziere des Generalstabes in fortgesetzter Berührung mit den Berufsgeschäften zu erhalten, welche ihnen im Kriege zufallen, und um besonders die Neueingetretenen darin zu üben, wird der Chef des Generalstabes jeden Sommer einen Teil der Offiziere des Großen Generalstabes und die gewandtesten Offiziere derjenigen Armeekorps, welche durch die Herbstübungen nicht bereits in Anspruch genommen sind, auf bestimmte Punkte hinbeordern, um sie unter seiner unmittelbaren Aufsicht und unter der Leitung der anwesenden Chefs praktische Aufgaben der Kriegsführung an Ort und Stelle und mit gegebener Zeit ausführen zu lassen".

Aus diesen Anfängen haben sich die Übungen entwickelt, wie sie heute noch stattfinden. Zwei angenommene Heere, deren höhere Befehlshaber- und Generalstabsstellen durch die beteiligten Offiziere besetzt werden, handeln auf Grund einer bestimmten Kriegslage gegeneinander, und zwar durchaus selbständig, ohne daß der Verlauf der Ereignisse mehr als in großen Zügen festgesetzt wäre. Aufstellung, Anmarsch und erste Berührung mit dem Feinde ver-

laufen daher ganz so, wie es im Ernstfalle geschehen würde. Erst wenn die Armeen sich zur Schlacht gegenüber stehen, wird ein Eingreifen des Leitenden erforderlich, weil die taktische Entscheidung ohne wirkliche Truppen naturgemäß nicht zur Darstellung gebracht werden kann. Dabei kommt aber auch das Formale des eigentlichen Generalstabsdienstes nicht zu kurz, denn alle Befehle, Erkundungen, Unterkunftsverteilungen, Marschübersichten, Anordnungen für Verpflegung, Munitionsersatz u. s. w. werden teils schriftlich ausgearbeitet, teils gleich an Ort und Stelle mündlich besprochen.

Die Erkenntnis von dem Wesen des Krieges und die gemachten Erfahrungen sollten endlich durch die Beschäftigung mit der Kriegsgeschichte zu einem dauernden, geistigen Besitz erhoben werden. Es hätte nahe gelegen, hierfür die Ereignisse der Befreiungskriege zu wählen, allein dem stellten sich vielfache Schwierigkeiten in den Weg. Vor Allem war das Material teils noch nicht geordnet, teils überhaupt nicht zugänglich, auch hatte Frankreich noch fast gar keine amtlichen Quellen über diese Zeit veröffentlicht. Müffling wählte daher die Feldzüge Friedrichs des Großen. Es wurde zunächst eine Geschichte des siebenjährigen Krieges in Angriff genommen, an der sich alle Offiziere des Generalstabes beteiligten. War irgend ein Abschnitt vollendet, so wurde er unter dem Vorsitze Müfflings im Kreise sämtlicher Offiziere vorgelesen, wobei es jedem gestattet war, seine Meinung offen auszusprechen und Kritik zu üben. Hatte die Arbeit endlich die allgemeine Billigung gefunden, so kam sie zum Druck, ohne daß jedoch hierbei die zeitliche Reihenfolge ganz streng innegehalten worden wäre. Das Werk trug zwar die Aufschrift: „Als Manuskript zum Gebrauch der Armee gedruckt“, allein es wurden soviele Abdrücke als Geschenke an Bibliotheken und nichtmilitärische Personen abgegeben, daß eine allgemeine Kenntnis doch nicht ausblieb.[5] Es war Müffling nicht vergönnt, als Chef des Generalstabes die Arbeit zum Abschluß zu bringen, sie wurde aber von seinem Nachfolger, dem General Krauseneck, mit dem gleichen Eifer bis zur Beendigung fortgesetzt. Wie wir wissen, war auch Moltke als Leutnant und

Hauptmann an der „Geschichte des siebenjährigen Krieges“ lebhaft beteiligt gewesen*) und hatte dabei unter den Augen seines Chefs in der Kunst kriegsgeschichtlicher Darstellung viel gelernt.

Eine besondere Fürsorge widmete Müffling auch den ziemlich im Argen liegenden Vermessungsarbeiten des Generalstabes, sowohl den trigonometrischen, wie den topographischen. Bis zum Jahre 1816 hatte hierin keine einheitliche Organisation und Leitung bestanden. Es gab zwar militärische Karten einzelner Landesteile, wie die Schmettausche, die Lecoqsche u. s. w., allein sie beruhten auf einer höchst mangelhaften Grundlage und standen in keiner planmäßigen Verbindung mit einander. Die vielen Neuerwerbungen Preußens nach den Befreiungskriegen machten es aber dringend wünschenswert, ein einheitliches, militärisches Kartenwerk des ganzen Königreiches zu schaffen, und so wurde, nachdem die nötigen Vorbereitungen getroffen waren, im Jahre 1818 mit einer Neuaufnahme begonnen. Die Ausführung der Arbeiten geschah größtenteils durch dazu befehligte Offiziere, unter denen, wie wir wissen, in den Jahren 1828—30 sich auch Moltke befand.**)

Müffling legte großen Wert auf die Ausbildung seiner Offiziere im militärischen Aufnehmen. Er verlangte sogar, daß jeder, der in den Generalstab eintreten wollte, eine gewisse Fertigkeit in dieser Kunst nachweisen müsse. Er war der Ansicht, daß nichts in höherem Grade den Blick für die militärische Bedeutung des Geländes schärfe, als die eingehende Beschäftigung mit der Erforschung und Wiedergabe der Formen der Erdoberfläche. Einen tüchtigen Generalstabsoffizier, der nicht zugleich ein guter Topograph gewesen wäre, konnte man sich damals nicht vorstellen. Diese Auffassung hat auch Moltke stets geteilt und sich bis zuletzt eine lebhafte Teilnahme an den Leistungen der Landesaufnahme bewahrt.

In der Organisation des Generalstabes fanden unter General

*) Vergl. Bd. I, S. 43 und 45.

**) Vergl. Bd. I, S. 32 ff.

v. Müffling mehrere wichtige Veränderungen statt. Zunächst gliederte er den Großen Generalstab in vier „Sektionen", die jede unter einem eigenen „Chef" standen. Das Vermessungspersonal teilte er in eine trigonometrische und drei topographische „Abteilungen" ein, und wies je eine solche den einzelnen Sektionen des Großen Generalstabes zu. Letzterer zerfiel danach in:

1. Sektion der Kriegsgeschichte, der die trigonometrische Abteilung zugeteilt war.

2. Sektion des östlichen Kriegstheaters, nebst einer topographischen Abteilung.

3. Sektion des mittleren Kriegstheaters, nebst einer topographischen Abteilung.

4. Sektion des westlichen Kriegstheaters, nebst einer topographischen Abteilung.

Jede der drei letztgenannten Sektionen bearbeitete die Verhältnisse der zu ihrem „Kriegstheater" gehörigen Armeen, und auch die topographischen Abteilungen schlossen sich dieser Anordnung insofern an, als die zu den Aufnahmen kommandierten Offiziere des I., V. und VI. Armeekorps zu der 2. Sektion, die des Garde-, II., III. und IV. Korps zur 3. und die des VII. und VIII. zur 4. eingeteilt waren.

Am 29. März 1821 wurde auch ein neuer Friedens-Normaletat aufgestellt, nach dem beim Großen Generalstab 1 Generalleutnant, 7 Stabsoffiziere und 9 Kapitäns oder Leutnants, beim Truppengeneralstabe 19 Stabsoffiziere und 9 Kapitäns oder Leutnants, im Ganzen also 45 Offiziere, vorhanden sein sollten.[6]

Dieser Friedensetat weist nun nicht einmal die Hälfte des Bedarfs an Generalstabsoffizieren für den Kriegsfall (14 Generale oder Obersten, 19 Stabsoffiziere, 62 Kapitäns, 6 Leutnants, im Ganzen 101) auf, ein Verhältnis, das nur als sehr ungünstig bezeichnet werden kann. Sicherlich mußte es Schwierigkeiten machen, bei einer Mobilmachung mit einem Mal 56 geeignete Offiziere der Truppe zu entnehmen, und zwar umsomehr, als damals die Generalstabsoffiziere viel länger in ihrer Stellung blieben und

seltener wechselten als heute, weshalb sich auch weniger im Generalstabe geschulte Offiziere in der Truppe befanden.

In den nächsten Jahren traten nur minder wichtige Änderungen in der Organisation des Generalstabes ein. Im Jahre 1824 wurde das zweite Departement des Kriegsministeriums aufgelöst und dessen Wirkungskreis auf den Generalstab übertragen. 1826 erhielten die Chefs der drei Kriegstheater Rang und Gebührnisse eines Regiments-Kommandeurs, welche die Generalstabschefs der Armeekorps bereits besaßen.

Am 28. November 1829 trat der General Krauseneck an die Stelle des zum kommandierenden General des VII. Armeekorps ernannten v. Müffling als Chef des Generalstabes der Armee. Wilhelm Krauseneck war von bürgerlicher Herkunft*) und 1775 in Bayreuth geboren, das damals noch nicht mit Preußen verbunden war. Erst 1792, als er bereits Artilleriekadet war, wurde er durch die Abtretung Bayreuths seitens des letzten Markgrafen preußischer Unterthan, und hierbei erhielt er eine Anstellung in der Armee als Ingenieur-Geograph, d. h. er besaß zwar den Rang eines Offiziers, that aber nicht die Dienste eines solchen, sondern wurde ausschließlich zu Vermessungsarbeiten verwendet. Diese fanden in dem damals zu Preußen gehörenden Großherzogtum Warschau statt. Es ist denkwürdig, daß hierbei auch Boyen, Yorck, Rauch, Lützow und viele andere, später bedeutend gewordenen Offiziere thätig waren, ebenso wie an den gleichzeitigen Lecoqschen Arbeiten in Westfalen Müffling, Knesebeck, Haake, Steinmetz u. A. Wie alle diese Offiziere, so hat auch Krauseneck das Vorurteil glänzend widerlegt, daß die eingehende Beschäftigung mit der scheinbar nur auf das Technische gerichteten Kunst des Aufnehmens für den praktischen Generalstabsdienst ganz entbehrlich sei oder gar untauglich mache. Er wurde kein besorgter Taktiker mit Zirkel, Uhr und Kompaß, den jede ungelegene Höhe bekümmert, sondern das

*) Er erhielt erst 1840 den Adel, dessen er sich jedoch bei seinen Unterschriften niemals bediente.

ist gerade seine Eigenart gewesen, daß er mit sicherem Gefühl den wahren Wert des Geländes schätzen lernte, daß er erkannte, wie nur in einzelnen Fällen die letzte Entscheidung von der Bodengestaltung abhänge, und wie häufig man seine Zwecke grade gegen deren Ungunst erreichen könne. Jedenfalls mag auch dieser Fall, daß ein einfacher, bürgerlicher Ingenieur-Geograph es zum Chef des Generalstabes der Armee gebracht hat, als ein Fingerzeig für jeden strebsamen Offizier gelten. Wir werden diese Erscheinung sich bald noch einmal wiederholen sehen, denn auch Krausenecks Nachfolger Reyher war von einfacher Herkunft und sogar aus dem Unteroffiziersstande hervorgegangen.

Bis 1800 blieb Krauseneck bei den Vermessungen beschäftigt und wurde dann auf Verwendung eines Gönners als Leutnant in der 2. ostpreußischen Füsilier-Brigade beim Bataillon von Stutterheim angestellt. Den Feldzug 1806 und 1807 machte er als Kapitän bei dem L'Estocqschen Korps in Ostpreußen mit. 1809 wurde er Major und Kommandeur des leichten Gardebataillons in Berlin, erhielt also eine bevorzugte Stellung, die er seinen besonderen Verdiensten um die kriegsgemäße Ausbildung der leichten Infanterie zuzuschreiben hatte. Aus ähnlichen Gründen wurde er auch 1811 der Kommission zugeteilt, die unter dem Vorsitze Scharnhorsts ein neues Exerzierreglement ausarbeitete; im Besonderen verdankte dieses ihm die Grundsätze für die Verwendung des dritten Gliedes in der zerstreuten Fechtart. Noch in demselben Jahre (1811) wurde ihm der Befehl über sämtliche leichte Truppen der brandenburgischen Brigade übertragen. Seine hierbei entwickelte Thätigkeit erkannte Yorck, der damalige Generalinspekteur aller leichten Truppen der Armee, rühmend an. Im März 1812 bestimmte ihn der König zum ersten Kommandanten der damals wichtigen Festung Graudenz, eine Stellung, die ihm während des Feldzuges 1812 Gelegenheit gab, unter sehr schwierigen Verhältnissen sowohl den französischen, wie später den russischen, ja endlich selbst den Anforderungen Yorcks gegenüber seinen Takt und seine Thatkraft zu bewähren.

Bei Beginn des Krieges 1813 wurde er auf seine Bitte der Feldarmee zugewiesen und zwar dem Generalstabe Blüchers, eine Auszeichnung, die er dem ihn sehr hochschätzenden Scharnhorst zu verdanken hatte. Nach der Schlacht bei Lützen übernahm er, da Scharnhorst verwundet und Gneisenau erkrankt war, die Leitung des Generalstabes. Aus dieser Zeit stammte ein gewisses Mißverhältnis zwischen ihm und Gneisenau her, das seinen Grund in Äußerungen Krausenecks über die etwas ungeregelte Geschäftsführung im Hauptquartier gehabt haben soll. Er erhielt daher im Mai des Jahres 1813 den Befehl über die Festung Schweidnitz, deren bedrohte Lage einen durchaus erfahrenen und thatkräftigen Kommandanten erforderte. Nachdem jedoch infolge des Verlaufes der Ereignisse jede Gefahr für Schweidnitz geschwunden war, bekam Krauseneck wieder einen Platz in der Feldarmee, und zwar als Brigadier im Tauentzienschen Korps.

Im Dezember 1813 zum Obersten befördert wurde er im Januar des folgenden Jahres zum Brigadekommandeur im Kleistschen Korps ernannt und nach der Zusammenschmelzung des letzteren infolge der Unfälle von Champaubert, die ihn ohne Truppen ließ, wieder im Blücherschen Generalstabe verwendet. 1815 ernannte ihn der König als Generalmajor zum Kommandanten von Mainz und später von Torgau. 1821 erhielt er als Generalleutnant den Befehl über die 6. Division. Am 28. November 1829, als General v. Müffling kommandierender General des VII. Armeekorps wurde, ernannte der König Krauseneck zum Chef des Generalstabes der Armee. In dieser Stellung blieb er bis zum 13. Mai 1848, wo er seine Entlassung erbat und erhielt. Er befand sich also auch während der Märztage des „tollen Jahres“ auf seinem Posten, doch scheint er in dieser Zeit auf die Entschließungen des Königs keinen Einfluß gehabt zu haben. Er starb 1850 in Berlin.

Auch Krauseneck hat sich wesentliche Verdienste um den Generalstab erworben, die namentlich in der Erziehung der ihm unterstellten Offiziere im Frieden für den Krieg sowie in ihrer *Heranbildung zum selbständigen Handeln* beruhten. Von den

durch ihn zur Geltung gebrachten Grundsätzen ist namentlich dieser letztere von dem größten Einfluß auf den Geist der preußischen Armee gewesen und hat, von seinen Nachfolgern Reyher und Moltke weiter entwickelt, vortreffliche Erfolge gezeitigt. Eine besondere Stärke Krauseneck's bestand auch in der übersichtlichen, möglichst einfachen Veranlagung von Manövern, Generalstabsreisen u. s. w. Die hierbei von ihm gemachten Bemerkungen und Urteile, die uns erhalten sind, zeigen einen ausgesprochenen Sinn für das Naturgemäße und eine entschiedene Scheu vor jeder Künstelei. Dieselben Vorzüge verlangte er aber auch von seinen Untergebenen und wußte mit scharfem Blick diejenigen herauszufinden, die seinen Anforderungen entsprachen. So verdanken Moltke, Roon, Göben, Tümpling und viele Andere ihm ihre Berufung in den Generalstab.

Wichtige Änderungen in der Organisaton des Generalstabes haben unter Krauseneck nicht stattgefunden; zu bemerken ist nur, daß sich im März 1848 die Bezeichnung „Kriegstheater“ beim Großen Generalstabe in „Abteilung“ und der Titel „Chef eines Kriegstheaters“ in „Abteilungsvorsteher“ (seit 1852 „Abteilungschef“) änderte.

Am 13. Mai 1848 wurde an Stelle Krauseneck's der Generalleutnant v. Reyher zunächst mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Chefs des Generalstabes der Armee beauftragt und am 11. April 1850 zum wirklichen Chef ernannt.

Wilhelm Reyher war am 21. Juni 1786 in Groß-Schönebeck bei Liebenwalde in der Mark als Sohn eines Dorfschullehrers geboren und trat 1802 als gemeiner Soldat in das Infanterie-Regiment von Winning Nr. 23 ein. Den Feldzug 1806 machte er als Unteroffizier mit, trat dann 1807 zur Kavallerie über und war 1808 Wachtmeister und Regimentsschreiber in dem vom Major v. Schill befehligten 2. Brandenburgischen Husaren-Regiment. Mit diesem machte er im Frühjahr 1809 den Zug nach Stralsund mit, entging aber infolge einer Verwundung der Gefangenschaft. Schon früher hatte er jede Gelegenheit benutzt, sich wissenschaftlich weiter zu bilden, und da er in diesem Streben von vielen Seiten unterstützt wurde, gelang es ihm, im Jahre 1810

beim Westpreußischen Ulanen-Regiment die Offiziersprüfung zu bestehen. Der Kommandeur dieses Regiments, Major v. Katzeler, der ihm besonders wohlwollte, ernannte ihn zu seinem Adjutanten und nahm ihn auch als Brigade-Adjutanten mit, als er bei Ausbruch des Krieges 1813 zum Kommandeur der mobilen brandenburgischen Kavallerie ernannt wurde. Bekanntlich war Katzeler ständiger Führer der Avantgarde beim Yorckschen Korps, und als sein Adjutant fand Reyher vielfach Gelegenheit, sich durch Tapferkeit, Umsicht und Gewandtheit auszuzeichnen, so daß er bereits im Frühjahr 1814 zum Premierleutnant und im Herbst desselben Jahres zum Stabsrittmeister befördert wurde.

Nach dem Kriege wählte Yorck ihn zu seinem Adjutanten. 1815 wurde er in den Generalstab versetzt; während des Krieges stand er bei der Brigade (Division) des Generals v. Ryssel vom Bülowschen Korps. Im Oktober 1815 zum Major befördert, blieb er bei den preußischen Besatzungstruppen in Frankreich und kam dann 1818 als Generalstabsoffizier zur 12. Division nach Neiße und 1819 zum Generalstab des I. Armeekorps nach Königsberg. 1823 dem Großen Generalstabe zugeteilt, wurde er bereits im nächsten Jahre als Chef des Generalstabes des VI. Armeekorps, das der General v. Zieten befehligte, nach Breslau versetzt. Seine vorzüglichen Leistungen in dieser Stellung veranlaßten den König, ihm den Adel zu verleihen. 1829 zum Oberstleutnant befördert kam er 1830 als Chef des Generalstabes zum III. Armeekorps, das damals der Prinz Wilhelm (Sohn) kommandierte. 1832 wurde er Oberst, und als Prinz Wilhelm 1837 das Gardekorps übernahm, trat auch v. Reyher als Chef des Generalstabes mit ihm über. Nachdem er 1839 zum Generalmajor ernannt war, wurde er 1840 Chef des Allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium und 1846 in dieser Stellung Generalleutnant. Seine zeitweise Führung des Kriegsministeriums während des Jahres 1848 ist früher erwähnt. Als Chef des Generalstabes der Armee wurde v. Reyher am 12. Juli 1855 zum General der Kavallerie ernannt und starb am 7. Oktober 1857 in Berlin.

Reyher ist der unmittelbare Vorgänger Moltkes in der Stellung als Chef des Generalstabes der Armee gewesen, und beide Männer weisen in dieser Thätigkeit mannigfache Berührungspunkte auf. Reyhers Hauptverdienst bestand in der eifrigen und geschickten Fortführung der bereits von seinen Vorgängern getroffenen Anordnungen zur praktischen Ausbildung der Generalstabsoffiziere für ihren Beruf. Ein großer Teil der höheren Führer der preußischen Armee in den Feldzügen von 1864 bis 1870—71 verdankte ihm seine Schulung in der Truppenführung.

Zunächst bildete er die Generalstabsreisen noch weiter aus, als bisher, und richtete solche bei den Generalstäben der Armeekorps ein, woran auch Offiziere aus der Armee teilnehmen konnten. Hierdurch kam der Vorteil dieser Ausbildung einer größeren Anzahl von Offizieren zu Gute. Moltke hat sich mehrfach darüber geäußert, wie außerordentlich belehrend und anregend die Methode Reyhers gewesen sei, die er bei den Generalstabsreisen anwendete, und er selbst ist ihr später im Wesentlichen treu geblieben. Reyher entwickelte bei diesen Übungen einen Reichtum der Phantasie, der den Unterschied zwischen Angenommenem und Wirklichem fast verschwinden machte. Der General lebte ganz in diesen Dingen und wußte auch seine Schüler mit sich fortzureißen. Dabei waren seine Kritiken zwar sachlich streng, aber äußerst milde in der Form. Jeder beugte sich willig nicht nur seiner Erfahrung, sondern auch der Art und Weise, wie er seine Ansichten begründete. Einer seiner eifrigsten Schüler hierbei war Prinz Friedrich Karl von Preußen, der es wiederholt aussprach: „Was ich gelernt habe, verdanke ich dem General v. Reyher“.

Dem Ausbildungsmittel der taktischen Aufgaben widmete Reyher ebenfalls seine Aufmerksamkeit. Es tritt zwar auch bei ihm noch, ähnlich wie bei Müffling und Krauseneck, das Formale d. h. die Anordnungen für eine meist schon bekannte Absicht zu sehr in den Vordergrund, allein eben dies Formale beherrschte er auch in der vollkommensten Weise. Dabei verlor er sich niemals in Künsteleien. Die Grundlage seiner Gedanken blieb stets die

wirkliche, nicht die bloß gedachte Natur des Krieges, wie er denn auch seine Ansichten durch selbst erlebte Beispiele aus dem Kriege zu erläutern liebte. Hiermit hing es auch zusammen, daß Reyher sich sehr wohl der Thatsache bewußt zeigte, wie das Studium der Taktik uns zwar mit militärischen Ideen bereichern könne, daß aber der Entschluß, die That auf dem Gefechtsfelde, das selbständige, freie Eigentum des Geistes und des Charakters sein müsse. Deshalb stellte er auch die moralischen Kräfte in der Kriegführung höher als alle Kunst oder Regelkenntnis, und unter ersteren legte er ähnlich seinem Vorgänger Krauseneck besonderen Wert auf das selbständige Handeln aller Führer.

Bereits als Reyher noch Chef des Generalstabes beim Prinzen Wilhelm war, hatte er bei jeder Gelegenheit auf diesen Punkt hingewiesen und seinen Ansichten auch in den Vorschriften für die Feldmanöver des III. und des Gardekorps Ausdruck gegeben. Er fand hierbei nachdrückliche Unterstützung durch den Prinzen, der mit seinem scharfen militärischen Blick gleichfalls die hohe Bedeutung der Selbstthätigkeit der Unterführer erkannt und ihrer Förderung auch weiterhin stets die größte Fürsorge gewidmet hat. Schon kurze Zeit nachdem der Prinz für Friedrich Wilhelm IV. die Regentschaft übernommen, erließ er (am 16. Dezember 1858) die bekannte Kabinetsordre „Über Rang- und Dienstverhältnisse der einzelnen Chargen“, deren Grundgedanke es ist, dem Bestreben jedes Führers, innerhalb seines Wirkungskreises etwas Selbständiges zu schaffen, den nötigen Spielraum zu gewähren. Mit Recht hat man diese Verordnung die magna charta der wahren Selbständigkeit genannt. Ihre stille, aber um so tiefer gehende Wirkung hat den Boden vorbereitet für die kriegerischen Erfolge einer späteren Zeit. Daß bei dem Erlaß dieser Verordnung die Gedanken Reyhers vor allen anderen mitbestimmend gewesen sind, unterliegt keinem Zweifel, und ebenso, daß auch Moltke sie unter dem Einfluß Reyhers frühzeitig in sich aufgenommen und dann in seiner Weise weiter verarbeitet hat. Die Bedeutung Reyhers für den Geist, der heute noch im Generalstabe und durch diesen in der Armee lebt, wird

lange nicht genug gewürdigt. Moltke hat sich im Wesentlichen begnügen dürfen, auf dem von seinem Vorgänger Geschaffenen weiter zu bauen und es zeitgemäß zu entwickeln. Er hat dies auch in seiner gewohnten Bescheidenheit häufig selbst hervorgehoben und dem Verdienste Reyhers volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.[8]

In dieser inneren und äußeren Verfassung fand General v. Moltke den preußischen Generalstab im Herbst 1857 vor. Er enthielt sich zunächst jeder durchgreifenden Änderung und begnügte sich damit, das Vorhandene weiter auszubauen und in seinem Sinne zu entwickeln. Vor Allem widmete er sich der Aufgabe der Ausbildung seiner Offiziere in ihren Berufsgeschäften, wobei er in der Hauptsache dieselben Mittel anwendete, wie seine Vorgänger, nämlich: die Übungsreisen, die taktischen Aufgaben und die kriegsgeschichtlichen Arbeiten.

Was die Generalstabsreisen angeht, so behielt er deren bisherige Formen und Grundzüge im Wesentlichen bei, wußte sie aber mit seinem Geiste zu erfüllen. Großen Wert legte er namentlich auch auf die bei den Generalkommandos alljährlich stattfindenden Reisen, weil an diesen zusammengenommen ja eine viel größere Zahl von Offizieren teil nahm, als an der Übung des Großen Generalstabes unter Moltkes persönlicher Leitung. Von den Generalstabschefs der Generalkommandos ließ er sich vor Beginn der Reisen die diesen zu Grunde liegenden Ideen und eine Angabe über ihren beabsichtigten Verlauf einreichen, sah sie durch und sandte sie mit eigenhändigen Abänderungen oder Ratschlägen versehen zurück. Ein Gleiches geschah nach Beendigung der Reisen mit den hierbei gestellten Aufgaben und deren Lösungen. Die bei diesen Gelegenheiten von Moltke gemachten Bemerkungen sind überaus zahlreich und lassen erkennen, wie gründlich er jede einzelne Arbeit durchgesehen hatte. Gesichtspunkte allgemeiner Natur, die ihm hierbei und auf den Reisen des Großen Generalstabes unter seiner

eigenen Leitung entgegen getreten waren, pflegte er dann zusammenzustellen und den Offizieren des Generalstabes zur Kenntnis zugehen zu lassen.

Das erste und zugleich umfangreichste derartige Schriftstück datiert vom März 1858 und enthält die Bemerkungen Moltkes zu den Übungen des Jahres 1857. Es ergibt sich daraus vor Allem das Bestreben, stets das Einfache, Natürliche, Kriegsgemäße in den Vordergrund zu stellen und alles Künstliche zu vermeiden. Immer wieder weist Moltke darauf hin, daß diese Übungen nur dann einen Wert haben können, wenn sie als eine unmittelbare Vorbereitung für die kriegerische Thätigkeit betrachtet werden, d. h. wenn sie der Wirklichkeit möglichst nahe kommen. Ein Vergleich mit unseren heutigen Vorschriften über Truppenführung würde ergeben, daß deren wichtigsten Grundsätze in den Bemerkungen Moltkes bereits mehr oder weniger scharf hervortretend enthalten sind. Insbesondere sei darauf hingewiesen, wie auch Moltke ähnlich seinen Vorgängern an zahlreichen Stellen die Notwendigkeit betont, den Unterführern innerhalb des Rahmens ihrer Befugnis und des augenblicklichen Kriegszwecks möglichste Selbständigkeit zu lassen. Er ist sich bewußt, daß hierdurch die Einheitlichkeit der Handlung nicht nur nicht gefährdet, sondern in allen den Fällen überhaupt erst ermöglicht werde, wo der Oberkommandierende persönlich einzugreifen außer stande ist. Wir werden weiterhin sehen, wie Moltke an diesem Grundsatz überall festgehalten und ihn zum Gemeingut der ganzen Armee zu machen verstanden hat. Daß er ihn nicht selbst erst zu erfinden brauchte, sondern bereits von seinen Vorgängern übernehmen konnte, wird sein Verdienst nicht schmälern; denn erst die Verwirklichung eines guten Gedankens verleiht diesem den wahren Wert.

Im März 1864 fand sich Moltke veranlaßt, eine neue Zusammenstellung seiner inzwischen gemachten Bemerkungen zu den Übungsreisen des Generalstabes herauszugeben, die als Ergänzung der im Jahre 1858 geschriebenen dienen sollte. 1869 folgte dann eine dritte.

Einen ähnlichen Standpunkt, wie bei den Generalstabsreisen, nahm Moltke bei den taktischen Aufgaben ein. Es ist schon darauf aufmerksam gemacht, daß er auch diese bereits von seinen Vorgängern übernommen, aber auch, daß er sie wesentlich vervollkommnet habe. Vor Allem ließ er das rein Formale mehr in den Hintergrund treten und verstand es, den Übungen einen praktischen Wert dadurch zu verleihen, daß er von dem Bearbeiter einen aus der gesamten Kriegslage heraus zu fassenden Entschluß forderte und diesen als das Wesentliche bei der Lösung bezeichnete, während die Angabe der Mittel für die Ausführung bei ihm erst in zweiter Linie in Betracht kam. Der Umstand, daß der Generalstab sämtliche taktischen Aufgaben des Generals v. Moltke nebst den noch vorhandenen Lösungen und Beurteilungen gesammelt und der Armee zugänglich gemacht hat,*) überhebt mich der Notwendigkeit, hier näher darauf einzugehen. Es sei daher zu ihrer gerechten Beurteilung nur auf Folgendes hingewiesen:

Es ist begreiflich, daß der Wert der Aufgaben für die Gegenwart je nach der Zeit ihrer Entstehung ein verschiedener sein muß. Abgesehen von der immer fortschreitenden Entwickelung der Kriegsmittel und deren Einfluß auf die Truppenführung haben sich auch die Ansichten über Ziel und Zweck der letzteren mit der Zeit geändert. Kriegslehre und Kriegführung sind in einem ewigen Wandel begriffen, bei dem 25 Jahre schon einen merkbaren Abschnitt bilden. Auch darf man nicht übersehen, daß in diese Zeit die große Kriegsperiode von 1864 bis 1871 gefallen ist, die unseren Anschauungen über Truppenführung in mancher Hinsicht eine andere Richtung gegeben hat.

So kann man denn einzelnen der Moltkeschen Aufgaben aus den ersten Jahren heute nur noch einen bedingten Wert zuerkennen. Es muß dies, namentlich den jüngeren Offizieren gegenüber, ausdrücklich hervorgehoben werden, damit sie nicht, durch das Gewicht

*) „Moltkes Militärische Werke.“ II. Abteilung, 1. Teil: Taktische Aufgaben. Berlin 1892. E. S. Mittler und Sohn.

der Autorität verleitet, zu irrigen Anschauungen gelangen. Einige der Aufgaben dürften heute weder so gestellt, noch so gelöst werden, wie es geschehen ist, und der verewigte Feldmarschall selbst würde es gewiß weit von sich weisen, sie heute noch als Muster hinzustellen.

Bei den meisten Aufgaben sind uns die Lösungen des Generals v. Moltke erhalten, bei denjenigen vom Jahre 1873 ab vielfach auch die mündlichen Beurteilungen, die der General alljährlich in Gegenwart sämtlicher Offiziere des Generalstabes abzuhalten pflegte. Niemand, der den greisen Strategen hierbei seine Ansichten hat entwickeln hören, wird sich dem bestrickenden und überzeugenden Eindruck haben entziehen können, den seine stets in der mildesten Form geäußerten Bemerkungen hervorbrachten. In jedem der einfachen, ungekünstelten und durchsichtigen Sätze, die aus seinem Munde kamen, sprach sich das abgeklärte Denken eines an den höchsten Fragen der Kriegskunst geschulten Geistes aus. Wohl Wenige gingen von dannen, die er nicht überzeugt und die nicht eine Bereicherung ihres Wissens oder Urteils mit sich genommen hätten.

In diesen Kritiken hat General v. Moltke einen großen Teil seiner Grundsätze über Truppenführung niedergelegt. Sie bilden so in ihrer Gesamtheit gleichsam einen Leitfaden, aus dem man sich fast in allen Lagen Rat holen kann. Dieser ist um so wertvoller, als stets das überzeugende Beispiel daneben steht. Moltke liebte es dabei, an den besonderen Fall anknüpfend auch Fragen allgemeiner Natur zu erörtern, die häufig in das Gebiet der Strategie hinüberspielen. Fast auf jeder Seite findet man in dieser Hinsicht eine Fülle von Anregungen und Belehrungen, und so sind die Aufgaben zu einem der eigenartigsten und wirksamsten Mittel für die Schulung des taktischen Verständnisses in unserer Armee geworden. —

Was die Beschäftigung der Offiziere des Generalstabes mit kriegsgeschichtlichen Arbeiten angeht, so war sie in den Jahren 1857 bis 1859 keine sehr umfangreiche. Es fehlte hierfür teils an Zeit, teils an Kräften, da bei dem knappen Etat des Großen

Generalstabes fast alle Offiziere für die laufenden Geschäfte in Anspruch genommen waren. Es wurden nur einige kleinere Arbeiten verfaßt, die zumeist in dem damals noch vom Generalstabe herausgegebenen Militär-Wochenblatt erschienen sind. Erst der Feldzug 1859 in Italien gab Anlaß zu lebhafterer Thätigkeit auf kriegsgeschichtlichem Gebiet. Da Moltke hierbei persönlich in hervorragender Weise beteiligt war, so behalte ich mir vor, diese Angelegenheit im Zusammenhang mit seiner sonstigen literarischen Thätigkeit weiter unten zu erörtern.

Bevor wir das Wirken Moltkes für die Ausbildung des Generalstabes in den Jahren 1857 bis 1864 verlassen, sei noch nachgetragen, was er in dieser Zeit für die Entwickelung der Organisation der ihm unterstellten Behörde gethan hat.

Schon bald nach Antritt seiner neuen Stellung arbeitete Moltke einen „Entwurf über Avancementsprinzipien des Generalstabes“ aus, den er am 1. Januar 1858 dem Prinzen von Preußen vorlegte. Sein Grundgedanke dabei war der, den Generalstabsoffizieren ein schnelleres Vorwärtskommen in der Armee zu ermöglichen, um dadurch alle hervorragenden Kräfte anzulocken. Der zeitweilige Übertritt in die Front müsse das Mittel hierzu bilden und zugleich die Generalstabsoffiziere in Fühlung mit der Truppe bringen. Der Wechsel zwischen Front- und Generalstabsdienst war zwar auch schon früher Grundsatz gewesen, allein man hatte ihn, wie sich aus Moltkes eigenem Beispiel ergibt, nicht überall mit Nachdruck durchgeführt, und vor Allem, es war damit kein Vorteil verknüpft gewesen. Moltke hatte es aber an sich selbst und Anderen erfahren, wie mühsam, aufreibend und verantwortungsreich die Thätigkeit der Generalstabsoffiziere auch im Frieden ist. Es entsprach daher seiner Ansicht nach durchaus der Gerechtigkeit, wenn ihnen dafür durch rascheres Fortkommen eine gewisse Entschädigung gewährt werde. Seine Vorschläge fanden übrigens die Zustimmung des Prinzen von Preußen und wurden thatsächlich eingeführt. Von welchem Vorteil dieser Umstand für die Bestre-

bungen des preußischen Generalstabes nach immer größerer Vervollkommnung und damit auch für das geistige Leben der ganzen Armee geworden ist, bedarf keiner näheren Ausführung. —

Am 20. Mai 1859 richtete General v. Moltke ein Schreiben an den damaligen Kriegsminister, Generalleutnant v. Bonin, worin er sich für eine Etatserhöhung des Großen Generalstabes um 1 Abteilungschef, 1 Stabsoffizier und 1 Hauptmann zur „Bildung einer militärisch-wissenschaftlichen Abteilung“ aussprach. Er begründete dies, wie folgt: An den Generalstab werde der Anspruch gestellt, daß er den wissenschaftlichen Ruf der Armee vertrete. Er müsse daher tüchtige Geschichtsschreiber, Statistiker, Geodäten und Topographen in seiner Mitte haben und diese aus dem Offizierkorps der ganzen Armee wählen können, ohne Rücksicht darauf, ob sie im Übrigen zur praktischen Ausübung der besonderen Thätigkeit der Generalstabsoffiziere geeignet seien. Wissenschaftliche Vorliebe und Fähigkeit neben dem eigentlich militärischen Talent und körperlicher Ausdauer fänden sich nicht immer vereinigt. Bei der geringen Zahl der Generalstabsoffiziere und ihrem häufigen Wechsel sei es auch mißlich, sie zu einer Thätigkeit zu verwenden, die für ein tieferes Eindringen in eine Wissenschaft und das Fördern von Ergebnissen aus ihr eine längere, ununterbrochene Beschäftigung damit voraussetze. Durch Schaffung einer besonderen wissenschaftlichen Abteilung erreiche man außerdem noch den Vorteil, daß die Besetzung einiger Lehrstühle der Allgemeinen Kriegsschule (Kriegsakademie) sicher gestellt und einem öfteren Wechsel entzogen werde.

Der Kriegsminister lehnte diesen Antrag zwar zunächst wegen Mangels an bereiten Geldmitteln ab, eine Erneuerung desselben aber führte im Jahre 1862 zum Ziel. 1865 wurde dann die militär-wissenschaftliche Abteilung zu einem „Nebenetat des Großen Generalstabes für die zu wissenschaftlichen Zwecken fungierenden Offiziere“ erweitert. Dieser bestand aus 3 Abteilungschefs, 3 Stabsoffizieren und 5 Hauptleuten, die à la suite von Truppenteilen geführt wurden und demnach nicht die Uniform des Generalstabes trugen.

Wir kommen nunmehr zu der zweiten Aufgabe, die dem Chef des Generalstabes der Armee im Frieden zufällt:

Aufstellung der Entwürfe und Vorarbeiten für die Landesverteidigung im weiteren und engeren Sinne, sowie für die Einleitung möglicher Feldzüge.

Die Thätigkeit Moltkes in dieser Hinsicht erstreckte sich in den Jahren 1857 bis 1864 hauptsächlich auf folgende Gebiete:

1. Die Mobilmachung im Jahre 1859.
2. Die Umbildung und Erweiterung der Armee im Jahre 1860.
3. Verhandlungen über eine Änderung der deutschen Bundes-Kriegsverfassung 1860—61.
4. Landesverteidigung im engeren Sinne durch Küstenschutz und Anlage von Befestigungen.

Außerdem würde hierher noch die Ausarbeitung von Feldzugsentwürfen für verschiedene Möglichkeiten eines Krieges gehören, doch läßt sich der Bericht hierüber zweckmäßiger teils bei der Mobilmachung 1859, teils bei der Erörterung der Vorbereitungen für die Feldzüge der Jahre 1864 bis 1870/71 einfügen.

21. Die Mobilmachung im Jahre 1859.

Am Neujahrstage 1859 sagte Napoleon III. bei der Glückwunschkour des diplomatischen Korps in Paris zu dem österreichischen Gesandten, er bedauere, daß die Beziehungen zwischen ihren Regierungen nicht mehr so gut seien, wie früher. Diese wenigen Worte erweckten ein gewaltiges Echo in ganz Europa, da man sie allgemein als Vorläufer einer Kriegserklärung an Österreich ansah. Es ist hier nicht der Ort, des Näheren auszuführen, was den französischen Kaiser veranlaßte, sich gegen Österreich auf die Seite des nach der Vorherrschaft in Italien strebenden Sardiniens zu stellen, — genug, Österreich nahm den Fehdehandschuh auf und begann sofort seine Truppen in der Lombardei zu verstärken. Zugleich versuchte es die deutsche Bundeshilfe für sich zu gewinnen, obwohl diese verfassungsgemäß nicht für die Wahrung des außerdeutschen Besitzstandes eines Bundesgliedes in Anspruch genommen werden durfte.

Prinz Wilhelm von Preußen — der seit dem 7. Oktober die Regentschaft für seinen erkrankten Bruder endgültig übernommen hatte — sah zwar ein, daß Preußen Stellung zu den Ereignissen nehmen müsse, aber nur als Großmacht, nicht als Bundesstaat.*) Rußland, das die feindliche Haltung Österreichs im Krimkriege noch nicht vergessen hatte, zeigte sich dem Wiener Hofe keineswegs geneigt und drohte sogar, gegen jeden einzuschreiten, der

*) Die inneren Beweggründe der preußischen Politik im Jahre 1859 sind, trotz teilweiser Öffnung der Archive, noch so wenig klargestellt, daß wir uns im Folgenden wesentlich auf das Thatsächliche beschränken müssen.

Österreich unterstützen werde, — was natürlich nur auf Preußen gehen konnte. England wollte zwar den Frieden erhalten und suchte zu vermitteln, allein es fand dafür auf beiden Seiten wenig Geneigtheit. Die starke und rührige Kriegspartei in Österreich drängte zum Kampfe, einerseits um den feindlichen Rüstungen, die in Sardinien lebhaft betrieben wurden, zuvorzukommen, andererseits, weil die ungünstigen Finanzen des Kaiserstaates ein Hinausschieben der Entscheidung auf längere Zeit nicht ertrugen.

Im April kam der Erzherzog Albrecht nach Berlin, um den Prinzregenten für ein thatkräftiges Eingreifen zu gewinnen. Er stellte für den Fall, daß Preußen und der Bund ihre Truppen an den Rhein marschieren ließen, ein österreichisches Hilfskorps von 250,000 Mann unter des Kaisers persönlicher Führung in Aussicht. Eine durch Moltke aufgestellte Berechnung ergab jedoch, daß Österreich selbst im günstigsten Falle nicht viel mehr als 90,000 Mann für einen Krieg in Deutschland aufbringen könne. Man wurde daher in Berlin mißtrauisch bezüglich der österreichischen Versprechungen, und zwar umsomehr, als der Erzherzog auf die Frage, wer denn die Führung des gesamten Bundesheeres übernehmen solle, ausweichend antwortete.

Noch während diese Verhandlungen schwebten, ließ die österreichische Regierung am 23. April in Turin ein „Ultimatum“ überreichen, das Entwaffnung forderte oder die Eröffnung der Feindseligkeiten binnen drei Tagen androhte. Damit war der Krieg entschieden. Napoleon setzte sofort den größten Teil seines Heeres auf Kriegsfuß, Rußland machte 4 Armeekorps mobil, um für alle Fälle gerüstet zu sein, Preußen dagegen verhielt sich zunächst neutral. Der Prinzregent erklärte nur, er werde eine Verletzung des deutschen Bundesgebietes Österreichs durch die Franzosen nicht dulden. Als aber Napoleon die Losung: „Italien frei bis zur Adria“ ausgab und die kleineren norditalienischen Staaten Parma, Modena und Toskana sich gegen ihre Regierungen erhoben, wurde der Prinzregent stutzig. So gewaltsame Veränderungen in Italien, die den europäischen Besitzstand erheblich verändern und die Über-

macht Frankreichs noch vermehren mußten, waren durchaus nicht nach seinem Sinne. Er bereitete sich daher vor, zu einer bewaffneten Vermittlung zu schreiten, für die der günstigste Augenblick gekommen sein mußte, wenn die Franzosen soviel Streitkräfte nach Italien geschafft hatten, daß Preußen am Rhein mit entschiedener Überlegenheit den Kampf aufnehmen konnte. Die preußische Armee wurde Ende April zunächst in „Kriegsbereitschaft“ gesetzt, d. h. es fanden Pferdeankäufe statt, der Friedensstand wurde erhöht, Vorbereitungen zu Transporten nach der Grenze wurden getroffen u. s. w. Die wirkliche Mobilmachung und die Aufstellung einer Armee am Rhein unterblieben dagegen auch jetzt noch. Man wollte warten, bis die Hauptmacht der französischen Armee in Italien gefesselt sei, um dann mit entschiedener Überlegenheit an der Westgrenze auftreten zu können.

Inzwischen hatte das österreichische Heer in Italien unter General Graf Gyulay am 29. April mit 112,000 Mann den Tessin überschritten und sich gegen die schwache sardinische Armee gewandt. Da zu dieser Zeit erst ein kleiner Teil der französischen Hilfstruppen in Piemont eingetroffen war, so glaubte alle Welt bald von einem österreichischen Siege zu hören. Allein Gyulay blieb nach Besetzung der Provinz Lomellina stehen und ließ den Franzosen Zeit, heranzukommen.

Der Prinzregent von Preußen war mittlerweile einen Schritt weitergegangen. Er hatte Österreich anbieten lassen, auch für die Erhaltung des österreichischen Besitzstandes in Italien einzutreten, wenn man ihm in Deutschland die volle Verfügung über die Streitkräfte des Deutschen Bundes in einem Kriege gegen Frankreich übertrage. Anfangs lehnte man dies in Wien ab, als aber die französische Armee in Italien auf 150,000 Mann anwuchs, gab man nach, verlangte jedoch von Preußen einen schriftlichen Vertrag über dessen Hilfeleistung. Hierzu wollte sich indes der Regent nicht verstehen, da er immer noch an der Absicht einer Vermittlung festhielt, und diese aussichtslos wurde, wenn er offen auf Österreichs Seite trat. Doch befahl er am 14. Juni die Mobil-

machung von 6 preußischen Armeekorps (des Garde-, III., IV., V., VII. und VIII. Korps) und stellte am Bunde den Antrag auf Bildung eines Beobachtungskorps von 60,000 Mann aus den süddeutschen Bundestruppen.

Der Krieg in Italien hatte inzwischen einen für die Österreicher ungünstigen Verlauf genommen. Am 4. Juni war die Schlacht bei Magenta verloren, die Lombardei war geräumt und das Heer hinter den Mincio zurückgenommen worden. Kaiser Franz Joseph übernahm jetzt selbst den Oberbefehl, ernannte den General v. Heß zu seinem Generalstabschef und ließ weitere 40,000 Mann zur Armee stoßen. Aber am 24. Juni erlitt diese bei Solferino eine zweite Niederlage An demselben Tage hatte der Prinzregent von Preußen den Befehl zur Mobilmachung des Restes seiner Armee erlassen und am Bunde die Zusammenziehung auch der beiden norddeutschen Bundeskorps beantragt. Zugleich erklärte er in London und Petersburg den Beginn seiner bewaffneten Vermittlung zur Erhaltung des vollen österreichischen Besitzstandes. Jetzt schien der Augenblick gekommen, wo Preußen hoffen durfte, in kriegerischer Beziehung den Ausschlag zu geben und dadurch auch in Deutschland eine seiner Macht entsprechende Stellung zu erringen.

Aber Napoleon hatte die von Preußen drohende Gefahr rechtzeitig erkannt und beschlossen, den Krieg in Italien zu beenden. Er ließ dem Kaiser Franz Joseph einen Waffenstillstand anbieten. Wohl weniger die militärische Lage — denn noch befand sich das Festungsviereck (Verona, Peschiera, Mantua, Legnago) in den Händen der Österreicher — als vielmehr die Furcht vor dem Machtzuwachs Preußens bestimmten den österreichischen Kaiser, den Vorschlag Napoleons anzunehmen. Am 8. Juli kam ein mehrwöchentlicher Waffenstillstand zu Stande, und bereits am 11. Juli wurde in einer persönlichen Zusammenkunft der beiden Monarchen zu Villafranca ein vorläufiger Friede geschlossen. Eben sollten in Preußen am 15. Juli die Beförderungen der Truppen nach dem Rhein beginnen, als die Nachricht von dem Friedensschluß eintraf.

Die Anordnungen wurden nun rückgängig gemacht, die Armee verblieb aber zunächst auf dem Kriegsfuße.

Man hat Preußen den Vorwurf gemacht, daß es damals, ebenso wie 1851, die Gelegenheit versäumt habe, durch einen raschen, entscheidenden Schritt, sei es für sei es gegen Österreich, sich an die Spitze Deutschlands zu stellen. Allein gegen Österreich hätte es auch Süddeutschland zum Feinde gehabt und den Makel französischer Beihilfe auf sich geladen, der nach der ganzen Vergangenheit Preußens unerträglich gewesen wäre. Ein entschiedenes, frühzeitiges Eintreten für Österreich aber hätte sicher die Einmischung des Auslandes, namentlich Rußlands herbeigeführt und selbst im günstigen Falle doch für Preußen nur geringe Vorteile gebracht, da die Zerfahrenheit der deutschen Verhältnisse und die Mißgunst der anderen Staaten dies nicht zugegeben hätten. Freilich erntete man auch jetzt in Berlin von keiner Seite Dank. Die österreichische Regierung erhob öffentlich gegen Preußen die Anklage, sie habe die Lombardei opfern müssen, weil sie von ihrem nächsten Bundesgenossen im Stiche gelassen worden sei, und auch in Süddeutschland war die Stimmung gegen den nördlichen Nachbar gereizt.

Während dieser ganzen Zeit kriegerischer Verwickelungen war General v. Moltke zu angestrengter Thätigkeit berufen gewesen. Zu den wichtigsten Aufgaben des Chefs des Generalstabes der Armee im Frieden gehören neben der Aufstellung des Mobilmachungsplanes (diese in Verbindung mit dem Kriegsministerium) auch die Ausarbeitung der Entwürfe für die erste Aufstellung der Armee unter den verschiedensten politischen Gesichtspunkten und die Vorbereitungen für den Transport der Truppen in das Aufmarschgebiet. Diese Arbeiten müssen beim Beginn eines Krieges bereits völlig fertiggestellt sein, da sie viel Zeit in Anspruch nehmen. Sie erfordern eine genaue Kenntnis des eigenen und der feindlichen Heere, der Beschaffenheit des voraussichtlichen Kriegsschauplatzes sowie der zur Verfügung stehenden Transportmittel. Grobe Versehen oder Irrtümer, die dabei vorkommen, können fast niemals

wieder gutgemacht werden, oft nicht im Verlauf eines ganzen Feldzuges. Besonders gilt dies von dem Aufmarsch an der Grenze. Er bildet die Grundlage für die ersten Bewegungen des Heeres, die meist für die glückliche oder unglückliche Einleitung des Feldzuges entscheidend sein werden. Die Entwürfe bedürfen außerdem einer fortlaufenden Ergänzung und Umarbeitung, da ihre Voraussetzungen häufig wechseln, z. B. durch Neuanlage von Straßen, Eisenbahnen und Brücken, durch Festungsbauten, Änderungen in der Organisation der Heere, Verschiebungen der politischen Verhältnisse u. s. w. Die Gesamtlast aller dieser Arbeiten ruht natürlich nicht allein auf den Schultern des Chefs des Generalstabes der Armee, sie verteilt sich vielmehr auf verschiedene Mitarbeiter, sowohl beim Großen als auch beim Truppengeneralstab. Nur die Aufstellung des Entwurfes für den Aufmarsch der Armee in großen Zügen ist allein Sache des Chefs, da sie durchaus nach einheitlichen Gesichtspunkten geschehen muß.

Dieser Aufgabe für den Fall eines Krieges Preußens gegen Frankreich hatte sich General v. Moltke bald nach Antritt seines neuen Amtes unterzogen. Die Ereignisse von 1859 trafen ihn daher nicht unvorbereitet. Schon im Herbst 1857, als bei der Bundesversammlung in Frankfurt a. M. eine Beratung über die Besatzungsverhältnisse der Bundesfestung Rastatt bevorstand, hatte Moltke auf Wunsch des damaligen Kriegsministers Grafen v. Waldersee am 28. November 1857 eine Denkschrift über das Mitbesatzungsrecht Preußens in Rastatt verfaßt, in der auch die Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich in Betracht gezogen wurde. Er sagt hierin Folgendes:

„Deutschlands militärische Grenze gegen Frankreich zerfällt in zwei Hauptabschnitte: die durch ihre Festungen außerordentlich starke Rheinlinie von Wesel bis Mainz und die nur durch Germersheim, Rastatt und den Schwarzwald geschützte Strecke von Mainz bis zur Schweiz. In einem Kriege Frankreichs gegen Deutschland bleibt es immer wahrscheinlich, daß der Hauptangriff auf der Linie Straßburg-Ulm geführt werden wird, während man

versucht, die preußischen Streitkräfte durch eine untergeordnetere Machtentwickelung, von Metz und Valenciennes aus, am unteren Rhein zu beschäftigen. Denn abgesehen von der Neutralität Belgiens und dem Verhalten des Königreichs der Niederlande stellt dem weiteren Vordringen in Norddeutschland der Festungsgürtel am Rhein ein schwer zu überschreitendes Hindernis entgegen. Die Leichtigkeit hingegen, mit welcher Frankreich eine sehr bedeutende Truppenmasse bei Straßburg versammeln kann, selbst der beabsichtigte Bau einer stehenden Brücke dort über den Rhein, die Zersplitterung Süddeutschlands in kleine Staaten und vor allem die Isoliertheit des 7. und 8. deutschen Bundeskorps*) lassen anfängliche Erfolge gerade auf diesem Kriegsschauplatze nicht bezweifeln.

„Das Verhalten Preußens bei einem Angriff Frankreichs ist durch die Verhältnisse ziemlich fest vorgeschrieben: Zwei Armeekorps, deren rechtzeitige Mobilmachung vorausgesetzt wird, werden das vorteilhafte Terrain des linken Rheinufers dem Gegner streitig machen, bis die Masse unserer Streitkräfte und das 10. Bundeskorps**) zwischen Köln und Mainz konzentriert sind. 200,000 Mann geben dann die Möglichkeit, Jülich und Saarlouis zu entsetzen und eine Offensive zu ergreifen, sei es auf dem rechten oder linken Rheinufer, welche sogleich jedem Vordringen des Feindes in Süddeutschland Halt gebietet. Diese Anschauung der Dinge, zugleich das feste Vertrauen auf Preußens Kraft und guten Willen waren es, welche 1831 die süddeutschen Staaten bestimmten, mit vorläufiger Aufgebung des ganzen eigenen Gebietes das 7. und 8. Bundeskorps eintretendenfalls nicht nach dem Lech, sondern nach dem Main zurückzudirigieren, wo dann ein Heer von mindestens 300,000 Mann vereint stand, während ein preußisches und das 9. Bundeskorps***) sich bei Bamberg als Reserve sammelten.

„Die Verhältnisse haben sich seitdem geändert. Die Ge-

*) Gebildet aus den süddeutschen Truppen.

**) Gebildet aus dem hannoverschen und den kleineren norddeutschen Kontingenten.

***) Gebildet aus Sachsen, Kurhessen und Nassau.

sinnung gegen Preußen ist nicht mehr dieselbe geblieben, Oesterreichs Einfluß in Deutschland gewachsen. Schon seit 1853 dringt Österreich für den Fall, daß ein Angriff von Frankreich droht, auf eine für ganz Deutschland gemeinsame sog. Centralstellung am Main. Das 7. und 8. Bundeskorps sollen sich aus Bayern, Württemberg, Baden und Großherzogtum Hessen zwischen Germersheim, Rastatt und Stuttgart versammeln, das Kriegstheater am mittleren Rhein durch verschanzte Lager, deren Bau auf zwölf Millionen Gulden veranschlagt wurde, zubereitet werden. Dort will Österreich mit angeblich 150,000 Mann in kürzester Frist hinzustoßen und mit 50,000 Mann Reserven nachfolgen. Mit der Aufstellung der preußischen und des 9. und 10. Bundeskorps erklärte man sich dabei einverstanden. Offenbar sind dies jedoch zwei Centralstellungen mit ganz divergenten Rückzugslinien. Immer wird Preußen sein eigenes Armeekommando und sein gesondertes Kriegstheater haben, welches für die Defensive durch den Main begrenzt bleibt. . . . .

„Ist Frankreich zu einem Angriff auf Deutschland entschlossen, so wird dieser auch den Charakter der Überraschung tragen. Zwischen Paris und der Nordostgrenze garnisonieren schon im Frieden gegen 150,000 Mann, Straßburg steht mit Metz, Paris und Lyon in Eisenbahnverbindung und liegt fast nur halb so weit von Stuttgart, wie München und Nürnberg. Die südliche Centralstellung zwischen Stuttgart und Rastatt-Germersheim dürfte daher als Sammelpunkt viel zu nahe der feindlichen Grenze gelegen sein. Nur wenn Österreich schon vor oder doch bei Ausbruch des Krieges ein Heer am oberen Rhein aufstellt, können die süddeutschen Staaten hoffen, ihr Ländergebiet direkt zu schützen. Findet eine solche Aufstellung nicht statt, so kommt die Rückwärtsbewegung des 7. und 8. deutschen Bundeskorps günstigenfalls bei Ulm, vielleicht erst hinter dem Lech oder weiter rückwärts zum Stehen. — Eine leidenschaftslose Erwägung dürfte daher auch die süddeutschen Regierungen zu der Überzeugung zurückführen, daß die nächste Hilfe bei Preußen liegt, und daß der nächste Rückzug nicht östlich, sondern nördlich nach dem Main gerichtet sein muß. . . . .“

Im Oktober 1858 hatte sich General v. Moltke von Neuem mit der Frage der Verwendung der preußisch-deutschen Streitkräfte in einem Kriege gegen Frankreich beschäftigt. In der Denkschrift, die dabei entstand, suchte er zunächst das Verhältnis Deutschlands zu seinen kleineren Nachbarstaaten festzustellen. Es heißt darin: „Es ist nicht möglich, das Verhalten zweier großen Mächte bei Ausbruch eines Krieges gegen einander auch nur in den allgemeinsten Umrissen festzustellen, ohne zugleich die militärisch-politische Lage der dem Kriegstheater zunächst liegenden kleineren Staaten ins Auge zu fassen. Bei einem Kampfe Frankreichs gegen Deutschland sind dies die Niederlande, Belgien, die Schweiz und Sardinien.“

Moltke bespricht nun das Verhältnis jedes dieser Staaten zu Deutschland im Einzelnen und sagt dabei etwa Folgendes: Holland liegt außerhalb des wahrscheinlichen Kriegsschauplatzes; es kommt nur insofern in Betracht, als es freundlich oder feindlich gegen Belgien auftreten kann. Die Natur des Landes weist es auf eine defensive Haltung hin, auch gestattet ihm die Vernachlässigung seiner Landmacht keine Offensive. Unter solchen Umständen ist nicht anzunehmen, daß Holland sich gegen Deutschland erklären würde, um mit Frankreichs Hilfe Belgien oder einen Teil davon zurückzugewinnen. Es wird vielmehr voraussichtlich neutral bleiben.

Belgien hat den einzigen Feind für seine Selbständigkeit in Frankreich zu suchen. Würde seine Neutralität von Frankreich beachtet, so wäre der größte Teil unserer Westgrenze gesichert. Freilich kann Frankreich ein Heer auch unmittelbar an unserer Grenze bei Metz versammeln. Wenn es aber überhaupt gegen den Niederrhein vorgehen will, so muß es Belgien besetzen und sich diesen Staat zum Feinde machen. Belgien will nun zum Schutze seiner Neutralität eine Armee von 100,000 Mann aufstellen, die in einem verschanzten Lager bei Antwerpen so lange Stand halten soll, bis Hilfe von Außen eintrifft. Eine solche Hilfe ist aber weder von Holland, noch von England zu erwarten — letzteres ist zur Zeit mit allen seinen Kräften in Indien in Anspruch genommen —

sie kann vielmehr nur von Preußen kommen. Für einen solchen Zweck ist freilich Antwerpen schlecht gewählt, denn es liegt zu weit entfernt von der preußischen Grenze; Namur wäre der bessere Ort gewesen. Immerhin wird ein französischer Angriff gegen den Niederrhein bedeutende Kräfte vor Antwerpen stehen lassen müssen und daher erheblich geschwächt unsere Grenze erreichen.

Sardinien ist auf dem Pariser Frieden (1815) als ein Bollwerk gegen künftige Angriffe Frankreichs auf Deutschland, besonders Österreich, betrachtet und dementsprechend hergestellt worden. Es ist aber inzwischen längst über diese Rolle hinausgewachsen und hat sich zum Vorkämpfer der italienischen Einheitsbestrebungen gemacht. Gestützt auf eine gute Armee wartet es nur auf eine Gelegenheit, um der Herrschaft Österreichs in Oberitalien ein Ende zu machen. Österreich muß daher hier an seinen südlichen Grenzen stets eine bedeutende Streitmacht bereithalten, die ihm natürlich in Deutschland im Falle eines Krieges mit Frankreich fehlen wird.

Die Schweiz ist für Deutschland gleichfalls von großer Bedeutung. Würde sie von einem französischen Heer besetzt, so schöbe dieses sich zwischen Deutschland und die Lombardei. Die anfängliche Verteidigungslinie der österreichisch-deutschen Streitkräfte gegen Frankreich wäre dann nicht mehr der Rhein und der Tessin, sondern die Iller und der Mincio, denn Rhein- und Tessinlinie wären umgangen. Allein die Schweiz wird voraussichtlich ihre Neutralität verteidigen und besitzt dazu ein brauchbares Heer von fast 100,000 Mann. Frankreich muß sich daher jedenfalls sehr besinnen, bevor es sich zu einer gewaltsamen Verletzung der schweizer Neutralität entschließt.

Moltke faßt nun seine bisherigen Erwägungen in folgenden Worten zusammen: „Wenn die Politik der sardinischen Regierung eine mit der des österreichischen Kabinets unvereinbare, wenn andererseits das Königreich der Niederlande zur militärischen Unbedeutenheit herabgesunken ist, so läßt sich dagegen nicht verkennen, wie wichtig es ist, schon im Voraus ein freundliches Verhältnis mit Belgien und der Schweiz anzubahnen. Es handelt

sich dabei um nichts Geringeres als die Frage: ob Deutschland bei einem Kriege mit Frankreich zwei Armeen von 100,000 Mann für oder gegen sich haben soll, und ob wir die Linien von Luxemburg bis Basel oder von Ostende bis Genf zu verteidigen haben werden."

Die Denkschrift fährt dann bezüglich des Verhältnisses Deutschlands zu Frankreich fort: „Deutschland mit seinen beiden Großmächten stellt über eine Million Soldaten auf. Zieht man nur die Ziffern in Betracht, so wird man zu dem Schluß berechtigt sein, daß Frankreich allein bei Weitem nicht stark genug ist, um einen Krieg gegen Deutschland zu führen. Und diese Behauptung ist auch vollkommen begründet, wenn man die Einigkeit oder wenigstens die schließliche Einigung Deutschlands, d. h. Österreichs und Preußens, voraussetzen darf. In dem Zusammenhalten der beiden deutschen Großmächte liegt die größte Gewähr für den Frieden Europas und, wenn zwingende Verhältnisse dennoch den Krieg ausbrechen lassen, für dessen glücklichen Ausgang. Um den gewaltigen Kampf mit dem germanischen Zentrum Europas aufzunehmen, zu welchem schließlich wohl auch England noch hinzutreten könnte, bedarf es für Frankreich vielleicht noch eines vorbereitenden Schrittes: der Erweiterung seiner Machtstellung im romanischen Westen.

„Die Lage der italienischen Halbinsel gewährt hierzu eine Gelegenheit, die Frankreich nicht unbenutzt lassen wird, sobald seine inneren Verhältnisse es ratsam erscheinen lassen, die Thätigkeit der Parteien nach außen zu beschäftigen. Durch eine bewaffnete Einmischung in die italienischen Verhältnisse bedroht Frankreich zunächst weder Preußen noch die Masse der deutschen Bundesländer unmittelbar. Das Unternehmen ist direkt nur gegen Österreich gerichtet, und zwar nur gegen das außerdeutsche Österreich. Frankreich beansprucht dabei vielleicht nicht einmal eine Gebietserweiterung, es kämpft angeblich für nationale Ideen, und es gilt nur, Italien wieder herzustellen.

„Wie schwach auch Süddeutschland durch seine Geteiltheit

ist, Frankreich wird dort, zwischen Österreich und Preußen, immer zunächst keine Gebietserweiterung, sondern wie in Italien nur Einfluß, Machtstellung und Protektorat suchen. Dagegen wird es seine ganze Kraft zur Wiedererlangung der nie verschmerzten Rheinlinie konzentrieren. Und diesem gewaltigen Andrang wird Preußen dann vielleicht allein zu widerstehen haben, wenn Österreich, aus Italien verdrängt, weder den Willen noch die Macht mehr besitzt, zu einem neuen Feldzug zu rüsten. Preußens Machtstellung in Deutschland kann durch die Rivalität Österreichs in ruhigen Zeiten zurückgedrängt werden, ernste Verwickelungen müssen sie stets wieder zur vollen Geltung bringen. Antwortet Preußen auf die Bedrohung Österreichs in Italien durch Aufstellung seines Heeres am Rhein, so können auch die kleineren deutschen Staaten ihre Mitwirkung zu dem gemeinsamen Kampf nicht versagen, welcher dann sogleich für Frankreich bedrohliche Dimensionen annimmt."

Die Denkschrift behandelt dann weiterhin im II. Teil die „Erste Aufstellung der preußischen Armee eventuell in Verbindung mit den deutschen Bundeskorps". Der Hauptgedankengang dabei ist folgender: Nach Zurücklassung von Beobachtungstruppen an der Ostgrenze werden alle gegen Frankreich verfügbaren Streitkräfte in drei größeren Gruppen aufgestellt, von denen die erste am unteren Rhein die Verteidigung der Rheinprovinz und ihrer Festungslinien übernimmt, die zweite am Main die eigentliche Offensivarmee bildet, die dritte an der Saale in Reserve gehalten wird, um je nach dem Verhalten des Feindes die erste oder zweite zu verstärken.

1. Die Armee am Niederrhein besteht aus dem VII. und VIII. preußischen Korps, die sich dort schon im Frieden befinden, sowie dem III. preußischen und dem 10. Bundeskorps. Letztere beiden können am 30. bezw. 44. Mobilmachungstage bei Düsseldorf eintreffen. Es sind also am Niederrhein in etwa vier Wochen 100,000 Mann preußischer und in sechs Wochen 135,000 Mann deutscher Truppen vereinigt, die gestützt auf die Rheinlinie jede

feindliche Operation zum Stehen bringen werden. Die Verhältnisse in Belgien müssen entscheiden, ob es notwendig ist, das VII. Korps nach Aachen, das VIII. nach Trier vorzuschieben, oder ob es angängig sein wird, die Grenze nur zu beobachten und mit vereinigter Macht dem von Metz her drohenden feindlichen Einfall an der Mosel zu begegnen, d. h. ihm in die Flanke zu fallen.

2. Die Armee am Main ist zu bilden aus dem IV., V. und VI.*) preußischen Korps und dem 9. Bundeskorps. Sie kann mit 86,000 Mann preußischer bezw. 120,000 Mann deutscher Truppen am 42. Tage versammelt sein. Treten auch das 7. und 8. Bundeskorps dazu, so wächst diese Armee auf 200,000 Mann. Sie deckt durch ihre Aufstellung am Main mittelbar auch das süddeutsche Gebiet, da der Gegner es nicht wagen kann, an ihr vorüber etwa von Straßburg nach Osten zu marschieren.

3. Die Reservearmee an der Saale besteht aus dem II. und Gardekorps, 66,000 Mann, die sich bei Halle und Weißenfels bis zum 46. Mobilmachungstage versammeln. Von hier können sie in gleich kurzer Zeit Düsseldorf, Frankfurt oder Bamberg erreichen.

Diese Ausführungen Moltkes geben uns zwar Aufschluß über die beabsichtigte erste Aufstellung der preußisch-deutschen Streitkräfte, aber es ist aus ihnen nur zum Teil ersichtlich, in welcher Art und Richtung die Armee nach dem Aufmarsch verwendet werden sollte. Es fehlt also noch das, was man gewöhnlich den „Operationsplan“ nennt. Der Leser wird diesen nicht mit dem sogenannten „Kriegsplan“, d. h. der Feststellung des Verlaufs eines ganzen Feldzuges, verwechseln. Letzterer läßt sich, selbst wenn man die entschiedene Überlegenheit über den Gegner besitzt, nur in ganz großen Zügen im Voraus bestimmen, da er immer von dem Gang der Ereignisse abhängig bleibt. „Je n'ai jamais eu un plan d'opération“, ist ein bekannter Ausspruch Napoleons I.

*) Die 12. Division des VI. Korps sollte an der Ostgrenze zurückbleiben.

Damit meint er freilich den „Kriegsplan“ und will wohl nur dasselbe ausdrücken, was General v. Moltke in dem Generalstabswerk über den Feldzug 1870—71 gesagt hat: „Nur der Laie glaubt in dem Verlaufe eines Feldzuges die voraus geregelte Durchführung eines in allen Einzelheiten festgestellten und bis an das Ende eingehaltenen Planes zu erblicken. Gewiß wird der Feldherr seine großen Ziele stetig im Auge behalten, unbeirrt darin durch die Wechselfälle der Begebenheiten, aber die Wege, auf welchen er sie zu erreichen hofft, lassen sich weit hinaus nie mit Sicherheit vorzeichnen.“

Etwas anders verhält es sich mit dem Operationsplan, oder, um wieder einen Moltkeschen Ausdruck zu gebrauchen, mit der „Feststellung der ersten Bewegungen einer Armee bis zum Zusammenstoß mit dem Feinde“. Hier sind die Voraussetzungen im Allgemeinen bekannt und keinem plötzlichen Wechsel unterworfen. Ihre Grundlage bilden Mobilmachung und strategischer Aufmarsch der beiderseitigen Heere. Diese sind für die eigenen Truppen bereits im Frieden bis ins Einzelne ausgearbeitet; aber auch bei der feindlichen Armee lassen sich die maßgebenden Verhältnisse zum größten Teil übersehen. In Bezug auf die Anordnung der ersten Bewegungen nach Eröffnung der Feindseligkeiten besteht daher für den Feldherrn noch die Möglichkeit einer vorherigen Feststellung. Erst wenn ein entscheidender Zusammenstoß mit dem Feinde erfolgt ist, der die Kriegslage wesentlich verändert, werden neue Entschlüsse nötig.

Die Absichten nun, die General v. Moltke bezüglich der ersten Verwendung der preußischen Streitkräfte im Jahre 1859 verfolgte, lassen sich zwar zum Teil schon aus dem oben mitgeteilten im Jahre 1858 entworfenen Aufmarsch entnehmen. Noch deutlicher aber hat er sich darüber in einer im Frühjahr 1860 verfaßten Denkschrift ausgesprochen, die ja allerdings erst nach den Ereignissen von 1859 niedergeschrieben ist, die aber gerade deshalb wohl die Gedanken enthält, nach denen er gehandelt haben würde, wenn es zum Kriege mit Frankreich gekommen wäre. Diese Denk-

schrift ist eine der vorzüglichsten, die Moltke geschrieben hat; eine Fülle von Ideen teils politischer, teils militärischer Natur ist in ihr niedergelegt. Zunächst wird wiederum das Verhältnis Preußens zu seinen Nachbarstaaten (auch Rußland) einer Erwägung unterzogen und dann die Frage berührt, ob Frankreich im stande sei, eine Landung stärkerer Truppenmassen an der preußischen Küste auszuführen. Moltke verneint diese Möglichkeit und sagt, Frankreich werde wohl nie eine Hauptoperation auf die See gründen, solange es eine Landbasis dafür zur Verfügung habe.

Es wird nun weiterhin erwogen, aus welcher Richtung ein französischer Angriff zu Lande zu erwarten sei. Es heißt da (auszugsweise): „Für den französischen Angriff lassen sich vier Kombinationen denken:

1. Mit Vermeidung belgischen und süddeutschen Gebietes ausschließlich gegen Preußen.“ (Diese Operation wird als sehr unwahrscheinlich bezeichnet, da sie auf einer nur zehn Meilen breiten Front erfolgen müsse und von Mainz her leicht flankiert und zum Stehen gebracht werden könne.)

„2. Frankreich respektiert die belgische Neutralität und geht direkt gegen die Mosel und durch Süddeutschand gegen den Main vor. — Dieser Angriff ist aus politischen Gründen unwahrscheinlich, weil Frankreich die Rheinprovinz dauernd nicht behaupten kann, ohne Belgien zu besitzen“. (Es wird nun ausgeführt, daß die Franzosen mit zwei Heeren von Metz bezw. Straßburg vorgehen könnten.) „Diese Kombination gestattet, unsere gesamten Streitkräfte zwischen Coblenz und Frankfurt zu konzentrieren. Wir vermögen in der Defensive den Rhein oder den Main zu behaupten, je nachdem wir durch Mainz oder Coblenz offensiv mit überlegenen Kräften gegen das eine oder das andere der beiden feindlichen Heere vorgehen.

„Trier würde der Aufstellungspunkt für die bereitesten unserer Streitmittel sein. Die Mosel und ihre Zuflüsse sichern den Rückzug dieser Korps auf Coblenz oder Köln, wenn sie der Überlegenheit weichen mußten. Sobald unsere Streitkräfte versammelt sind, würde die Rheinarmee möglichst verstärkt gegen Trier vorgehen,

die Mainarmee, einstweilen hinter dem Main, nötigenfalls hinter der Lahn und der Sieg, sich auf die Defensive beschränken oder selbst auf das linke Rheinufer zurückweichen. Die Offensive unserer Rheinarmee von der Mosel aus wird die Operation der Franzosen am rechten Rheinufer schon bald zum Stehen bringen.

„Dies Verfahren liegt am meisten in rein preußischem Interesse, es sichert am besten unser eigenes Gebiet. Am rechten Rheinufer müßte der Feind schon bis über die Lahn vordringen, bevor er dies Gebiet erreicht. Hätten die süddeutschen Kontingente sich unserer Mainarmee angeschlossen, so würde diese dadurch eine solche Stärke erlangen, daß sie der Armee von Straßburg bei Weitem überlegen wäre und ihrerseits statt zurückzuweichen, gegen den Neckar vorrücken könnte. Sie würde den Feind auf Straßburg zurücktreiben und über Mannheim und Germersheim in Verbindung mit unserer Rheinarmee treten, event. dieselbe degagieren, wenn sie auf die Mosel zurückgeworfen wäre.

„3. Frankreich geht durch Belgien gegen Preußen vor, ohne das übrige Deutschland zu berühren. — Dieser Fall ist wohl denkbar, wenn unter dem Vorwande, daß Preußen den Kampf provoziert hat, Süddeutschland, sich an Österreich oder selbst vielleicht an Frankreich anlehnend, sich neutral erklärt. 55,000 Mann aus Lyon und Toulouse würden, bei Straßburg versammelt, zur Beobachtung einstweilen genügen. Aus Paris, Tours und Lille würden

bei Lille . . . . 145,000 Mann,

aus Nancy, Châlons und Algier

bei Metz . . . . 120,000 Mann,

versammelt werden können.

„Die Franzosen sind genötigt, Belgien zu besetzen, das belgische Heer in Antwerpen festzuhalten, vielleicht auch die Holländer hinter der Waal zu beobachten; sie werden kaum 100,000 Mann stark bei Aachen eintreffen. Die Armee von Metz hat Luxemburg und Saarlouis einzuschließen, Mainz, Coblenz zu beobachten, und schließlich werden kaum noch 200,000 Mann verfügbar bleiben,

welche gegen den Rhein vordringen. Da in diesem Falle unsere linke Flanke gesichert ist, so kann auch die Mainarmee zur Verteidigung des Rheines herangezogen werden, und wir würden vor der Vereinigung der Armee von Metz und Lille im stande sein, gegen die eine oder die andere aus Coblenz oder Köln mit großer Überlegenheit die Offensive zu ergreifen. Am vorteilhaftesten erscheint es, wenn wir an der Mosel den Verteidigungskrieg führen, auf Köln und Wesel basiert gegen den über Aachen vorrückenden Gegner herfallen, um durch einen Sieg die Belgier aus Antwerpen zu befreien.

„4. Frankreich greift Belgien, Preußen und Deutschland an. — Dies ist der wahrscheinlichste Fall. Es liegt in dem Kriege gegen Preußen eine solche Gefahr für Belgien und Deutschland, daß Frankreich auf eine dauernde Neutralität derselben doch nicht rechnen darf. Beide gewinnen Zeit, ihre Rüstungen zu vollenden, und ein Umschwung ihrer Politik kann dann höchst gefährlich werden . . . . . Müssen also Belgien und Deutschland doch durch besondere Heere bewacht werden, so erscheint es vorteilhaft für Frankreich, diese lieber gleich etwas stärker zu bemessen und alsbald offensiv vorzugehen, dadurch die Versammlung der feindlichen Streitkräfte zu zersprengen, Land zu erobern, den Krieg aus fremden Mitteln zu ernähren und eine größere Basis zu gewinnen.

„Den Franzosen muß es vor Allem darauf ankommen, das preußische Heer, als den Schwerpunkt der deutschen Macht, zu erreichen und niederzuwerfen. Ein Vorrücken an den Main zersprengt die Versammlung der süddeutschen Kontingente und gefährdet den strategischen Aufmarsch der preußischen Armee, welcher in dieser Richtung nicht durch eine starke Festungslinie gesichert ist. Es kann daher für Frankreich keine vorteilhaftere Operation geben, als möglichst stark und rasch am unteren Main aufzutreten. Zur Deckung ihrer linken Flanke wird eine schwächere Armee gegen die Mosel, und um durch Belgien gegen uns vorzudringen, eine starke gegen die Maas vorgehen müssen, welche letztere das Ziel der französischen Bestrebungen unmittelbar in Besitz zu nehmen

hat und zugleich einen Teil des preußischen Heeres vom Main abzieht."

Gegen Schluß der Denkschrift faßt Moltke seine Absichten noch einmal zusammen: „Im Großen genommen würden wir am Rhein defensiv, vom Main aus offensiv zu verfahren haben. Mit der Defensive ist indes nicht ein passives Zuwarten gemeint. Vier Festungen ersten Ranges verleihen dem Rhein nicht nur eine ungemeine Widerstandsfähigkeit, sondern ermöglichen auch die Freiheit des Uferwechsels. Der Verteidiger kann ungefährdet seine Basis von dem einen auf das andere Ufer verlegen. Hat der Angreifer den Übergang wirklich an einer Stelle erzwungen, so sieht er im nächsten Augenblick schon wieder alle seine Verbindungen bedroht. Die Belagerung der Festungen ist dabei unmöglich. Mosel und Erft, Lahn und Sieg bilden an beiden Ufern Abschnitte, gegen welche der Feind sich entwickeln muß, während wir den Angriff annehmen oder ihm ausweichen können . . . .

„Am Main ist der ganze Rest unserer Streitmacht zu konzentrieren. Ein Heer am Main, welches stark genug ist, um die Offensive zu ergreifen, sichert zugleich Süddeutschland und die östlichen Provinzen unserer Monarchie, nur muß der eventuelle Rückzug nicht auf diese, sondern auf die Rheinprovinz gedacht werden. Mögen die Franzosen von Straßburg aus auf Würzburg, Nürnberg oder selbst auf Ulm vorgehen, — solange wir am Rhein festhalten, wird unser Vordringen vom Main aus ihre Verbindungen, jedes Gefecht ihre Flanke bedrohen. Ein tieferes Eindringen des Feindes nach Franken oder Schwaben ist unmöglich, bevor er einen großen Sieg erfochten. Er wird unwiderstehlich von unserer Flankenstellung am Main angezogen, er muß sie angreifen. Die rechte Flanke dieser Stellung ist wegen der Festung Mainz unangreifbar, und um weiter oberhalb am Main an dieselbe zu gelangen, muß der Gegner alle seine Verbindungen gefährden . . . . . Wir dürfen am Main die Entscheidungsschlacht um so zuversichtlicher annehmen, als wir in diesem Falle die Mainarmee in kürzester Zeit noch durch ein Korps von der Rheinarmee verstärken

können und schlimmstenfalls an der Lahn von dieser aufgenommen werden. Ein Sieg unsererseits wirft die Franzosen über Straßburg zurück, und wenn wir in dieser Richtung verfolgen, würden wir nun sogleich die Hauptoffensive über Mainz auf das linke Rheinufer verlegen können. Die dann obwaltenden Verhältnisse entscheiden, ob sie zunächst zur Degagierung unserer Rheinarmee gegen die Eifel oder gleich gegen die Vogesen gerichtet werden kann.

„Aber die offensive Wirksamkeit der Mainarmee hängt davon ab, daß sie numerisch stark ist. Wir dürfen nicht hoffen, im Kriege gegen Frankreich mit einem Teil unserer Armee auszukommen, wir können auch keine Reservearmee für eventuelle Fälle bilden wollen,*) sondern müssen alle unsere Kräfte sogleich versammeln und schon am Rhein und Main die Entscheidung erwarten .... Haben wir unsere Streitkräfte erst vollständig beisammen, so dürfen wir vertrauen, mit Gottes Hilfe und unseren eigenen Mitteln jedem französischen Angriff gewachsen zu sein. Aber eben in den Zeitverhältnissen liegt für uns die Gefahr. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß Frankreich uns strategisch überfallen kann. Die Initiative des Gegners darf nicht abgewartet werden."

Versucht man den strategischen Grundgedanken dieser Ausführungen Moltkes mit einem kurzen Schlagworte zu bezeichnen, so ist es klar, daß er auf eine „offensive Verteidigung" hinausläuft, wenigstens für die Eröffnung des Feldzuges. Aus jedem Satze erkennt man zwar den Wunsch Moltkes, mit einer „reinen" Offensive zu beginnen, allein die Wehreinrichtung Preußens und des ganzen Deutschen Bundes waren dazu nicht angethan. Wenn es auch in den Denkschriften nicht wörtlich ausgesprochen ist, so wußte doch jeder Einsichtige, daß die französische Armee zwar nicht an Zahl, wohl aber an Kriegsbereitschaft den deutschen Streitkräften erheblich voraus war. Frankreich hatte einen großen Teil seiner Truppen in der Nähe seiner Ostgrenze untergebracht, während

*) Hier ist ein Unterschied gegen die Denkschrift vom Oktober 1858 bemerkbar, in der eine Reservearmee an der Saale in Aussicht genommen war.

die preußischen Regimenter vom Rhein bis zur Weichsel verteilt standen. Auch erforderte die Mobilmachung der preußischen Armee, von der ja im Frieden nur die Hälfte, die Linie, thatsächlich vorhanden war, doppelt so viel Zeit, als die der französischen, die alle ihre Ergänzungsmannschaften sofort in fertige, feste Kadres einreihen konnte. Preußen mußte also hinreichend Zeit gewinnen, um seine Kriegsbereitschaft in Ruhe zu vollenden. Das war aber nur möglich, wenn der Aufmarsch nicht an der Grenze, sondern weiter rückwärts und geschützt durch die starke Rheinlinie stattfand. Der Umstand, daß die Franzosen inzwischen vielleicht Teile des deutschen Gebietes besetzen würden, konnte nicht ins Gewicht fallen, denn die erste gewonnene Schlacht mußte hierin bald Wandel schaffen.

Auch nach Vollendung des preußischen Aufmarsches sollte zwar nach Moltkes Absichten der Angriff der Franzosen abgewartet, zugleich aber durch ein Vorgehen gegen ihre Flanke die Entscheidung herbeigeführt werden. Die Ausführung dieses Manövers mußte natürlich je nach dem Verhalten des Gegners verschieden sein. Rückte der Feind durch Belgien gegen den Niederrhein vor, so sollte ihm hier in der Front Widerstand geleistet werden, während die am Main versammelten preußischen Streitkräfte seine Verbindungen von der Mosel her bedrohten. Wandte sich der Gegner von Metz aus gegen den Mittelrhein, so verhielt sich der linke preußische Flügel defensiv, und der rechte hatte den Stoß in die feindliche linke Flanke auszuführen. Versuchten die Franzosen endlich von Straßburg her in Süddeutschland einzudringen, so mußte schon durch die bloße Anwesenheit der preußischen Armee am Main dies Vorgehen von selbst zum Stillstand kommen. Moltke bringt hier einen seiner Lieblingsgedanken: die Wirksamkeit der Flankenstellungen in Anwendung, eine Frage, mit der wir uns später noch eingehender zu beschäftigen haben werden.

Was nun weiter geschehen solle, wenn der Angriff des Gegners abgewiesen sei, darüber hat sich Moltke an dieser Stelle nicht ausgesprochen. Es wäre dies auch sehr schwierig und unsicher gewesen, da

einerseits das Verhalten des Feindes dabei mitsprechen, andererseits aber hiefür der eigentliche Kriegszweck maßgebend in den Vordergrund treten mußte. Über diesen Kriegszweck — oder genauer gesagt: die bei einem glücklichen Ausgange des Feldzuges anzustrebenden Errungenschaften — so, wie Moltke sich ihn gedacht hat, besitzen wir durch einen glücklichen Zufall Kenntnis. Moltke hat nämlich im Jahre 1859 mehrmals mit dem bekannten Militärschriftsteller Th. v. Bernhardi hierüber eingehende Unterhaltungen geführt und sich dabei anscheinend sehr offen ausgesprochen. Aus den sorgfältigen und zuverlässigen Aufzeichnungen Bernhardis über diese Gespräche*) ergibt sich folgender Gedankengang Moltkes:

Die Absicht Preußens in einem Kriege mit Frankreich darf nicht allein darauf gerichtet sein, den feindlichen Angriff zurückzuweisen, sondern es gilt auch dafür zu sorgen, daß dieser sich nicht sobald wiederholt. Dazu bedarf es zunächst der Niederwerfung der französischen Waffenmacht in wiederholten Schlägen. Wenn dies aber geschehen ist, wird man der Frage näher treten müssen, welche Entschädigungen der Sieger für seine Opfer fordern soll. — Es tritt uns hier der Unterschied zwischen Kriegsobjekt und Operationsobjekt entgegen. Moltke selbst hat diesen Unterschied bei einer anderen Gelegenheit folgendermaßen bestimmt: „Kriegsobjekt ist meist nicht das Heer, sondern die Ländermasse, die Hauptstadt des Gegners, d. h. die Hilfsquelle und die politische Macht seines Staates. Es umfaßt dasjenige, was ich behalten oder wogegen ich das zu Behaltende schließlich austauschen will. Operationsobjekt hingegen ist das feindliche Heer, insofern es das Kriegsobjekt schützt. Letztere Bedingung kann aufhören, wenn der Verteidiger durch Niederlagen stark erschüttert oder überhaupt zu schwach ist, etwas Ernstliches zu unternehmen, und endlich, wenn er in wirkungsloser Entfernung oder in einem Gelände steht, welche seine offensive Thätigkeit lahm legt. Dann kann das Stück

*) Vergl.: „Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis". III. Teil. S. 215 und 237.

Land, die Hauptstadt eine größere Bedeutung gewinnen, als das Heer, d. h. also, es fallen dann für den Angreifer Kriegs- und Operationsobjekt zusammen."

Wendet man diese Begriffsbestimmung auf den vorliegenden Fall an, so war also das Operationsobjekt unter allen Umständen die französische Armee, das Kriegsobjekt aber die Entschädigung, die man vom Gegner fordern wollte. Als eine solche konnte Geld allein nicht genügen, man mußte vielmehr auf Ländererwerb bedacht sein. Es ist bezeichnend, daß Moltke hierfür schon damals die alten, deutschen Landschaften des Elsaß und Lothringens in Aussicht genommen hatte. In ihrer Besetzung und Festhaltung erblickte er das Endziel des Krieges. Man wird freilich zugeben müssen, daß dieses Ziel nur ein sehr beschränktes war und mit demjenigen, das sich Moltke später im Feldzuge 1870—71 steckte, nicht verglichen werden kann. In diesem Kriege hat er nämlich von vorneherein, wie wir später sehen werden, die Einnahme der feindlichen Hauptstadt, also des Herzens Frankreichs, im Auge gehabt und diesen Gedanken unverrückbar bis ans Ende festgehalten. Es liegt auf der Hand, daß damit ein sehr viel wirksamerer Zwang auf den Gegner ausgeübt wurde, als wenn man nur zwei seiner Provinzen besetzte. Allein es scheint mir, daß Moltke im Jahre 1859 doch richtig gedacht hat, als er sich für das geringere Ziel entschied. Die preußische Armee war damals noch nicht das scharfgeschliffene Schwert, mit dem die Kriege von 1866 und 1870—71 geführt wurden. Auch war die Hilfe des übrigen Deutschlands keineswegs gewiß, und Napoleon III. würde jedenfalls, wenn seine Armee von der preußischen geschlagen war und dieser der Einmarsch in Frankreich freistand, in Italien rasch ein Ende gemacht und alle Kräfte gegen den Feind im eigenen Lande gewendet haben. Wir wissen ja, daß schon das bloße Drohen Preußens mit dem Kriege den Hauptgrund für den schnellen Abschluß des Friedens von Villafranca gebildet hat.

Wie sich aus den Aufzeichnungen Th. v. Bernhardis ergibt, stimmte dieser zwar den Ausführungen Moltkes im Ganzen zu,

meinte aber, man müsse doch auch wenigstens den Versuch machen, sich der französischen Hauptstadt zu bemächtigen und dem feindlichen Heere, wenn es ausweiche, so weit wie möglich zu folgen, um ein größeres Stück des französischen Gebietes zu besetzen. Dieser Gedanke, so richtig er an und für sich ist, mußte indes nach Moltkes Ansicht an der Unzulänglichkeit der Mittel scheitern. Es fehlte der preußischen Armee von 1859, um sich auf eine so weitgehende Unternehmung einzulassen, vor Allem an genügenden Reserven, die nötig sind, um ein ausgedehntes feindliches Gebiet zu besetzen und niederzuhalten. Alles was von ausgebildeten Mannschaften der Reserve und Landwehr damals vorhanden war, mußte ja sogleich in die Feldarmee eingereiht werden, und es blieb für Truppenformationen zweiter Linie so gut wie Nichts übrig. Dies ist wohl mit der Hauptgrund gewesen, warum Moltke sich auf eine Unternehmung nicht einlassen wollte, für deren Gelingen weder die politischen, noch die militärischen Verhältnisse die nötige Sicherheit boten. Der Feldherr, auf dem die volle Verantwortung lastet, kann eben nicht immer dem leichten Fluge großer strategischer Gedanken mit seinen Handlungen folgen. Er muß mit der Wirklichkeit der Dinge rechnen und sich oft mit einem geringeren Erfolge begnügen, um überhaupt einen solchen zu erzielen. Gewiß wird auch er immer nach dem Höchsten streben, aber er hat sich zu hüten, daß er nicht den Boden unter den Füßen verliere. Nur ein verständnisvolles Abwägen zwischen Wollen und Können vermag Dauerndes zu erreichen, — dafür ist Napoleon I. ein sprechendes Beispiel.

Soviel über die Pläne und Absichten Moltkes für den Fall eines Krieges mit Frankreich im Jahre 1859. Was nun seine persönliche Thätigkeit während dieser Zeit angeht, so war sie infolge der häufig wechselnden politischen Lage eine sehr mühsame. Wir wissen, daß sich Preußen im ersten Viertel des Jahres 1859 durchaus abwartend verhielt. Als aber Mitte April sechs preußische Armeekorps (Garde-, III., IV., V., VII. und VIII.) in „Kriegsbereitschaft" gesetzt wurden, erhielt Moltke den Auftrag, sofort die

Pläne für die Beförderung dieses Korps an den Rhein und Main auszuarbeiten. Dies geschah, allein der Entwurf kam nicht zur Ausführung, vielmehr wurde Ende April zunächst der Befehl für die Kriegsbereitschaft der ganzen Armee erlassen. Wir wissen, daß der Prinzregent aber auch dann noch geraume Weile zögerte, bevor er einen Schritt weiter ging. Erst am 14. Juni begann die wirkliche Mobilmachung der sechs zuerst kriegsbereit gewordenen Armeekorps. Moltke wurde dabei beauftragt, für diese sechs Korps den Plan zu einer solchen Aufstellung zu entwerfen, die noch nicht als eine unmittelbare Bedrohung Frankreichs erscheine. Eine schwierige Aufgabe, die damit dem Chef des Generalstabes gestellt war! Moltke suchte sie zu lösen, indem er die Versammlung aller mobilen Armeekorps auf dem rechten Rheinufer und das Vorschieben nur einer Division als eine Art Beobachtungsposten nach Trier in Aussicht nahm. Sein Entwurf scheint auch die Billigung des Prinzregenten gefunden zu haben, denn am 20. Juni ergingen folgende Befehle: das VIII. Armeekorps sollte sich mit der 16. Division bei Trier, mit der 15. bei Coblenz, das VII. bei Köln aufstellen. Diese beiden Korps hatten in Fußmärschen an die genannten Punkte zu rücken, sobald ihre Mobilmachung vollendet war. Die Einschiffung der übrigen Korps auf der Eisenbahn blieb vorbehalten. Als Aufstellungspunkte für sie waren in Aussicht genommen: für das III. Korps Frankfurt a. M., für das IV. Düsseldorf, für das V. Mainz (rechtes Ufer); das Gardekorps sollte zunächst noch in Berlin verbleiben.

Zu derselben Zeit, als der größte Teil der preußischen Armee mobil gemacht wurde, hatte sich die preußische Regierung mit den übrigen deutschen Bundesstaaten, Österreich ausgenommen, in Verbindung gesetzt, um ein gemeinsames Handeln bei einem Kriege gegen Frankreich anzubahnen. Sie zeigten sich auch dazu bereit und sandten Ende Juni bevollmächtigte Offiziere nach Berlin, mit denen zunächst einige Vorfragen militärischer Natur besprochen werden sollten. Letztere bezogen sich im Wesentlichen auf die Versammlungspunkte der einzelnen Bundeskorps, ihre Einreihung in die Eisen-

bahntransporte nach dem Aufmarschgebiet, Verpflegung, Befehlsverhältnisse, Kriegsgliederung u. s. w. Zur Leitung dieser Verhandlungen wurde General v. Moltke bestimmt, als Vertreter für das 7. Bundeskorps erschien der bayerische Generalmajor v. d. Tann, für das 8. der württembergische Generalmajor und Chef des dortigen Generalstabes v. Wiederhold, für das 9. der Souschef des Generalstabes der sächsischen Armee, Major v. Fabrice, und für das 10. der Chef des hannoverschen Generalstabes, Generalmajor v. Sichart.

Die Verhandlungen nahmen bei allseitigem Entgegenkommen einen schnellen Verlauf. Ihr Ergebnis war, daß der Anschluß der deutschen Bundeskorps an die preußische Armee in Aussicht genommen wurde, und zwar sollten das 7. und 8. eine eigene Armee auf beiden Rheinufern zwischen Landau, Rastatt und Mannheim bilden, das 9. sich der preußischen Armee am Main und das 10. der am Rhein unmittelbar angliedern. Freilich konnte die Mobilmachung dieser vier Bundeskorps erst am 15. Juli beendet sein, sie wären also voraussichtlich zu spät gekommen, wenn die Ereignisse einen etwas rascheren Verlauf genommen hätten. Auch über die anderen militärischen Beratungspunkte wurde Einverständnis erzielt. Nur die Frage des Oberbefehls über sämtliche deutschen Streitkräfte blieb, als eine politische, den Regierungen selbst zur Erledigung überlassen. Am 4. Juli stellte der preußische Gesandte am Bundestage den Antrag, dem Prinzregenten von Preußen den unumschränkten Oberbefehl zu übertragen. Allein schon drei Tage darauf erfolgte ein österreichischer Gegenantrag, den Regenten nur zum „Bundesfeldherrn" nach den Grundsätzen der Bundeskriegsverfassung, d. h. mit siebzehn beaufsichtigenden Bundeskommissaren in seinem Hauptquartier und mit Unterstellung unter die Weisungen des Bundestages, zu ernennen. Daß der Prinz sich dazu niemals hergeben würde, lag auf der Hand, und so wurde die ganze Frage wieder vertagt, bis sie überhaupt gegenstandslos geworden war.

Gleichfalls am 4. Juli hatte der Prinzregent nach den Vor-

schlägen des Generals v. Moltke den Befehl zum Eisenbahntransport des III., IV. und V. Armeekorps und den Vormarsch des VII. und VIII. erlassen. Das II., VI. und Gardekorps sollten sobald wie möglich folgen. Für das 9. Bundeskorps war ebenfalls die Beförderung mit der Eisenbahn hinter den preußischen Truppen in Aussicht genommen, während das 10. in Fußmärschen sich am Niederrhein zu sammeln hatte. Der ganze Aufmarsch, der am 15. Juli beginnen sollte, würde sechs Wochen in Anspruch genommen haben. Noch hatten indessen die Truppen ihre Einschiffungen nicht begonnen, ein Teil befand sich erst auf dem Marsch zu den Verladestellen, und nur das VII. und VIII. Korps waren bereits größtenteils am Rhein und der Mosel vereinigt, da traf der durch den Frieden von Villafranca veranlaßte Befehl zur Einstellung aller weiteren Bewegungen ein. Die Truppen traten sofort den Rückmarsch in ihre Garnisonen an und begannen bald darauf mit ihrer Demobilmachung.

Damit war auch für Moltke eine Zeit beendet, die ihm neben vieler Mühe und Arbeit noch die Sorge brachte, ob seine Pläne und Anordnungen auch wirklich zur Ausführung kämen. Es scheint nämlich, daß sich damals auch andere höhere Offiziere in der Umgebung des Regenten veranlaßt gefühlt haben, diesem ihre Ansichten über den Aufmarsch und Operationsplan der Armee kundzugeben. Der Chef des Generalstabes besaß eben 1859 noch nicht eine solche Stellung, daß seine Meinung als die allein maßgebende gegolten hätte. Zu so hohem Ansehen ist selbst ein Moltke vielmehr erst nach und nach gelangt, obwohl auf ihm schließlich die ganze Verantwortung lastete, falls es zum Kriege kam. Und dabei war er noch in seinen Entschlüssen durch politische Rücksichten fortwährend behindert. Als Soldat und Chef des Generalstabes mußte er natürlich wünschen, daß von dem Augenblicke an, wo der Krieg in naher Aussicht stand, alles Andere hinter den militärischen Gesichtspunkten zurücktrete. Andererseits war er doch auch einsichtig genug, um die schwierige politische Lage Preußens zu würdigen, die zu vorsichtigem Handeln zwang. In einem Briefe an seinen Bruder Adolf,

der im Juli 1859 bald nach dem Frieden von Villafranca geschrieben ist, sagt er, nachdem er in klarer und überzeugender Weise die Gründe dargelegt hat, die für oder gegen einen baldigen Krieg Preußens mit Frankreich sprachen: „Zwischen diesen Ansichten war die Wahl zu treffen. Eine schwere Wahl. Sie war getroffen. Die Mobilmachung von sechs Korps war befohlen, der Befehl zur Mobilmachung der übrigen drei Korps lag fertig. Der Eisenbahntransport war vollständig vorbereitet, die Truppen befanden sich im Marsch zu den Einschiffungspunkten. Der Transport mußte am 15. dieses Monats beginnen. Das Betriebsmaterial war von allen Bahnen der Monarchie auf den drei Linien zusammengebracht. Wer die preußische Heeres- und Landwehreinrichtung kennt, weiß, daß wir mit diesem Material nicht zuwarten können, daß die Versammlung unausbleiblich sofort zur Aktion führen muß.

„Nicht die Schlacht von Solferino, nicht selbst der Waffenstillstand hat irgend etwas in dem Gange geändert, den die preußische Regierung eingeschlagen. Fürst Windischgrätz versicherte am 8. Juli, daß der Kaiser keinen Fußbreit Land, nein, nicht eine Gerechtsame in Italien opfern würde, und am 7. schon war der Waffenstillstand „behufs Verhandlungen“ geschlossen. Österreich hat jedenfalls die Überzeugung gehabt, daß Preußen zum Kriege entschlossen, daß das Vorgehen von 400,000 Deutschen den Kaiser Napoleon zwinge, einen bedeutenden Teil seiner Armee nach Frankreich zu ziehen, daß es also seine Lombardei und Piemont dazu erobern könne, aber es kannte auch den Antrag an den Bund vom 4. Juli*) und — schloß den Frieden.

„Ein großer Moment für Preußen ist versäumt. Wir konnten noch vor vier Wochen an die Spitze von Deutschland treten. Sehr bezeichnend ist bemerkt worden, daß Preußen das, was die natürlichen Konsequenzen des Handelns gewesen wären,**) als Bedingung aufgestellt habe. Eine Gefahr war damit verbunden, aber ohne

*) Vergl. S. 43.

**) Nämlich die politische und militärische Führerschaft in Deutschland.

Gefahr machen sich keine weltgeschichtlichen Umformungen. Jetzt stehen wir auf uns selbst allein angewiesen, und die Überzeugung habe ich, daß wir uns auf die kommenden Ereignisse mit aller Sorgfalt und Kraft vorbereiten werden."

Mit diesen prophetischen Worten Moltkes schließen wir das Kapitel über die Mobilmachung im Jahre 1859. Wie Recht er damit gehabt hat, soll das folgende zeigen.

22. Die Umbildung und Erweiterung der preußischen Armee im Jahre 1860.

Im engen Zusammenhang mit der Mobilmachung des Jahres 1859 steht ein anderer wichtiger Abschnitt aus der Geschichte der preußischen Armee: ihre Umbildung und Erweiterung im Jahre 1860. Obwohl Moltke hierbei nicht an erster Stelle, sondern nur innerhalb seines besonderen Geschäftsbereichs zur Thätigkeit berufen war, so rechtfertigt doch die Bedeutung dieses Ereignisses für die gesamte Entwickelung des preußischen Heerwesens eine kurze Darstellung seiner Gründe und seines Verlaufes.

Die politische Spannung in Europa war durch den Krieg 1859 in Italien keineswegs gelöst, sondern eher noch verschärft worden. Immer klarer trat hervor, daß sich eine neue Zeit anbahne, bei der die bisherigen Mittel und Ziele der Staatskunst, die wesentlich auf Verdeckung und äußerliches Verwischen der bestehenden Gegensätze gerichtet gewesen waren, keine Erfolge mehr zu erzielen vermochten. Der Einfluß der Staaten und die Geltendmachung ihrer Rechte oder Ansprüche mußte dadurch in höherem Grade von der Macht, die sie besaßen oder deren Besitz bei ihnen vorausgesetzt wurde, abhängig werden. Dabei hatte sich infolge der Ereignisse der letzten Jahrzehnte das frühere Verhältnis der Staaten zu einander wesentlich geändert und verschoben. Preußen, Rußland und Österreich standen sich jetzt, wenn auch nicht feindlich, so doch mißtrauisch gegenüber. Englands Politik schwankte je nach dem Vorteil, den es zu gewinnen hoffte. Sar-

dinien war im Begriff, die bis dahin zersplitterten Kräfte Italiens zu einer neuen Großmacht zusammenzufassen. Vor Allem aber hatte Napoleon III. es verstanden, gestützt auf seine politischen und militärischen Erfolge, das Ansehen Frankreichs an die erste Stelle zu heben.

Es lag auf der Hand, daß eine solche Lage der Dinge für Preußen, die kleinste unter den bisherigen Großmächten, ganz besondere Gefahren in sich barg. Dieser Staat hatte die denkbar schlechtesten Grenzen, er sah sich umgeben von drei anderen Großmächten — Frankreich, Österreich und Rußland — von denen jede einzelne ihn an Einwohnerzahl mindestens um das Doppelte übertraf. Bei jedem Konflikt, der zur Entscheidung mit dem Schwerte führen konnte, war er daher gezwungen, nicht nur seine volle Waffenmacht, sondern auch seine ganze staatliche Existenz einzusetzen. Selbst innere Fragen des deutschen Bundes nahmen häufig eine so drohende Gestalt an, daß sie nur durch Gewalt zu lösen schienen. So befand sich Preußen in einer immerwährenden Gefahr, sobald sein Heer mit den besten unseres Weltteiles nicht auf wenigstens gleicher Höhe stand. Die Geschichte des Landes seit den Zeiten des Großen Kurfürsten lieferte hierfür auf jedem ihrer Blätter den Beweis. Preußen hatte sich zum Range einer Großmacht emporgehoben vor Allem dadurch, daß es ihm gelungen war, sich ein an kriegerischer Tüchtigkeit und innerem Wert den übrigen Mächten Europas gewachsenes oder überlegenes Heerwesen zu verschaffen. Umgekehrt war es 1806 an den Rand des Verderbens geraten, als seine Armee hinter der rasch fortschreitenden Zeit zurückblieb.

Ein seiner politischen Lage entsprechend großes und vor Allem ein schlagfertiges Heer zu haben, blieb also für den preußischen Staat eine dringende Notwendigkeit, wenn anders er nicht auf seine Großmachtstellung und damit auf eine gedeihliche innere und äußere Entwickelung verzichten wollte. Hat doch sogar ein sehr freisinniger englischer Minister es ausgesprochen, daß alle Güter und Freiheiten eines Volkes erst dann zur Wahrheit werden, wenn es in seiner Kriegsmacht das Mittel besitzt, sie zu verteidigen. Die

politischen Verwickelungen der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts, in denen Preußen auch militärisch Stellung nehmen mußte, hatten aber bewiesen, daß seine Armee dieser Aufgabe nicht mehr voll gewachsen war. Ihre Mängel lagen zum kleineren Teil in der geringen Kopfzahl, zum größeren in der Organisation begründet.

In letzterer Beziehung fiel zunächst ins Gewicht, daß durch die vermehrten und beschleunigten Verkehrsmittel der Ausbruch eines Krieges weit überraschender und schneller erfolgen mußte als in früherer Zeit. Während bis dahin Monate erforderlich waren, um eine schlagfertige Armee an der Grenze zu versammeln, gestatteten jetzt die Eisenbahnen eine Vereinigung der Heeresteile in wenigen Wochen. Als natürliche Folge dieser rascheren Zusammenziehung zahlreicher Streitkräfte auf engem Raum ergab sich dann auch die Notwendigkeit, mit den Feindseligkeiten möglichst bald zu beginnen. Starke versammelte Heere können sich nicht lange unthätig gegenüber stehen, sie ziehen sich gegenseitig an, um eine Entscheidung herbeizuführen. Aus allen diesen Umständen ergibt sich, daß schnelle Bereitschaft und Schlagfertigkeit als eine der ersten Bedingungen für die Leistungsfähigkeit einer Armee bezeichnet werden müssen.

War nun das preußische Heer solchen Anforderungen gewachsen? Die im Generalstabe zu Berlin angestellten Berechnungen hatten ergeben, daß die Mobilmachung und Versammlung der preußischen Armeekorps 1859 an der Grenze mindestens soviel Zeit erforderte, als die französische Armee brauchte, um ihrerseits marschbereit zu werden und an der Rheinlinie zu erscheinen. Die Gründe hierfür lagen zunächst in der weiten Verteilung der preußischen Armee in lauter kleinen Garnisonen auf den beiden getrennten Hälften der Monarchie. Ferner in dem völligen Fehlen von Trainformationen im Frieden, in dem Mangel an Eisenbahnbetriebsmaterial und den Schwierigkeiten, die sich aus der Benutzung nichtpreußischer Bahnlinien für die Beförderung der Truppen ergaben. Bei weitem den größten Schaden und gradezu eine klaffende Wunde in dem Organismus des Heeres bildete aber die Einrichtung, wonach die

Hälfte der Feldarmee ohne hinreichende, feste Kadres im Frieden war und erst beim Beginn einer Mobilmachung aus der Landwehr neu errichtet werden mußte. Um zu zeigen, warum und bis zu welchem Grade sich diese Einrichtung überlebt hatte, sei hier ein kurzer geschichtlicher Rückblick gestattet.

Nach dem Zusammenbruche des preußischen Staates im Jahre 1806—1807 war die Armee zum größten Teil aufgelöst worden. Im Frieden von Tilsit, der dem Staate kaum die Hälfte des bisherigen Umfanges und nur 4½ Millionen Einwohner beließ, wurde die Stärke des Heeres nach dem Willen des korsischen Eroberers auf nur 42,000 Mann festgesetzt. Unerschwingliche Geldanforderungen lasteten auf dem Lande, in den Festungen blieben feindliche Besatzungen. Unter dem Druck dieser Verhältnisse mußte nun zum Neuaufbau des Staates und des Heeres geschritten werden. Die alten Formen hatten sich überlebt; es war völlig unmöglich geworden, zu einer Gesundung zu gelangen, wenn nicht eine ganz neue soziale und staatliche Grundlage geschaffen wurde. Staatseinrichtungen und Heeresverfassungen bedingen sich aber gegenseitig. Eine durchgreifende Umbildung der einen wird stets auch zu einer Änderung der anderen führen müssen. Die frühere Staatseinrichtung Preußens beruhte auf der scharfen Sonderung der drei Stände: der Edelleute, der Bürger und der Bauern. Diese Sonderung hob Friedrich Wilhelm III. auf und schuf eine neue Ordnung auf freier nationaler Grundlage.

Hiermit stand auch die neue Heereseinrichtung im Einklang. Die Beförderung zum Offizier sollte in Zukunft nicht mehr von Stand und Geburt, sondern von Tapferkeit und wissenschaftlicher Bildung abhängen. Alle Werbungen im Auslande wurden abgeschafft, die Armee durfte nur noch aus Landeskindern bestehen, die entehrenden Strafen fielen fort. Die Umbildung des Heeres ward von einer Kommission geleitet, an deren Spitze Scharnhorst stand. Durch das von ihm eingeführte „Krümpersystem“ — wobei während des ganzen Jahres immerwährend Rekruten eingezogen und, wenn ausgebildet, entlassen und durch andere ersetzt wurden — gelang

es, der kleinen Armee von 42,000 Mann in kürzester Zeit eine Reserve von 120,000 zu schaffen.

Die wichtigsten Anordnungen aus jener Zeit aber waren die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und die Bildung der Landwehr. Durch erstere wurden alle bisherigen, sehr zahlreichen Befreiungen vom Heeresdienst aufgehoben; der Grundsatz wurde aufgestellt, daß jeder waffenfähige Bürger auch Soldat werden müsse. Diese Bestimmung bildete auch bald darauf die nötige Vorbedingung für die Einführung der Landwehr.

Die Gründe für ihre Errichtung und ihr Wesen sind so bekannt, daß ich mich darüber kurz fassen kann. Die Not war es, die 1813 die Landwehr ins Leben rief; sie war im eigentlichsten Sinne eine Notwehr. Das preußische Linienheer einschließlich seiner Reserve erwies sich beim Ausbruch des Krieges als nicht zahlreich genug, um dem gewaltigen Feinde gegenüber treten zu können. Da aber alle vorhandenen Kadres schon übermäßig in Anspruch genommen waren, sah man sich gezwungen, ganz neue Truppen zu errichten, so gut es eben gehen wollte. Das, was noch an waffenfähigen, irgend abkömmlichen jüngeren oder älteren Leuten übrig geblieben war, wurde fast unausgebildet zu Landwehrbataillonen vereinigt und vor den Feind geführt.

Daß die Leistungen solcher Truppen nicht an die der Linie heranreichen konnten, liegt auf der Hand. Was die Landwehr in den Befreiungskriegen vollbracht hat, soll ihr wahrlich nicht verkürzt werden. Diese Wehreinrichtung ist lange Zeit der Stolz des Vaterlandes gewesen, und an seine Hausgötter läßt der Mensch nicht gerne rühren. Wer möchte auch ohne Ehrfurcht an die Gestalten der Befreiungskriege denken, die, obwohl schlecht ausgerüstet und verpflegt, doch freudig in den Kampf zogen und mit ihrem Blute die Erde düngten oder als Krüppel zurückkehrten. Unser Volk bewahrt gern in seinem Herzen die Erinnerung an dies unvergeßliche Verdienst. Aber der Nimbus jener großen Zeit darf das Auge des späteren Geschlechtes nicht an dem freien Blick auf die Wirklichkeit hindern. Große Erscheinungen pflegen in der Ent-

fernung — sei diese zeitlich oder räumlich — an Glanz und Bedeutung zu gewinnen. Man verliert für ihre Schätzung leicht den richtigen Maßstab und ist geneigt, ihnen noch einen erhöhenden Sockel unterzuschieben.

So lebt auch im Gefühle unseres Volkes die Landwehr nicht bloß als der Ausdruck des hohen Geistes, der die Nation 1813 erfüllte, sondern schlechthin als die Retterin Preußens. Die öffentliche Meinung folgt hierin einem ganz natürlichen Zuge, aber dieser Zug, der seinen Ursprung nicht in dem Boden der Thatsachen, sondern im Gefühl hat, läuft schon deswegen Gefahr, irre zu gehen. Und so schießt auch die Ansicht von der ausschlaggebenden Bedeutung der Landwehr in den Befreiungskriegen über das Ziel hinaus. Will man gerecht sein, so muß man sagen: nicht vorzugsweise dieser oder jener Teil des Heeres hat die Befreiung des Vaterlandes in den Jahren 1813 und 1814 vollbracht, sondern jeder hat an dem Werke mit gleicher Opferwilligkeit mitgearbeitet.

Dessenungeachtet ist es eine Thatsache, daß der erste, schlimmste Abschnitt des Feldzuges 1813 bis zum Waffenstillstand von Poischwitz (4. Juni) vorzugsweise von der Linie und der Reservearmee (Krümpern) ausgefochten worden ist, denn die Landwehr trat erst nach diesem Zeitpunkt ernstlich in Thätigkeit. Sie war zudem ungeübt, mangelhaft bewaffnet und ausgerüstet und mit meist neu ernannten Offizieren und Unteroffizieren versehen. Da ist es natürlich, daß auch noch längere Zeit nachher die Linie, namentlich durch ihre treffliche Artillerie, den eigentlichen Halt der Armee abgab. Noch 1814, als die Armee sich bereits Paris näherte, war der Abgang bei der Landwehr infolge der Anstrengungen ein außerordentlich hoher. So mußte z. B. bei der 7. Brigade des York'schen Korps aus den acht Landwehrbataillonen eins gebildet werden. Auch darf man bei den kriegerischen Erfolgen jener Zeit nicht übersehen, daß dem ungeübten Preußenheer ein ebenso ungeübtes Franzosenheer gegenüberstand. Nicht umsonst hatte der russische Winter von 1812 400,000 kampfgewohnte Feinde im Schnee begraben.

Es ist daher erklärlich, wenn sich nach den Freiheitskriegen Stimmen erhoben, welche die Abschaffung der Landwehr, als einer zu einem bestimmten Zweck vorübergehend geschaffenen Einrichtung verlangten.[9] Allein der König und mit ihm der größere Teil der Nation hielten an ihr fest, um so mehr als man wenigstens für jetzt auch gar nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen gewußt hätte. Die Einnahmen des Staates waren gering, Preußen konnte im Vergleich mit anderen Staaten Europas nur eine sehr mäßige Summe auf sein Heerwesen verwenden und mußte sich der größten Sparsamkeit befleißigen, wenn die Wunden heilen sollten, die das Raubsystem Napoleons und die langen Kriege dem Lande geschlagen hatten. Ein schwaches stehendes Heer und die Beibehaltung der Landwehr für den Kriegsfall waren die einzige Form, die es gestattete, eine der Bedeutung Preußens als Großmacht entsprechende Armee ohne unerschwingliche Kosten ins Feld zu stellen. Das Gesetz von 1814 über die Organisation der Armee spricht es indes klar und deutlich aus, daß die Linientruppen (einschließlich der Reserve) die erste, zum sofortigen Ausrücken bereite Feldarmee bilden, die unter deren Schutz formierte Landwehr ersten Aufgebots dagegen nur „zur Unterstützung jener bei bestehendem Kriege“, also für den Fall des dringenden Bedürfnisses, bestimmt sein sollte.

Allein bereits in den Jahren 1830—32, als eine Verstärkung der Truppen am Rhein, die Aufstellung eines Beobachtungskorps an der belgischen Grenze und Truppenversammlungen im Posenschen erforderlich wurden, war man gezwungen, von diesem Grundsatze abzuweichen. Da selbst für diese Anforderungen die Linientruppen nicht ausreichten, griff man notgedrungen zu dem Auskunftsmittel, die Landwehr ersten Aufgebotes zur Feldarmee zu schlagen. Die Unsicherheit der europäischen Verhältnisse ließ auch in der folgenden Zeit eine Änderung hierin nicht zu, und so entfernte man sich immer weiter von dem ursprünglichen Gedanken, die Landwehr nur in einem ernsten Kriege zur Verteidigung des Vaterlandes zu verwenden.

Neben diesem Übelstande erwuchs aber noch ein anderer weit

größerer. Das Gesetz vom 3. September 1814 bezeichnet die stehende Armee als „die Hauptbildungsschule der ganzen Nation für den Krieg“ und deutet damit die Notwendigkeit an, daß alle Waffenfähigen durch diese Schule auch wirklich für den Kriegsdienst ausgebildet werden müssen. Inwieweit eine solche Absicht durchgeführt werden kann, hängt natürlich von der Stärke des stehenden Heeres ab. Je zahlreicher seine Kadres sind, desto vollständiger kann die Wehrhaftigkeit des ganzen Volkes erreicht werden, umgekehrt wird die Zahl und Stärke der stehenden Kadres durch das Anwachsen der Bevölkerung bedingt. Der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht war aber in Preußen nur in den ersten Jahren nach den Befreiungskriegen völlig zur Geltung gelangt. 1815 vollendeten 80,000 Jünglinge das 21. Lebensjahr; bringt man hiervon 50 v. H. wegen Untauglichkeit, Unabkömmlichkeit u. s. w. in Abzug, so verbleiben 40,000 Wehrpflichtige, also ungefähr diejenige Zahl, die bei dreijähriger Dienstzeit erforderlich war, um das inzwischen auf 120,000 Mann erhöhte stehende Heer zu ergänzen. Nun war aber die Einwohnerzahl Preußens, die 1815 etwa 10 Millionen betragen hatte, schon 1840 auf 15 und 1860 auf 18 Millionen gestiegen. In letzterem Jahre betrug die Zahl der waffenfähigen jungen Leute 110,000. Von diesen konnten aber immer nur 40,000 eingestellt werden, und der Rest von 70,000 blieb frei. Die Auswahl geschah in der Weise, daß man ein ziemlich hohes Mindestmaß festsetzte und unter denjenigen, die dieses Maß erreichten, das Los entscheiden ließ. Wer also eine große, kräftige Figur besaß und eine niedrige Losnummer zog, mußte dienen, wer klein war oder eine hohe Nummer zog, blieb für sein ganzes Leben frei. Die Ungerechtigkeit, die einer solchen Anordnung anhaftet, liegt auf der Hand. Ebenso wie eine Verteilung der Steuern nach dem Lose unvernünftig wäre, so ist es auch die des Heeresdienstes, namentlich wenn eine solche Ungerechtigkeit nicht auf andere Weise, z. B. durch eine Wehrsteuer, einigermaßen ausgeglichen wird.

Die großen Nachteile dieser Einrichtung zeigten sich denn auch bei den Mobilmachungen 1840, 1849, 1850—51 und 1859 in

schlagendster Weise. Je länger der Friede gedauert hatte, desto mehr selbständige Leute, Familienväter, vor Allem aber erwerbende und steuerzahlende Bürger befanden sich in den älteren Jahrgängen des ersten Aufgebotes der Landwehr. Während reife Männer, Besitzer und Leiter bedeutender Erwerbsgeschäfte zu den Fahnen berufen wurden, sahen sich junge Leute, gesund und tüchtig, von aller Verpflichtung frei. Wer wollte sich wundern, wenn die Haltung der Landwehr unter diesen Umständen nicht immer den Erwartungen entsprach?

Opfer von der Art, wie sie das Landwehrsystem von dem Einzelnen heischte, können unter dem Eindruck eines nationalen Aufschwunges gebracht werden, wenn das Vaterland von einem feindlichen Angriffe ernstlich bedroht ist. Wenn aber politische Verwickelungen eintreten, bei denen dieser Aufschwung fehlt und der Zwang des Abwartens den schnellen Verlauf der Sache hinausschiebt, so steht die Sache anders. Solche länger dauernde Anspannungen zu ertragen, ist das Landwehrsystem nicht geeignet. Es ist, wie schon sein Name andeutet, mehr defensiver Natur. Der offensive Wert, den es in den Freiheitskriegen bethätigt hatte, beruhte hauptsächlich auf der nationalen Begeisterung, die der vorhergegangene jahrelange harte Druck der Fremdherrschaft erzeugt hatte. Treten aber Zeiten ein, in denen diese moralischen Hebel fehlen, so wird das Drückende der Einrichtung um so mehr empfunden.

Alle diese Mängel waren natürlich an maßgebender Stelle nicht verborgen geblieben. Schon nach dem badischen Aufstande 1849 sprach es der damalige Prinz von Preußen aus: „Es muß die bessernde Hand an unsere Heeresverfassung gelegt werden. Man spare dabei nicht Geld, denn Geld, zur rechten Zeit verwendet, spart Blut.“ Die bei der Mobilmachung 1850—51 hervorgetretenen Schäden, die ja wesentlich mit zu der Demütigung von Olmütz gezwungen hatten, veranlaßten auch den König Friedrich Wilhelm IV., dem Gedanken einer Umbildung der Armee näher zu treten. Allein wie so viele guten Pläne der damaligen Zeit wurde auch dieser vertagt.

Kaum aber hatte der Prinz von Preußen für seinen Bruder die Stellvertretung übernommen, so griff er auch den von ihm lange schon erwogenen Gedanken der Armeereform mit der größten Entschlossenheit auf. Er ließ sich zunächst von einigen älteren Offizieren Denkschriften und Vorschläge einreichen, die er persönlich einer gründlichen Prüfung unterzog. Einen solchen Auftrag hatte auch der Generalmajor v. Roon, damals Brigadekommandeur in Posen, erhalten. Der Prinz kannte Roon von früher, namentlich aus dem badischen Feldzuge 1849, wo er Chef des Generalstabes eines der mobilen Armeekorps gewesen war, als einen hervorragend begabten, scharfsichtigen und charaktervollen Offizier, dem er besonderes Vertrauen schenkte. Im Juli 1858 reichte Roon eine ausführliche Denkschrift ein, worin er es als eine unumgängliche Notwendigkeit bezeichnete, daß Preußen zur Erfüllung seiner politischen Aufgabe in Deutschland eine erhöhte und auf sicheren Grundlagen beruhende Streitbarkeit erhalte. Um dieses Ziel zu erreichen, sei eine Umbildung der Armee erforderlich, und zwar durch eine Verschmelzung der Landwehr mit der Linie unter gleichzeitiger Verstärkung und Vermehrung der Kadres des stehenden Heeres.

Sobald der Prinz im Oktober 1858 die Regentschaft übernommen hatte, schritt er in der ihm vor allem andern am Herzen liegenden Angelegenheit der Heeresreform entschieden vorwärts und berief zunächst eine Kommission von erfahrenen Generalen zur Beratung der Roonschen Vorschläge zusammen. Kriegsminister v. Bonin, der der ganzen Sache von Anfang an wenig Eifer entgegenbrachte, wurde zum Rücktritt bestimmt und an seiner statt am 5. Dezember 1859 der General v. Roon zum Kriegsminister ernannt.

Bei dieser Wahl hatte der Regent wieder einmal den ihm eigenen Scharfblick bewiesen, mit dem er die geeigneten Persönlichkeiten an den rechten Platz zu bringen wußte. In Roon trat ein Mann an die Spitze des Kriegsministeriums, der wie kein anderer berufen war, die schwierige Aufgabe zu lösen, die der Heeresverwaltung in den nächsten Jahren harrte. Gründliche militärische und allgemeine Bildung, klarer Verstand, scharfer Blick

für das, was der Armee Not that, neben großer Arbeitskraft und charaktervollem Ernst waren die wichtigsten Eigenschaften, die er für sein neues Amt mitbrachte. Die Verdienste Roons um die preußische Armee sind zu groß, um hier mit wenigen Worten gewürdigt werden zu können. Unser Volk aber hat sie anerkannt und ihm neben Bismarck und Moltke einen Platz in dem Dreigestirn voll Thatkraft, Treue und Hingebung angewiesen, das dem König Wilhelm I. die Sehnsucht Deutschlands nach einem neuen, starken Kaiserreiche erfüllen half.

Es ist bekannt, daß über die Durchführung der von Roon geplanten Umbildung und Erweiterung der Armee zwischen der Regierung und der Volksvertretung sich ein langwieriger Kampf entspann, der erst im Jahre 1866 durch Nachsuchen der „Indemnität" für die aufgewandten Geldmittel sein Ende fand. Auf den Verlauf des parlamentarischen Kampfes einzugehen, liegt hier keine Veranlassung vor, da Moltke nicht unmittelbar davon berührt wurde. Thatsächlich waren bis zum Frühjahr 1860 bei der Infanterie 117 neue Bataillone (nämlich 9 dritte Bataillone bei den Füsilierregimentern, 4 neue Garde- und 32 neue Linienregimenter zu 3 Bataillonen), bei der Kavallerie 2 neue Garde- und 8 neue Linienregimenter errichtet. Bei der Artillerie wurden die Regimenter auf 3 Fuß- und 1 reitende Abteilung, bei den Pionieren die bisherigen „Abteilungen" zu 3 Kompagnien auf Bataillone zu 4 Kompagnien verstärkt, und die 9 „Trainstämme" in ebensoviel Trainbataillone zu 2 Kompagnien verwandelt. Auch fand, der Vergrößerung der Armee entsprechend, die Aufstellung einiger höherer Stäbe statt.

Am 4. Juli 1860 erhielten sämtliche Regimenter andere Benennungen, und am 18. Januar 1861 verlieh König Wilhelm, der nach dem am 2. Januar erfolgten Tode Friedrich Wilhelms IV. den Thron seiner Väter bestiegen hatte, den neuen Truppenteilen in feierlicher Weise in Berlin am Denkmal Friedrichs des Großen Fahnen und Standarten. Hierdurch that er zugleich vor aller Welt offen kund, daß die ganze Einrichtung eine bleibende und unwiderrufliche sei.

Die nunmehr durchgeführte erhebliche Vermehrung der Linientruppen trug einigermaßen dem gewaltigen Anwachsen der Bevölkerung Rechnung. Es konnte jetzt der größte Teil der dienstpflichtigen jungen Mannschaft auch wirklich eingestellt und damit zugleich diejenige Ungerechtigkeit vermieden werden, die, wie wir gesehen haben, bisher die ganze Last des Wehrdienstes einem Teil der Bevölkerung aufgeladen und den anderen frei hatte ausgehen lassen. Der größte Nutzen aber lag in der Verjüngung der Armee und der dadurch erreichten Verbesserung ihrer inneren Kriegstüchtigkeit.

Bei der Durchführung der Umbildung und Erweiterung der preußischen Armee war natürlich auch der Chef des Generalstabes zur Mitwirkung berufen. Es konnte dabei nur von Vorteil sein, daß der neue Kriegsminister und der General v. Moltke seit geraumer Zeit durch genaue Bekanntschaft mit einander verbunden waren. Beide Männer hatten eine fast gleiche militärische Ausbildung genossen und stimmten über alle Fragen und Grundsätze der Heereseinrichtung durchaus überein. Bei der unabhängigen Stellung des Chefs des Generalstabes war dieser Umstand von großer Bedeutung. Ein einheitliches Zusammenwirken des Kriegsministeriums und des Generalstabes erschien um so unerläßlicher, als die Schlagfertigkeit der Armee auch während der Übergangszeit nicht gefährdet werden durfte. In dieser Hinsicht war vor Allem dafür zu sorgen, daß der Mobilmachungsplan den augenblicklich bestehenden Verhältnissen fortlaufend Rechnung trug. Die bis dahin geltenden Bestimmungen aus dem Jahre 1853 bedurften also einerseits einer Umarbeitung und Anpassung an die neue Heereseinrichtung — eine Aufgabe, die sich nicht in kurzer Zeit erledigen ließ — andererseits konnte, falls es bald zu einem Kriege gekommen wäre, auch nicht mehr nach dem alten Plan mobil gemacht werden. Man beschloß daher, für das Jahr 1860 unter allgemeiner Beibehaltung der Grundbestimmungen des Mobilmachungsplanes von 1853 eine Abänderung der einzelnen Festsetzungen nach Maßgabe der allmälig fortschreitenden Umbildung

des Heeres anzuordnen. Im Einverständnis mit dem Chef des Generalstabes der Armee übersandte der Kriegsminister Ende Februar 1860 den Generalkommandos eine Zusammenstellung derjenigen Gesichtspunkte, die während der Übergangszeit bei der Mobilmachung der Armeekorps geltend sein sollten. Gleichzeitig wurden auch im Großen Generalstabe unter der persönlichen Leitung Moltkes die entsprechenden Änderungen in den Entwürfen für die Bereitstellung, Versammlung und Beförderung der Truppen sowie für den Aufmarsch im Falle eines Krieges ausgeführt.

Hand in Hand hiermit ging eine Umformung des gesamten Mobilmachungsplanes auf Grund der Erfahrungen des Jahres 1859 und der neuen Heereseinrichtung. Zwei Grundsätze waren dabei vor Allem maßgebend: die Verlegung des Schwerpunktes der Mobilmachung in die Generalkommandos — also eine „Dezentralisation“ — und die umfangreichere Benutzung der Eisenbahnen für die Beförderung der Truppen zur Versammlung und zum Aufmarsch. Durch ersteren Gesichtspunkt wurden die obersten Behörden wesentlich entlastet und zugleich eine Vereinfachung und Beschleunigung der Mobilmachung erzielt. Fast noch wichtiger war aber die planmäßige Ausnutzung der neuen Verkehrsmittel, die zu einer fort und fort steigenden Umwälzung auf dem gesamten Gebiete der Kriegsleitung führen mußte. Welchen Umfang die Benutzung der Eisenbahnen annehmen werde, ließ sich damals freilich noch nicht übersehen, immerhin wurden bereits die Grundlagen gelegt.

Die Hauptarbeit hierbei fiel natürlich dem Chef des Generalstabes zu. Er hatte die leitenden Gesichtspunkte für Alles aufzustellen und durch seine Organe auch die Ausführung bis ins Einzelne zu überwachen. Diese Aufgabe war um so schwieriger, als man bisher nur geringe Erfahrungen besaß und vielfach mit recht unbekannten Größen rechnen mußte. Dennoch gelang es den eifrigen Bemühungen aller Beteiligten, die Entwürfe und Ausführungsbestimmungen der dem Generalstabe zufallenden Arbeiten in verhältnismäßig kurzer Zeit fertig zu stellen, so daß die Schlagfertigkeit des Heeres keinen Augenblick in Frage gestellt war. Die Zweck-

mäßigkeit der damals getroffenen Anordnungen aber haben die späteren Mobilmachungen der preußischen Armee zur Genüge dargethan.

Wir wenden uns nunmehr einer andern Seite der Thätigkeit Moltkes als Chef des Generalstabes im Frieden zu, nämlich seinen Bemühungen für eine Änderung der deutschen Bundeskriegsverfassung und für die Landesverteidigung im engeren Sinne, insbesondere den Schutz der deuschen Seeküsten.

---

23. Moltkes Thätigkeit für die Landesverteidigung.

Im Herbst 1860 wurde Moltke berufen, als preußischer Bevollmächtigter an einer in Berlin stattfindenden Verhandlung mit österreichischen Generalen über eine Änderung der deutschen Bundeskriegsverfassung teilzunehmen. Zum Verständnis dieser für die militärische Machtentwickelung Preußens und Deutschlands nicht unwichtigen Angelegenheit ist ein kurzer geschichtlicher Rückblick erforderlich.

Der Versuch, sämtliche deutsche Streitkräfte für einen Kriegsfall zusammenzufassen, war seit dem Bestehen des Bundes bereits mehreremal gemacht worden, aber immer vergeblich. Zum erstenmal hatte die Wirkung der französischen Juli-Revolution im Jahre 1830 die süddeutschen Staaten veranlaßt, in Berlin den Wunsch eines engeren Zusammengehens in militärischer Beziehung mit Preußen auszusprechen. Zunächst wurde durch militärische Abgesandte eine Reihe von Vorfragen, die sich auf Stärke und Zusammensetzung der Bundeskontingente erstreckten, erledigt, und dann zur Beratung der Hauptsache: Aufstellung und Verwendung der Streitkräfte und Oberbefehl geschritten. Da hierbei Österreichs Einverständnis unentbehrlich war, so wurde auch ein Bevollmächtigter aus Wien zu den Verhandlungen hinzugezogen. Es zeigte sich indes bald, daß Österreich keineswegs gewillt war, die führende Rolle, die es namentlich in Süddeutschland von jeher als sein Recht in Anspruch genommen hatte, an die zweite Großmacht Deutschlands abzutreten. Da man preußischerseits diesen Ansprüchen

nicht entschieden genug entgegentrat, so wurden die süddeutschen Regierungen mißtrauisch. Sie fürchteten übervorteilt, d. h. bei einem Angriffe Frankreichs über den Oberrhein im Stiche gelassen zu werden, und zogen daher ihr ursprüngliches Anerbieten, ihre Streitkräfte unter preußischen Oberbefehl zu stellen, wieder zurück. Die sehr langwierigen Verhandlungen, die sich bis zum Dezember 1832 hinzogen, endeten schließlich ohne jedes Ergebnis. Der Zwiespalt trat nur deshalb nicht schroff zu Tage, weil inzwischen die Kriegsgefahr geschwunden war.

Erst eine neue Drohung von Frankeich her gab im Jahre 1840 den Anstoß zur Wiederaufnahme der Verhandlungen. Auch diesmal gingen die ersten Schritte vom Süden, von Bayern und Baden, aus, und Preußen zeigte sich trotz der gemachten üblen Erfahrungen sofort wieder bereit, der Anregung Folge zu geben. Es wurden der General v. Grolman nach Wien und der General v. Radowitz an die süddeutschen Höfe entsandt, um die Verhandlungen zu führen. Ersterer fand anscheinend viel Entgegenkommen; man ging in Wien bereitwillig auf die preußischen Wünsche bezüglich der Aufstellung der deutschen Streitkräfte im Falle eines Krieges gegen Frankreich ein, stellte dann aber die Gegenforderung: Eintreten Preußens für den italienischen Besitzstand Österreichs. Dieses Verlangen erregte nicht nur in Berlin, sondern auch bei den süddeutschen Regierungen mit Recht große Bedenken. Um indes überhaupt zu einem Ergebnis zu gelangen, entschloß man sich auch zu einem solchen Zugeständnis. Im Februar 1841 kam daraufhin der österreichische General v. Heß nach Berlin, wo unter Mitwirkung der preußischen Generale v. Krauseneck, v. Thile I und v. Grolman sowie von Vertretern der übrigen deutschen Regierungen die Anträge festgestellt werden sollten, die über das bisher Beschlossene beim Bunde zu machen seien. Als man aber hierbei von dem General v. Heß genaue Angaben und Zusagen bezüglich der in Deutschland zu verwendenden österreichischen Streitkräfte verlangte, zeigte es sich sehr bald, daß der Kaiserstaat außer stande war, den übernommenen Verpflichtungen in Deutschland rechtzeitig

und in dem versprochenen Umfange nachzukommen. Dieser Umstand machte natürlich die bisherigen Verabredungen hinfällig, denn sie beruhten wesentlich auf der Annahme eines starken österreichischen Hilfskorps für die süddeutschen Streitkräfte. Immerhin blieben wenigstens die preußischen Abmachungen mit den übrigen Bundesregierungen bestehen, nach denen Deutschland auch ohne Österreich 450,000 Mann gegen Frankreich aufstellen und Preußen ein entscheidender Einfluß auf die Führung des Bundesheeres eingeräumt werden sollte.

Die Erschütterungen Europas durch die französische Revolution im Jahre 1848, die Deutschland aufs Neue mit einem Angriff bedrohte, gaben im Februar und Anfang März dieses Jahres wieder Veranlassung zu Verhandlungen zwischen Preußen und Österreich, die diesmal in Wien durch den General v. Radowitz geführt wurden. Österreich verpflichtete sich hierbei ausdrücklich, 110,000 Mann in elf Wochen bei Augsburg aufzustellen, wofür Preußen das Einrücken eines französischen Heeres in Italien seinerseits als Kriegserklärung gegen sich selbst ansehen wollte. Auf Grund dieser gegenseitigen Zugeständnisse wurde dann auch in Wien ein „Kriegsplan“ zur Verwendung der preußisch-österreichischen und der Bundesstreitkräfte gegen Frankreich entworfen. Dieses merkwürdige Schriftstück, dessen Annahme durch Preußen übrigens nicht erfolgt zu sein scheint, zeugt von einer ganz eigentümlichen Auffassung des Wesens der Kriegführung. Es wird darin versucht, für alle möglichen Fälle den Verlauf der Ereignisse weit im Voraus zu regeln, man spricht von allerlei „Diversionen“, „strategischen Bedrohungen“, „angemessenen Flankenmanövern“, und kommt schließlich dazu, im Falle eines unglücklichen Verlaufs des Krieges für Preußen eine „Zentralstellung“ bei Dresden, für Österreich bei Theresienstadt in verschanzten Lagern vorzuschlagen. Die Märzereignisse in Wien und Berlin machten aber allen diesen Theorien ein schnelles Ende und zwangen beide Staaten, ihre Kraft gegen den Feind im Inneren zu wenden.

Schon im Oktober 1851 gab die politische Lage in Frank-

reich Veranlassung, nochmals eine Einigung zwischen Österreich und Preußen zu versuchen. Diesesmal ging die Anregung von Preußen aus. Auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm IV. arbeitete General v. Reyher einen Plan für die „erste Aufstellung der deutschen Streitkräfte gegen Frankreich“ aus. Es war darin angenommen, daß Österreich einen Krieg mit Italien mit aller Kraft führen werde und daher nur 80,000 Mann an der oberen Donau verwenden könne. Reyhers Entwurf wurde nach Wien gesandt, allein der damalige österreichische Staatskanzler Fürst Schwarzenberg meinte, man habe keine Veranlassung, von Frankreich etwas zu befürchten, der Herd der Revolution sei vielmehr England. Trotzdem ließ er den preußischen Vorschlag durch ein „Memorandum“ des Generals v. Heß vom 21. November 1851 beantworten, worin dieser ausführte, die Theorie suche den Erfolg in der Künstelei, die Praxis in der Einfachheit. Diesem gewiß sehr richtigen Grundsatze glaubte General v. Heß dadurch zu entsprechen, daß er die Vereinigung der deutschen Heere in einer „Zentralstellung am Mittelrhein“ befürwortete. Gleichzeitig aber räumte er ein, daß die österreichische Hilfe dort nicht vor vier Monaten eintreffen könne, und daß daher die süddeutschen Streitkräfte bei einem jedenfalls früher erfolgenden französischen Angriffe bis Ulm zurückgehen müßten. Die preußische Armee wird dabei belehrt, in diesem Falle „ein Manöver in Flanke und Rücken des Feindes zu machen, nach jener Seite, wo es Not thut“. Die ganze Verhandlung blieb ohne Folgen, da schon im Mai 1852 Preußen genötigt war, darauf Bedacht zu nehmen, wie es sich gegen Österreich selbst zu verteidigen haben würde.

Über die durch den italienischen Krieg hervorgerufene Wiederaufnahme der Beratungen über Aufstellung und Verwendung der deutschen Streitkräfte gegen Frankreich vom Juli 1859 ist schon früher berichtet.*) Es gelang damals zwar, unter Moltkes Mitwirkung mit den Vertretern des 7., 8., 9. und 10. Bundeskorps

*) Siehe oben S. 63 und ff.

eine Einigung zu erzielen — ausgenommen über die wichtige Frage des Oberbefehls; die rasche Beendigung des Krieges in Italien verhinderte aber, daß es zu endgültigen und dauernden Abmachungen kam.

So stand also die ganze Angelegenheit noch in der Schwebe, als sie Ende 1859 wieder aufgenommen wurde, und zwar handelte es sich diesmal nicht nur um die Verwendung der deutschen Streitkräfte im Kriegsfalle, sondern vor Allem auch um eine zeitgemäße Änderung der ganzen Bundes-Kriegsverfassung. Die deutschen Mittelstaaten stellten im Oktober einen Antrag beim Bunde auf eine genaue Prüfung dieser Frage durch einen Ausschuß. Preußen stimmte dem bereitwillig zu und schlug zugleich vor, im Falle eines Bundeskrieges die beiden süddeutschen Korps unter österreichischen, die norddeutschen unter preußischen Befehl zu stellen. Hiermit waren aber weder Österreich noch die übrigen Staaten einverstanden. Erst im Juni 1860 wurde in einer „Fürstenversammlung“ zu Baden-Baden — an der jedoch die Herrscher von Österreich und Preußen nicht teil nahmen — der Vorschlag gemacht, eine Dreiteilung des Befehls in der Weise einzuführen, daß aus den österreichischen, den preußischen und den übrigen Bundestruppen je eine Armee gebildet und alle gemeinsam unter einen gewählten Bundesfeldherrn gestellt würden.

Diesem Ansinnen zeigte sich indes der Prinzregent von Preußen wenig geneigt. Da er mit seiner ganzen Heeresmacht in einen Krieg einzutreten bereit war, wollte er sich nicht einer Leitung unterwerfen, auf deren Entschlüsse Bevollmächtigte aller Bundesglieder einzuwirken berechtigt waren. Er hielt an einer Zweiteilung des Oberbefehls zwischen Österreich und Preußen fest und machte am 26. Juli 1860 bei einer persönlichen Zusammenkunft in Teplitz dem Kaiser Franz Joseph dahingehende Vorschläge, die von Letzterem der Hauptsache nach angenommen wurden. Den Inhalt dieser Besprechungen brachte der Prinz selbst sofort zu Papier und legte das Schriftstück dem Kaiser zur Durchsicht vor, der noch eine Anzahl Bemerkungen dazu niederschrieb. Diese

„Teplitzer Abmachungen" wurden anfangs sehr geheim gehalten, kamen aber später doch zu allgemeinerer Kenntnis. Die Vorschläge des Prinzen gingen dahin, daß Preußen und Österreich einen Angriff Frankreichs gemeinsam abwehren und auch einem Versuche Napoleons III., Belgien oder Teile von Holland oder der Schweiz an sich zu reißen, mit bewaffneter Hand entgegentreten wollten. Zur Verständigung über die bei einem Kriegsfall zu treffenden Anordnungen, über die Armeeeinteilung und den Oberbefehl sollten sobald wie möglich militärische Bevollmächtigte beider Staaten zusammentreten, die bei ihren Beratungen die Abmachungen von 1840 zu Grunde zu legen hätten.

Hierzu wurden bestimmt von österreichischer Seite Generalmajor Graf Huyn und Major v. Binder, von preußischer Generalleutnant v. Moltke und Generalmajor und Generaladjutant v. Alvensleben. Leider führten auch diese Beratungen zu keinem Ergebnis, aber die Schuld lag nicht allein auf österreichischer Seite. Vielmehr erwiesen sich die Gegensätze der Wünsche und Interessen zwischen Preußen und Österreich in der That als zu groß und zu zahlreich, als daß ein beide Teile gleichmäßig befriedigender Ausgleich möglich gewesen wäre. Für die mit den Verhältnissen genau Vertrauten war dies eigentlich von vorneherein kein Geheimnis, und so mag Moltke die ihm übertragene Aufgabe als eine recht schwierige und undankbare empfunden haben. Trotzdem ist er mit der größten Gewissenhaftigkeit und einem staunenswerten Fleiß seiner Pflicht nachgekommen.

Die Beratungen begannen am 9. Januar 1861 in Berlin im Dienstgebäude des Generalstabes unter dem Vorsitze Moltkes und dauerten bis zum 20. Februar. Über fast alle Fragen rein militärischer Art wurde unschwer eine Einigung erzielt, sobald sich die Beratungen aber auf das politische Gebiet hinüberzogen, trat der Gegensatz der Interessen klar zu Tage. Österreich wünschte eine Zusicherung Preußens, daß dieses auch einen Angriff auf die außerdeutschen Besitzungen des Kaiserstaates, namentlich in Italien, als Kriegsgrund ansehen werde und versprach dafür, von seiner

bisherigen Politik in den inneren Angelegenheiten des Deutschen Bundes, die stets darauf gerichtet war, Preußen nicht als gleichberechtigte Macht aufkommen zu lassen, Abstand zu nehmen. Die preußische Regierung war aber diesem Versprechen gegenüber, durch die Erfahrung belehrt, wohl nicht mit Unrecht etwas mißtrauisch. Von ihr verlangte man bestimmte Leistungen für einen bestimmten Fall, also etwas durchaus Positives, während Österreich etwas Unbestimmtes und Negatives geben wollte, wofür sich eine sichere Gewähr kaum bieten ließ. Österreich konnte sogar, wenn es seine bisherige Stellung, die ihm große Vorteile ohne Gegenleistungen gewährte, erhalten wollte, von dem alten Grundsatz seiner Politik: Österreich unabhängig von Deutschland, aber die herrschende Macht in Deutschland, nicht abgehen.

Als nun das Berliner Kabinet sich in dieser politischen Frage fest zeigte, erklärten die österreichischen Unterhändler auf eine Weisung aus Wien, sie könnten sich dann auch an den weiteren militärischen Beratungen nicht mehr beteiligen. Es blieb hierauf General v. Moltke nichts übrig, als den gänzlichen Abbruch der Beratungen beim Könige zu beantragen, der denn auch in diesem Sinne verfügte.

So zeigte es sich also auch bei dieser Gelegenheit wiederum, daß eine friedliche Lösung der deutschen Frage unmöglich sei und nur eine Entscheidung mit dem Schwerte freie Bahn für die Einigung der deutschen Stämme schaffen könne.

Zu derselben Zeit, als die Verhandlungen wegen einer Zusammenfassung aller deutschen Streitkräfte bei einem Kriege gegen Frankreich sich zerschlugen, scheiterte auch ein anderes Einigungswerk Preußens an der Gleichgültigkeit und übel angebrachten Sparsamkeit einiger anderen deutschen Staaten. Es war dies der Versuch, die bis dahin fast ganz ungeschützten norddeutschen Küsten und Häfen durch gemeinsame Befestigungsanlagen nach strategischen Gesichtspunkten gegen einen feindlichen Angriff zu sichern, — also eine Unternehmung, die bei dem Mangel einer deutschen Flotte

von der höchsten Wichtigkeit sein mußte. Allein bei kaum einer anderen Angelegenheit hat sich der ganze Jammer der deutschen Kleinstaaterei deutlicher gezeigt, als hier. Während bei den im Vorhergehenden behandelten Verhältnissen wenigstens wirkliche Interessengegensätze vorlagen, war dies bei der Frage des Küstenschutzes keineswegs der Fall. Die süddeutschen Staaten gaben offen zu, daß sie die Sache wenig oder gar nicht berühre, und die norddeutschen hatten allen Grund, eine schnelle Erledigung zu wünschen. Trotzdem zeigte sich der deutsche Bund vollkommen unfähig, diese Angelegenheit zum Abschluß zu bringen. Kleinliche Bedenken staatsrechtlicher Art, persönliche Mißhelligkeiten, Unlust zu Geldopfern, die nicht den nächstliegenden Zwecken dienten, Besorgnis übervorteilt zu werden und viele andere Übelstände mehr verhinderten hier, wie bei allen gemeinsamen Unternehmungen, jede ersprießliche Thätigkeit. Geschrieben und gesprochen wurde freilich genug, allein der deutsche Bund glich einem Wagen, dessen Räder sich zwar drehen, der aber, wie durch eine unsichtbare Macht festgehalten, nicht von der Stelle kommt. Es ist betrübend zu sehen, welche Unsumme von Mühe, Geist und Arbeitskraft hier zwecklos verbraucht wurde, die, an der richtigen Stelle eingesetzt, Großes hätte leisten können.

Der Mangel an ausreichendem Schutz für die deutschen Ost- und Nordseeküsten war schon mehrfach der Gegenstand ernster Befürchtungen gewesen. Er kam jedesmal zur Sprache, sobald sich die Gefahr eines Krieges mit einem zur See mächtigen Gegner zeigte, um aber sofort in dem Augenblicke, wo diese Gefahr schwand, wieder vergessen zu werden. Erst seitdem die 1848 errichteten Anfänge einer deutschen Flotte unter dem Hammer Hannibal Fischers wieder veräußert worden waren, wurde man sich klar, daß zur Sicherung gegen einen feindlichen Überfall vom Meere her etwas geschehen müsse. 1853 hatte daher Preußen den deutschen Uferstaaten gemeinsame Maßregeln zur Befestigung und Verteidigung der Küsten vorgeschlagen, allein ihre Ausführung scheiterte namentlich an dem Widerstande Oldenburgs und der Hansestädte. Man

ging hier von dem merkwürdigen Gesichtspunkte aus, daß man sich dadurch das Wohlwollen der fremden Seemächte, das man von einem gänzlich neutralen, thatenlosen Verhalten erhoffte, verscherzen werde. Die Binnenstaaten Deutschlands waren der Sache ebenfalls wenig geneigt, da sie fürchteten, zu den Kosten herangezogen zu werden. Einzig Hannover griff den Gedanken eines Küstenschutzes auf, aber mit der Absicht, sich dabei die Führung an der ganzen Nordseeküste zu sichern. Hiermit waren indes die übrigen Staaten, unter ihnen auch Preußen, nicht einverstanden.

So schlief die Sache wieder ein, bis die drohende Kriegsgefahr von Frankreich im Jahre 1859 sie von Neuem in Fluß brachte. Schon im April 1859 hatte General v. Moltke dem Kriegsministerium ein „Memoire über das Verhältnis der Kriegsflotte zur Landesverteidigung“ eingereicht, worin er ausführte, daß bei dem Mangel an leistungsfähigen Schlachtschiffen zur Offensive der Bau einer starken Flotille von Dampfkanonenbooten zur Verteidigung der preußischen Küsten eine dringende Notwendigkeit sei. Auch die Hansestädte zeigten sich jetzt, wie der preußische Generalkonsul in Hamburg, Freiherr v. Richthofen, berichtete, zu Opfern für den Küstenschutz bereit, da sie, während der Krieg drohte, lebhafte Besorgnisse für ihre Häfen empfunden hatten. Die preußische Regierung entschloß sich darauf, die Sicherung der deutschen Küsten nötigenfalls auch ohne Unterstützung der übrigen Uferstaaten oder des Bundes in die Hand zu nehmen. Der Prinzregent erließ am 18. August 1859 eine Kabinetsordre, in der das Zusammentreten einer Kommission befohlen wurde, die „über eine zweckmäßige Befestigung der norddeutschen und preußischen Küsten und Häfen vorzugsweise unter dem allgemeinen strategischen Gesichtspunkte“ beraten und Vorschläge machen sollte. Zum Vorsitzenden wurde General v. Moltke, zu Mitgliedern der Vizeadmiral Schröder, Chef der Marineverwaltung, und die Generalmajors v. d. Goltz I, Kommandant von Stettin, v. Voigts-Rhetz, Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements, und Völker, Inspekteur der 7. Festungsinspektion, ernannt. Auch die Prinzen Adalbert und Friedrich

Karl erhielten die Ermächtigung, den Sitzungen beizuwohnen und ihr Gutachten abzugeben.

Da General v. Moltke im August einen sechswöchentlichen Urlaub nach Gastein angetreten hatte und nach seiner Rückkehr die ganze Frage noch einmal gründlich studieren wollte, so konnte die erste Sitzung des Ausschusses erst am 1. November 1859 stattfinden. Moltke trug hier ein von ihm im Oktober ausgearbeitetes „Memoire über eine zweckmäßige Befestigung der norddeutschen und preußischen Küsten und Häfen, vorzugsweise unter dem allgemeinen strategischen Gesichtspunkte" vor und ließ jedem Mitgliede eine Abschrift davon überreichen. Es wurde sodann beschlossen, diese Denkschrift in den nächsten Sitzungen als Grundlage der Verhandlungen zu wählen, bei denen die Mitglieder des Ausschusses ihre Ansichten in kurzen Vorträgen darlegen sollten.

In dieser Weise fanden im November 1859 mehrere Sitzungen statt, in denen man sich über die zu machenden Vorschläge einigte. Diese liefen im Wesentlichen darauf hinaus, eine Küstenflotille von Dampfkanonenbooten zu schaffen, die im Verein mit Landtruppen die aktive Verteidigung bei dem Angriff einer feindlichen Flotte übernehmen würde, und außerdem eine Anzahl von Punkten längs der ganzen Ostsee- und Nordseeküste zu befestigen. Über das Ergebnis berichtete Moltke am 19. Dezember dem Prinzregenten. Dieser billigte die Beschlüsse der Küstenkommission und beauftragte die Ministerien des Krieges und des Auswärtigen, sich mit den anderen Uferstaaten und den an der Frage des Küstenschutzes sonst beteiligten Regierungen in Verbindung zu setzen, um sie zur Abordnung von Bevollmächtigten für eine gemeinsame Beratung der Küstenbefestigungsangelegenheit aufzufordern.

Inzwischen war aber von einer Anzahl deutscher Staaten, unter ihnen auch von Hannover und Mecklenburg, am 17. Dezember in Frankfurt der Antrag gestellt worden, die ganze Küstenangelegenheit durch den Bund in die Hand zu nehmen. Es geschah dies offenbar in der Absicht, Preußen zuvorzukommen, um diesem nicht die führende Rolle zu gönnen. Man ließ sich indes dadurch

in Berlin nicht irre machen, sondern ging auf dem eingeschlagenen Wege weiter. Der preußische Gesandte in Frankfurt legte Verwahrung gegen einen etwaigen Bundesbeschluß ein, bevor die Verhandlungen seiner Regierung mit den Uferstaaten zum Abschluß gebracht seien. An letztere war schon vorher die Aufforderung zur Teilnahme an den Beratungen in Berlin ergangen. Mecklenburg, Lübeck, Bremen, Hamburg und Oldenburg nahmen die Einladung auch nach einigem Zögern an. Nur Hannover, das der preußischen Regierung überhaupt stets Schwierigkeiten machte, lehnte unter Hinweis auf den Antrag am Bunde ab.

Im Januar 1860 traten die Abgesandten derjenigen Staaten, die sich zur Teilnahme bereit erklärt hatten, mit dem bisherigen preußischen Küstenausschuß zur Beratung zusammen. In drei Sitzungen wurde die von Moltke ausgearbeitete Vorlage mit unwesentlichen Abänderungen angenommen. Auch die Zustimmung der betreffenden Regierungen erfolgte im Februar.

Beim Beginn der guten Jahreszeit trat dann General v. Moltke eine von ihm schon lange als nötig erkannte Reise zur persönlichen Besichtigung der Küsten an. Es begleiteten ihn dabei Oberstleutnant v. Kameke vom Kriegsministerium*) (Ingenieur-Offizier), Major v. Löbell vom Gardeartillerieregiment und Korvettenkapitän Köhler. Auch die Inspekteure der 1., 2. und 6. Festungsinspektion nahmen innerhalb ihres Bereiches an den Besichtigungen teil. Bei den übrigen Uferstaaten war angefragt worden, ob sie auch für ihre Küsten eine Bereisung durch die preußische Kommission unter Teilnahme eigener Sachverständiger wünschten. Sie stimmten sämtlich zu bis auf Bremen[10]; sogar Hannover, das sich bisher stets ablehnend verhalten hatte, sandte einen Vertreter.

Die Reise Moltkes begann am 21. Mai in Königsberg i Pr., führte dann nach Memel und Pillau und zurück über Königsberg nach Danzig (27. Mai), sowie weiterhin längs der pommerschen Küste über Colberg und Swinemünde nach der Insel Rügen, der

*) Der spätere Kriegsminister in den siebziger Jahren.

mit Rücksicht auf einen dort geplanten Kriegshafen eine eingehende Besichtigung (11.—15. Juni) gewidmet wurde. Dann ging es über Rostock, Wismar und Travemünde nach Lübeck (21. Juni), Hamburg, Cuxhafen, Bremerhafen (27. Juni) nach der Jahde und der Emsmündung und endlich über Hannover zurück nach Berlin (2. Juli). Die ganze, sehr anstrengende Reise hatte nur 6 Wochen in Anspruch genommen, wobei ein großer Teil der eigentlichen Küstenstrecke zu Wagen oder zu Schiff zurückgelegt worden war.[11]

Heimgekehrt berichtete Moltke am 8. Juli eingehend über das Ergebnis seiner Erkundungen und legte auf Grund derselben die Vorschläge der Kommission bezüglich der Erbauung von Befestigungen im Einzelnen dar. Das dringend Notwendige war dabei von dem nur Wünschenswerten sorgfältig geschieden. Gleichzeitig beantragte er, die Aufstellung der genauen Entwürfe für die Ausführung der Befestigungen durch preußische Ingenieuroffiziere, auch für die übrigen Uferstaaten, an Ort und Stelle vornehmen zu lassen. Der Prinzregent sprach sein Einverständnis mit Allem aus und ließ den beteiligten Regierungen die entsprechenden Mitteilungen zugehen.

Nachdem die Pläne für die Befestigungsanlagen ausgearbeitet waren, berief General v. Moltke die preußische Küstenkommission wieder zusammen, um ihr die Ergebnisse der inzwischen gepflogenen Verhandlungen vorzulegen und zugleich die Grundzüge des Schlußberichtes über die ganze Angelegenheit für Seine Majestät den König festzustellen. Dieser von Moltke ausgearbeitete Bericht vom 14. März 1861 gab eine übersichtliche Darstellung des Ganges der bisherigen Verhandlungen und faßte die bereits in den früheren Denkschriften entwickelten Gesichtspunkte für die Küstenverteidigung im Allgemeinen sowie für ihre Ausführung im Einzelnen noch einmal kurz zusammen. Die Vorschläge der Kommission kamen übrigens auch in Preußen, trotz des Einverständnisses aller Behörden und des Königs, zunächst nur teilweise zur Ausführung. Zu diesem Verzicht zwang vor Allem der Mangel an Geldmitteln, auf deren volle Bewilligung durch die Volksvertretung,

die ja schon die Armeeerweiterung abgelehnt hatte, man nicht rechnen durfte.

Unbefriedigender noch stand es mit den Befestigungsarbeiten in den Küstengebieten der übrigen Bundesstaaten an der Nordsee. Die oben erwähnten Anträge waren beim Bundestage in Frankfurt bereits im Juli 1860 gestellt worden. Die Sache endigte hier, wie vorauszusehen war, aber gänzlich ergebnislos. Der Bund zeigte auch hier wieder einmal, daß er ganz außer stande war, irgend eine Frage sachlich zu erledigen. Sowohl die Abneigung vor Geldopfern, die nicht zum unmittelbaren eigenen Vorteil dienten, als auch vor Allem die Sucht, dem aufstrebenden Preußen in seiner militärischen Entwickelung Hindernisse zu bereiten, brachten eine endlose Verschleppung der Verhandlungen zu Wege. Halbe Jahre verstrichen, ohne daß auch nur der geringste Schritt geschah. Die erste Berichterstattung wurde einem bayerischen General übertragen, der sich gewaltig Zeit nahm und endlich mit Vorschlägen herauskam, deren Ablehnung durch die Küstenstaaten von vorneherein feststand. Es gelang zwar dem Drängen der preußischen Regierung durchzusetzen, daß im Frühjahr 1862 in Hamburg ein von fast sämtlichen deutschen Staaten beschickter Ausschuß zur Beratung der Küstenangelegenheit zusammentrat, zu dessen Vorsitzenden wieder Moltke gewählt wurde; die Verhandlungen nahmen aber einen überaus schleppenden und unfruchtbaren Verlauf. So wurde z. B. gleich in der ersten Sitzung die Frage aufgeworfen, ob Küstenbefestigungen überhaupt noch einen Wert besäßen, seitdem man begonnen habe, Panzerschiffe zu bauen. Es bedurfte eines entschiedenen Auftretens und des ganzen Ansehens Moltkes, um die Beratungen zu Ende zu führen und eine nochmalige Bereisung der außerpreußischen Küste durch die Kommission Ende April und Anfang Mai 1862 durchzusetzen. Hierbei gelangte man zwar zu einer vorläufigen Verständigung über die Frage im Allgemeinen und auch über die anzulegenden Werke im Besonderen, als dann aber eine endgültige Beschlußfassung beim Bunde selbst nötig wurde, versagte dieser wieder vollkommen. Man machte dort aus einer

militärischen eine politische Frage, das Interesse der Gesamtheit wurde den Parteizwecken untergeordnet. Es stellte sich bald heraus, daß man in Frankfurt entweder gar nichts oder nur eine solche Erledigung der Frage wünschte, bei der Preußen ganz in den Hintergrund gedrängt und der Aufsicht des Bundes unterworfen werden sollte. Die preußische Regierung wies daher ihren Gesandten beim Bunde an, gegen alle derartige Beschlüsse Verwahrung einzulegen. Infolge dessen kam es in Frankfurt überhaupt zu keinem Beschlusse, und die ganze Angelegenheit stand noch in der Schwebe, als sie durch die kriegerischen Verwickelungen mit Dänemark wegen Schleswig-Holsteins in den Hintergrund gedrängt wurde. Sie spukte dann noch eine Weile in den Akten, bis sie endlich ganz im Sande verlief. Durch die Besiegung Dänemarks und den Wiedererwerb der Elbherzogtümer für Deutschland hatte sich die geographische und militärisch-politische Lage auch derartig verändert, daß die bisher geltenden Gesichtspunkte und Grundsätze zum größten Teil hinfällig wurden.

Für General v. Moltke bildete die Angelegenheit der Küstenverteidigung, namentlich seitdem sie vor den Bund gebracht worden war, eine Quelle unendlicher Arbeit und vielen Ärgers. Der von ihm darüber geführte Schriftwechsel füllt zahlreiche Aktenbände und enthält eine überaus große Menge von Entwürfen, Denkschriften, Berichten, Briefen u. s. w. von seiner eigenen Hand. Es ist der höchsten Anerkennung wert, mit welcher Geduld und Sorgfalt der doch auch durch andere Berufsgeschäfte sehr in Anspruch genommene Mann den unzähligen Einwürfen und Hindernissen, die sich ihm von allen Seiten in den Weg stellten, zu begegnen wußte und sich keine Mühe verdrießen ließ, die Sache noch zu einem guten Ende zu führen. Wahrlich, keinen besseren Beweis seines unerschütterlichen Pflichtgefühls konnte er geben, als diese aufopfernde Thätigkeit für eine Sache, deren Ergebnislosigkeit ihm von vorneherein kaum zweifelhaft gewesen zu sein scheint. Noch mehr bewundern muß man es aber, mit welcher Klarheit und Schärfe er von Anfang an die leitenden Grundsätze für die Küstenverteidigung,

also in einer Frage, die ihm bis dahin doch ziemlich fern gelegen hatte, erkannte und feststellte. Er ließ sich auch in seiner Überzeugung durch keinerlei Einwürfe irre machen, verstand es dagegen vortrefflich, selbst widerstrebende Gegner zu seinen Ansichten zu bekehren. So ist er durch die Überlegenheit seines Verstandes auch in dieser Angelegenheit stets der geistige Führer gewesen, und wenn es ihm nicht gelang, sie überall zu dem erwünschten Ende zu bringen, so standen dem eben Verhältnisse entgegen, die ein Einzelner nicht zu überwinden vermochte.

Das Jahr 1866 brachte endlich hierin einen Wandel. Die Angliederung Schleswig-Holsteins und Hannovers an Preußen sowie die Bildung des Norddeutschen Bundes unter Preußens unbestrittener Führung machten es möglich, auch den Schutz der mecklenburgischen und der Nordseeküste nach einheitlichen Grundsätzen durchzuführen. Bereits im September 1866 traten das Kriegs- und das Marineministerium in Verbindung mit der Generalinspektion des Ingenieurkorps der Sache näher. Es fanden zwischen diesen Behörden eingehende Verhandlungen statt, denen die früher von Moltke ausgearbeiteten Vorschläge zu Grunde gelegt wurden. Der Chef des Generalstabes war dabei nicht mehr unmittelbar beteiligt, sondern es wurden von ihm nur mehrfach Gutachten über Fragen allgemeiner Natur eingefordert.

Im nahen Zusammenhang mit der Frage des Küstenschutzes stand auch eine andere Angelegenheit, die Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre die preußischen Behörden lebhaft beschäftigte: die Anlage eines Kriegshafens in der Ostsee. An der Nordsee hatte Preußen von Oldenburg durch Kauf einen geeigneten Platz im Jahdebusen erworben, allein auch an der baltischen Küste machte sich das Bedürfnis nach einem Kriegshafen geltend. Namentlich Prinz Adalbert von Preußen, dessen hohe Verdienste um die Entwickelung der deutschen Flotte bekannt sind, nahm sich der Sache mit großem Eifer an, und man war im Jahre 1858 übereingekommen, die Insel Rügen für die Anlage des Hafens in Aussicht zu nehmen.

Verschiedene Gutachten der Admiralität und der Generalinspektion der Festungen hatten sich für diesen Punkt ausgesprochen, doch stand eine endgültige Entscheidung noch aus. Unterm 27. August 1858 forderte daher der Kriegsminister Graf Waldersee auch den General v. Moltke auf, seine Ansicht über die Angelegenheit auszusprechen. Am 12. Oktober sandte darauf Moltke eine Denkschrift ein, worin er sich **für** die Anlage des Hafens auf Rügen aussprach.

Trotz aller dieser günstigen Urteile wurde doch — und zwar hauptsächlich aus technischen Gründen — der Plan wieder aufgegeben. Man hatte für den Hafen den großen Jasmunder Bodden in Aussicht genommen, zu dem eine neue Zufahrt aus dem Tromper Wiek mittelst eines die Landenge der „Schaabe" durchschneidenden Kanals geschaffen werden mußte. Die nötigen Marineanlagen (Docks, Werften u. s. w.) sollten auf dem Westufer des Boddens errichtet werden, wo sie durch die Banzelwitzer Höhen gegen unmittelbares Feuer von dem Hauptteil der Insel her geschützt gewesen wären; auch aus der offenen See (dem Tromper Wiek) konnten sie wegen der zu großen Entfernung nicht durch feindliche Geschosse erreicht werden. Allein die sehr erheblichen Kosten der Anlage, insbesondere des Kanals, die geringe Tiefe des Jasmunder Boddens, die bedeutende Ausbaggerungen erfordert hätte, und die Gefahr eines Versandens der Zufahrt zwangen schließlich dazu, den ganzen Plan, der schon ziemlich weit gediehen war, fallen zu lassen.

Der Thätigkeit Moltkes auf dem Gebiete der Landesverteidigung ist außer den bereits besprochenen Arbeiten auch noch eine Reihe von anderen Gutachten und Denkschriften entsprungen, die sich mit den Festungen des preußischen Staates beschäftigen. Seine Mitwirkung hierbei erstreckte sich natürlich nicht auf Fragen technischer Natur, sondern sie faßte hauptsächlich das Verhältnis der Festungen zur Landesverteidigung im weiteren Sinne ins Auge.

Den ersten Platz — nicht der Zeit, sondern der Bedeutung

nach — nimmt eine im November 1861 vollendete Denkschrift ein, die betitelt ist: „Über die strategische Bedeutung der preußischen Festungen für die Landesverteidigung". Der große Umfang dieser Arbeit macht es indes unmöglich, an dieser Stelle des Näheren darauf einzugehen. Auch enthält sie Vieles, was aus erklärlichen Gründen am besten unerörtert bleibt.

Die übrigen noch erhaltenen Arbeiten Moltkes über Befestigungsanlagen behandeln zumeist Einzelfragen und sind ohne genaueste Darlegung der näheren Umstände nicht verständlich, weshalb sie hier gleichfalls unbesprochen bleiben müssen. Nur darauf sei hingewiesen, daß sich auch bei ihnen überall die Eigenart Moltkes bemerkbar macht, Alles von großen Gesichtspunkten aus zu behandeln und auch das scheinbar Nebensächliche durch Einfügung in Fragen von grundlegender Bedeutung in ganz anderem Lichte erscheinen zu lassen. Bemerkenswert ist, daß, je eingehender er sich in die Frage der Landesverteidigung durch Festungen vertiefte, er um so mehr zu der Überzeugung kam, daß alle Verteidigungsanlagen und überhaupt die Unterhaltung zahlreicher Befestigungen entbehrlich würden, sobald ein genügend ausgebildetes Eisenbahnnetz gestatte, die Feldarmee so rechtzeitig zu versammeln, daß man mit ihr dem Feind entgegengehen könne.

Zum Schlusse sei noch einmal darauf hingewiesen, welche Wichtigkeit Moltke überhaupt den Eisenbahnen in militärischer Hinsicht beimaß. Die Notwendigkeit, namentlich für Preußen, ein umfangreiches Bahnnetz zu besitzen, gehörte zu den wichtigsten Grundsätzen seiner militärischen Überzeugungen. Immer wieder wies er bei jeder Gelegenheit darauf hin, daß die langgestreckte, verhältnismäßig schmale Lage des preußischen Staates im Norden Deutschlands, noch dazu in zwei Hälften geschieden, eine so rasche Versammlung seiner Streitkräfte nach Ost oder West, wie sie die neuere Kriegführung erfordere, unmöglich mache, falls nicht die großen Entfernungen durch umfassende Benutzung der Eisenbahnen wieder ausgeglichen werden könnten. Ferner hat er stets betont, daß aus diesen Gründen bei der Anlage von Bahnen neben den Verkehrs- und Handelsinteressen

auch militärische Gesichtspunkte maßgebend sein müßten. Seinen unausgesetzten Bemühungen nach dieser Richtung ist es auch gelungen durchzusetzen, daß dem Generalstabe bei allen Entwürfen für Neuanlagen von Bahnen eine gewichtige, oft sogar entscheidende Stimme eingeräumt wurde. Von diesem Rechte hat Moltke selbst umfassenden Gebrauch gemacht. Kaum eine einzige wichtigere Bahnlinie ist seit dem Jahre 1857 in Preußen und später in Deutschland erbaut worden, bei der Moltke nicht ein Gutachten über ihre zweckmäßigste Führung, über Anlage von Brücken, Tunnels u. s. w. abgegeben hätte. Außerdem ist er bemüht gewesen, die allgemeinen Gesichtspunkte, die ihn dabei leiteten, in Denkschriften an die maßgebenden Behörden klarzustellen, um für die militärischen Interessen Verständnis zu erwecken und ihnen Nachdruck zu verleihen. Ein näheres Eingehen auf diesen Gegenstand würde indes den Raum dieser Arbeit überschreiten, weshalb hier eine kurze Andeutung genügen muß.

24. Schriftstellerische Thätigkeit. Persönliches.

Neben seinen sonstigen zahlreichen Berufsgeschäften fand Moltke auch noch Zeit zur Thätigkeit auf militärisch-literarischem Gebiete. Die meisten dieser Arbeiten entstanden aus dem Bestreben, das wir schon früher mehrfach bei ihm kennen gelernt haben, sich über eine ihn bewegende Frage durch Niederschrift seiner Gedanken volle Klarheit zu verschaffen.

Am bekanntesten und am meisten gewürdigt ist das Werk des preußischen Generalstabes über den Krieg 1859 in Italien,*) das — wie sich aus den noch vorhandenen Entwürfen ergibt — fast ganz von Moltkes eigener Hand herrührt. Als der Krieg ausbrach, verfolgte man natürlich im Berliner Generalstabe die Ereignisse jenseits der Alpen mit der größten Aufmerksamkeit. Die Möglichkeit einer Beteiligung der preußischen Armee an den kriegerischen Verwicklungen, der Wunsch, die Kampfesweise und das Verhalten der Franzosen kennen zu lernen, und endlich die Erwartung, wie sich die neuen technischen Streitmittel im Ernstfalle bewähren würden, gaben Veranlassung, daß General v. Moltke von Anfang an alle Nachrichten sorgfältig sammeln und gleich nach Beendigung des Krieges durch Erkundungen preußischer Offiziere an Ort und Stelle prüfen ließ. Auf Grund dieser Ermittelungen und der Berichte des Majors v. Redern, der den Feldzug im

*) Berlin, 1862 bei E. S. Mittler und Sohn.

österreichischen Hauptquartier mitgemacht hatte, entwarf Moltke zunächst den Plan für das Werk über den Krieg 1859 und ließ darauf die einzelnen Abschnitte durch Offiziere der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes ausführen. Diese Arbeiten unterzog er aber selbst einer so gründlichen Durch- und Umarbeitung, schrieb auch einzelne Teile völlig neu, daß man ihn wohl mit Recht als den eigentlichen Verfasser des Ganzen bezeichnen darf. Wer die Moltkesche Schreibweise kennt, wird dies fast auf jeder Seite des Buches bestätigt finden. Moltke schrieb auch noch unabhängig hiervon einen Aufsatz: „Die Schlacht von Solferino am 24. Juni 1859", den der Generalstab in Moltkes „Militärischen Werken" — III. Abteilung II. Teil — veröffentlicht hat. Übrigens wurden, um dem berechtigten Wunsche vieler Offiziere, schon vor Erscheinen des Generalstabswerkes etwas Zuverlässiges über den Krieg zu hören, entgegenzukommen, einzelne ausgewählte Abschnitte aus dem Werk über den Krieg von 1859 in der „Militärischen Gesellschaft" zu Berlin durch Vorträge bekannt gegeben.

Das im Januar 1862 erschienene Werk fand sofort einen solchen Anklang, nicht nur in der preußischen Armee, sondern überall, auch im Auslande, daß die erste Auflage binnen Kurzem vergriffen war und sich schon im Februar 1863 eine zweite — in manchen Punkten vervollständigt und überarbeitet — als nötig erwies.[12] Und in der That ist diese Arbeit des Generalstabes unzweifelhaft die beste gedrängte Darstellung des Feldzuges in Italien, die bisher erschienen ist. Sie macht es sich nicht zur Aufgabe, die Ereignisse bis in ihre Einzelheiten zu schildern, sondern sie sucht vor Allem deren inneren Zusammenhang festzustellen, das Geschehene aus seinen Ursachen abzuleiten, kurz eine sachliche Kritik zu üben, ohne welche die Thatsachen selbst keine Belehrung gewähren können. Die auf beiden Seiten gemachten Fehler sind zwar schonungslos aufgedeckt, aber überall wird darauf hingewiesen, daß man, um eine Handlung begreifen und beurteilen zu können, auch ihre tieferen Grundlagen und die Verhältnisse, unter denen der Entschluß dazu gefaßt wurde, kennen muß. Dabei erweckt die uns bekannte, klare, anschauliche

und lebendige Darstellung Moltkes in dem Lesenden eine solche Spannung und Anteilnahme, daß man das Werk wohl als ein mustergültiges Beispiel dafür bezeichnen kann, wie Kriegsgeschichte geschrieben werden soll. —

Eine andere strategische Studie des Generals v. Moltke, deren Entstehungszeit nach einem Aktenvermerk gleichfalls in das Jahr 1859 fällt, ist betitelt: „Der Feldzug 1809 in Bayern".*) Auch bei dieser Arbeit hat Moltke nicht den Zweck verfolgt, Tag für Tag die Einzelheiten der Bewegungen und Kämpfe zu schildern, sondern nur die strategischen Grundgedanken nachzuweisen und auf die verschiedenen Wendepunkte aufmerksam zu machen, die in der ereignisreichen Zeit von der Überschreitung des Inn bis zum Übergang über die Donau eingetreten sind. Moltke hat die Arbeit zu einer Zeit niedergeschrieben, wo ihm die wichtigsten Quellen über den Feldzug 1809 — die Geschichte dieses Krieges, die in den Jahren 1862 und 1863 nach den österreichischen Kriegsakten in Streffleurs Militärzeitschrift veröffentlicht wurde, ferner die Korrespondenz Napoleons I. und endlich das erst nach Moltkes Tode erschienene Werk von Angeli „Erzherzog Karl als Feldherr" — noch nicht zu Gebote standen. Vom Standpunkte der neuesten Forschung enthält sie daher einige irrtümliche Thatsachen und Auffassungen; dennoch ist es überraschend, wie zutreffend in strategischer Hinsicht sein Urteil über den Feldzug 1809, insbesondere über die Anordnungen der beiderseitigen Führer, des Erzherzogs Karl und Napoleons I., ist. Jedenfalls kann auch diese Arbeit nicht verleugnen, daß ein Meister der Kriegskunst und des Wortes ihr Urheber ist. —

Außer diesen beiden größeren Arbeiten aus der Kriegsgeschichte hatte Moltke, seitdem er Chef des Generalstabes geworden, auch noch eine Anzahl anderer, kleinerer Aufsätze verfaßt, die sich auf verschiedene militärische Fragen bezogen. Von der Mehrzahl

*) Veröffentlicht vom Gr. Generalstabe in: „Moltkes Militärische Werke. III. Abteilung. II. Teil."

soll hier nur der Titel genannt werden: Über Einteilung einer Armee in Korps oder Divisionen[13]; Über die Bedeutung des österreichischen Quadrilatère in Italien; Denkschrift über Flußübergangsverteidigung; Über Flankenstellungen und exzentrische Verteidigung; Über Marschtiefen, — und anderes mehr. Besonderes Interesse bieten folgende drei Aufsätze über taktische Fragen, die, wie sich schon aus ihren Titeln ergibt, in einem engen Zusammenhang mit einander stehen: 1. Über Veränderungen in der Taktik infolge des verbesserten Infanteriegewehres (geschrieben am 12. Juli 1858); 2. Über den Einfluß der neuen Schußwaffen auf die Taktik (April 1861); 3. Bemerkungen über den Einfluß der verbesserten Schußwaffen auf das Gefecht (veröffentlicht in Beilage 27 zum Militär-Wochenblatt vom 8. Juli 1865). Obwohl der zuletzt genannte Aufsatz also erst nach dem Feldzuge 1864 geschrieben ist und die während dieses Krieges gemachten Erfahrungen mit verwertet, muß er doch mit den beiden ersten zusammen genannt werden, da er in vielen Teilen nur eine Fortsetzung und Erweiterung derselben enthält.

Bevor wir diesen Abschnitt, der sich mit der Thätigkeit Molkes als Chef des Generalstabes der Armee in den Jahren 1857—1864 beschäftigte, verlassen, erübrigt es noch, seine persönlichen Erlebnisse während dieser Zeit kurz nachzutragen.

Mit dem Antritt seiner neuen Stellung im Herbst 1857 nahm Moltke seinen dauernden Wohnsitz in Berlin im Dienstgebäude des Großen Generalstabes. Dieses befand sich damals in der Behrenstraße Nr. 66 (das heutige Militärkabinet) und war ein altes Haus mit beschränkten Räumen. Bei der fortlaufenden Vermehrung des Generalstabes, besonders nach den Feldzügen 1864 und 1866, erwies es sich bald als zu eng, und es wurde daher die Errichtung eines neuen Gebäudes auf dem Königsplatz vor dem Brandenburger Thor angeordnet. Der Bau schritt indes so langsam vor, daß er erst nach dem Kriege 1870—71 bezogen werden konnte. In dem alten Hause in der Behrenstraße hat sich

daher der wichtigste Teil des Lebens Moltkes abgespielt, hier sind die Pläne für die siegreichen Feldzüge gegen Dänemark, Österreich und Frankreich entstanden.

Es kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein, alle Erlebnisse Moltkes im Einzelnen, seine zahlreichen Reisen u. s. w. zu verfolgen, sondern wir müssen uns darauf beschränken, nur die wichtigsten Thatsachen hervorzuheben.

Ende Januar und Anfang Februar 1858 finden wir ihn wieder einmal in London, wohin er den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen zu seiner Vermählung mit der Prinzeß Viktoria von England begleitete. Vom 1. August ab verbrachte Moltke mit seiner Gattin eine Reihe von Wochen zum Zweck der Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit in Gastein. Er litt in dieser Zeit häufig an Schwindelanfällen, die wohl eine Folge seiner nun meist sitzenden Lebensweise waren. Auch neigte er zu Erkältungen und Fiebern, was er selbst auf die Verweichlichung seiner Natur während des vierjährigen Aufenthaltes im Orient zu schieben pflegte. Er hat daher Gastein auch in den folgenden Jahren regelmäßig zu einer mehrwöchentlichen Badekur aufgesucht, die ihm gute Dienste leistete.

Im Herbst 1858 nahm er im Gefolge des Prinzregenten an den Manövern des V. und VI. Armeekorps in Schlesien teil. Hierbei erhielt er am 18. September seine endgültige Ernennung zum Chef des Generalstabes der Armee. An die Manöver schloß sich dann sofort die Generalstabsreise unter seiner Leitung an. Sie begann am 20. September in Liegnitz und führte über Jauer, Goldberg, Löwenberg, Greiffenberg nach Hirschberg. Es lag ihr die Idee zu Grunde, daß die 8., 9., 11. und 12. Division, die ein selbständiges Heer zur Verteidigung Schlesiens bilden sollten, zwar ihre Mobilmachung vollendet hätten, aber durch eine von Osten her vordringende, überlegene feindliche Armee gezwungen seien, sich rückwärts zu vereinigen.

Während des Frühjahrs 1859 haben wir ihn mit den Vorbereitungen für die Mobilmachung und den Aufmarsch der Armee eifrig beschäftigt gesehen. Am 31. Mai wurde er zum General-

leutnant (Patent F) befördert; auch mit Orden und sonstigen Auszeichnungen ist er in dieser und der folgenden Zeit von seinem Könige und anderen Potentaten reichlich geehrt worden.

Im Frühjahr 1860 arbeitete Moltke eine größere Denkschrift für die Versammlung der preußischen Armee gegen Süden, Osten und Westen aus, von der wir schon einen Teil im 21. Kapitel kennen gelernt haben. Die Herbstmanöver zwischen dem Gardekorps und der 5. Division fanden bei Fürstenwalde statt, an die sich eine Belagerungsübung bei Jülich anschloß; an beiden nahm Moltke teil. Am 2. Oktober begann dann die Generalstabsreise von Herzberg aus. Der Generalidee lag die Aufgabe zu Grunde, Berlin mit einer Armee gegen einen überlegenen Angriff von Süden her, sei es durch eine Flankenoperation, sei es durch unmittelbares Verlegen der dorthin führenden Straßen, zu decken. Den Führern der beiden Parteien war dabei in Bezug auf die Versammlung der Truppen, die Anlage des Operationsplanes und ihre sonstigen Entschließungen volle Freiheit gelassen. Offenbar kam es Moltke darauf an, zu sehen, wie sich seine Pläne in der oben erwähnten Denkschrift, soweit sie sich auf einen Krieg gegen Österreich bezogen, durchführen ließen. Über das Ergebnis der Reise ist nichts Näheres bekannt geworden.

In den Tagebüchern Th. v. Bernhardis*) finden wir die merkwürdige Thatsache verzeichnet, daß im Frühjahr 1861 auf vielen Seiten der Wunsch herrschte, Moltke möge die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in Preußen übernehmen, da man mit dem Verhalten des Ministers v. Schleinitz allgemein wenig einverstanden war. Als Bernhardi diesen Gegenstand in einem Gespräch mit Moltke berührte, sagte der General sofort: „Gott soll mich bewahren!“ — ging dann aber doch auf eine Besprechung ein. Er meinte, er sei zu dem persönlichen Verkehr mit den Gesandten nicht geeignet.[14] Es würde auch Niemand mehr ausrichten als Schleinitz; die Einflüsse bei Hofe gegen eine aktive Politik Preußens

*) IV. Teil, S. 129.

seien zu stark. Eine weitere Folge wurde übrigens dieser Anregung nicht gegeben. Moltke hätte auch wohl sicher abgelehnt, da er in seinem jetzigen Amte Besseres leisten konnte, als in einer Stellung, für die er nicht genügend vorbereitet war.

Anfang September 1861 begannen die Königsmanöver des VII. und VIII. Armeekorps in den Rheinlanden. Es scheinen dabei grobe Fehler in taktischer Beziehung vorgekommen zu sein. Man ließ unbekümmert um die Wirkungen der neuen Schußwaffen die Truppen in tiefen Massen gegeneinander kämpfen und in derselben Weise auch starke Stellungen angreifen. Der Eindruck, den dies auf die anwesenden fremden Offiziere machte, war kein günstiger; der französische General Forey soll gesagt haben: „C'est compromettre le métier.“ Auch ausländische Zeitungen, namentlich die „Times“, sprachen sich sehr abfällig über die preußischen Übungen aus. Der englische Generalmajor Sir Francis Seymour, der den Manövern gleichfalls beigewohnt hatte, sandte eine Nummer der „Times“ an den General v. Moltke mit einem Begleitschreiben, worin er allerlei Vorschläge zur Besserung der erwähnten Übelstände machte. Moltke antwortete ihm am 28. Oktober sehr ausführlich und sagte dabei unter Anderem ungefähr Folgendes: Die Bemerkungen des englischen Generals über unrichtige Verwendung von Kolonnen beim Manöver seien um so begründeter, als das preußische Reglement die volle Freiheit im Gebrauch von entwickelter Front und Tirailleurlinie gestatte. Zur Entschuldigung der gemachten Fehler wolle er nur anführen: Der Hauptnutzen der Manöver liege in der Einleitung zum Gefecht, in richtiger Auffassung einer gegebenen Kriegslage, Beurteilung von Zeit und Raum, Erteilung kurzer und bestimmter Befehle. Das Gefecht selbst ließe sich niemals so darstellen, wie es in der Wirklichkeit sein werde. Viele der Stellungen, die man am Rhein gesehen habe, würden in Wirklichkeit gar nicht angegriffen worden sein. Man hätte den Gegner hinausmanövrieren müssen, und es wäre dann in diesen Tagen zu keinem Gefecht gekommen. Da nun aber jeder Tag einer solchen Konzentrierung sehr bedeutende Summen

koste, so müsse man auch den Truppen an jedem Tage Gelegenheit zur Übung geben und thue daher Manches gegen die bessere Überzeugung und anders, als man in der Wirklichkeit handeln würde.

An die Manöver in den Rheinlanden 1861 schloß sich sofort die Übungsreise des Großen Generalstabes an. Es wurde dabei angenommen, daß am 20. September die preußischen Streitkräfte gegen Frankreich operationsfähig geworden seien und von Köln und Mainz zum Angriff vorgingen. Ein französisches Truppenkorps, das bis Lüttich gelangt war, hatte die Aufgabe, die Vereinigung der beiden preußischen Armeen zu verhindern. Der Verlauf der Reise führte durch die Eifel nach der unteren Mosel, wo sie am 6. Oktober endigte.

Im Dezember 1861 begleitete Moltke wiederum den Kronprinzen Friedrich Wilhelm nach England, um an den Beisetzungsfeierlichkeiten des verstorbenen Prinz-Gemahls Albert teilzunehmen.

1862 fanden keine Königsmanöver, wohl aber eine Übungsreise des Großen Generalstabes statt. Ihre Generalidee beruhte auf der Voraussetzung, daß eine feindliche Ostarmee mit drei Korps von Warschau schnell gegen die Oder vordringe, Posen und Thorn eingeschlossen und das preußische V. Armeekorps bis Drossen zurückgedrängt habe. Zu dessen Unterstützung war zunächst nur das bei Stettin vereinigte II. Armeekorps bereit, während das Gardekorps erst in zehn Tagen seine Mobilmachung vollenden konnte, die übrigen Korps aber anderweitig verwendet waren. Die Hauptaufgabe bestand in dem Angriff und der Verteidigung der Oderstrecke von Frankfurt a/O. bis zum Austritt des Finowkanals, wobei besonders die Wichtigkeit und Beschaffenheit von Cüstrin in Betracht kam.

Im Winter 1862—63 ließ General v. Moltke die Offiziere des Großen Generalstabes zu ihrer Übung eine Versammlung der Armee nach dem Westen bearbeiten, die demnächst auch die Grundlage für die Generalstabsreise im Herbst 1863 abgab. Dieser Übung war die Generalidee untergelegt, daß — unter Voraussetzung einer

gesicherten Neutralität Belgiens — bei einem Angriffskriege Frankreichs gegen den Deutschen Bund von diesem drei Heere: eine preußische Moselarmee, eine preußische Hauptarmee bei Mainz und eine süddeutsche Oberrheinarmee aufgestellt würden. Da, wie erwähnt, die Versammlung dieser Streitkräfte bereits in Berlin ausgearbeitet war, kam es nur darauf an, für die Aufstellung und, unter Annahme verschiedener Möglichkeiten, für die ersten Bewegungen das Gelände zu erkunden und die Entschlüsse zu fassen.

Die Königsmanöver im Jahre 1863 wurden durch das III. und Gardekorps in der Gegend von Buckow und Müncheberg in der Mark abgehalten.

Wir stehen hiermit an der Schwelle der großen Kriegszeit Preußens von 1864—71. Werfen wir einen Blick zurück auf die Thätigkeit Moltkes als Chef des Generalstabes der Armee seit dem Jahre 1857, so fällt uns vor Allem auf, wie vollkommen fertig er uns in dieser Zeit entgegentritt. Wie schon im Beginn dieses Abschnittes ausgeführt wurde, übernahm er sein neues Amt so wohl vorbereitet, daß er nur wenig zu lernen brauchte. Nicht als ob seine Ansichten über manche Dinge niemals einen Wandel erfahren hätten — so werden wir z. B. sehen, daß seine Operationsentwürfe gegen Österreich und Frankreich sich im Laufe der Jahre erheblich änderten — allein er folgte hierbei nur in geschickter Weise dem Wechsel der äußeren Umstände. Er hielt nicht starr an einem einmal gefaßten Gedanken fest, sondern verstand es, mit der Zeit fortzuschreiten. In den Grundzügen aber ist Alles, was er that oder schrieb, von vorneherein fertig und abgeschlossen.

Dies führt uns auf die zweite Eigenschaft, die sich bei ihm in dem behandelten Zeitabschnitt äußert: der Blick für die Wirklichkeit der Dinge. Obschon er der eigentlichen Truppenführung seit langem ferngestanden, hatte er doch den Zusammenhang mit der Praxis nicht verloren. Er war keineswegs der militärische Schreibtischgelehrte, für den ihn Viele halten mochten. Bei allen Entwürfen und Plänen, beim höchsten Fluge der Gedanken verließ

er doch niemals den Boden der Thatsachen und legte sich stets die Frage vor, ob seine Absichten auch ausführbar seien und wie dies am einfachsten geschehen könne. Dabei kam ihm freilich die Schärfe und Folgerichtigkeit seines Denkens, die er sich durch unablässige Selbstschulung erworben hatte, zu Hilfe. Was er dachte und schrieb, war einfach, klar, natürlich, und so wirkte es auch auf Andere.

Bemerkenswert ist auch die weise Selbstbeschränkung, mit der Moltke ausschließlich seinen Berufsgeschäften oblag. Nichts lag ihm z. B. ferner, als politischen Einfluß auszuüben, wozu er als Chef des Generalstabes der Armee vielleicht im stande gewesen wäre. Wohl hat er als gebildeter Mann und hochgestellter Militär seine Gedanken und Ansichten über die Führung der Staatsgeschäfte gehabt und sie auch im Kreise vertrauter Freunde zuweilen ausgesprochen, aber nie drang davon etwas in die Öffentlichkeit. Selbst in seinen Briefen an die nächsten Verwandten ist er in dieser Beziehung sehr zurückhaltend. Sein politisches Glaubensbekenntnis war: „Treu dem Könige!“ Alles Übrige suchte er von sich fern zu halten. Und gerade diese „glückliche Einseitigkeit“, wenn man es so nennen will, gab ihm die Kraft, sich um so vollkommener seinem eigentlichen Berufe zu widmen, der wahrlich für sich allein einen ganzen Mann beanspruchte.

So konnte denn Moltke mit Ruhe und Zuversicht dem Augenblick entgegensehen, an dem es ihm bestimmt sein sollte, die Gedanken und Pläne seiner arbeitsamen Stunden in Wirklichkeit umzusetzen. Das Schicksal hatte ihn vor eine schwere Aufgabe gestellt, aber es fand ihn gerüstet.

Viertes Buch.

Die Zeit der grossen Entscheidungen.

1864–1871.

25. Der Feldzug gegen Dänemark bis zur Einnahme der Düppeler Schanzen am 18. April 1864.*)

Es sollen hier nicht die Ursachen und die Vorgeschichte des deutsch-dänischen Krieges, die bis in das Jahr 1839 zurückreichen, im Einzelnen verfolgt werden, umsoweniger als bereits im ersten Bande dieses Werkes die Ereignisse der Jahre 1848—1849 in Schleswig-Holstein berührt worden sind. Diese hatten mit dem von sämtlichen Großmächten unterzeichneten Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 ihren vorläufigen Abschluß erreicht. Dieses Protokoll regelte die Erbfolge in Dänemark und den Elbherzogtümern derart, daß nach dem wahrscheinlichen Aussterben der jetzt regierenden Linie der Prinz Christian zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg als Nachfolger in allen Teilen der Monarchie anerkannt werden sollte, während der Prinz von Schleswig-Holstein-Augustenburg gegen eine von Dänemark zu leistende Geldabfindung auf seine Erbrechte in Schleswig-Holstein verzichtete. Die alte Zwitterstellung der Elbherzogtümer in ihrem Verhältnis zum dänischen Gesamtstaat hatte der Londoner Vertrag indes unberührt gelassen. Holstein mit Lauenburg gehörten zum deutschen Bunde und waren nur durch Personalunion mit der Krone Dänemark verbunden, Schleswig dagegen gehörte zum Staate Dänemark, sollte aber nicht von

*) Hierzu eine „Übersichtskarte zum Feldzuge gegen Dänemark 1864".

Holstein getrennt werden dürfen und mit diesem gemeinsame ständische Vertretungen besitzen.

Seit langem gingen nun die Bestrebungen einer einflußreichen Partei in Dänemark, der sog. „Eiderdänen“, dahin, Schleswig ganz von Holstein loszureißen und es dem dänischen Staate völlig einzuverleiben. Die Regierung war schwach genug, diesem Andringen nachzugeben, indem sie am 2. Oktober 1855 eine neue Gesamt-Staatsverfassung in Kraft treten ließ, welche die Sonderrechte der Schleswig-Holsteiner gröblich verletzte. Dies führte zu einem offenen Streite zwischen der Regierung zu Kopenhagen und den ständischen Vertretungen der beiden Herzogtümer, in dessen Verlauf sich Holstein beschwerdeführend an den deutschen Bund wandte. Der Bund war nun freilich nicht die rechte Schmiede für solche Klagen. Er ließ sich lange genug von den dänischen Diplomaten durch allerlei Spiegelfechtereien hinhalten, und erst dem nachdrücklichen Auftreten des damaligen preußischen Bundestagsgesandten v. Bismarck gelang es im Sommer 1858 zu erreichen, daß der Bundestag eine dringliche Aufforderung an Dänemark richtete, die Verfassung von 1855 zurückzunehmen. Scheinbar gab Dänemark auch nach, indem es versprach, die Wünsche bezüglich Holsteins und Lauenburgs zu erfüllen, thatsächlich aber war damit die Einverleibung Schleswigs, auf das sich die Aufhebung der Verfassung nicht erstrecken sollte, so gut wie ausgesprochen. Grade auf ihre Zusammengehörigkeit kam es indes den Elbherzogtümern an; ihre Stände lehnten daher alle Vorlagen der dänischen Regierung ab, und der Streit ging weiter.

Das Ausbleiben eines sofortigen entscheidenden Schrittes seitens des deutschen Bundes, der Alles dem beliebten Ausschußverfahren unterwarf und niemals rechtzeitig zum Entschlusse kam, ferner die Haltung der auswärtigen Mächte bestärkten dabei Dänemark in seinem Widerstande. Die dänischen Beamten schalteten in den Herzogtümern mit härtester Willkür, wie in einer eroberten Provinz. Erst als sich in ganz Deutschland hierüber ein Schrei der Entrüstung gegen Dänemark erhob, raffte sich der Bund end-

lich zu der Drohung mit einem „Exekutions-Verfahren" in Holstein auf. Auch die Regierungen von Preußen und Österreich sandten Warnungen nach Kopenhagen, und selbst Rußland sprach gegen die Absichten der dänischen Regierung ernste Bedenken aus. Trotzdem ging diese auf dem betretenen Wege weiter.

Am 13. November 1863 wurde im dänischen Reichsrate das neue Grundgesetz angenommen, dem zufolge zwar Holstein und Lauenburg aus dem Gesamtstaate ausscheiden und nur durch Personalunion mit der Krone verbunden bleiben, Schleswig dagegen völlig einverleibt werden sollte. Dem Gesetz fehlte nur die Unterschrift des Königs.

In dieser gespannten Lage starb plötzlich König Friedrich VII. am 15. November, und an seine Stelle trat, dem Londoner Vertrage gemäß, der Prinz von Glücksburg als Christian IX. Dieser unterschrieb bereits am 18. November das neue Grundrecht, und damit war der Bruch zwischen Dänemark und Deutschland, das die Rechte seiner Stammesgenossen im Norden zu vertreten hatte, unvermeidlich.

Über den festen Willen in Deutschland, den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen, gab man sich in Dänemark noch immer falschen Hoffnungen hin. Zwar beim Bunde machten sich wieder allerlei entgegengesetzte Wünsche und Ansichten geltend, aber in Preußen war inzwischen ein Mann an die Spitze des Ministeriums getreten, der nicht schwankte, wenn es galt, das für notwendig Erkannte mit Nachdruck durchzuführen: Otto von Bismarck. Von Anfang an hatte er keinen Zweifel darüber gelassen, daß er fest entschlossen sei, die Sache der Herzogtümer durchzufechten, nötigenfalls mit Gewalt, und hierin wußte er sich mit seinem Könige völlig eins. Schon bald nach dem Antritt seines Amtes hatte er im preußischen Abgeordnetenhause auf eine Anfrage, was die Regierung in der schleswig-holsteinischen Frage zu thun gedenke, geantwortet: „Ich kann Sie versichern und das Ausland versichern, wenn wir es nötig finden, Krieg zu führen, so werden wir ihn führen, mit oder ohne Ihr Gutheißen." Jetzt schrieb er

am 29. November dem preußischen Bundestagsgesandten: „Sind die deutschen Truppen erst im Lande, so wird sich alles Weitere finden, und die Situation kann sich in Kurzem ändern.“

Dadurch, daß sich Bismarck formell streng auf den Standpunkt des Londoner Protokolls vom Jahre 1852 stellte, gelang es ihm, auch Österreich auf die Seite Preußens hinüberzuziehen. Beide deutschen Vormächte traten daher in dieser wichtigen Frage als Verbündete auf und stellten in Frankfurt den Antrag auf Durchführung der Bundesexekution gegen Dänemark zum Schutz der Rechte der Herzogtümer, der auch am 7. Dezember 1863 angenommen wurde.

In Voraussicht der eintretenden Ereignisse hatten Ende November in Frankfurt a. M. Beratungen militärischer Bevollmächtigter Österreichs, Preußens, Sachsens und Hannovers stattgefunden, um die Einzelheiten der Maßregel festzusetzen. Von Preußen war Generalleutnant v. Moltke entsendet worden, der auch den Vorsitz führte.

Bereits vorher, am 17. November, in einer Besprechung beim Könige Wilhelm in Berlin, woran der Kriegsminister und der General v. Manteuffel teilnahmen, hatte Moltke für sein Verhalten mündliche Weisungen empfangen. Er schrieb diese in ihren Hauptpunkten nebst den besonderen Bemerkungen Seiner Majestät gleich nachher zu Hause nieder. Aus diesen Aufzeichnungen ergibt sich kurz Folgendes: Man schätzte die dänischen Streitkräfte (einschl. einer vorausgesetzten schwedischen Hilfe von 25,000 Mann) auf 68,000 Mann, denen man deutscherseits mindestens 82,000 entgegenstellen wollte, nämlich 6000 Sachsen, 6000 Hannoveraner, 35,000 Österreicher und 35,000 Preußen. Die Sachsen und Hannoveraner hatten die eigentliche Exekution durchzuführen, während die preußischen und österreichischen Truppen nur für den Fall ernstlichen Widerstandes der Dänen in Thätigkeit treten sollten. Preußischerseits wollte man dabei von der Entsendung eines geschlossenen Armeekorps absehen, um nicht eine Provinz ganz von Truppen zu entblößen; es wurde vielmehr für die Unternehmung die 6. Division (Brandenburg) und die 13. (Münster) unter dem gemein-

samen Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl in Aussicht genommen. Die Frage des Oberbefehls über die Gesamtheit der deutschen Truppen sollte einstweilen aus den Besprechungen in Frankfurt ausgeschieden und durch Verhandlungen zwischen den beteiligten Regierungen erledigt werden.

Die Beratungen in Frankfurt begannen am 23. November. Gleich in der ersten Sitzung erklärte der Vertreter von Hannover, daß die hannoverschen Truppen die untere Elbe nicht überschreiten würden, wenn nicht zuvor auch die preußischen und österreichischen Reserven dort versammelt wären, da man die 12,000 Sachsen und Hannoveraner nicht für stark genug erachte, um in Holstein einzurücken. General v. Moltke mußte daher zunächst nach Berlin um Verhaltungsbefehle schreiben. Noch bevor diese eingegangen waren, sprach der österreichische Bevollmächtigte am 28. November die Bereitwilligkeit seiner Regierung aus, den hannoverschen Wünschen entsprechend eine Brigade von 5000 Mann sofort an die Grenzen Holsteins zu entsenden, falls Preußen ein Gleiches thue. Letztere Zusicherung konnte Moltke in der That bereits am anderen Tage geben, und so gelang es, am 1. Dezember folgende Grundsätze festzustellen, nach denen die Bundesexekution ausgeführt werden sollte:

Sachsen stellt 6000 Mann, die zum ersten Einrücken in Holstein bestimmt sind und mit der Eisenbahn in die Gegend von Boitzenburg befördert werden. Sie überschreiten die Grenze, sobald die ersten Reserven bereit sind; zu diesen stellen Preußen und Österreich je 5000, Hannover 6000 Mann. Der sächsische Befehlshaber übernimmt über diese Truppen den Oberbefehl, rückt mit den sächsischen bis zu einem in der Mitte von Holstein gelegenen Punkte vor und schiebt Abteilungen an die Eider. Räumen die Dänen Holstein nicht, sondern lassen sie es auf einen Kampf ankommen, so tritt die Unterstützung der Bundestruppen durch starke preußische und österreichische Streitkräfte ein. Zu letzterem Zwecke bestimmt Österreich ein Armeekorps, bestehend aus zwei Divisionen aus Böhmen bezw. Oberösterreich, im Ganzen 20,000 Streitbare;

Preußen stellt ebenfalls ein Truppenkorps in der Stärke von mehr als 30,000 Mann.[15] Über einen gemeinsamen Oberbefehlshaber der deutschen Streitkräfte einigen sich Österreich und Preußen möglichst bald.

Dies gelang auch durch das Entgegenkommen Österreichs. Zum Oberbefehlshaber wurde am 19. Dezember der achtzigjährige preußische Feldmarschall v. Wrangel ernannt, zu seinem Generalstabschef Generalleutnant Vogel v. Falckenstein. Den Befehl über das I. (kombinierte) preußische Korps, erhielt Prinz Friedrich Karl, sein Stabschef war Oberst v. Blumenthal. Vier österreichische Brigaden unter dem Feldmarschallleutnant v. Gablenz bildeten das II. Korps, und die vier neuen preußischen Garderegimenter unter General v. d. Mülbe das III.*) Das Ganze war etwa 57,000 Mann stark. Die Dänen konnten dem nur 40,000 unter General de Meza entgegenstellen, die bis Ende Januar 1864 hinter den Danewerken versammelt wurden.

Das Zusammengehen Österreichs mit Preußen, politisch ein Erfolg der genialen Bismarckschen Politik, war militärisch weniger erwünscht. Die Verschiedenheit der Zwecke beider Staaten in dem Kriege mußte früher oder später zum Ausdruck kommen, und es war anzunehmen, daß sich hieraus Schwierigkeiten für die einheitliche Kriegshandlung ergeben würden. Auch General v. Moltke hatte bereits in einer 1862 verfaßten Denkschrift eine solche Befürchtung ausgesprochen, und in der That haben politische Wünsche und diplomatische Verhandlungen oft störend in die Ereignisse eingegriffen. Schließlich ist aber doch durch das Endergebnis und die Folgen des Krieges gegen Dänemark die Richtigkeit der damaligen preußischen Politik so glänzend als nur immer möglich bewiesen worden.

General v. Moltke hatte sich bereits seit mehr als zehn Jahren mit dem dänischen Kriegsschauplatze beschäftigt. Es ergibt sich das schon aus seinem Werke über den Krieg 1848—1849 gegen Dänemark, noch mehr aber aus einer Reihe von Denkschriften, Operations-

*) Dieses Korps wurde später auf zwei Divisionen verstärkt.

entwürfen und Vorarbeiten, die Anfangs der 60er Jahre entstanden sind. Bereits am 6. Dezember 1862 stellte Moltke in einer Denkschrift an den Kriegsminister mit genialer Sicherheit die Grundzüge eines Feldzugsplanes gegen Dänemark auf: „So lange“ — heißt es dort — „unsere Marine nicht eine Landung auf Seeland ermöglicht, um den Frieden in Kopenhagen selbst zu diktieren, bleibt nur die Okkupation der jütischen Halbinsel, welche, um als Zwangsmittel zu wirken, eine länger dauernde sein muß, dann aber die diplomatische Intervention und eventuell das thatsächliche Einschreiten dritter Mächte hervorruft. Das eigentliche Kampfobjekt bleibt, solange der Sitz der dänischen Regierung nicht erreicht werden kann, das dänische Landheer. Das bloße Zurückwerfen desselben führt nicht zum Ende des Krieges. Nicht ein erster Sieg, sondern die rastlose Ausnutzung desselben, eine Verfolgung, welche die feindliche Armee vernichtet, bevor sie ihre gesicherten Einschiffungspunkte erreicht, ist das anzustrebende, aber auch das allein erreichbare Ziel.“

In meisterhafter Weise zusammengefaßt sind alle Gedanken Moltkes über die Führung eines Krieges gegen Dänemark in einer Denkschrift vom 13. Januar 1864, die auch auf Befehl des Königs dem Feldmarschall Wrangel zur Kenntnis übersandt wurde. Der Inhalt der hier niedergelegten Vorschläge Moltkes — die übrigens für den Oberbefehlshaber nicht bindend sein sollten — ist kurz folgender:

Die Schwierigkeit des Krieges besteht darin, daß selbst die Eroberung des ganzen dänischen Festlandes zu einem Abschlusse des Feldzuges nicht zu führen braucht, weil die Hauptstadt und die Inseln bei der Schwäche unserer Flotte unzugänglich sind. Es handelt sich also darum, das feindliche Heer zu treffen und es zu vernichten. Hinter die Düppeler Schanzen oder nach Fredericia hinein darf man es nicht entkommen lassen, vielmehr muß sich der erste ernste Kampf, der voraussichtlich um die von den Dänen verteidigten Danewerke entbrennen wird, zu einem entscheidenden Erfolge gestalten. Hierzu ist ein frontaler Angriff allein nicht geeignet, er muß vielmehr mit einer gleichzeitigen Umgehung ver-

bunden sein. Eine solche verspricht auf dem linken Flügel der feindlichen Stellung am meisten Erfolg, da hier der Angreifer, wenn er die Schlei überschritten hat und auf Flensburg marschiert, mindestens gleichzeitig mit dem aus den Danewerken geworfenen Gegner ankommen kann. —

Der hier wiedergegebene Plan Moltkes bezog sich natürlich nicht auf eine bloße „Bundesexekution", d. h. eine Besitznahme Holsteins, sondern auf einen wirklichen Krieg mit dem Gesamtstaate Dänemark. Hierzu sollte es in der That bald kommen. Dänemark erklärte die geplante Exekution als Kriegsfall und rüstete aus allen Kräften. Da es ein „Ultimatum" Preußens und Österreichs am 18. Januar 1864 ablehnte, so war der Krieg unvermeidlich. An diesem nahmen indes die sächsischen und hannoverschen Bundestruppen, die inzwischen ganz Holstein ohne Widerstand besetzt hatten, da sich die Dänen auf die Danewerke zurückgezogen hatten, nicht Teil. Dagegen gelang es Bismarck durch sein schon erwähntes Festhalten an dem Londoner Protokoll vom Jahre 1852 nicht nur Österreich, das der Befreiung der Herzogtümer von der dänischen Herrschaft im Grund recht kühl gegenüberstand, an der Seite Preußens festzuhalten, sondern er baute auch damit, was ebenso wichtig war, dem Einspruch des Auslandes vor, vor dem Preußen im Jahre 1849 hatte zurückweichen müssen. Die Großmächte konnten logischer Weise gegen die Durchführung eines Vertrags, den sie mit unterschrieben hatten, nichts einwenden; zugleich aber scheuten sie sich auch, dem verbündeten Österreich und Preußen in den Weg zu treten. Die deutschen Mittelstaaten, die das Londoner Protokoll nicht unterschrieben hatten, begünstigten dagegen die wiederauflebenden Ansprüche des Hauses Augustenburg. Für diese aber war nach dem Londoner Protokoll kein Raum mehr, da der Vater des Prinzen Friedrich von Augustenburg, welch letzterer jetzt als Prätendent auftrat, auf sein Erbrecht ausdrücklich Verzicht geleistet hatte (s. oben S. 113). Es entstand hierdurch zunächst zwar ein Gegensatz zwischen den Zielen der beiden deutschen Großmächte einerseits und der deutschen Mittel-

staaten andererseits. Die Kriegführung aber zog hieraus Nutzen. Die Truppen der Mittelstaaten wurden gemäß Bundesbeschluß aus Holstein zurückgezogen, und der Feldzug allein durch die verbündeten preußischen und österreichischen Streitkräfte durchgeführt. Natürlich wurde durch den Kriegsausbruch die Rechtsbeständigkeit des Londoner Protokolls ganz von selbst hinfällig, und thatsächlich stand auch für Bismarck von allem Anfang an kein anderes Ziel in Frage, als die endgültige Befreiung der Herzogtümer von der Herrschaft Dänemarks.

Die in der Moltkeschen Denkschrift vom 13. Januar entworfenen Pläne sollten sich nun freilich zunächst nicht ohne weiteres verwirklichen. Am 1. Februar überschritten die verbündeten preußisch-österreichischen Truppen in zwei Kolonnen die Eider. Die linke Kolonne, II. und III. Korps, wandte sich auf Schleswig, die rechte, das I. Korps unter Prinz Friedrich Karl, auf Missunde. Der hier versuchte Übergang mißlang, da die Dänen sich in den Verschanzungen zäh behaupteten. Man stand nun vor beiden Punkten fest und war im Zweifel, was zu thun sei. Die Dänen aber, die es merkten, daß sie umgangen werden sollten, räumten am 5. Februar freiwillig die Danewerke, und die inzwischen eingeleitete, weiter ausholende preußische Umgehung über Arnis, einem etwa 20 km östlich von Missunde gelegenen Punkte an der Schlei, kam zu spät.

Die Schuld hiefür wird in den meisten kritischen Darstellungen dem Oberkommando beigemessen,[16] weil es die Moltkeschen Fingerzeige nicht beachtet habe. Auch Oberst v. Blumenthal schrieb hierüber an Moltke: „Es sind wohl nur wenige Menschen im stande, einen einfachen Gedanken ebenso einfach durchzuführen. Die dänische Armee thut uns den Gefallen, sich so aufzustellen, daß wir sie durch eine Umgehung in die schlimmste Lage bringen können. Statt dessen rennen wir an der stärksten Stelle so energisch gegen sie an und machen ihr so bange, daß sie bei Zeiten zum Rückzuge bläst. Die Dänen waren am 4. Februar klüger als wir: wir kamen mit unserer Umgehung zwei Tage zu spät.“ Die Gerechtigkeit verlangt indes darauf hinzuweisen, daß auch Moltke der Meinung war, die „Forcierung“ von Missunde werde gelingen, und daß er ein wei-

teres Ausholen über Arnis nicht ins Auge gefaßt hatte, wenigstens nicht mit stärkeren Kräften. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß selbst bei einem Gelingen des Angriffes auf Missunde die Dänen immer in der Lage waren, durch rechtzeitigen Abmarsch sich der Schlinge zu entziehen. Moltke freilich glaubte vor dem Kriege annehmen zu dürfen, daß die Dänen sich nicht so leichten Kaufes zum Räumen der Danewerke entschließen würden. Als Gründe hiefür bezeichnete er: die großen auf die Werke verwandten Geldopfer, die historische Bedeutung der Stellung, den Nimbus, mit dem sie in der Volksmeinung umgeben war, und endlich die Schwierigkeit, größere Truppenmassen von dort rasch zurückzuschaffen. Prinz Friedrich Karl dagegen hatte, wie es scheint, von vorneherein nicht recht an das Standhalten der Dänen geglaubt, und auch König Wilhelm soll schon Mitte Januar auf diplomatischem Wege von der Absicht des Gegners erfahren haben, die Werke nicht lange zu behaupten.

Jedenfalls war durch die Ereignisse der Plan Moltkes, die Dänen nicht nur zurückzudrängen, sondern womöglich mit einem Schlage zu vernichten, gescheitert. Die dänische Armee hatte ihren Rückzug ziemlich unbelästigt über Flensburg genommen, von wo sich zwei Brigaden und die ganze Reiterei nordwärts nach Jütland wandten, während der größte Teil der Infanterie die Düppelstellung besetzte. Die hierdurch geschaffene Lage hatte Moltke schon in seinen früheren Denkschriften ins Auge gefaßt und als sehr ungünstig bezeichnet. Eine Entscheidung gegen die hinter starken, brückenkopfartigen Befestigungen (in Jütland war die Festung Fredericia als solche anzusehen) aufgestellten Dänen sei kaum möglich, da diese von hier stets auf die Inseln ausweichen könnten. Eine Besetzung von Jütland als eine Art Faustpfand hielt er damals noch für wenig wirksam, eine Belagerung der Düppeler Schanzen oder Eroberung der Inseln für langwierig oder schwer ausführbar. Als nun aber die gefürchtete Lage wirklich eintrat, entschloß sich Moltke, das kleinere Übel zu wählen. Als solches erschien ihm der Einmarsch nach Jütland.

Von den Verbündeten war das I. Korps vor die Düppelstellung gerückt und hatte diese eingeschlossen, die beiden anderen

Korps marschierten bis an die jütische Grenze. General v. Moltke hatte den Wunsch, bei den weiteren Entschließungen des Oberkommandos seine Ansicht zur Geltung zu bringen. Auf seinen Antrag entsandte ihn daher der König in das Hauptquartier, um „von den Absichten des Oberkommandos Kenntnis zu nehmen“. Er traf am 12. Februar bei diesem ein und nahm an den Beratungen teil. Es gelang ihm auch, seinen Einfluß dahin geltend zu machen, daß General v. Wrangel sich in der That entschloß, in Jütland einzumarschieren und die Düppeler Schanzen, nötigenfalls auch Fredericia, nur zu beobachten. Zu einem förmlichen Angriff gegen diese Befestigungen fühlte man sich zu schwach, da Belagerungsmittel noch fehlten.

Allein dieser Entschluß kam zunächst nicht zur Ausführung, und zwar infolge eines diplomatischen Einspruches Österreichs. In Wien und auch in Berlin erweckte nämlich eine Unternehmung, die über den ursprünglichen Kriegszweck, die Besitznahme der Elbherzogtümer, hinausging, ernste politische Besorgnisse wegen eines Einspruches der anderen Mächte. Ganz ungerechtfertigt waren diese Besorgnisse nicht, so daß Bismarck den König Wilhelm in der That bestimmte, die Überschreitung der jütischen Grenze vorläufig zu verbieten. Allein ein zufälliger Umstand führte doch am 18. Februar zur Grenzüberschreitung und zur Besetzung der auf jütischem Gebiet gelegenen Stadt Kolding. Damit war, wie Moltke sich ausdrückte, „den Großmächten der Puls gefühlt“, und es zeigte sich, daß man weder in London noch in Paris Lust hatte, Dänemarks wegen einen europäischen Krieg zu entfesseln. Moltke, der inzwischen nach Berlin zurückgekehrt war, hielt es für seine Pflicht, erneut darauf hinzuweisen, daß man nun auch weitergehen und sich mit der bloßen Besetzthaltung Schleswigs nicht begnügen dürfe. Er richtete in diesem Sinne am 22. Februar an den König ein Schreiben, worin es heißt: „Was die weitere Okkupation von Jütland betrifft, so ist diese Maßregel militärisch gewiß das richtigste. Die Einnahme der verschanzten Stellung von Düppel kann, wenn nicht eine gänzliche Demoralisation der dänischen Armee

eingetreten sein sollte, nur auf dem Wege einer mehrwöchentlichen Belagerung erreicht werden, während wir unter bloßer Beobachtung von Fredericia im stande sind, Jütland in wenigen Tagen zu erobern. Es wäre dabei offen auszusprechen, daß man jeden Augenblick bereit ist, dies Land gegen Alsen wieder herauszugeben ....

„Die Besetzung Jütlands ist abhängig von der Beistimmung des Wiener Kabinets. Sollte diese nicht zu erreichen sein, so würde allerdings ein ernsthafter Angriff auf Düppel notwendig werden, da ein gänzlicher Stillstand der Operationen zu keinem Ziele führt und die Gefahr der Lage verlängert und steigert."

Es gelang den schriftlichen und mündlichen Vorstellungen Moltkes, den König für den Entschluß zum Einrücken in Jütland zu gewinnen. Um auch die Einwilligung des österreichischen Kaisers zu erreichen, wurde General v. Manteuffel nach Wien entsandt, dessen Gewandtheit in der That einen Ausgleich in den Meinungsverschiedenheiten der beiden deutschen Großmächte zu stande brachte. Der Weg, auf dem man jetzt, dem mit Österreich abgeschlossenen Vertrage zufolge, im Kriege vorschreiten wollte, führte allerdings nicht ganz in der von Moltke geplanten Richtung. Die Ausdehnung der Operationen über die jütische Grenze hinaus wurde zwar zugestanden, aber gleichzeitig auch ein förmlicher Angriff auf die Düppeler Schanzen gefordert. Der Vormarsch nach Jütland sollte außerdem in so beschränkter Weise erfolgen, daß die eigentliche Absicht Moltkes kaum erreicht werden konnte. Er hatte eine kräftige Offensive durch die ganze Halbinsel, Besetzung der Städte, Streifzüge durch das platte Land, starke Beitreibungen und Geldumlagen im Auge gehabt, um die Dänen bald mürbe zu machen. Die „Punktationen" zwischen Österreich und Preußen, die von nun an die Richtschnur für die Kriegführung bilden sollten, gaben aber ein Eindringen in Jütland nur soweit zu, als es nötig sei, um die Verbündeten gegen ein Vorbrechen der Dänen von Fredericia her zu schützen.

Nicht ohne einen ironischen Beigeschmack ist die Art und Weise, wie Moltke eine von einem österreichischen General damals

verfaßte Denkschrift bespricht, in der die aus politischen Gründen entstandene Weigerung des Wiener Kabinets, ganz Jütland zu besetzen, auch mit militärischen Gründen zu stützen versucht wurde. Moltke sagt, das umfangreiche „Raisonnement“ lasse sich in den nie bezweifelten Satz zusammenfassen, daß die Herrschaft zur See den Dänen gestatte, zwar nicht mit Allem, aber mit dem überwiegenden Teil ihrer Streitmacht entweder über Düppel oder über Fredericia vorzubrechen. „Es ist echte Generalstabsgelehrsamkeit. Die provisorische Besetzung von Schleswig wird als Kriegszweck hingestellt, während diese doch nur ein Mittel ist, Dänemark zur Annahme gewisser, auf die Herzogtümer bezüglicher Bedingungen zu nötigen.“

Dem am 8. März begonnenen Vormarsch über die jütische Grenze setzten die Dänen nach einem scharfen Gefecht bei Veile nur geringen Widerstand entgegen. In 14 Tagen war der südliche Teil von Jütland in den Händen der Verbündeten. Der anderen Aufgabe, der Belagerung der Düppeler Schanzen, hatte Moltke schon zu einer Zeit vorgearbeitet, als er diese Unternehmung noch widerriet, und „auf alle Fälle“ die Ausrüstung eines Belagerungsparkes als nötig bezeichnet. Seiner Anregung wurde entsprochen, und am 26. Februar konnte der Kriegsminister dem Oberkommando die Bereitstellung schwerer Artillerie ankündigen. Diese traf Mitte März vor Düppel ein und eröffnete alsbald ihr Feuer.

Noch bevor aber dieser Moment eintrat, hatte man im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl den Plan entworfen, an einem geeigneten Punkt am Nordende des Alsensundes ein überlegenes Truppenkorps auf Booten nach Alsen überzusetzen und die Dänen so zur Schlacht im freien Felde zu zwingen. Der Urheber und eifrige Verfechter dieses Gedankens war Oberst v. Blumenthal. Sicher lag dem Plane, trotz seiner Kühnheit, eine sehr richtige strategische Idee zu Grunde. Es sollte sich nicht etwa um ein Ausweichen vor den Schwierigkeiten der Belagerung handeln, sondern um die Vernichtung der feindlichen Armee, der ursprüngliche Gedanke Moltkes sollte also wieder aufleben.

Moltke trat dem Blumenthalschen Projekte sofort mit Interesse

näher. In einem Briefe vom 8. März erwägt er eingehend die Vor- und Nachteile der Unternehmung, kann ihr aber doch nicht ohne Vorbehalt beistimmen. Er hielt sie nämlich nur bei Mitwirkung der Flotte für ausführbar. Daß eine kräftige Flotte diesen Krieg überhaupt in kurzer Zeit beendet haben würde, liegt auf der Hand. Man hätte Truppen auf den dänischen Inseln landen lassen können und die Verteidiger von Düppel und Fredericia im Rücken gefaßt. Allein die wenigen preußischen Schiffe waren durch die Übermacht der dänischen Flotte in ihre Häfen gebannt, österreichische erschienen vorläufig nicht, und der Gegner beherrschte ungestört die Meeresstraßen. Obschon Moltke hin und her erwog, wie die schwache preußische Flotille bei dem Angriff auf Alsen mit Erfolg zu verwenden sei, kam er doch zu keinem Ergebnis. Auch König Wilhelm schloß die Möglichkeit, daß die Dänen es gestatten würden, preußische Schiffe nach Alsen zu schicken, um dort Truppen überzusetzen, völlig aus. Derselben Ansicht war auch Prinz Adalbert.

So war man denn bei Ausführung des geplanten Übergangs nach Alsen lediglich auf Pontons angewiesen. Moltke verhehlte dem Oberst Blumenthal seine Befürchtung nicht, daß das Übersetzen größerer Truppenmassen mit so kleinen und unbehilflichen Fahrzeugen zu lange dauern und sicher von den dänischen Schiffen, die im Alsensund bereit lagen, gestört werden würde; er bezeichnete daher das Unternehmen als „unsicher, von Wind und Wetter, zufälligen Umständen und Glück abhängig“. Trotz dieser Auffassung hielt er es aber nicht für richtig, dem Prinzen Friedrich Karl den Übergang geradezu zu verbieten, sondern trat vielmehr in Berlin mit Entschiedenheit dafür ein, dem Prinzen freie Hand bei seinen Entschließungen zu lassen, wenn man ihn auch auf die Schwierigkeiten der Ausführung aufmerksam machen müsse. Ja er riet sogar dem Obersten Blumenthal an, sich nicht durch zu viele Anfragen in Berlin in eine zu große Abhängigkeit zu begeben. So offenbarte sich schon hier jener schöne, die Selbständigkeit der Unterführer achtende Geist der Moltkeschen Kriegsleitung, den wir als einen

der Hauptfaktoren für den Erfolg in den Kriegen gegen Österreich und Frankreich noch näher kennen lernen werden.

Freilich ist nicht zu verkennen, daß gerade das Gewicht, das Moltkes Meinung in den Augen des Prinzen und Blumenthals hatte, der Frische des Entschlusses im Hauptquartier vor Düppel nicht gerade günstig gewesen ist. Das geplante Unternehmen, das vielleicht doch Erfolg gehabt hätte, wenn es bald zur Ausführung gelangt wäre, wurde immer wieder hinausgeschoben, seine Geheimhaltung lockerte sich, und Oberst v. Blumenthal klagte, er müsse hören, wie an offener Tafel im Hauptquartier sein Plan im Gespräch zerpflückt, seines Reizes und seiner Kraft beraubt werde.

So ließ man die Zeit der Anfang März in jenen Gegenden regelmäßig eintretenden Windstille verstreichen, und als nun nach vielem Zögern am 25. März vom Könige die Zustimmung zu der Unternehmung eintraf und in der Nacht vom 2. auf den 3. April Alles zum Übergang bereit war, — die Gardedivision war für das Unternehmen aus Jütland herangezogen worden —, da trat plötzlich ein solcher Sturm ein, daß von der Ausführung Abstand genommen werden mußte. Auch an eine Wiederholung in der nächsten Zeit konnte man nicht denken, da die Dänen, von zahlreichen Spionen bedient, über die Absichten des preußischen Hauptquartiers wohl unterrichtet waren. Moltke schrieb hierauf an Blumenthal: „Lassen Sie sich durch die augenblickliche Vereitelung Ihres kühnen Planes nicht niederbeugen. Es konnte besser, aber auch schlimmer kommen. Wie Philipp II. seine Armada, konnten Sie Ihre Pontons nicht gegen die Elemente, sondern nur gegen den Feind führen“.

Es trat nun der förmliche Angriff auf die Düppeler Schanzen wieder in den Vordergrund. Auch hierbei machten sich sehr verschiedene Anschauungen geltend. Politische Rücksichten ließen einen baldigen preußischen Waffenerfolg erwünscht erscheinen. Es schwebten nämlich damals zwischen den neutralen Mächten Verhandlungen wegen einer Konferenz in der Luft, in der die „dänische“ Frage — bis vor Kurzem hieß sie die „schleswig-holsteinische“ — beraten werden

sollte. Wollte Preußen hier seine Stellung und Ansprüche kräftig wahren, so bedurfte es einer Stütze in Form eines kriegerischen Erfolges. Roon schrieb hierüber an den König: „Euer Majestät Armee muß in diesem Feldzuge irgend einen erheblichen Erfolg gewinnen, um den erlangten Respekt im Auslande wie im Inlande nicht nur nicht zu verlieren, sondern in einem solchen Grade zu erhöhen, daß wir dadurch über viele Schwierigkeiten hinweg gehoben werden". Manteuffel gab demselben Gedanken in einem Briefe an Roon folgenden Ausdruck: „Es gibt in der gegenwärtigen Kriegslage kein wichtigeres Kriegsobjekt, als den Ruhm der preußischen Armee". Man wünschte daher in Berlin einen baldigen Sturm auf die Düppeler Schanzen, selbst auf die Gefahr hin, daß diese durch die Beschießung noch nicht völlig sturmreif gemacht seien.

Vielfache Weisungen und Mahnungen gingen daher von Berlin aus in das Hauptquartier vor Düppel, ein Ende zu machen und den Sturm zu wagen. Sowohl der Minister des Auswärtigen wie der Kriegsminister und andere Ratgeber des Königs machten sich zum Sprachrohr der politischen Wünsche. Demgegenüber verfochten Prinz Friedrich Karl und sein Stabschef die Notwendigkeit, den Angriff durch eine regelrechte Belagerung erst gründlich vorzubereiten, damit man seines Gelingens auch sicher sei. Gegen die sehr einflußreiche Strömung in Berlin war jedoch schwer anzukämpfen. Da stand nur einer fest auf Seiten der Männer, die die Verantwortung zu tragen hatten: Moltke. Er erblickte in dem Angriff auf die Schanzen nichts anderes, als eine Aufgabe des Festungskrieges, die zu ihrer Lösung heranreifen müsse; in einer Übereilung sah er nur Kräftevergeudung und die Gefahr eines Rückschlages. Seine Stimme wurde auch gehört und der Druck aus Berlin auf Beschleunigung der Belagerung ließ etwas nach.

Wir haben hier einen sehr typischen Fall des Widerspruches zwischen den politischen und militärischen Forderungen. Wenn auch die Kriegführung am letzten Ende nur ein Mittel der Politik im höheren Sinne ist und sich dieser nach Möglichkeit dienstbar zu machen hat, so darf von ihr doch nicht gefordert werden, daß

sie durch voraussichtliche Mißerfolge gerade das Endziel in Frage stellt. Hier in diesem Falle war die Forderung militärisch unzulässig: große Opfer sollten für einen verhältnismäßig geringen Nutzen gebracht werden. Denn daß auch nach dem Falle der Düppeler Schanzen strategisch wenig erreicht war — man stand dann vor einem neuen Abschnitte, dem Alsensund, und hatte die feindliche Armee noch lange nicht vernichtet — lag auf der Hand. Andererseits konnte auch die Politik so viel gute Gründe für ihre Forderung anführen, daß diese nicht ganz von der Hand zu weisen war. Eine auffallende Ähnlichkeit zeigt diese Kriegslage vor Düppel mit der vor Paris im Jahre 1870—71. Auch hier verlangte die Politik den möglichst frühzeitigen Beginn der Beschießung der französischen Hauptstadt, während die Mehrzahl der Generale[17] sich dazu nicht entschließen wollte, bevor nicht ausreichende Mittel vorhanden waren. In beiden Fällen verlief schließlich das Ergebnis in der Diagonale der Wünsche von beiden Seiten: man beschleunigte die Ausführung des Angriffes, aber doch nicht so, daß man sich einem Mißerfolge aussetzte.

Nach einer verhältnismäßig kurzen, aber kräftigen Beschießung fand am 18. April der Sturm auf die Düppeler Schanzen statt, der auch Dank der glänzenden Tapferkeit der Truppen Erfolg hatte. Allein die Dänen wichen auf die Insel Alsen zurück, zerstörten die Brücke bei Sonderburg und standen nun wieder ebenso gesichert, ja noch mehr, wie vorher da. Die stets ausgesprochene Ansicht Moltkes, daß die Einnahme der Düppelstellung strategisch nur von geringem Werte sei, traf also vollkommen zu. Andererseits hob diese erste größere Waffenthat nicht nur das Selbstvertrauen der Armee, sondern sie bewies auch nach Außen hin, wie kräftig Preußen seine Schläge zu führen verstand. Es war das erstemal seit den Befreiungskriegen, daß durch das preußische Volk ein Hauch echter, kriegerischer Begeisterung wehte, und auch im übrigen Deutschland freute man sich des Erfolges gegen die übermütigen Dänen.

26. Vom Falle von Düppel bis zum Schluß des Krieges gegen Dänemark.

Seine Majestät der König ließ es sich nicht nehmen, selbst nach dem Kriegsschauplatz zu reisen, um die Düppelstürmer zu begrüßen. Dabei nahm er aber den Chef des Generalstabes nicht mit, obwohl grade jetzt die wichtigen Beratungen im Hauptquartier der Verbündeten über die Weiterführung der Operationen in Aussicht standen. Es wird uns heutzutage schwer, zu verstehen, warum dies so geschehen konnte. Wir müssen uns aber erinnern, daß die Stellung des Chefs des Generalstabes damals noch in einer gewissen Abhängigkeit vom Kriegsministerium sich befand. Moltke hatte keinen regelmäßigen „Immediatvortrag" beim Könige, er wurde auch von den Ereignissen, Beratungen und Beschlüssen, sowohl in Berlin wie auf dem Kriegsschauplatze, gar nicht oder nur mangelhaft in Kenntnis gesetzt. Aus vielen Stellen seiner Briefe ergibt sich, daß er in sehr wichtigen Fragen nicht gehört worden ist. Er mußte seinen Durst nach Nachrichten sogar oft aus den Zeitungen stillen und die Absichten des preußischen Hauptquartiers durch privaten Briefwechsel mit Oberst v. Blumenthal und anderen Offizieren zu erfahren suchen.

Mit welchen Schwierigkeiten unter diesen Umständen für Moltke eine Geltendmachung seiner Ansichten — wozu er sich doch für verpflichtet und berechtigt hielt — verbunden war, ergibt sich deutlich aus einem Brief an General v. Manteuffel, worin es heißt: „Da Euer Excellenz von den Verhältnissen vollständiger

unterrichtet sind, so bitte ich um gütige Äußerung, ob es der Sache förderlich sein kann, wenn ich jetzt noch nachträglich und unaufgefordert mit meiner Ansicht hervortrete.... Ich muß besorgen, daß das überflüssig ist, wenn dies Schriftstück*) nur Ansichten enthält, die schon reiflich erwogen sind, oder nachteilig, wenn sie bereits definitiv getroffene Anordnungen kreuzen. Seit fünf Tagen bin ich ohne irgendwelche Nachrichten oder Berichte vom Kriegsschauplatz, und da ist es mißlich, eine Meinung abzugeben."

Als Vorzeichen einer hierin bald nachher eintretenden Wandlung mag es gelten, daß Moltke schon Mitte März zu einer Minister-Beratung beim Könige zugezogen worden war. Der Kriegsminister hatte darum gebeten, den Chef des Generalstabes in die vorliegende Frage „einweihen" zu dürfen, und der König hatte darauf „gestattet", daß Moltke mit zu dem Vortrage kommen sollte. Es ist nicht ohne Interesse, daß damals die Ansicht Moltkes gegen die Stimmen der Generale v. Roon und v. Manteuffel — es handelte sich um die schon oben berührte Frage, wann der Sturm auf die Düppeler Schanzen zu unternehmen sei — beim Könige durchdrang. Sein Rat schaffte sich eben durch das ihm beiwohnende innere Gewicht, durch die Klarheit, Schärfe und Festigkeit seines Denkens ganz von selbst Geltung. Mehr und mehr erkannte der König, was er an seinem Generalstabschef hatte, immer häufiger verlangte er nach seinem Rat und zog ihn allmälig allen anderen militärischen Beratern vor.

Auch jetzt, nach seinem Eintreffen auf dem Kriegsschauplatze, entschloß sich der König sehr bald, den General v. Moltke nachkommen zu lassen und ihn sogar zum Generalstabschef des Oberkommandos der ganzen verbündeten Armee an Stelle des Generals v. Falckenstein zu machen, der den Befehl über das III. Korps übernahm. Hierzu hatte den König vornehmlich der Wunsch bestimmt, in den Operationen, die bisher teils zu langsam, teils zu häufig wechselnd verlaufen waren, einen gewissen Schwung und Stetigkeit

*) Ein Entwurf Moltkes für die Fortführung der Operationen nach dem Falle von Düppel.

zu bringen. Auch der Chef des Militärkabinets, General v. Manteuffel, hatte die Berufung Moltkes lebhaft befürwortet.

Zehn Stunden nach erhaltenem Befehl, ohne sich die Zeit genommen zu haben „zu irgend welcher Mobilmachung", wie er an Blumenthal schrieb, reiste Moltke zum Kriegsschauplatz ab und übernahm sogleich die Geschäfte des Generalstabschefs der verbündeten Feldarmee. Damit war er endlich an die Stelle gesetzt, die ihm gebührte, und in der er den Grund legen sollte für seine spätere Bedeutung als Führer des Heeres im Kriege. Wir dürfen also mit Recht sagen, daß diese Berufung Moltkes einen Markstein in der Geschichte seiner Entwickelung zum Feldherrn und damit auch in der Geschichte des Generalstabes, ja der ganzen Armee bildet.

Wichtige Fragen über die Weiterführung der Operationen im dänischen Kriege harrten damals ihrer Lösung. Die allgemeine Kriegslage war kurz folgende: Das ganze Festland des Herzogtums Schleswig war frei vom Feinde, und auch in Jütland befand sich nur ganz im Norden noch ein kleiner Teil in seinen Händen; Fredericia räumte er bald darauf freiwillig. Dagegen hielten die Dänen mit starken Kräften die Inseln Fünen und Alsen besetzt, die durch breite Meeresarmee vom Festlande geschieden waren. Sollte man ihnen dahin folgen und sie zum Kämpfen im freien Felde zwingen? Die Möglichkeit einer solchen Unternehmung hing wesentlich von den Mitteln ab, die man zum Überschreiten der Meeresarme besaß.

Moltke war mit sich völlig im Reinen, wie der Krieg zu führen sei. Alle seine Gedanken gingen auch jetzt nur darauf hinaus — und grade dieser Umstand zeigt ihn uns von Anfang an als geborenen Feldherrn — den Feind nicht nur zu schädigen, sondern ihn zu vernichten. Wenige Tage nach dem Antritt seiner neuen Stellung schrieb er über das, was jetzt zu thun sei: „Die Dänen angreifen, wo wir sie erreichen können.... Den Krieg bis zu ihrer Vernichtung fortsetzen.... Alles erscheint möglich, was technisch ausführbar ist. Gefährlich im Großen ist nur ein unthätiges Zuwarten."

Es gab drei Möglichkeiten den Krieg fortzuführen. Am nächsten lag der Versuch zu einer Eroberung Alsens, wo man hoffen durfte, die feindlichen Hauptkräfte zu finden. Ferner lud der noch nicht besetzte Teil Jütlands zu einem leichten, aber auch minder bedeutenden Erfolge ein, und endlich konnte man an einen überraschenden Übergang nach Fünen denken. Diese Insel war größer und wichtiger als Alsen und vom Feinde nicht so stark besetzt. Moltke entschied sich daher, einen Übergang nach Fünen zu versuchen und gleichzeitig Jütland weiter in Besitz zu nehmen. Er nannte das: Alsen in Jütland und Fünen erobern, indem er der Ansicht war, die Dänen würden nach dem Verlust Fünens auch Alsen bald räumen.

Schon Mitte März, also lange bevor die Frage brennend wurde, hatte er den Plan zu einer Landung auf Fünen bei sich erwogen. Auch Blumenthal war fast gleichzeitig auf denselben Gedanken gekommen. Daß eine empfindliche Stelle beim Gegner damit getroffen war, bewies schon der Umstand, daß die Dänen mehrere Brigaden von Alsen nach Fünen hinüberzogen und auch ihr Oberkommando dorthin verlegten. Am 24. April, als Moltke sich noch in Berlin befand, übersandte er dem General v. Manteuffel (für den König) einen Operationsentwurf, worin er den Übergang nach Fünen und die völlige Besitznahme von Jütland dringend anriet. Es gelang ihm, auch den Feldmarschall Wrangel für seinen Plan zu gewinnen, so daß dieser ihn beim Könige befürwortete. Der König erteilte dann in der That am 27. April seine Genehmigung, jedoch mit der Maßgabe, daß Wrangel der Zeitpunkt für die Ausführung des Unternehmens überlassen bleiben solle.

Kaum war nun Moltke am 2. Mai beim Oberkommando in Veile eingetroffen, da schritt er sofort zur Vorbereitung des Überganges, indem er die dafür geeigneten Stellen persönlich erkundete. Zur Ausführung sollte das österreichische Korps unter General v. Gablenz bestimmt werden. Allein hier stieß Moltke wiederum auf einen unerwarteten Widerstand. Gablenz wich aus, machte Anfangs technische Schwierigkeiten geltend, rückte dann aber mit der Erklärung heraus, daß eine solche Unternehmung durch öster-

reichische Truppen politischen Bedenken unterliege. Diese Bedenken waren ungefähr die nämlichen wie bei der Frage des Einmarsches nach Jütland Anfang März, und ließen sich nicht ohne Weiteres von der Hand weisen. Fünen war rein dänisches Gebiet, und eine Besetzung der Insel überschritt den anfänglichen Kriegszweck, die Befreiung Schleswigs, erheblich. Zwar hatte man ja auch Jütland besetzt, allein dies ließ sich damit begründen, daß es für die Sicherheit der verbündeten Armee unumgänglich notwendig war. Im Sinne der österreichischen Politik, die in diesem Kriege nicht zu weit gehen, es mit den Westmächten nicht verderben und vielleicht auch für Preußen nicht gern die Kastanien aus dem Feuer holen wollte, wäre jedenfalls ein Angriff auf Fünen ganz aus dem Rahmen des bisher Erstrebten herausgefallen. Dazu kam — was General v. Gablenz möglicherweise schon wußte — daß der österreichische Minister des Auswärtigen sich um diese Zeit England gegenüber verpflichtet hatte, Fünen unangefochten zu lassen.

General v. Moltke scheint indes die politischen Bedenken Gablenz' Anfangs nicht sehr ernst genommen zu haben, denn er betrieb seinen Plan in der nächsten Zeit eifrig weiter. Vielleicht gedachte er auch, sich über diese Schwierigkeiten kühn hinwegzusetzen, oder sie noch einmal, wie bei der Besetzung Koldings, durch eine vollendete Thatsache aus dem Wege zu räumen. Auch General v. Manteuffel war derselben Ansicht. Er schrieb: „Stecken doch politische Finten dahinter, so wird es Notwendigkeit, sie zu durchhauen".

Bevor jedoch Moltkes Absichten sich verwirklichen konnten, trat zwischen den Kriegführenden auf Grund der Londoner Konferenzen eine Waffenruhe ein (12. Mai bis 12. Juni), die zunächst jede Möglichkeit der Ausführung abschnitt. Moltke empfand es schmerzlich, daß die Waffenruhe den Verbündeten keinerlei militärische Vorteile brachte, während die Dänen Zeit und Gelegenheit fanden, ihre Streitkräfte zu verstärken. Er hätte sie gern abgekürzt gesehen und wäre sogar bereit gewesen, dafür Jütland wieder herauszugeben. Doch benutzte er den unfreiwilligen Stillstand, um eifrig für die spätere Fortführung der Operationen vorzuarbeiten. Zahl-

reiche Denkschriften und Entwürfe aus dieser Zeit legen Zeugnis von seinem Fleiße und seiner Umsicht ab. Es ergibt sich aus ihnen, daß er der Ansicht war, eine ausgedehntere Besetzung Jütlands als bisher habe für die Verbündeten nicht mehr genügenden Wert, da einerseits die Bedingungen der Londoner Konferenzen der Armee die Ausbeutung des eroberten Landes durch Beitreibungen und Geldumlagen verboten, andererseits der erwartete politische Druck auf die Regierung in Kopenhagen ausgeblieben war. Es konnte sich also in Jütland nur noch um Vertreibung oder Vernichtung der schwachen dänischen Streitkräfte handeln, welche die äußerste Nordspitze der Halbinsel besetzt hielten.

Dies Ziel schien Moltke jedoch für einen größeren Angriff nicht lohnend genug. Es gab andere, wichtigere: Alsen und Fünen. Hier durfte man hoffen, die Hauptkräfte des Gegners zu finden, hier lag dessen empfindlichste Stelle, denn nach dem Verlust beider Inseln blieb ihm eigentlich nur noch Seeland. Moltke äußerte sich hierüber in einer Denkschrift für den König vom 23. Mai wie folgt: „Soll der Krieg offensiv geführt werden, so kann unser Vorgehen nur gegen Alsen und Fünen gerichtet sein, und das Oberkommando wird sich zu entscheiden haben, welche dieser Inseln zuerst, oder ob eventuell beide gleichzeitig angegriffen werden sollen. Auf eine Unterstützung durch die Flotten ist dabei nicht zu rechnen, selbst auf die Teilnahme des österreichischen Korps an einer Landung nicht unbedingt. . . . Alsen hat für uns den Wert eines Landesteiles, dessen Besitz wir anstreben. Fünens Eroberung ist das wirksamere Zwangsmittel gegen Dänemark und führt wahrscheinlich zu der Schlacht, die wir suchen. Ein gleichzeitiges Vorgehen gegen beide Punkte verhindert die Dänen, ihre Streitmacht überwiegend gegen den einen oder den anderen derselben zu konzentrieren."

Wir wissen, daß Moltke selbst früher dem Blumenthalschen Plane eines Überganges nach Alsen nicht unbedingt zugestimmt hatte (s. S. 126), aber wesentlich wegen der technischen Schwierigkeiten. Diese konnten indes jetzt nicht mehr in Betracht kommen,

wo auch politische Rücksichten einen baldigen Abschluß der Kriegshandlung verlangten. Er erhielt denn für seine Anträge auch die Zustimmung des Königs, obwohl in Berlin viele Stimmen sich dagegen aussprachen. Auch Prinz Friedrich Karl, dem am 18. Mai an Stelle des greisen Generals v. Wrangel das Oberkommando über die ganze verbündete Armee übertragen worden war — den Befehl über das I. Korps übernahm General Herwarth von Bittenfeld — stimmte den Ansichten seines Generalstabschefs vollkommen bei.

Es sollten gegen Fünen und Alsen übrigens ausschließlich preußische Truppen verwendet werden und die Österreicher das Unternehmen nur gegen einen feindlichen Vorstoß von Norden her decken. Der gleichzeitige Übergang auf beide Inseln ließ sich jedoch schwer bewerkstelligen, da das III. (preußische) Korps, das man gegen Fünen hätte verwenden müssen, sehr weit nördlich bei Randers stand und nach Wiederbeginn der Feindseligkeiten noch acht Tage gebraucht hätte, bis es zu der Unternehmung bereit war. Es aber schon früher aus Jütland zurückzuziehen, schien aus politischen Gründen nicht ratsam. Bei Alsen dagegen stand das I. preußische Korps unmittelbar für einen Übergang bereit.

Ein Entwurf Moltkes vom 2. Juni nimmt daher den sofortigen Angriff auf Alsen und acht Tage später einen solchen gegen Fünen in Aussicht. Der darauf hin ausgearbeitete Befehl ging am 4. Juni dem Prinzen Friedrich Karl, der sich damals vorübergehend nach Berlin begeben hatte, zur Unterschrift zu. Allein er kam wiederum nicht zur Ausführung. Der am 12. Juni ablaufende Waffenstillstand mußte bis zum 26. Juni verlängert werden, um die diplomatischen Verhandlungen zu Ende zu führen. Zu Moltkes Leidwesen siegten die politischen Erwägungen über die Wünsche der Militärs. Bevor dann die verlängerte Waffenruhe zu Ende war, raubten die sog. „Karlsbader Abmachungen" alle Aussicht, den Angriffsplan auf Fünen auszuführen.

In Karlsbad hatten sich nämlich die verbündeten Herrscher Preußens und Österreichs in Begleitung ihrer ersten Minister zusammengefunden, um über die weitere Kriegführung zu beraten.

Da Kaiser Franz Joseph sich hier bereit erklärte, den Krieg bis zu einer völligen Niederwerfung Dänemarks fortzusetzen, so erwiderte König Wilhelm dies Entgegenkommen dadurch, daß er sich den Wünschen seines Verbündeten in Bezug auf die Ausdehnung der Operationen anschloß. Es wurde abgemacht, von einem Übergang nach Fünen abzusehen und zunächst nur Jütland und Alsen in Besitz zu nehmen. Zur Unterstützung des Angriffes auf Alsen sollte zwar ein Scheinangriff auf Fünen gestattet, eine wirkliche Landung jedoch ausgeschlossen sein.

Indem König Wilhelm hiermit seiner Armee den wirksamsten Weg zum Siege verschloß, gab er zu erkennen, wie fest überzeugt er war, sie würde auch auf anderem Wege den Erfolg zu erringen wissen. Ob die politischen Vorteile dieser Selbstbeschränkung den militärischen Nachteil aufwogen, soll hier nicht untersucht werden. Uns will es scheinen, als ob das zweifellos größere militärische Ergebnis doch auch der Politik hätte nützen müssen. Allein die Gründe, die den König und seinen bewährten Staatsmann Bismarck zu einem solchen Entschlusse bewogen haben, mögen damals schwerwiegend genug gewesen sein. Wir werden übrigens sehen, daß Bismarck nicht allzulange nachher selbst, trotz der Abmachungen mit Österreich, die Besitznahme von Fünen wünschte.

In der That rechtfertigte die preußische Armee das Vertrauen ihres Königs, sie werde auch mit schlechteren Karten zu gewinnen wissen. Vier Tage nach Ablauf der Waffenruhe, am 29. Juni, wurde der Übergang nach Alsen ohne Hilfe der Flotte, nur auf Booten, gewagt und glänzend durchgeführt. So heftete die Armee hier das zweite Loorbeerblatt in diesem Kriege an ihre Fahnen. Moltke hatte dafür gesorgt, daß die Unternehmung wohl vorbereitet war. Er konnte daher den Befehl zur Ausführung in so knapper Form erlassen, wie man wohl selten bei einer so schwierigen Aufgabe finden wird. Moltke erweist sich überhaupt in allen von ihm entworfenen Befehlen bereits in diesem Kriege als der nämliche weitschauende, nur die großen Ziele im Auge haltende und alle überflüssigen Einzelheiten vermeidende Befehlsführer, als welcher er uns

in den folgenden Feldzügen noch deutlicher entgegentreten wird. Der Entwurf des Befehls an das I. Korps für den Übergang nach Alsen lautete: „Das I. Korps hat unmittelbar nach Ablauf der Waffenruhe eine Landung auf Alsen auszuführen. Über die materiellen Mittel an Belagerungsgeschütz, Dampfschiffen und Kähnen, sowie über Gestellung von Ruderern sind die erforderlichen Mitteilungen bereits gemacht. Die Landung ist, wenn bis dahin Alles versammelt sein kann, bereits am 27. d. M. zu bewirken. Die Wahl des Ortes für die Überschiffung und die Anordnungen zur Sicherung des Erfolges lege ich vertrauensvoll in die Hände Eurer Excellenz.“*)

Moltke wohnte in Begleitung des Prinzen Friedrich Karl dem Übergang nach Alsen persönlich bei. Es war das erstemal seit der Schlacht von Nisib am 24. Juni 1839, daß er eine kriegerische Unternehmung sich unter seinen Augen entwickeln sah. Genau ein Vierteljahrhundert war seit Nisib verflossen. Welche Fülle von Ereignissen, vor Allem aber auch von Arbeit und Erfolgen lag für ihn in dieser Zeit! Damals in der vollsten Manneskraft stand er jetzt, dem Greisenalter nahe, dem Feinde wiederum gegenüber. Für ihn mußte es ein erhebendes Gefühl sein, zu sehen, wie sich die schwierige Unternehmung dank der Tapferkeit der Truppen, aber auch dank der vortrefflichen Anordnungen der Führer und nicht zum mindesten Moltkes selbst, mit größter Sicherheit, Schnelligkeit und vollem Erfolge abspielte. Moltke hat auch stets den Übergang nach Alsen als eine besonders schöne Waffenthat angesehen und uns in einem Privatbriefe vom 3. Juli eine von Geist und Leben sprühende Schilderung des Vorganges hinterlassen. Eine Abschrift davon hat der General selbst dem Kriegsarchiv des Generalstabes überwiesen.[1]

Die Einnahme von Alsen, welches die Dänen nach schweren Verlusten und unter Hinterlassung zahlreicher Gefangener räumten, brachte die Verbündeten zwar dem Ziele des Krieges erheblich näher, aber seine Beendigung schien noch in weiter Ferne zu liegen. Dazu hätte man sich auch in den Besitz von Fünen setzen müssen, und gerade das war ja durch die Karlsbader Abmachungen verwehrt.

*) General v. Herwarth.

Ein Stillstand in den Operationen durfte aber nicht eintreten, wenn die Dänen überhaupt zum Nachgeben gezwungen werden sollten. Die Staatskunst verlangte weitere Schwertschläge gegen den zähen Feind, bis dieser bereit war, die Waffen zu strecken. Wo aber konnte man solche Schläge führen? Es blieb nur noch der nicht besetzte nördlichste Teil von Jütland, in dem sich noch Reste dänischer Streitkräfte aufhielten. Moltke schlug daher vor, das verstärkte III. Korps dorthin in Bewegung zu setzen, und der Prinz stimmte ihm bei. Die Befehle zum Vormarsch an den Lijmfjord und zur Überschreitung desselben gingen alsbald ab.

Ob sich General v. Moltke von dieser Unternehmung großen Erfolg versprach, ist mindestens zweifelhaft. Wenn es aber der Fall war, so schwand diese Hoffnung, wie schon so viele andere in diesem Kriege, bald dahin. Die Dänen merkten die ihnen drohende Gefahr, zogen ihre Truppen in Jütland immer mehr nach Norden zurück und schifften sie dann nach Fünen ein. Moltke hatte dies gefürchtet und darum das III. Korps lebhaft nach vorwärts gedrängt. Als die preußischen Truppen aber am Lijmfjord ankamen, mußten sie sich überzeugen, daß sie dem abziehenden Feinde nichts mehr anhaben konnten. Es blieb nichts zu thun, als Kavallerie bis an die Nordspitze des Wendsyssel vorzutreiben, um wenigstens die Genugthuung zu besitzen, diesen nördlichsten Teil Dänemarks erreicht zu haben. Ein taktischer Erfolg wurde also auch hier nicht errungen. Immerhin war ganz Jütland in den Händen der preußisch-österreichischen Armee, und das Ausland sowohl wie auch die Dänen selbst mußten allmälig einsehen, daß die Verbündeten entschlossen seien, den Krieg bis zu einem vollen Erfolge durchzuführen.

Wo aber war dieser zu finden? Moltke richtete von Neuem seinen Blick auf die vielbegehrte Insel Fünen. Die technischen Mittel zu einem Angriffe: Geschütze, Pontons u. s. w. standen bereit, der Mut und die Tüchtigkeit der Truppen und Führer, durch das Beispiel von Alsen erprobt und gekräftigt, harrte nur des Befehls. Zudem schienen jetzt auch die bisherigen politischen Hindernisse zu fallen. Der Widerstand des Gegners, seither durch die Hoffnung

auf Einmischung des Auslandes genährt, war gebrochen. Dänemark suchte den Frieden. Schon Mitte Juli war darüber in Wien und Berlin kein Zweifel mehr, und beide Kabinette berieten bereits über die zu stellenden Friedensbedingungen. Bismarck verlangte nunmehr, daß der militärische Druck auf den wankenden Gegner möglichst verstärkt werde, und empfahl Bedrohung, wenn möglich Angriff auf Fünen. Die Karlsbader Abmachungen, die Bismarck selbst unterzeichnet hatte, standen dem freilich entgegen, allein der Minister hatte damals bereits den Entschluß gefaßt, die preußische Politik von dem österreichischen Gängelbande gänzlich unabhängig zu machen und ihre eigenen Wege gehen zu lassen. Wenn nicht mit Österreich, dann gegen Österreich, war sein Gedanke. Er befürwortete daher jetzt unter Nichtachtung des österreichischen Einspruches den Angriff auf Fünen.

Allein dort hatten sich inzwischen die Verhältnisse zu Ungunsten der Preußen verändert. Die Dänen waren in der Zeit, die man ihnen gelassen, nicht müßig gewesen und hatten ihre ganze Kraft auf die Abwehr einer Landung vereinigt. Zahlreiche Batterien an allen möglichen Übergangspunkten, Seeminen und andere Hindernisse ließen einen Angriff als sehr schwierig und gefährlich erscheinen, um so mehr, als die Mittel zum Übergang bei dem Mangel einer Flotte nur beschränkt waren. Jedenfalls hätte von einer Überraschung des Gegners, die doch als eine Hauptbedingung des Gelingens gelten mußte, keine Rede mehr sein können.

General v. Moltke hatte sich hiervon durch eine persönlich unternommene Erkundung überzeugt. Er hielt daher den Zeitpunkt für einen Landungsversuch auf Fünen für verpaßt und sprach dies auch offen in seinen Berichten an den König aus. Er wies auch darauf hin, daß es politisch vorteilhafter sei, erst einmal abzuwarten, was die Dänen bei einem Friedensschluß böten, als den vielleicht ganz unnötigen Aufwand von Arbeit und Kräften für die Landung auf Fünen zu machen. Er hatte aber auch noch andere Bedenken: Er gab zu erwägen, daß man bei der Vernichtung des feindlichen Heeres dem ohnehin nicht allzu fest stehenden

dänischen Königsthron seine letzte Stütze raube und damit vielleicht sich selbst nur neue Schwierigkeiten schaffe. Hier sprach also neben dem Soldaten auch der Politiker aus ihm. Aber es hat stets zu den Vorzügen Moltkes gehört, daß er einsichtig genug war, auch einmal das militärisch Wünschenswerte hinter den Forderungen der Staatskunst zurücktreten zu lassen, — freilich nur dann, wenn ihm wirklich die Notwendigkeit dazu einleuchtete. Hier war dies der Fall, und so schloß Moltke, wenn auch wohl mit Bedauern, die Akten über die vielerörterte Frage eines Angriffes auf Fünen.

Dagegen beschäftigte ihn jetzt ein neuer Gedanke, der, je mehr der Angriff auf Fünen an Unwahrscheinlichkeit gewann, desto lebhafter bei ihm erwogen wurde: der Plan einer Landung auf Seeland. Die Übertragung des Krieges auf diese Insel und die Bedrohung der Hauptstadt, so schrieb Moltke an den König, würde unstreitig am kürzesten und unfehlbarsten zu einer endgültigen Entscheidung führen, allein es lasse sich nicht verkennen, daß derartige Offensivoperationen gegen Dänemark ohne eine brauchbare Flotte sehr schwierig seien.

Eingehend erörtert Moltke sodann den Plan einer Landung auf Seeland in einer Denkschrift vom 12. Oktober an den Prinzen Friedrich Karl. Er hielt dazu 25,000 Mann für ausreichend, die in einem Ostseehafen eingeschifft werden müßten. Als solcher eigne sich Stralsund am besten, und man würde demgemäß das II. (pommersche) Armeekorps dazu verwenden müssen. Moltke verhehlt sich freilich auch die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens nicht. Die mögliche Einmischung Englands gewinne eine ganz andere Bedeutung als bisher, wenn das preußische Armeekorps auf Seeland, das seine Verbindungen mit der Heimat nur über See führen könne, durch das Erscheinen einer englischen Flotte in der Ostsee gefährdet werde. Auch sei es schwer, das Unternehmen so geheim zu halten, daß es überraschend erfolgen könne; und grade darin beruhe doch wesentlich seine Wirksamkeit. Zum Schlusse sagt Moltke: „Die wirkliche Landung auf Seeland betrachte ich als ein kühnes, im Erfolg nicht gesichertes, aber nicht

unausführbares letztes Mittel, wenn der Friede nicht anders erreicht werden kann."

Die Unternehmung gegen Seeland unterblieb schließlich ebenso wie die gegen Fünen, denn die am 20. Juli von Neuem beginnende Waffenruhe leitete allmälig zu einem Frieden über. Die Führung der diplomatischen Geschäfte lag in diesem Kriege ebenso in Meisterhänden, wie die Leitung der militärischen Operationen, seitdem letztere Moltke übertragen worden war. Es ist das unbestrittene Verdienst der staatsmännischen Kunst Bismarcks, die in jenen Tagen vielleicht auf ihrer höchsten Höhe stand, trotz der im Grunde noch nicht ganz zureichenden Ergebnisse der Kriegshandlung dem Feinde einen Frieden abgerungen zu haben, dessen Bedingungen alles enthielten, was die Verbündeten mit dem Kriege zu erreichen hoffen konnten. Am 1. August wurde der Friedensvorvertrag unterzeichnet, am 30. Oktober erfolgte der endgültige Abschluß des Friedens in Wien. Im Artikel 3 desselben hieß es: „Der König von Dänemark entsagt allen seinen Rechten auf die Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg zu Gunsten des Königs von Preußen und des Kaisers von Österreich". Am 16. November begann die verbündete Armee Jütland zu räumen, das Hauptquartier ging von Flensburg, wo es zuletzt gewesen war, nach Altona.

General v. Moltke hatte während der Zeit der Waffenruhe und des allmäligen Rückmarsches der verbündeten Truppen noch viel Arbeit. Eigentlich wäre es nicht Sache des Chefs des Generalstabes der ganzen preußischen Armee gewesen, diese an sich nicht wichtigen Anordnungen für die Unterbringung und Marschbewegungen zu treffen. Allein Moltke bot sich selbst dazu an. Er schrieb darüber an Manteuffel: „Jeder Neueintretende würde sich erst orientieren und seine Stellung nach oben und nach unten erst zu gewinnen haben. Wenn daher der König mit meiner bisherigen Leistung zufrieden, so ist es für die Sache wohl am förderlichsten, daß ich bis zum Friedensschluß hier verbleibe." Vielleicht bestimmte Moltke zu diesem Wunsche auch noch der Umstand, daß er sich in der lebhaften Bewegung und im ständigen Verkehr mit

den Truppen wohler befand, als in Berlin hinter dem Schreibtische. „Mich hat die frische Thätigkeit im Felde gesund gemacht", schrieb er an Manteuffel.

Der König genehmigte den Wunsch Moltkes, und so kehrte dieser erst am 16. Dezember nach Berlin zurück, zugleich mit den siegreichen Truppen, die an diesem Tage ihren festlichen Einzug in die preußische Hauptstadt hielten. Der König hatte die Verdienste seines Generalstabschefs durch folgendes Handschreiben belohnt:

„Als ich Sie zur Armee entsendete, konnte ich noch nicht mit Bestimmtheit voraussehen, daß Ihre Stellung bei derselben eine dauernde werden würde, und daß Sie damit die Gelegenheit finden würden, Ihre Talente zur Kriegsführung auf eine so éclatante Art zu dokumentieren. Von dem Moment an, wo Ihnen Ihre jetzige Stellung dauernd zufiel, haben Sie meinem Vertrauen und meinen Erwartungen in einer Art entsprochen, die meinen vollen Dank und meine volle Anerkennung erheischt, welches Beides ich Ihnen hierdurch mit Freuden ausspreche. Alsen und ganz Jütland sind, während Sie die Operationen leiteten, in unsere Hände gefallen, und der 29. Juny reihet sich glorreich dem 18. April an. Die Armee hat sich überall ruhmvoll und ehrenvoll gezeigt und ein Resultat erreicht, das die Diplomatie dieses Mal nicht verdorben hat, sondern zu einem fast überraschenden Resultate machte.

„Als ein Zeichen meiner Anerkennung Ihrer Verdienste in diesem Kriege verleihe ich Ihnen den Kronenorden I. Klasse mit den Schwertern, den Ihnen der Prinz Friedrich Karl übergeben wird, der eine hohe Auszeichnung für Sie erbat, weshalb ich ihm die Freude gönne, Ihnen dieselbe selbst zu überreichen.

Ihr treu ergebener Wilhelm."

Werfen wir einen Blick zurück auf die Thätigkeit Moltkes im Feldzuge 1864 gegen Dänemark, so finden wir, daß er uns schon hier mit fast allen den Eigenschaften entgegentritt, die ihn nachmals zum berühmten Feldherrn gemacht und seiner Kriegführung den Stempel ihrer Eigenart aufgedrückt haben.

Zunächst ist es eine Eigenschaft des Charakters: die ruhige Stetigkeit und Zähigkeit, mit der er an seinen einmal für richtig erkannten Plänen und Gedanken festhält und sie trotz aller Hindernisse durchführt, soweit es möglich ist. Diese Hindernisse lagen freilich nur selten beim Feinde, sondern meist in der Rücksicht, die der Chef des Generalstabes auf den wechselvollen und oft in seinen Endzielen sprunghaft erscheinenden Gang der Politik nehmen mußte. Ein Anderer hätte durch die häufige Durchkreuzung seiner Pläne an der Frische des Entschlusses eingebüßt, Moltke aber bleibt immer der Gleiche. Stets ist sein Streben darauf gerichtet, wenn der eine Weg verschlossen wird, einen anderen zu finden, um das Endziel: völlige Niederwerfung des Gegners zu erreichen. Ja, diese Spannkraft des Geistes wächst bei ihm mit den Hindernissen. Je größere Schwierigkeiten sich ihm entgegenstellen, desto mehr Mittel sucht und findet er, sie zu überwinden. Wir werden dieselbe Eigenschaft auch im Kriege 1870—71 sich wiederholen sehen. Als in den letzten Wintermonaten dieses Feldzuges von allen Seiten die Gegner aus der Erde wuchsen und ganz Frankreich zu einem großen Kampfplatze machten, da geht von Moltke in erhöhter Frische und Thatkraft an alle im Felde stehenden Streitkräfte der Antrieb aus zum Aushalten, Handeln und Angreifen. Aus dieser Willensstärke dürfen wir den Schluß ziehen, daß Moltke auch im Falle eines unglücklichen Ausganges seiner Pläne sich nicht hätte niederbeugen lassen.

Neben diesen dem Feldherrn unentbehrlichen Charaktereigenschaften zeigt uns Moltke aber auch schon 1864 die geistigen Kräfte, die seine Kriegführung zu einer beispiellos glücklichen und erfolgreichen gemacht haben. Er verstand es, unter sorgfältiger Abschätzung der eigenen und der feindlichen Streitmacht und mit angeborenem Verständnis für die Natur des Kriegsschauplatzes und des Gegners, durch Schärfe und Klarheit seines Denkens stets die einfachste und zweckmäßigste Lösung einer strategischen Aufgabe zu finden. Das bezeugen seine zahlreichen Denkschriften und Entwürfe vor und während des Krieges. Keiner, der sie liest, wird sich ihrer zwingenden Logik entziehen können. Dabei

behält er stets den Hauptzweck jedes Krieges: völlige Niederwerfung, wenn möglich Vernichtung des Gegners, im Auge und weiß diesem großen Gedanken alle anderen Rücksichten unterzuordnen. Die Umgehung der Danewerke zum Abschneiden des Gegners; Abwarten vor Düppel, bis sichere Aussicht auf Gelingen des Sturmes vorhanden; kräftige Offensive nach dem ersten Waffenstillstand nach allen möglichen Richtungen; Vorgehen gegen Fünen und Seeland, um die feindliche Macht an ihrer Wurzel zu treffen, — das sind die wesentlichsten Marksteine für die Moltkesche Kriegführung im Feldzuge 1864.

Daß auch die ihm eigentümliche Kunst der Befehlgebung, sein Bestreben, nicht in den Befehlsbereich der Untergebenen einzugreifen, sondern deren Selbstthätigkeit zu wecken und zu fördern, sich bereits in diesem Kriege bemerkbar macht, wurde angedeutet.

So tritt uns Moltke als ein geborener Heerführer entgegen. Wohl konnte er noch lernen und Erfahrungen sammeln — denn die Kriegskunst lebt von der Erfahrung und entwickelt sich nur durch sie — aber was dem Feldherrn die Erfahrung nicht geben kann, was ihm die Natur verliehen haben muß, das hatte Moltke im dänischen Kriege gezeigt. Und welch eigene Schickung, daß er, der ehemalige Kadett von Kopenhagen, seine erste kriegerische Thätigkeit als preußischer Generalstabschef grade gegen Dänemark richten mußte!

Nicht lange sollte übrigens die Zeit des Friedens dauern. Trotz ihrer Waffenbrüderschaft im dänischen Kriege konnten Preußen und Österreich sich nicht über die Zukunft der Elbherzogtümer einigen, und so entstand über dies vielumstrittene deutsche Land ein Kampf, viel ernster und tiefer greifend, als der, durch den es wiedergewonnen worden war. Der Krieg zwischen den beiden Nebenbuhlern um die Vorherrschaft in Deutschland lag schon bald nach dem Wiener Frieden in der Luft. Auch Moltke ahnte es, daß er vielleicht zu noch bedeutungsvollerer Thätigkeit berufen sein würde, als bisher. Er war daher eifrig bemüht, die im Kriege 1864 gemachten Erfahrungen auszunützen und sich für Kommendes

vorzubereiten. Im Generalstabe zu Berlin wurde fleißig gearbeitet, um die Armee schlagfertig zu machen. Auf Befehl Moltkes begann man auch mit den Vorarbeiten für eine Geschichte des deutsch-dänischen Krieges; sie kam aber zunächst nicht zur Vollendung, da der Feldzug gegen Österreich dazwischen trat.[19] Moltke selbst beteiligte sich lebhaft an diesen Studien. Er veröffentlichte auch eine Arbeit: „Der Gang der preußischen Politik in der schleswig-holsteinschen Angelegenheit von November 1863 bis Juni 1865“*). Aus dem Dänischen übersetzte er drei Schriften: „Vom 8. September bis 18. November 1863; Die dänische Ostsee-Eskadre; Der Rückzug aus den Danewerken“.**)

Über die persönlichen Verhältnisse Moltkes bis zum Frühjahr 1866 ist wenig zu berichten. Im Sommer 1865 war er zwei Monate auf Urlaub in Ragaz und machte im Herbst die Königsmanöver des IV. Armeekorps im Gefolge Seiner Majestät mit. Die übrige Zeit fand ihn ununterbrochen in seinem Berufe thätig.

---

*) Berlin 1865 bei R. v. Decker.

**) Berlin 1865 bei Mittler und Sohn.

27. Der Krieg in Deutschland 1866. Einleitung, Operationsplan und Aufmarsch.*)

„Der Krieg von 1866 zwischen Preußen und Österreich war eine weltgeschichtliche Notwendigkeit, er mußte früher oder später einmal zum Ausbruch kommen. Die deutsche Nation konnte zwischen dem romanischen Westen und dem slavischen Osten nicht dauernd in der politischen Schwäche fortbestehen, in welche sie seit ihrer ersten glorreichen Kaiserzeit versunken war.

„Während der Jahrhunderte, wo, Italien ausgenommen, alle Nachbarstaaten sich konsolidierten, die Macht der Vasallen brachen und die Kräfte, oft ganz verschiedener Völkerstämme, straff zusammenfaßten, wucherte in Deutschland eine Unabhängigkeit der einzelnen Teile empor, welche die Gesamtheit zur Ohnmacht verdammte.

„Der Versuch, einige dreißig Souverainitäten, in einen deutschen Bund vereint, als europäische Macht hinzustellen, befriedigte weder nach Innen noch nach Außen. Ein tiefer Drang nach Einigung lebte zwar in der ganzen Nation, aber es wollten weder die Fürsten ihre Rechte, noch, in angeborenem Sondertrieb, die Völker ihre Eigentümlichkeiten dafür opfern. Fünfzigjährige Erfahrung hatte gezeigt, daß jenes Ziel auf dem Wege der ›moralischen Eroberung‹ niemals zu erreichen sei, und daß es dazu einer zwingenden Nötigung und zwar von einer deutschen Macht bedürfe".

---

*) Hierzu eine Übersichtskarte.

10

Diese Sätze, mit denen das Werk des preußischen Generalstabes über den Krieg 1866 beginnt, und die ihrer ganzen Schreibart nach offenbar von Moltke herrühren — einzelne Wendungen sind sogar wörtlich seinen früheren Denkschriften entlehnt — kennzeichnen die politische Lage in Deutschland zu Beginn des Jahres 1866 sehr treffend. Jedermann fühlte, daß der Kampf zwischen Preußen und Österreich um die Vorherrschaft in Deutschland unvermeidlich geworden war, und einsichtsvolle Männer sagten sich, je früher er beendet werde, desto besser sei es für alle Teile. Es würde uns zu weit führen, dem wechselvollen politischen Vorspiel zu dem Kriege in seinen Einzelheiten zu folgen. Es ist bekannt, daß es sich dabei um die Zukunft und den Besitz der im dänischen Kriege wiedergewonnenen Elbherzogtümer handelte. Österreich wollte aus ihnen einen neuen deutschen Kleinstaat unter dem Prinzen von Schleswig-Augustenburg bilden, Preußen dagegen verlangte eine solche Ordnung der Dinge in den Herzogtümern, die ihm selbst die politische und militärische Vorherrschaft darin zuwies. Insbesondere erhob es Anspruch auf den Hafen von Kiel, der allerdings für die Entwickelung der preußischen Flotte von der größten Bedeutung war.

Die letzte gemeinsame Handlung Österreichs und Preußens in Schleswig-Holstein war die gegen den Willen der deutschen Mittelstaaten erzwungene Räumung der Herzogtümer seitens der sächsischen und hannoverschen Bundestruppen. Von da an hörten die Reibungen zwischen den beiden Großstaaten nicht mehr auf. Schon 1865 schien der Zwiespalt in offene Feindseligkeiten auszubrechen. Zwar wurde dem noch einmal durch den Gasteiner Vertrag vom 14. August 1865 vorgebeugt, worin man sich zu einer Trennung der Verwaltung — in Holstein durch Österreich, in Schleswig durch Preußen — einigte, allein es lag auf der Hand, daß ein solcher Zustand nicht lange dauern konnte. Alle weiteren Verständigungsversuche schlugen fehl, und so sah sich der Ministerpräsident Graf Bismarck Ende Januar 1866 zu der Erklärung veranlaßt, Preußen müsse sich die volle Freiheit seiner

Entschließungen vorbehalten, falls Österreich fortfahre, ihm bei der endgültigen Ordnung der Dinge in Schleswig-Holstein Schwierigkeiten zu machen.

Diese Erklärung wurde in Wien kühl ablehnend beantwortet. Am 28. Februar fand daher in Berlin unter dem Vorsitze Seiner Majestät des Königs ein Kronrat statt, zu dem außer den Ministern und dem Kronprinzen auch der Gouverneur von Schleswig, General v. Manteuffel, und der Chef des Generalstabes, General v. Moltke, hinzugezogen waren. Nachdem der König und die Minister die politische Lage klar gelegt hatten, wobei ein Zurückweichen von der eingeschlagenen Bahn, selbst auf die Gefahr eines Krieges hin, als unmöglich bezeichnet wurde, erhielt Moltke das Wort, um die militärischen Machtverhältnisse zu erörtern. Er legte dar, daß — unter der Annahme eines gleichzeitigen Vorgehens Italiens gegen Österreich — der Kaiserstaat etwa 200,000 Mann an der preußischen Grenze versammeln könne, wozu er aber sechs Wochen Zeit gebrauche. Da nun die preußische Mobilmachung erheblich schneller verlaufe, so könne man mit ihr noch warten, bis der Beginn der österreichischen Rüstungen das Wiener Kabinet „in das Licht der Aggression stelle". Es sei dann immer noch möglich, eine der österreichischen Armee völlig gewachsene preußische Streitkraft rechtzeitig verwendungsbereit zu haben und gleichzeitig 50,000 Mann gegen Süddeutschland aufzustellen. Bismarck meinte darauf, es sei noch nicht sicher, ob man Bayern zum Feinde haben werde, dagegen erscheine es von Wichtigkeit, schon jetzt sich mit Italien ins Einvernehmen zu setzen. Er schlug vor, den General v. Moltke nach Florenz, dem derzeitigen Sitze der italienischen Regierung, zu senden, um mit dieser über ein gemeinsames Vorgehen gegen Österreich zu unterhandeln.

Zu einem endgültigen Beschluß über Krieg oder Frieden kam es in diesem Kronrate übrigens noch nicht. Der König entschied sich vielmehr dahin, noch zu warten, bis es sich als ganz unmöglich herausgestellt habe, daß Preußen die Elbherzogtümer auf friedlichem Wege erwerben könne. Am 3. März hatte Moltke

eine Besprechung mit Bismarck über seine geplante Sendung nach Florenz. Die Schwierigkeit für eine Einigung der preußischen mit der italienischen Regierung über ein gemeinsames Vorgehen lag darin, daß man auf beiden Seiten fürchtete, der andere Teil werde, wenn er seinen Zweck erreicht habe — nämlich Italien die Erwerbung Venetiens, Preußen die der Elbherzogtümer — für sich Frieden schließen und den Bundesgenossen im Stich lassen. Diese Besorgnis bei den Italienern zu zerstreuen, für die eigene Regierung aber die nötigen Garantien zu erwirken, sollte die Hauptaufgabe Moltkes bilden. Er arbeitete auch in diesem Sinne eine Denkschrift mit einem Vertragsentwurfe (in französischer Sprache) aus, worin das beiderseits politisch und militärisch zu Leistende festgesetzt war, und übersandte sie dem Ministerpräsidenten. Dieser, und nach ihm auch der König, änderte noch Einiges — aber nichts Wesentliches — daran ab, und so sollte das Schriftstück als Grundlage für die Verhandlungen Moltkes in Florenz dienen. Noch bevor jedoch ein Zeitpunkt für seine Abreise festgesetzt war, teilte die italienische Regierung mit, daß sie selbst in der Person des Generals Govone einen Unterhändler nach Berlin schicken werde. So unterblieb denn die Sendung Moltkes. Es sei hier gleich bemerkt, daß die Verhandlungen mit dem General Govone, die durch das Hin und Her der wechselnden politischen Lage sehr verzögert wurden, erst am 8. April zum Abschluß eines Bündnisses mit Italien führten. Dieses verpflichtete sich darin, Österreich den Krieg zu erklären, falls auch Preußen innerhalb dreier Monate zu den Waffen griffe. Waffenstillstand oder Friede sollten nur geschlossen werden dürfen mit gegenseitiger Zustimmung; diese könne aber nicht verweigert werden, wenn eine der beiden Vertragsmächte ihre Wünsche nach Ländererwerb auf Kosten ihres Gegners befriedigt habe.

Mittlerweile hatten die Rüstungen in Österreich bereits am 2. März begonnen und waren langsam aber stetig fortgesetzt worden. Die darüber beim preußischen Generalstabe einlaufenden Nachrichten erwiesen sich später im Einzelnen als ungenau oder übertrieben,

im Großen und Ganzen boten sie aber doch ein richtiges Bild. Moltke verfolgte sie mit Aufmerksamkeit und machte sich von Zeit zu Zeit Zusammenstellungen darüber. Es ergab sich bis Ende März zwar noch keine ernstliche Bedrohung Preußens, aber Vorsicht schien geboten. Am 28. März fand daher abermals ein Ministerrat beim Könige statt, wobei auch Moltke zugegen war. Er berichtete wieder über die militärische Lage und schlug im Hinblick auf den erheblichen Vorsprung, den Österreich bereits in seinen Rüstungen gewonnen habe, vor, Gegenmaßregeln zu treffen, die aber noch nicht den Schein eines beabsichtigten Angriffes hervorrufen, sondern nur als zur Verteidigung bestimmt erscheinen sollten. Zu dieser Vorsicht hielt Moltke sich aus politischen Gründen für verpflichtet, einmal, weil das Bündnis mit Italien damals noch nicht abgeschlossen war, dann aber auch, weil man aus Rücksicht auf das Ausland Österreich den ersten Schritt zu einem endgültigen Bruche überlassen wollte.

Es wurde denn auch in dem Ministerrat, Moltkes Vorschlägen entsprechend, beschlossen, noch keine Mobilmachung der ganzen Armee, sondern nur eine Verstärkung der in den zunächst bedrohten Provinzen befindlichen Truppen und eine Armierung der dortigen Festungen anzuordnen. Bald darauf liefen aber neue Meldungen über die Fortschritte der österreichischen Rüstungen ein, die nach Moltkes Überzeugung denn doch ein entschiedeneres Vorgehen Preußens nötig machten. Er legte daher am 3. April dem Könige eine Denkschrift hierüber vor, worin er auch auf die Gefahren hinwies, die sich aus der damals eingetretenen entschiedenen Schwenkung Bayerns zu Österreich ergaben. Der König war durch die Berechnungen Moltkes, die natürlich, wenn Bayern und die deutschen Mittelstaaten sich gegen Preußen stellten, das bisherige Gleichgewicht der Streitkräfte gegenüber Österreich arg verschoben, sehr unangenehm berührt. Moltke wurde von dem Kriegsminister v. Roon daher aufgefordert, den König zu beruhigen, er konnte aber nur erwidern, daß seine Berechnungen richtig seien, und daß er es schon häufig ausgesprochen habe, wie die Gegner, wenn man

ihnen Zeit lasse, zweifellos uns an Zahl gewachsen, ja sogar überlegen seien. „Es kommt aber nicht auf die absolute Zahl der Truppenstärke," so fährt er fort, „sondern wesentlich auf die Zeit an, in welcher sie auf beiden Seiten zur Geltung gebracht werden kann. Und gerade in dieser Hinsicht bezweckt die Zusammenstellung am Schlusse meines Berichtes (an den König), den evidenten Vorteil klar und sichtbar zu machen, in welchem wir uns während voller drei Wochen befinden, wenn wir die Initiative ergreifen, oder doch wenigstens nicht später als die Österreicher mobilisieren. Es kann Niemandes Absicht sein, den König zu einem Kriege, wie dieser, zu überreden, sondern ihm durch richtige und klare Darlegung der wirklichen Sachlage die eigene Beschlußfassung zu erleichtern."

Man sieht, wie Moltke hier seine Aufgabe als militärischer Ratgeber des Königs erfaßt: ohne Menschenfurcht, aber das Ganze stets im Auge haltend. War man dazu entschlossen, es auf einen Kampf ankommen zu lassen, so brachte jeder Tag der Zögerung militärisch nur Nachteile. Andererseits durfte er als Chef des Generalstabes nicht zum Kriege drängen. Den richtigen Augenblick dafür zu finden, war Sache des Königs selbst und seiner politischen Ratgeber.[20] Moltkes Voraussagungen sollten sich freilich nur zu bald erfüllen. Die österreichischen Rüstungen nahmen auch im April ihren Fortgang. Am 21. befahl Kaiser Franz Joseph die Mobilmachung der gegen Italien bestimmten „Südarmee" und übertrug den Oberbefehl darüber dem Erzherzog Albrecht. (Am 26. erfolgte dann auch die Mobilmachung der italienischen Armee, die der König Viktor Emanuel persönlich befehligte.) Aber auch in Böhmen machten sich die österreichischen Regimenter immer kriegsbereiter, der Kaiser ernannte bereits einen Führer für die „Nordarmee" in der Person des Feldzeugmeisters Benedek. Zwar versuchten die Diplomaten noch einmal eine Abrüstung auf beiden Seiten, die am 25. April beginnen sollte, zu vermitteln, allein die Verhandlungen scheiterten an denselben Ursachen, die auch den Beginn der Rüstungen hervorgerufen hatten:

an der Unvermeidlichkeit, weil inneren Notwendigkeit, einer Entscheidung mit den Waffen.

Anfang Mai wurde dann endlich im Rate des Königs Wilhelm der Entschluß gefaßt, das preußische Heer mobil zu machen. Am 3. Mai befahl der König die Kriegsbereitschaft der zunächst bedrohten fünf Armeekorps (Garde-, III., IV., V., VI.) und der gesamten Kavallerie und Artillerie, in den Tagen vom 5. bis 12. Mai die der ganzen übrigen Armee. Es war also keineswegs eine planmäßig verlaufende Mobilmachung in einem Zuge, wie sie vom Generalstabe vorgesehen war, sondern eine Bereitschaftstellung der Streitkräfte in mehreren Absätzen, wodurch diese ohnehin schon schwierige Thätigkeit noch verwickelter wurde. So mußten bei allen Armeekorps die Mobilmachungstableaus neu überarbeitet und die Eisenbahnfahrtlisten umgeändert werden. Auch für Moltke erwuchs daraus ein bedeutendes Mehr an Arbeit, denn ihm lag es ob, dafür zu sorgen, daß trotzdem die Armee stets schlagfertig blieb, und daß seine Entwürfe für den Aufmarsch und die Operationspläne der fast täglich wechselnden politischen und militärischen Lage fortlaufend Rechnung trugen.

Was nun diese Entwürfe Moltkes für einen Krieg Preußens gegen Österreich, die wir nunmehr einer Betrachtung unterziehen wollen, angeht, so reichen sie ziemlich weit zurück. Bereits im Frühjahre 1860 hatte er eine Denkschrift ausgearbeitet,*) die zwar beim Ausbruch des Krieges 1866 in ihren Voraussetzungen zum Teil nicht mehr zutraf, aber doch die Grundlage für seine späteren Arbeiten gebildet hat. Er nahm dabei an, daß Österreich angriffsweise gegen Preußen vorgehen werde, während dieses zur Verteidigung gezwungen sei, teils aus politischen Gründen, teils wegen seiner schwächeren Streitkräfte und geringeren Schlagfertigkeit.**) Das Ziel des österreichischen Angriffes könne entweder

*) Vergl. Bd. II, S. 105.

**) Es sei daran erinnert, daß die preußische Armee damals noch zur Hälfte aus Landwehr bestand und geraume Zeit zur Mobilisierung gebrauchte.

Berlin oder Schlesien bilden; in beiden Fällen ständen ihm große Vorteile in Aussicht. Aus verschiedenen Gründen kommt Moltke zu dem Schlusse, daß Österreich einen Hauptangriff gegen die Mark Brandenburg, eine Nebenunternehmung aber gegen Schlesien richten werde. Die Aufstellung der österreichischen Streitkräfte für eine solche Unternehmung nimmt er in der Linie Prag—Pardubitz und weiter vorwärts an.

Auf diesen Voraussetzungen baut nun Moltke den Plan für das Verhalten der preußischen Armee auf. Es komme zunächst darauf an, Berlin gegen einen feindlichen Angriff zu schützen; denn die Einnahme der Hauptstadt sei für Preußen von den schlimmsten Folgen. Dieser Zweck könne durch eine unmittelbare oder eine mittelbare Verteidigung erreicht werden. Erstere biete geringe Aussichten auf Erfolg, denn man sei gezwungen, eine Frontalschlacht anzunehmen, für die keine günstigen Abschnitte vorhanden wären. Besser gestalteten sich die Verhältnisse, wenn die preußische Aufstellung nicht genau südlich Berlin auf der feindlichen Anmarschlinie, sondern etwas seitlich davon an der Elbe gewählt werde. Moltke tritt also hier dem Gedanken einer „Flankenstellung" näher, der ihn später noch häufiger beschäftigte und für den er immer eine gewisse Vorliebe gehabt hat.[21] Bemerkenswert ist, daß er diese Flankenstellung nicht als lediglich defensiv aufgefaßt sehen will, sondern ihren Hauptwert in der Möglichkeit einer Offensive gegen die Flanke des feindlichen Vormarsches, falls dieser sich auf Berlin richte, erblickt. Die Verteilung der preußischen Streitkräfte denkt sich Moltke derart, daß das Garde-, I., II., III. und IV. Armeekorps zu dieser Hauptoperation bestimmt würden, während das VI. zur unmittelbaren Verteidigung von Schlesien dienen, das V. als verbindendes Glied in der Lausitz stehen sollte.*)

Ist die Denkschrift von 1860 mit Rücksicht auf die Verhältnisse der preußischen Armee von Moltke noch im Sinne einer

*) Das VII. und VIII. Korps sind als am Rheine durch Frankreich festgehalten angenommen.

strategischen Verteidigung gehalten, so änderte sich das vom Jahre 1862 an, sobald die Reorganisation der Armee diese zu einem schlagfertigen, kräftigen Werkzeuge gemacht hatte. Schon im Juni 1862, als die politischen Verwickelungen wegen Kurhessens einen Krieg Preußens mit Österreich und Bayern möglich erscheinen ließen, legte Moltke seine Gedanken über die Verwendung der preußischen Streitkräfte in einer weiteren Denkschrift nieder, in der es heißt: „Der Vorteil Preußens besteht in der Initiative. Wir können unsere Streitkräfte schneller aufstellen, als alle unsere deutschen Gegner. Der Erfolg beruht ganz allein in dem sofortigen und rücksichtslosen Gebrauch derselben". Diesen Gedanken bis in seine letzten Konsequenzen verfolgend nimmt Moltke sogar einen strategischen Überfall in Aussicht. Wir gehen indes auf die Einzelheiten der Denkschrift von 1862 hier nicht näher ein, da die ihr zu Grunde liegenden politischen und militärischen Verhältnisse erheblich von denen des Jahres 1866 abwichen.

Den gleichen Geist der Offensive atmet auch die nächste Denkschrift Moltkes über die Verwendung der preußischen Armee gegen Österreich, die im Winter 1865—66 geschrieben ist und die Moltke selbst als „Vorarbeit" bezeichnet hat. Es wird dabei die Neutralität Frankreichs und Rußlands, dagegen die Gegnerschaft der süddeutschen Staaten vorausgesetzt. Moltke tritt hier zuerst dem Gedanken näher, ob sich nicht die Aufstellung der ganzen preußischen Armee in Oberschlesien empfehle, um von hier auf Wien vorzudringen. Er verwirft diesen Gedanken aber wieder, und zwar, weil die Versammlung in Oberschlesien auf den wenigen zur Verfügung stehenden Bahnlinien zu viel Zeit erfordere, jedenfalls mehr Zeit, als die der österreichischen in Böhmen.*) Es heißt dann weiterhin: „Unter den thatsächlich stattfindenden Verhältnissen bleibt wohl nur die Frage, ob wir unsere Hauptmacht hinter dem Lausitzer

*) Daß Moltke sich in letzterer Annahme damals irrte, hat er später selbst eingesehen. Die österreichische Armee konnte höchstens in Mähren früher versammelt sein, als die preußische in Oberschlesien. Wir kommen noch darauf zurück.

Gebirge oder dem Riesengebirge zu versammeln haben. Es ist unzweifelhaft, daß die letztere Aufstellung den größten Teil von Schlesien direkt, die Marken gegen ein Vordringen des österreichischen Heeres am rechten Elbufer indirekt schützt, während sein Vordringen am linken Ufer ungefährlich, daher unwahrscheinlich ist. Ebenso deckt aber auch die Aufstellung in der Lausitz indirekt Schlesien; in beiden Fällen aber beruht dieser Schutz nicht auf der Defensive, sondern auf offensivem Vorgehen, und dafür zeigt sich nun das Lausitzer Gebirge sehr viel gangbarer, als das Riesengebirge und seine südliche Fortsetzung".

Diesen Gesichtspunkten folgend und zugleich mit Rücksicht auf die Eisenbahnverbindungen nimmt Moltke folgende Aufstellung der preußischen Streitkräfte*) in Aussicht:

1. Hauptarmee in der Lausitz, und zwar IV., VII. und Gardekorps bei Dresden und östlich; I., II. und III. Korps bei Görlitz und westlich.

2. Schlesische Armee, V. und VI. Korps bei Freiburg—Schweidnitz.

Über die Verwendung dieser Kräfte sagt Moltke etwa Folgendes: Wenden sich die Österreicher durch Böhmen gegen die Marken, so stoßen sie auf unsere Hauptarmee. Es kommt dann bald zur Entscheidung. Rücken sie von Mähren aus in Schlesien ein, so muß unsere schlesische Armee sich auf die Hauptarmee zurückziehen. Diese kann sich dann entweder rasch bei Görlitz—Zittau vereinigen, um den Österreichern entgegen zu treten, oder sie rückt selbst in Böhmen ein und wird dadurch sehr bald ein etwa in Schlesien eingedrungenes feindliches Heer zurückrufen.

Ein Punkt, der uns in diesen Überlegungen auffällt, ist die Annahme Moltkes, daß Preußen über das Gebiet Sachsens ohne Weiteres verfügen könne. Dies geschieht nicht etwa, weil er Sachsen für Preußen freundlich gesinnt oder gar verbündet ansieht, sondern weil er diesen Staat sofort beim Beginn der Feindseligkeiten durch

*) Das VIII. Armeekorps ist als bei Mainz stehend angenommen.

einen strategischen Überfall unschädlich machen will. Die Ausführung dieser Unternehmung ist sogar in einem besonderen Abschnitte der Denkschrift bis ins Einzelne behandelt. Wir gehen aber nicht darauf ein, da der wirkliche Gang der Ereignisse den Plan nicht zur Ausführung kommen ließ.

Wenn Moltke vielleicht gehofft hatte, daß seine Denkschrift vom Winter 1865—66 beim Ausbruche des Krieges als Grundlage für die Aufstellung der preußischen Armee dienen werde, so sah er sich darin bald getäuscht. Die lange Zögerung bis zur Entscheidung über Krieg oder Frieden, der Vorsprung, den Österreich dadurch in den Rüstungen gewann, und die nur nach und nach erfolgende Mobilmachung der preußischen Streitkräfte warfen seine Berechnungen größtenteils über den Haufen. Er war daher gezwungen, seine Vorschläge mehrfach zu ändern und sie den wechselnden Verhältnissen anzupassen, so gut es ging. Daß sie dadurch an Güte und Klarheit gewonnen hätten, läßt sich nicht behaupten. Zunächst trat der offensive Gedanke mehr in den Hintergrund. Wenn Preußen den Vorteil seiner schnelleren Mobilmachung einbüßte, so erlaubten ihm die Kräfteverhältnisse nicht, mit voller Aussicht auf Erfolg den Krieg angriffsweise zu eröffnen, vielmehr schien dann Vorsicht durchaus geboten. Ebenso war es mit einer raschen Besitzergreifung des sächsischen Gebietes nichts. Das verhinderte der politischen Gründen entspringende Wunsch Preußens, nicht als der Störenfried zu erscheinen, sowie die frühzeitige Kriegsbereitschaft der sächsischen Truppen.

So sehen wir denn, wenn wir die zahlreichen Entwürfe für den Aufmarsch und Operationsplan, die Moltke von Ende März 1866 bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten aufgestellt hat, durchblättern, daß die anfangs geschlossene Gruppierung der preußischen Streitkräfte sich immer mehr verzettelt, bis sie schließlich fast dem berüchtigten „Cordonsystem“ gleicht. Wir übergehen die einzelnen Abschnitte dieser Entwickelung, da sie sich ja nur auf dem Papier vollzog, und kommen gleich zu der Art, wie sich der Aufmarsch in Wirklichkeit gestaltete, als man von Worten endlich zu Thaten schritt.

Nachdem am 3. Mai die Mobilmachung der zunächst bedrohten preußischen Armeekorps befohlen war, schlug Moltke in einem Briefe vom 4. Mai dem Könige folgende Versammlung dieser Streitkräfte vor:

VI. Korps bei Neiße,
V. „ „ Schweidnitz,
III. „ „ Cottbus,
IV. „ „ Torgau und westlich,
Gardekorps „ Berlin.

Am 8. Mai genehmigte Seine Majestät diesen Vorschlag mit kleinen Abänderungen und bestimmte gleichzeitig für das inzwischen mobil gewordene VIII. Armeekorps Coblenz als Sammelpunkt,*) während sich das VII. mit der 13. Division bei Minden und Bielefeld, mit der 14. bei Münster und Hamm aufstellen sollte. Diese ganze Kräfteverteilung läßt die Unsicherheit durchblicken, in der man sich damals befand. Überall in Deutschland und Österreich wurde gerüstet, doch war noch nicht völlig klar, wen man zum Gegner haben werde. Demgemäß trägt die vorgeschlagene Versammlung noch den Charakter des Abwartens: die Armeekorps sind längs der Grenze verteilt, doch ist eine Gruppierung noch vorbehalten.

Nachdem bis zum 12. Mai die Mobilmachung der ganzen preußischen Armee befohlen war und die Verhältnisse in Deutschland sich etwas geklärt hatten, hielt Moltke am 14. Mai dem Könige wiederum Vortrag über die weiterhin zu ergreifenden Maßnahmen. Er bezeichnete die allgemeine Linie Bamberg—Prag als diejenige, gegen welche der preußische Aufmarsch zu bewirken sei. Gegen die Hannoveraner sollte die verstärkte 13. Division bei Minden verbleiben, die 14. dagegen und das VIII. Armeekorps in die Gegend von Zeitz und Halle herangezogen werden; letztere Kräfte seien in erster Linie bestimmt, die sächsische Armee zum

*) Die 32. Brigade unter General v. Beyer war nach Wetzlar vorgeschoben und verblieb auch später dort.

Zurückweichen nach Bayern oder Böhmen zu zwingen. Von den zuletzt mobilisierten Korps sollte das II. in die Gegend zwischen Jüterbog und Herzberg, das I. nach Görlitz geschafft werden, ein bis zum 8. Juni marschbereites Reservekorps sich bei Frankfurt a. O. oder Berlin sammeln, um dann nach Sachsen nachzurücken.

Der König genehmigte auch diese Vorschläge und ordnete gleichzeitig die Bildung von zwei „Armeen" an, nämlich der I. (bestehend aus dem III. und IV. Armeekorps)*) unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl und der II. (V. und VI. Korps) unter dem Kronprinzen; der II. Armee war noch ein Kavalleriekorps unter Prinz Albrecht (Vater) zugeteilt.

Ein für Moltke sehr unangenehmer Zwischenfall trat bald darauf ein, als Graf Bismarck infolge politischer Bedenken beim Könige Einspruch gegen die Entblößung der Rheinprovinz von Truppen erhob. Ohne Moltke davon zu benachrichtigen wurde durch Vermittelung des Kriegsministers befohlen, daß das VIII. Armeekorps bei Coblenz zu verbleiben habe. Kaum hatte Moltke dies aber erfahren, so eilte er zum Könige und stellte ihm vor, daß man an der wichtigsten Stelle, wo die Entscheidung liege, also gegen die Österreicher, alle Kräfte vereinigen müsse; die Sicherheit der Rheinprovinz spiele dabei nur eine Nebenrolle. Es gelang ihm auch, den König zu überzeugen und die Zurücknahme des Befehls durchzusetzen. Mit Recht weist Moltke in einem von ihm selbst sehr viel später verfaßten Aufsatze: „Über den angeblichen Kriegsrat in den Kriegen König Wilhelms I."[22] darauf hin, daß gerade das Heranziehen des VIII. Armeekorps zu der böhmischen Armee dieser die Überlegenheit an Zahl über den Gegner verschafft hatte. Wahrscheinlich ist dieser Zwischenfall die Veranlassung gewesen, daß das Verhältnis zwischen dem Chef des Generalstabes der Armee und dem Kriegsminister bald darauf eine Änderung erfuhr. Während nämlich bis dahin alle Befehle, die sich auf die Kriegsthätigkeit

*) Bei diesen beiden Korps waren die Korpsverbände aufgehoben und die Divisionen dem Armee-Oberkommando unmittelbar unterstellt.

bezogen, zwar vom Generalstabe entworfen, vom Kriegsministerium aber ausgefertigt und den Truppen zugestellt wurden, erließ Seine Majestät am 2. Juni 1866 eine Allerhöchste Kabinetsordre, wonach von jetzt ab „die Befehle über die operativen Bewegungen der konzentrierten Armee und ihrer einzelnen Teile durch den Chef des Generalstabes den Kommandobehörden mitgeteilt werden sollten, das Kriegsministerium jedoch gleichzeitig in Kenntnis der Vorgänge zu setzen sei". Hiermit that also der Generalstab den letzten Schritt seiner Loslösung vom Kriegsministerium, und die Leitung der Armee im Kriege gewann erheblich an Sicherheit und Schnelligkeit. Wie sehr Moltke seine Abhängigkeit vom Kriegsministerium empfunden hatte, und wie notwendig er die volle Freiheit des Handelns für den Chef des Generalstabes der Armee erachtete, ergibt sich aus einer Stelle des oben erwähnten Aufsatzes: „Über den angeblichen Kriegsrat", wo es heißt: „Dem Kriegsminister liegen, wie im Frieden die Verwaltung des Heeres, so im Kriege eine Menge von Funktionen in der Heimat ob, die sich nur vom Zentralpunkt derselben leiten lassen. Der Kriegsminister gehört daher nicht in das Hauptquartier, sondern nach Berlin. Dem Chef des Generalstabes hingegen fällt von dem Augenblicke an, wo die Mobilmachung befohlen, die volle Verantwortlichkeit zu für die im Frieden schon vorbereiteten Märsche und Transporte behufs erster Versammlung der Streitkräfte und alle weitere Verwendung derselben, wobei er die Genehmigung nur allein des obersten Feldherrn — bei uns jederzeit der König — einzuholen hat".

Bis zum 5. Juni vollzog sich nun, den Plänen Moltkes entsprechend, der Aufmarsch von 7½ preußischen Armeekorps*) längs der sächsisch-böhmischen Grenze. Da nur wenige Eisenbahnlinien zu Gebote standen und diese nur eine geringe Leistungsfähigkeit besaßen, so nahm die Beförderung geraume Zeit in An-

*) Das Gardekorps war zum Teil noch in Berlin, zum Teil nach Cottbus in Marsch gesetzt.

spruch.[23] An dem genannten Zeitpunkt (5. Juni) standen, vom rechten Flügel der Armee angefangen:

VIII. Armeekorps bei Halle,
14. Division bei Zeitz,
IV. Armeekorps bei Torgau,
II. „ „ Herzberg,
III. „ „ Drebkau,
I. „ „ Görlitz,
V. „ „ Schweidnitz,
VI. „ „ Neiße—Frankenstein.

Betrachten wir diese Verteilung der preußischen Streitkräfte mit unbefangenem Auge, so müssen wir zugeben, daß sie ziemlich ungünstig war. Die Armee stand auf einem weiten, über 400 Kilometer langen Bogen längs der feindlichen Grenze verteilt, und zwischen der Gruppe in Schlesien und der in der Lausitz klaffte eine Lücke von etwa 150 Kilometern, die durch das I. Armeekorps bei Görlitz kaum ausgefüllt wurde. Die Armee war in dieser Stellung weder zur Defensive noch zur Offensive geeignet. Wurde sie an einem Punkte mit Überlegenheit angegriffen, so war hier eine Niederlage fast unvermeidlich, bevor die übrigen Korps zu Hilfe kommen konnten, da es an guten Querverbindungen mangelte. Um aber selbst zur Offensive schreiten zu können, hätte man zuvor eine Vereinigung der getrennten Teile bewirken müssen, und diese war nach Lage der Dinge nur nach vorne möglich, also in Feindesland. Durfte man aber darauf rechnen, daß ein wachsamer Gegner dies gestatten würde? Gewiß nicht, — und darum hat die Aufstellung der preußischen Armee vom Juni 1866 mit vollem Anschein des Rechtes zu scharfen Kritiken Anlaß gegeben. Militärische Schriftsteller von Ruf, namentlich ausländische, haben zum Teil mit hämischen Worten es ausgesprochen, daß Moltke hier bei seinem ersten selbständigen Auftreten keineswegs als ein bedeutender Heerführer erscheine. Man hat darauf hingewiesen, wie ganz anders Napoleon I. seine strategischen Aufmärsche zu bewirken pflegte, wie er, nur durch kleine Avantgarden oder ein natürliches Hindernis

(Fluß, Wald) geschützt, die Hauptmasse seines Heeres meistens auf einem engen Raum in möglichster Nähe des Gegners versammelt habe, um dann überraschend und mit wuchtigen Schlägen über ihn herzufallen.[24]

Gewiß liegt hierin etwas Wahres! Der Aufmarsch der preußischen Armee vom Jahre 1866 ist durchaus nicht im Geiste Napoleons und konnte zu ernsten Gefahren Anlaß geben. Aber Moltke selbst ist auch weit davon entfernt gewesen, ihn als vortrefflich zu bezeichnen; niemand hat seine Mängel vielleicht besser erkannt, als er. Aber er hat auch stets mit vollem Recht verlangt, daß man bei der Beurteilung seiner Maßnahmen die Verhältnisse in Betracht ziehe, unter denen sie getroffen werden mußten. Die Strategie ist ein „System von Aushilfen" nach dem eigenen Ausspruche Moltkes.[25] Wenn der Feldherr es bei seinen Entwürfen immer nur mit den drei Hauptfaktoren der Kriegführung: Raum, Zeit und Kraft zu thun hätte, wenn er frei aus seinem Geiste heraus ohne Rücksicht auf Einwirkungen politischer und persönlicher Art schaffen könnte, dann wäre die Strategie vielleicht keine so schwierige Kunst, wie sie thatsächlich ist. Man vergegenwärtige sich doch einmal die Umstände, unter denen Moltke seine Entschlüsse hatte fassen müssen. Politische Rücksichten verlangten, daß Preußen das Schwert so lange wie möglich in der Scheide behielt, und daß keinerlei unmittelbare Vorbereitungen zu einem Kriege getroffen wurden, für den man die Verantwortung dem Gegner zuschieben wollte. Ob diese Rücksichten vom militärischen Standpunkte aus die größten Nachteile brachten, und ob sie überhaupt eine Kriegführung mit einiger Aussicht auf Erfolg ermöglichten, danach wurde der Chef des Generalstabes nicht gefragt. Er hatte sie einfach als gegeben hinzunehmen. Preußens Aussichten in diesem Kriege beruhten in der schnelleren Bereitschaft und größeren Schlagfertigkeit seiner Armee. Diese Vorzüge schwanden aber mit jedem Tage, den man dem Feinde als Vorsprung ließ, mehr und mehr dahin. So kam es, daß, als endlich das Schwert gezogen wurde — und auch dies nur ruckweise — auch der Gegner gerüstet und

zum Schlagen bereit dastand. Wie konnte das Versäumte nun nachgeholt werden? Doch nur dadurch, daß man die Truppen so rasch wie möglich dahin schaffte, von wo der Kriegszug beginnen sollte, — also an die Grenze. Denn sie weiter rückwärts zu vereinigen, hätte den bisherigen Fehler nur noch vergrößert und außerdem den Krieg ins eigene Land getragen. Es galt jetzt also nur noch, möglichst rasch zum Aufmarsch zu kommen, in der Hoffnung, daß es auf irgend eine Art gelingen werde, die Vereinigung der getrennten Armeeglieder ohne großen Schaden zu bewirken.

Nun nehme man einmal eine Eisenbahnkarte aus der damaligen Zeit zur Hand und betrachte das Bahnnetz. Nur fünf Linien führten aus dem von West nach Ost, vom Rhein bis zum Memel langgestreckten preußischen Staate an die sächsisch-böhmische Grenze; sie endigten bei Zeitz, Halle, Herzberg, Görlitz und Neiße. Wollte man Zeit gewinnen, so mußten sie möglichst alle fünf ausgenutzt werden. Und genau dies hat auch Moltke gethan. Er hat es durch geschickte Ausnutzung des Eisenbahnnetzes und der Transportmittel fertig gebracht, die ganze Armee in noch nicht 14 Tagen an die Grenze zu schaffen. Daß sie in dieser Aufstellung nicht bleiben konnte, lag freilich auf der Hand. Will man gerecht urteilen, so darf man die Verteilung der preußischen Streitkräfte längs der Grenze im Juni 1866 überhaupt noch gar nicht „den Aufmarsch" nennen. Sie war vielmehr nur eine vorläufige Bereitstellung, woraus sich der eigentliche Aufmarsch, d. h. die Gruppierung der Kräfte zum kriegsmäßigen Vorrücken, erst entwickeln sollte. Man müßte also logisch die Aufstellung längs der Grenze die „Ausschiffungslinie" und nicht „Aufmarschlinie" nennen. „Das Korrektiv für unsere zersplitterten Ausschiffungspunkte — die nicht der strategische Aufmarsch sind — ist die Konzentration nach vorne," schrieb Moltke am 1. Juni an den General v. Steinmetz. Daß die Vereinigung der Armee vielleicht angesichts des Feindes und unter Überwindung eines schwierigen Gebirgszuges stattfinden mußte, war allerdings ein großer Übelstand, ließ sich

aber nicht vermeiden. Moltke mußte eben aus der Not eine Tugend machen. Doch sprachen hier zu Gunsten des Gelingens auch Faktoren mit, wie Geist, Charakter und Wesen des feindlichen Heeres und seines Führers, auf die wir noch zurückkommen werden.

Es sei nun noch die Frage kurz erwogen, wie sich die Verhältnisse wohl gestaltet hätten, wenn die Aufstellung der preußischen Armee nach anderen Gesichtspunkten erfolgt wäre. Zwei Projekte sind es vornehmlich, die von den zahlreichen Kritikern der Moltkeschen Anordnungen in Vorschlag gebracht werden. Die Einen wollen die ganze preußische Armee in Oberschlesien versammeln, um von hier in raschem Zuge über Olmütz bis in das Herz des österreichischen Staates vorzustoßen. Dieser Plan hätte allerdings Erfolg haben können, wenn die Rüstungen Preußens und Österreichs zu gleicher Zeit begonnen hätten. Ihre erheblich schnellere Mobilmachung hätte es dann vielleicht der preußischen Armee ermöglicht, sich an diesem äußersten Punkte der Monarchie zu versammeln und doch noch Zeit genug zu besitzen, um zum Angriff überzugehen. So wie die Verhältnisse aber im Juni 1866 lagen, war der Plan gar nicht mehr ausführbar. Eine angestellte Berechnung ergibt, daß 40 bis 42 Tage nach vollendeter Mobilmachung erforderlich waren, um 6 preußische Korps*) mit ihrer Kriegsausrüstung in Oberschlesien zu versammeln. Nach Ablauf dieser Zeit konnte aber auch der größte Teil des österreichischen Heeres nicht nur in Nordböhmen vereinigt, sondern auch schon ein gutes Stück in der Richtung auf Berlin vorgedrungen sein. Die preußische Armee in Oberschlesien hätte dann wohl schleunigst Kehrt machen müssen. Daß Moltke sich auf solche Pläne nicht einlassen durfte, wird wohl Jeder einsehen.

Das andere Projekt, das die Kritiker Moltkes seinem Aufmarsch von 1866 entgegenhalten, lautet: Schlesien preiszugeben, die ganze Armee in der Lausitz zu versammeln und dann mit ihr

*) Der Rest der Armee ist an der sächsischen Grenze zum unmittelbaren Schutze von Berlin gedacht.

geschlossen nach Böhmen hineinzumarschieren. Gewiß bot dieser Plan ziemliche Sicherheit, und er sieht auch auf den ersten Blick sehr einfach aus. Und doch war auch er für Moltke nicht annehmbar. Zunächst konnte und wollte er nicht eine ganze Provinz mit ihren reichen Hilfsmitteln ohne Schwertstreich dem Gegner überlassen; das verbot ihm auch der ausdrückliche Wille seines Königs. Dann aber traten vor Allem die Schwierigkeiten bei der Ausführung eines solchen Planes hindernd in den Weg. Die Versammlung der ganzen Armee in der Lausitz hätte zwar nicht soviel Zeit in Anspruch genommen, wie die in Oberschlesien, aber immerhin erheblich mehr, als der Vorsprung in den Rüstungen des Gegners zuließ. Und wovon sollten 250,000 Mann auf so engem Raume leben? Vorbereitungen dafür waren nicht getroffen, Magazine nicht angelegt, — Alles aus denselben Gründen, die auch den Beginn der Mobilmachung so sehr verzögert hatten. Moltke war hieran schuldlos, aber er mußte mit diesen Verhältnissen rechnen. Bei ihren weiteren Bewegungen hätte die Armee dann das Lausitzer Grenzgebirge zu überschreiten gehabt, und hier drängen sich alle Straßen auf einen Raum von fünf Meilen zwischen Friedland und Schluckenau zusammen. Es mußten also mehrere Armeekorps auf derselben Straße hintereinander marschieren, ein Aufmarsch zur Schlacht hätte 4—5 Tage gedauert, — eine Zeit, während der die vorderen Korps auf sich allein angewiesen waren. Traf man aber den Gegner nicht gleich nach Überschreiten des Gebirges an, so mußte die Armee doch wieder auseinandergezogen werden. Die enge Versammlung großer Heeresmassen ist überhaupt nach Moltkes eigenem Ausspruche eine „Kalamität", die nur dann gerechtfertigt und geboten erscheint, wenn sie unmittelbar zur Schlacht führt.[26]

Es bleibt eben dabei: wollte Moltke den einzigen Faktor, den er bei seinen Erwägungen mit Sicherheit zu seinen Gunsten rechnen durfte, nämlich die schnellere Mobilmachung der preußischen Armee, nach Gebühr ausnutzen, so blieb ihm nichts übrig, als die Versammlung so zu bewirken, wie sie in der That erfolgt ist.

Man hat noch gesagt, Moltke habe bei seinem Aufmarsch

im Frühjahr 1866 die Pläne Friedrichs des Großen vom Jahre 1757 nachahmen wollen. Wer die zahlreichen Entwürfe Moltkes in seinen Denkschriften und seinem Schriftwechsel genau verfolgt, wird sehr bald von dieser Ansicht zurückkommen. Kaum eine einzige Andeutung findet sich vor, die dazu berechtigte. Moltke war auch ein viel zu guter Kenner der Kriegsgeschichte, um nicht zu wissen, wie verschieden im Grunde die Verhältnisse beim Beginn des Feldzuges 1757 von denen des Jahres 1866 waren, und daß die auf den ersten Blick vorhandene Ähnlichkeit nur eine scheinbare ist.

Moltke hat sich wohl über die nachträglichen Kritiken seines Aufmarsches von 1866 aus berufenen und unberufenen Federn leicht getröstet, umsomehr, als ja der Erfolg auf seiner Seite war. Schwerer wogen dagegen die Einwendungen, die ihm kurz vor und während der Ausführung seiner Entwürfe von Männern gemacht wurden, auf deren Ansichten er etwas geben durfte. Ende März hatte ihm der Legationsrat v. Bernhardi*) eine Denkschrift eingereicht, worin er die militärischen Maßnahmen Preußens in einem Kriege gegen Österreich einer Erörterung unterzog. Bernhardi war ein Mann von scharfem Verstande, vielseitiger Bildung und klarem Blick, der sich, obwohl niemals Soldat gewesen, viel mit militärischen Studien beschäftigt hatte, und dessen Urteil Moltke schätzte. Bernhardi sprach sich in seiner Denkschrift zunächst dafür aus, daß durch einen energischen Angriff Preußens eine rasche Entscheidung zu suchen sei, und wird hiermit bei Moltke sicher Zustimmung gefunden haben. Er ging aber von der Voraussetzung aus, daß Preußen es in diesem Kriege nur mit Österreich und vielleicht mit Sachsen zu thun haben werde, und daß ihm auch der Vorteil der früheren Kriegsbereitschaft zu Gute komme. Wir wissen aber, daß Beides nicht zutraf, und so waren auch die Vorschläge Bernhardis, die im Wesentlichen auf eine Versammlung der preußischen Armee in Oberschlesien hinausliefen, nicht annehmbar. Moltke hatte am

*) Vergl. Bd. II, S. 60, Anmerkung.

6. April noch eine längere Unterredung über diese Dinge mit Bernhardi, wobei er ihm seine eigenen Ansichten darlegte. Es gelang ihm zwar nicht, seinen Zuhörer ganz zu überzeugen, schon deshalb nicht, weil er diesem über die sachlichen und persönlichen Hindernisse, die sich dem Bernhardischen Plan entgegenstellten, nicht Alles sagen durfte, immerhin mag das Gespräch doch zur Klärung der Gedanken beider Männer beigetragen haben. Moltke hatte auch dabei eine so vorteilhafte Meinung von dem militärischen Urteil Bernhardis gewonnen, daß er diesen bald darauf in das Hauptquartier der italienischen Armee nach Florenz entsandte, um dort seine eigenen (Moltkes) Ansichten über die Führung der Operationen darlegen und vertreten zu lassen.

Auch höhere Offiziere waren mit den Anordnungen Moltkes keineswegs einverstanden und gaben dem offen Ausdruck.[27]) Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß der Chef des Generalstabes auch damals noch nicht das allgemeine Ansehen besaß, dessen er sich später erfreute. Er war vielmehr — vielleicht infolge seiner persönlichen Zurückhaltung — sogar in der Armee noch wenig bekannt. Die Stellung des Chefs des Generalstabes tritt im Frieden überhaupt nicht so hervor, wie etwa die des Kriegsministers, und auch der Feldzug 1864 hatte Moltke nicht allzuviel Gelegenheit geboten, in der Öffentlichkeit gekannt und geschätzt zu werden. Man darf die Schwierigkeiten und Reibungen, die sich für Moltke aus den zahlreich an ihn herantretenden Ratschlägen und Einwendungen ergaben, nicht unterschätzen. Nur ein so klarer, sicherer, fest in sich beruhender Geist, wie der seinige, war im stande, unter den sehr sonderbaren, häufig wechselnden, oft wirren Verhältnissen des Frühjahrs 1866 seine Ruhe zu bewahren und unerschütterlich an dem einmal als richtig Erkannten festzuhalten.

Die Einleitung des Krieges gegen Österreich und Deutschland zeigt überhaupt in höchst lehrreicher Weise den ungünstigen Einfluß einer verwickelten politischen Lage auf die militärischen Maßnahmen. Um wieviel einfacher und schneller vollzog sich Alles im Jahre 1870! Wie oft hat dagegen Moltke 1866 vor Beginn der Feindseligkeiten

seine Pläne und Entwürfe umändern müssen! Wenn es ihm dennoch gelang, wenigstens deren Grundgedanken zur Durchführung zu bringen, so durfte er dies seiner mit Klugheit gepaarten Zähigkeit zuschreiben.

Es wurde auch in diesen Blättern schon einmal darauf hingewiesen, daß man die Stellung, die Moltke einnahm, nicht mit der anderer Feldherrn vergleichen darf, die, wie Friedrich der Große oder Napoleon I., zugleich Staatsmänner und Herrscher waren. Er verfügte nicht frei über die Kräfte des Staates, er blieb vielmehr für die Ausführung seiner Gedanken an die Genehmigung des Königs gebunden, die nicht immer leicht zu erlangen war. Er erhielt sogar häufig gar keine Kenntnis von dem Gange der Politik, und doch mußten seine Entschlüsse wesentlich durch diesen beeinflußt werden. Mehrfach beklagt er sich in seinen Briefen über die Schwierigkeiten, die ihm daraus erwuchsen. Um so höher müssen wir ihn schätzen, daß er trotzdem unbeirrt seinen Weg ging, frei von jeder Anmaßung, aber mit der inneren, festen Überzeugung, daß er das Richtige thue.

Haben wir bisher die Bereitstellung der preußischen Armee für ihre kriegerische Thätigkeit im Jahre 1866 betrachtet, so müssen wir uns nunmehr mit den Absichten Moltkes beschäftigen, die er bezüglich der Verwendung der Streitkräfte hegte, also mit dem sog. „Operationsplan". Daß dieser nicht mit dem „Kriegsplan" verwechselt werden darf, wurde schon einmal auseinandergesetzt (II, 52). Der Operationsplan kann gewöhnlich nur bis zum ersten größeren Zusammentreffen mit dem Gegner reichen. Durch dieses werden fast immer neue Kriegslagen geschaffen, die auch neue Entschlüsse erheischen. Die „Feststellung der ersten Bewegungen einer Armee" — wie Moltke das Wort „Operationsplan" gewöhnlich vorsichtig umschreibt — knüpft natürlich an den eigenen Aufmarsch an, muß aber auch andererseits sich nach dem voraussichtlichen Verhalten des Gegners und den vorhandenen Streitmitteln richten. Schon aus diesen beiden Rücksichten wird sich gewöhnlich ergeben, ob der Krieg im Ganzen verteidigungs- oder

angriffsweise zu führen ist, wobei natürlich nicht ausgeschlossen bleibt, daß auch ein aus politischen oder sonstigen Gründen in der Verteidigung befindlicher Staat den Krieg mit einem Angriffe beginnt. Er wird sich jedenfalls dadurch den Vorteil der Vorhand sichern und dem Gegner das Gesetz des Handelns vorschreiben, so lange er taktisch Sieger bleibt.

In einer solchen Lage befand sich Preußen im Frühjahr 1866. Obwohl von allen Seiten von Feinden umgeben blieb ihm doch, wenn es seinen Kriegszweck: Erwerbung der Elbherzogtümer und Befestigung seiner Stellung in Deutschland erreichen wollte, nichts übrig, als seinen Feinden rasch und entschlossen zu Leibe zu gehen. Diese Absicht hatte Moltke auch in allen seinen Entwürfen für den Aufmarsch und Operationsplan festgehalten, wenn sie auch zuweilen, je nach dem Wechsel der politischen Lage und den Nachrichten über den Gegner, etwas in den Hintergrund trat. Was nun diese Nachrichten über den Gegner angeht, so waren sie keineswegs immer ausreichend oder zuverlässig; der Nachrichtendienst im preußischen Generalstabe ließ damals zu wünschen übrig. So hatte Moltke sich lange Zeit über die Stärke der österreichischen Streitkräfte in Böhmen getäuscht und sie erheblich überschätzt, — ein Umstand, der ihn veranlaßte, mehr auf die Sicherung gegen einen feindlichen Vormarsch auf Berlin Bedacht zu nehmen, als nötig war. Über die verhältnismäßige Schwäche der Österreicher in Nordböhmen erhielt er erst Klarheit, als der Aufmarsch der preußischen Armee bereits in der Ausführung begriffen und nicht mehr zu ändern war. Vielleicht hätte er sonst die Kräfte in der Lausitz von vornherein schwächer gemacht und dafür die in Schlesien verstärkt. Auch über die Kriegsgliederung der österreichischen Armee erhielt der preußische Generalstab erst Mitte Juni zuverlässige Angaben.

Was nun die Absichten der österreichischen Heeresleitung anging, so herrschte auch hierüber beim preußischen Generalstabe keine volle Klarheit. In den meisten Fällen wird der Feldherr aus dem besonderen Kriegszwecke, aus der Unterbringung der feindlichen Truppen im Frieden, aus dem für ihre Beförde-

rung an die Grenze zu Gebote stehenden Eisenbahnnetz und der geographischen Gestaltung des Grenzgebietes sich im Allgemeinen ein Bild über die Verteilung und den Aufmarsch der feindlichen Armee beim Beginn eines Krieges machen können. So hat Moltke z. B. im Jahre 1870 die Aufstellung der Franzosen fast in allen Einzelheiten vorhergesehen. Im Frühjahr 1866 aber war dies erheblich schwieriger. In Österreich sprachen neben den erwähnten Faktoren auch noch andere Umstände mit: Rücksichten auf die Stammeseigentümlichkeiten der verschiedenartigen Völkerschaften, aus denen sich das Reich zusammensetzte, auf Persönlichkeiten, die herkömmliche Vorliebe der österreichischen Kriegführung für die Verteidigung u. s. w. — alles Dinge, deren Einfluß sich schwer abschätzen ließ. Moltke hat, einem durchaus richtigen Grundsatze folgend, angenommen, daß der Gegner das für ihn Vorteilhafteste thun, nämlich unter Ausnutzung seines Vorsprunges in den Rüstungen seine Hauptkräfte in Nordböhmen versammeln und dann auf dem gradesten Wege auf Berlin vordringen werde. Im österreichischen Generalstabe aber war man von einem so kühnen Unternehmen weit entfernt. Der schon vor dem Kriege ausgearbeitete und von dem Chef der Operationskanzlei der Nordarmee, General v. Krismanic, zur Ausführung angenommene Plan nahm von vornherein eine durchaus verteidigungsweise Haltung der österreichischen Armee als „eine, wenn auch bedauerliche, so doch feststehende Thatsache" an. Als Sammelpunkt war die Gegend von Olmütz bezeichnet, weil man voraussetzte, daß der Gegner mit versammelten Kräften von Oberschlesien her auf Wien vordringen werde. Diese Annahme war, wie wir wissen, nicht unberechtigt, solange in der That mit einer wesentlich schnelleren Bereitschaft der preußischen Armee gerechnet werden mußte. Der Fehler der österreichischen Heeresleitung war nur der, daß sie an ihrem Plane auch noch festhielt, als die Verhältnisse sich geändert und der Kaiserstaat einen Vorsprung in den Rüstungen gewonnen hatte. Hiervon wußte Moltke indessen nichts und konnte es auch nicht wissen. Er mußte daher bei seinen ersten Feststellungen für die Bewegungen der preußi-

schen Armee von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß ein baldiger feindlicher Angriff, wenn auch nicht völlig sicher, so doch keineswegs ausgeschlossen sei.

Dementsprechend faßte er denn auch seine Entschlüsse für das Verhalten der preußischen Armeen nach vollendetem Aufmarsch an der Grenze. Ging der Gegner durch Nordböhmen und Sachsen vor, so sollten ihm die I. und Elbarmee*) in der Front entgegentreten, während die II. Armee in westlicher Richtung gegen die feindliche Rückzugslinie operierte. Wandte sich das österreichische Heer aber nach Schlesien, so hatte die II. Armee so lange auszuweichen, bis die I. zu ihrer Unterstützung herangerückt war, und beide vereint konnten dann die Entscheidung suchen. Trat aber der erwünschtere Fall ein, daß die Österreicher nicht sogleich zum Angriff vorgingen, so sollten sämtliche preußischen Korps ihrerseits in Sachsen und Böhmen einmarschieren und ihre Vereinigung nach vorwärts bewirken. Bei allen diesen Möglichkeiten war vorausgesetzt, daß die Bewegungen der preußischen Armee sogleich beginnen könnten, wenn ihre Aufstellung an der Grenze beendet sei.

Nun trat aber, während die Armeekorps ihren Aufmarsch in der früher geschilderten Weise vollzogen, ein Umstand ein, den Moltke nicht vorhergesehen hatte, und der alle seine Pläne sehr unangenehm durchkreuzte. Die uns bekannten politischen Rücksichten und der Wille des Königs, den entscheidenden Schritt zur Eröffnung der Feindseligkeiten nicht selbst zu thun, machten es nötig, auch jetzt noch mit dem Beginn der Bewegungen in Feindesland längere Zeit zu warten. Hierdurch wurde namentlich die Absicht Moltkes, durch eine Vereinigung nach vorwärts aus der Verzettelung der Streitkräfte herauszukommen, unmöglich gemacht. Es blieb daher nichts übrig, als die Vereinigung anstatt auf den Radien des Bogens auf dessen Umkreis zu bewirken, d. h. einen Flankenmarsch längs der Grenze auf preußischem Gebiete auszuführen. Daß die Gefahr, wenn man hier-

*) So wurden das VIII. Armeekorps und die 14. Division bei Halle und Zeitz bezeichnet.

bei angegriffen wurde, noch größer war, als bei einem Zusammenschluß nach vorne, lag auf der Hand, fiel aber deshalb weniger ins Gewicht, weil inzwischen Nachrichten eingelaufen waren, nach denen der Gegner nur mit schwächeren Kräften in Nordböhmen, mit seinen Hauptkräften aber noch bei Olmütz und weiter rückwärts stand. Die engere Vereinigung längs der Grenze konnte daher ausgeführt werden. Sie erfolgte durch Linksschieben der I. und Elbarmee: das III. Armeekorps marschierte von Drebkau nach Muskau, das II. von Herzberg nach Spremberg, das IV. von Torgau nach Hoyerswerda, das VIII. von Halle nach östlich Torgau, die 14. Division von Zeitz nach westlich Torgau; das Gardekorps sollte nach Cottbus vorrücken.*) Diese Bewegungen waren am 10. Juni beendet. Das I. Armeekorps wurde dadurch bei Görlitz überflüssig und daher unter Zuteilung an die II. Armee nach Hirschberg verlegt.

Die veränderte Aufstellung der preußischen Armee zeigt uns nicht nur eine engere Versammlung, sondern sie beweist auch, daß die bisherige Besorgnis vor einer Bedrohung Berlins geschwunden, dagegen der Schwerpunkt mehr auf den linken Flügel — also gegen einen Einmarsch der Österreicher nach Schlesien — verlegt ist. Dieser Gedanke sollte bald darauf noch mehr zum Ausdruck kommen. Am 8. Juni schrieb der Generalstabschef der II. Armee, General v. Blumenthal, daß sich nach bei ihm eingegangenen Nachrichten die Wahrscheinlichkeit eines Vorgehens der Österreicher durch Schlesien gegen Breslau „fast bis zur Gewißheit gesteigert“ habe. Er hielte es daher für geboten, daß die II. Armee eine möglichst geschlossene Aufstellung hinter der Neiße in der Linie Grottkau—Neiße—Patschkau nähme. Moltke stimmte ihm in einem Schreiben vom 9. Juni bezüglich seiner Vermutungen über den Feind bei und fügte hinzu, am besten werde eine solche Gefahr durch das Einrücken der I. Armee in Böhmen beseitigt.

---

*) Das Gardekorps war aus nicht ganz klaren Beweggründen — aber gegen die Absichten Moltkes — noch bei Berlin zurückgehalten worden.

Da dies aber wahrscheinlich aus politischen Gründen nicht zu erreichen sei, so „bleibe allerdings wohl nichts übrig“, als die Aufstellung der II. Armee hinter der Neiße zu genehmigen, obwohl dadurch der kaum erzielte Vorteil einer engeren Versammlung der ganzen Armee wieder verloren gehe. Welche Einflüsse es bewirkten, daß Moltke gegen seine Überzeugung und auch gegen den Rat seiner Abteilungschefs dem Antrag der II. Armee seine Zustimmung gab, soll hier nicht untersucht werden. Seinem klaren Blicke ist es jedenfalls nicht verborgen geblieben, daß man sich dadurch in eine unnötige Abhängigkeit vom Gegner begab, ihm die Vorhand überließ und die großen Schwierigkeiten in den Kauf nehmen mußte, die für die Verpflegung und den Nachschub mit einer solchen seitlichen Verschiebung stets verbunden sind. Jedenfalls wurde der Abmarsch der II. Armee an die Neiße am 10. Juni befohlen und zugleich der Eisenbahntransport des Gardekorps nach Brieg — als Reserve für die II. Armee — angeordnet.

Der nunmehr entstandene Nachteil einer erneuten Verzettelung der preußischen Streitkräfte erschien General v. Moltke aber doch so groß, daß er sich entschloß, die Lücke zwischen der II. und I. Armee wieder auszufüllen, indem er letztere ihren Flankenmarsch längs der Grenze noch weiter fortsetzen ließ. Demzufolge erreichten bis zum 18. Juni: das III. Korps Löwenberg, das IV. Lauban, das II. die Gegend zwischen Niesky und Görlitz. Die Elbarmee hatte keinen Befehl zu einer Verschiebung längs der Grenze erhalten. Um sie auf dem kürzesten Wege an den rechten Flügel der I. nach Görlitz heranzuziehen, hätte sie ihren Weg durch das Königreich Sachsen, über Dresden, nehmen müssen. Dies wollte man aber vorläufig noch vermeiden, bis die politische Entwickelung einen endgültigen Bruch mit Sachsen herbeigeführt hätte.

Hierzu sollte es übrigens sehr bald kommen. Am 12. Juni räumten die österreichischen Truppen das Herzogtum Holstein, nachdem General v. Manteuffel, der preußische Gouverneur von Schleswig, die Eider überschritten und Rendsburg besetzt hatte. Am 14. Juni berief Kaiser Franz Josef seinen Gesandten aus Berlin ab; zugleich faßte

der deutsche Bundestag auf Antrag Österreichs einen gegen Preußen gerichteten Beschluß auf Mobilmachung aller nichtpreußischen Bundestruppen. Am 15. Juni erklärte darauf Preußen den Krieg an Hannover, Kurhessen und Sachsen, und am 16. rückten preußische Truppen in diese Staaten ein.

Damit war denn endlich der Würfel ins Rollen gekommen, und Moltke mag erleichtert aufgeatmet haben, als nun endlich die fortwährenden Verzögerungen und Änderungen aufhörten.[28] Freilich befand man sich gegenüber dem Hauptfeinde Österreich immer noch in einem Zustande des Abwartens, allein es war klar, daß es sich auch hier nur um wenige Tage handeln konnte, bis zu Thaten geschritten wurde. Bevor wir nun zu der Thätigkeit Moltkes bei der Leitung der eigentlichen Kriegshandlung übergehen, sei noch einmal hervorgehoben, daß diejenigen ihm Unrecht thun und sein Wesen ganz verkennen, die ihm Mangel an Thaten- und Angriffslust bei seinen vorbereitenden Anordnungen für den Feldzug 1866 vorwerfen. In allen seinen zahlreichen Denkschriften und Entwürfen klingt immer wieder als Grundton seine Überzeugung durch, Preußen müsse diesen Krieg angriffsweise führen. Immer wieder versucht er auch, seinen Einfluß beim Könige und im Rate in diesem Sinne geltend zu machen, allein er war ein zu guter Soldat und ein zu treuer Diener seines Herrn, um nicht einzusehen, daß er seine Wünsche höheren Rücksichten unterzuordnen habe. Wohl macht sich in seinen Briefen an Freunde und Vertraute zuweilen eine elegische Stimmung geltend, wenn er wieder einmal seine Kreise zerstört sah,[29] aber er nimmt die gewaltige Arbeitslast, die ihm daraus erwuchs, ohne Murren auf sich. Und wie groß diese Arbeitslast war, davon geben die mehr als hundert Dienstschriften Zeugnis, die er persönlich bis zum 16. Juni verfaßt hat.

Es sei noch nachgetragen, daß Moltke zugleich mit dem Kriegsminister von Roon am 8. Juni 1866 zum General der Infanterie befördert worden war.

28. Der Feldzug 1866 gegen Österreich.

Die österreichische Heeresleitung hatte ursprünglich den Wunsch gehegt, daß die Streitkräfte Bayerns unter dem Prinzen Karl von Bayern zu einem gemeinsamen Handeln mit der österreichischen und sächsischen Armee verwendet würden. Hierdurch wäre an der entscheidenden Stelle die Übermacht der Gegner Preußens erheblich vermehrt und zugleich den sächsischen Truppen, die ziemlich vereinzelt standen und einem preußischen Angriff in erster Linie ausgesetzt waren, ein starker Rückhalt geboten worden. Die Verhandlungen hierüber zwischen Österreich und Bayern hatten sich jedoch zerschlagen, weil die bayerische Armee ihr eigenes Land zu decken wünschte, und man hatte sich schließlich dahin geeinigt, daß Bayern seine Truppen mit dem 8. Bundeskorps*) vereinigen und gegen Preußen in nordwestlicher Richtung vorgehen sollte.

Infolge dieses Beschlusses wurde das Kgl. sächsische Armeekorps unter Befehl des Kronprinzen Albert in einer Verteidigungsstellung bei Dresden zusammengezogen. Es befand sich hier in einer keineswegs günstigen Lage. Blieb es ohne fremde Hilfe, so hatte es nur die Wahl, sich gegen feindliche Überlegenheit zu schlagen, oder das Land ohne Schwertstreich zu räumen. Eine ausreichende Hilfe war aber von Österreich nicht zu erwarten, denn dieses dachte nicht daran, seine Böhmen deckenden Truppen aus diesem Lande herauszuziehen, sondern verlangte, daß die sächsischen Streitkräfte sich den seinigen — also in Böhmen — anschließen

*) Gebildet durch die übrigen süddeutschen Staaten.

sollten. Die Verhandlungen hierüber dauerten von Mitte Mai bis Mitte Juni. Man beabsichtigte, die sächsische Armee mit der Eisenbahn nach Böhmen zu befördern, allein dies erwies sich wegen der ungenügenden Vorbereitungen als unmöglich. Als daher am 15. Juni die preußische Kriegserklärung in Dresden eintraf, wurde der Abmarsch der Armee zu Fuß nach Böhmen für den 16. befohlen. Wie hier gleich vorgreifend bemerkt sei, gelang es den Sachsen bis zum 24. Juni ihre Vereinigung mit dem 1. österreichischen Korps (Clam-Gallas) zu bewirken. Beide Korps bezogen eine Stellung hinter der Iser in der Linie Münchengrätz—Jung-Bunzlau; die Österreicher standen auf dem rechten Flügel bei Münchengrätz, die Sachsen auf dem linken bei Jung-Bunzlau.*)

Von allen diesen Verhältnissen hatte man natürlich in Berlin keine genaue Kenntnis. General v. Moltke glaubte vielmehr, daß die preußische Armee bei ihrem Einrücken in Sachsen dessen Streitkräfte in einer starken Verteidigungsstellung zum Schutze des Landes westlich Dresden oder bei Pirna auf dem linken Elbufer antreffen werde, und daß möglicherweise auch ein Vorgehen bayerischer Truppen aus Oberfranken über Hof und Plauen gegen die preußische rechte Flanke zu erwarten sei. Es mußte daher schnell und mit Aufbietung aller verfügbaren Kräfte gehandelt werden. In erster Linie war zum Einmarsch in Sachsen die Elbarmee bestimmt, von der auf dem rechten Elbufer die 16. Division bei Liebenwerda, auf dem linken die 15. bei Belgern, die 14. bei Düben bereitstanden. Diese Kräfte mußten sämtlich auf dem linken Ufer sich vereinigen, um geradenwegs auf Dresden vormarschieren zu können. Das noch in der Bildung begriffene Reservekorps unter General v. d. Mülbe sollte der Elbarmee sobald wie möglich als Rückhalt folgen. Außerdem war die I. Armee angewiesen, mit mindestens einem Korps auf Bautzen oder Löbau vorzurücken, um etwa auf dem rechten Elbufer befindliche sächsische Streitkräfte zu vertreiben

*) Siehe hierzu die „Karte des Nordböhmischen Kriegsschauplatzes von 1866."

und die Österreicher von einer unmittelbaren Unterstützung ihres Bundesgenossen abzuhalten. Gelangen alle diese Bewegungen, so bildete die preußische Streitmacht nicht mehr drei, sondern nur noch zwei Gruppen, ihre schließliche Vereinigung zu einer einzigen Heeresmasse in Böhmen hätte also einen erheblichen Schritt nach vorwärts gemacht.

Der Befehl zu dem konzentrischen Einrücken in Sachsen erging telegraphisch aus Berlin bereits am 15. Juni morgens, also fast unmittelbar nachdem das Ergebnis des Bundesbeschlusses vom 14. aus Frankfurt bekannt geworden war. Am 16. Juni überschritt General v. Herwarth, der Führer der Elbarmee, in drei Kolonnen die Grenze und erreichte die Gegend von Riesa; am 17. setzte er den Marsch bis Meißen fort. Die 8. Division der I. Armee marschierte an demselben Tage bis Bautzen vor. Die sächsische Armee hatte, wie wir wissen, bereits am 16. ihren Abzug nach Böhmen begonnen, so daß es zu keinerlei Zusammenstößen kam. Am 18. rückte die Elbarmee in Dresden ein und schob eine Avantgarde gegen die böhmische Grenze vor. Am 19. hatte die Armee Ruhe, und an demselben Tage wurde die Verbindung mit der 8. Division über Bischofswerda hergestellt.

Sachsen war also ohne Schwertstreich in die Hände der Preußen gefallen, das unblutige Vorspiel zu dem blutigen Drama, das sich bald darauf in Böhmen entwickeln sollte, glücklich beendet. Auch die Besorgnis vor dem Erscheinen bayerischer Kräfte in der rechten Flanke der Elbarmee war inzwischen geschwunden. General v. Moltke hatte diese Gefahr überhaupt niemals für sehr groß gehalten, wie sich aus seinen Depeschen an General v. Herwarth ergibt. Dennoch ordnete er an, daß die Eisenbahn nach Hof westlich Chemnitz unterbrochen würde; auch traf er Anstalten zur Sicherung des besetzten Landes und zur Befestigung Dresdens auf dem linken Elbufer. Durch Allerhöchsten Befehl vom 19. Juni wurde die Elbarmee dem Prinzen Friedrich Karl unterstellt, um die Bewegungen beider so nahe verbundenen Heereskörper nach gleichen Gesichtspunkten leiten zu können.

Für die weiteren Entschließungen Moltkes mußten nun vor Allem die Nachrichten über den Gegner maßgebend sein. Leider waren diese noch immer sehr spärlich und unsicher. Sie lauteten im Allgemeinen dahin, daß das bisher vereinzelt in Nordböhmen stehende 1. österreichische Armeekorps durch das 2. verstärkt worden,*) und daß auch das Kgl. sächsische auf dem Wege dorthin sei. Ferner hieß es, das 3. Korps marschiere nach Pardubitz, das 8. nach Brünn, das 4. sei von Olmütz in westlicher Richtung in Bewegung; von den übrigen Korps war so gut wie nichts bekannt. Von den preußischen Armeen befand sich die II. auf dem Marsche, um die Stellung an der Neiße (siehe S. 172) einzunehmen, die I. hatte ihre weitere Linksschiebung unterbrochen und stand um Görlitz und Lauban versammelt; zwischen beiden war eine Lücke von 75 Kilometern. Und immer noch blieb der Allerhöchste Befehl aus, daß der Krieg auch mit Österreich zu beginnen habe,[30] es wurde sogar ausdrücklich verboten, auch nur mit Patrouillen die österreichische Grenze zu überschreiten. Unter diesen Verhältnissen war es natürlich für General v. Moltke unmöglich, für den geplanten Einmarsch in Böhmen endgültige Anordnungen zu treffen. Er schrieb hierüber an den General v. Stülpnagel, Generalquartiermeister der I. Armee, am 18. Juni: „Es ist sehr schwer, schon jetzt zu entscheiden, ob die I. Armee die II., oder die II. die I. direkt verstärken soll. Das hängt davon ab, ob die Österreicher ihre Hauptkräfte gegen Schlesien oder die Lausitz wenden . . . . . Man kann also leicht etwas anordnen, was nachher nicht paßt, und notwendig muß mehr Licht abgewartet werden. Erfahren wir, daß fünf Korps nach Böhmen gegangen sind, so muß das I. Armeekorps über Hirschberg an den linken Flügel der I. Armee herangezogen werden, der Kronprinz mit seinen drei Korps die Offensive ergreifen. Ergibt sich, daß nur das 1. und 2. österreichische Korps in Böhmen stehen, so wäre es nötig, den Kronprinzen direkt zu verstärken und von der Lausitz aus vorzugehen.

*) Diese Nachricht war übrigens falsch: das 2. österreichische Korps war noch sehr weit zurück.

„Mir ist es nicht unwahrscheinlich, daß Benedek die entscheidende Richtung auf Berlin einschlägt, schon um wieder in Verbindung mit seinem 2. und 1. Korps zu gelangen. Für mich ist daher auch das Vorgehen des Generals v. Herwarth nicht die Eroberung von Sachsen, sondern der Aufmarsch auf der Linie Dresden—Görlitz und der Anschluß an den rechten Flügel der I. Armee . . . . .

„Mir liegt nur Tag und Nacht in Gedanken, wie wir die beiden Armeen möglichst stark machen, welche die österreichische Hauptarmee angreifen wird. Glücklicherweise ist jede von ihnen 130,000 bis 150,000 Mann stark, und eine solche Armee läßt sich nicht überrennen. Ist nur erst General v. Herwarth verfügbar, dann denke ich, rücken wir in Gottes Namen in Böhmen ein."

Am 19. Juni endlich entschloß sich der König, auch gegen Österreich den Krieg zu beginnen. Und nun, nachdem er alle Bedenken überwunden und das erlösende Wort gesprochen hatte, gab es für ihn auch kein Zögern und keine Rücksicht mehr. Der sofortige Einmarsch aller preußischen Streitkräfte wurde genehmigt, und damit war auch für Moltke die Möglichkeit gegeben, die Armee aus ihrer schwierigen Lage herauszuführen. Glücklicherweise hatte sich zugleich die Lage beim Gegner soweit geklärt, daß das so lange befürchtete Vorgehen der Österreicher durch Schlesien nicht mehr als wahrscheinlich galt. Noch an demselben Tage Abends fertigte Moltke die Befehle für alle drei Armeen zur gemeinsamen Offensive nach Böhmen aus. Als Grundlage dafür hatte er schon vorher nur für sich selbst folgenden kurzen Plan entworfen:

„Die eingehenden Nachrichten deuten auf eine Konzentration der österreichischen Hauptkräfte nach Nordböhmen.

„Die I. Armee ergreift die Offensive dorthin.

„Die II. Armee hat sich derselben zu nähern, um die Vereinigung durch Offensive in Böhmen zu bewirken.

„In Sachsen verbleibt eine Division des Generals v. d. Mülbe.

„General Herwarth marschiert am 20. nach Stolpen; am 25. Vereinigung bei Gitschin von 150,000 Mann.

„Die II. Armee hält durch Offensive bei Neiße und Grulich mindestens zwei österreichische Korps fest und debouchiert mit zwei Korps“.

Die für den 20. Juni erlassenen Befehle waren für die I. und II. Armee gleichlautend ausgefertigt, so daß jede wußte, was die andere zu thun hatte. Es heißt darin: „Alles läßt darauf schließen, daß die feindliche Hauptmacht sich nach Böhmen konzentriert. — Es ist der Wille Sr. Majestät des Königs, daß, bevor dieses vollständig bewirkt sein kann, die I. Armee die Offensive ergreift“. Die Elbarmee sollte zur Erleichterung dieses Vorgehens am 20. von Dresden über Stolpen in der Richtung auf Gabel in Böhmen vorgehen und sich möglichst bald dem rechten Flügel der I. Armee anschließen. Diese hatte sich bei ihrer Vorbewegung mit dem linken Flügel an den Südfuß des Iser- und Riesengebirges zu halten. Die II. Armee sollte zwar noch ein Armeekorps an der mittleren Neiße stehen lassen, sich im Übrigen aber derartig zwischen Glatz und Frankenstein aufstellen, daß sie sowohl zur Verteidigung in der Stellung bei Patschkau, als auch zum Einmarsch nach Böhmen in westlicher Richtung bereit stehe. Um eine raschere Vereinigung beider Armeen zu bewirken, sollte das zur II. Armee gehörige I. Korps eine „entgegenkommende Bewegung“ machen, indem es sofort auf Landeshut in Bewegung gesetzt werde, von wo es dann über Hirschberg oder Trautenau den linken Flügel der I. Armee unterstützen konnte.

Das Oberkommando der I. Armee faßte seine ihm in diesem Befehl gestellte Aufgabe dahin auf, daß es zunächst abzuwarten habe, bis die Elbarmee auf ihrem Vormarsch ungefähr in gleiche Höhe mit dem rechten Flügel der I. Armee gekommen sei, daß also letztere ihre Offensive noch um einige Tage, nämlich bis zum 23. Juni, verschieben müsse, um nicht nach dem Überschreiten des Gebirges vereinzelt angegriffen zu werden. Auch die Annäherung des I. Armeekorps, das erst am 25. Juni in Landeshut eintreffen konnte, sollte abgewartet werden. Diese Besorgnis des Oberkommandos war insofern nicht unberechtigt, als nach den Mit-

teilungen Moltkes mindestens zwei feindliche Armeekorps unweit der Grenze in Nordböhmen gefechtsbereit stehen sollten. Andererseits ist es klar, daß jeder Tag des Zögerns die Überschreitung des Gebirges nur erschweren mußte, und daß es darauf ankam, den Vormarsch bereits möglichst weit ausgeführt zu haben, bevor die Hauptkräfte der Österreicher in Nordböhmen versammelt waren.

Was nun die II. Armee anging, so konnte ihre Offensive entweder in südlicher Richtung gegen die rückwärtigen Verbindungen der Österreicher oder in westlicher Richtung gegen die obere Elbe (Linie Josefstadt—Königinhof) gerichtet werden. Im ersteren Falle hätte der Gegner seine noch in der Bewegung nach Nordböhmen befindlichen hinteren Korps anhalten und damit der II. Armee entgegentreten müssen. Eine unmittelbare Entlastung der I. Armee wäre aber dadurch nicht erreicht worden, vielmehr hätte diese auch weiterhin die ihr bereits gegenüber stehenden erheblichen Streitkräfte des Gegners zu bekämpfen gehabt. Vor Allem aber wäre die Trennung beider preußischen Heeresgruppen derart vergrößert worden, daß von einem Zusammenwirken nicht mehr die Rede sein konnte, daß vielmehr zwei vollständig getrennte Kriegsschauplätze entstanden wären. Der Vormarsch der II. Armee mußte also in westlicher Richtung stattfinden. Immerhin konnte es vorteilhaft sein, auch weiterhin sich wenigstens gegen einen überraschenden Vorstoß der Österreicher nach Schlesien hinein zu sichern und die starke Stellung an der Neiße solange nicht ganz zu räumen, bis völlige Klarheit über die Stellung und Absichten des Gegners erreicht war.

Auf Grund dieser Erwägungen erließ nun General v. Moltke am 22. Juni nachmittags an die Oberkommandos beider preußischen Armeen folgenden telegraphischen Befehl, der in seiner Klarheit und Kürze für alle Zeiten mustergültig sein wird:

„Seine Majestät befehlen, daß beide Armeen in Böhmen einrücken und die Vereinigung in der Richtung auf Gitschin aufsuchen. Das VI. Korps bleibt bei Neiße verfügbar“.

Diesem Telegramm ließ Moltke, wie er das fast immer that,

noch an demselben Tage ein ausführlicheres, für beide Oberkommandos gleichlautendes Schreiben*) folgen, worin er die Gründe und Absichten seines Befehles auseinandersetzte. Gitschin ist danach mit Rücksicht auf Entfernungen, Straßen- und Eisenbahnverbindungen als Vereinigungspunkt gewählt worden. Moltke bemerkt indes, es sei nicht gemeint, daß dieser Punkt unter allen Umständen erreicht werden müsse; vielmehr hänge dies von dem Gange der Ereignisse ab. Die Armeekommandos hätten von dem Augenblicke der Berührung mit dem Feinde an ihre Kräfte durchaus nach eigenem Ermessen und nach Erfordernis der Sachlage zu verwenden, dabei aber stets auch die Verhältnisse der Nachbararmeen zu berücksichtigen und durch Einvernehmen mit diesen die gegenseitige Unterstützung sicher zu stellen. Wir sehen in diesen Ausführungen bereits zwei Grundsätze der Moltkeschen Kriegführung klar hervortreten, die ihr die Haupterfolge gebracht haben, nämlich die Erziehung der Unterführung zum selbständigen Handeln im Rahmen der gesamten Kriegslage, und die Kunst nur das, aber auch alles das zu befehlen, was mit Sicherheit ausgeführt werden kann.[31] Wir werden uns mit dieser Erscheinung später noch eingehender zu beschäftigen haben.

Die Größe und Schwere des Entschlusses Moltkes, von verschiedenen Seiten, wenn auch möglichst gleichzeitig, in Böhmen einzurücken, kann nicht leicht überschätzt werden. Er begab sich damit in einen bewußten Gegensatz zu einer der Hauptlehren der Kriegführung, nämlich: seine Kräfte zusammen zu halten und nicht auf mehreren „äußeren" Linien gegen einen auf der „inneren" Linie stehenden Feind zu operieren. Allein Moltke hat sich glücklicherweise niemals an Grundsätze angeklammert, die an sich ganz richtig sein mögen, die aber für die augenblickliche Lage nicht passen. Zunächst blieb ihm gar nichts anderes übrig, als

*) Dem Schreiben an die I. Armee war hinzugefügt, daß sie, sobald sie die Verbindung mit der Elbarmee hergestellt habe, durch ihr rasches Vorgehen die Krisis abkürzen müsse, die bei dem schwierigen Heraustreten der II. Armee aus dem Gebirge entstehen könne.

mit vorläufig getrennten Kräften zu operieren; das ergab sich aus der zersplitterten Aufstellung der preußischen Armee, die er, wie wir wissen, nicht hatte vermeiden können. Dann aber wußte er auch aus der Kriegsgeschichte, daß die durch die Theorie hervorgehobenen Nachteile des Operierens auf den äußeren Linien und die Vorteile der inneren Linien nur unter bestimmten Bedingungen vorhanden sind. Im Kriege 1809 operierte Napoleon I. mit getrennten Kräften und auf den äußeren Linien, während Erzherzog Karl versammelt war und auf der inneren Linie stand; dennoch gelang es dem französischen Kaiser seinen Gegner überall zu schlagen. Umgekehrt ist Napoleon 1813 an der inneren Linie zu Grunde gegangen. Das Operieren auf der inneren Linie, das nach der Ansicht vieler Kritiker auch im Jahre 1866 den Österreichern den Erfolg hätte verschaffen müssen, ist überhaupt sehr viel schwieriger, als es auf den ersten Blick erscheint. Es erfordert einen Feldherrn von seltenem Scharfblick und großer Entschlußkraft; es verlangt die schnellste Ausnutzung einer günstigen Lage; das Ansetzen zum Angriff darf nicht zu früh und erst recht nicht zu spät erfolgen; die Truppen müssen zähe Ausdauer und große Manövrierfähigkeit besitzen, und endlich müssen gewisse äußere Bedingungen, z. B. gute Straßen und gesicherte rückwärtige Verbindungen, vorhanden sein. Außer den großen Feldherrn: Friedrich II., Napoleon I. und Moltke, hat selten einer in neuerer Zeit diese Schwierigkeiten zu überwinden und die Vorteile der inneren Linien auszunutzen verstanden. Selbst Napoleon scheiterte, wie 1813, so auch 1814 an dieser Aufgabe, obgleich er es an thatkräftigen Versuchen nicht fehlen ließ. Bei den großen Heeren der neueren Kriegführung sind die Schwierigkeiten des Operierens auf der inneren Linie aber noch gewachsen, denn solche Massen lassen sich nicht so leicht umherwerfen und tummeln, sie entgleiten leicht der führenden Hand, und dann kann der strategische Vorteil in den taktischen Nachteil umschlagen.

Moltke war sich aller dieser Umstände sehr wohl bewußt, er durfte aber auch noch mit anderen Faktoren rechnen, die zu

seinen Gunsten sprachen. Zunächst kam der gegnerische Feldherr in Betracht. General v. Benedek galt als ein tüchtiger Soldat und ein geschickter Korpsführer. Er hatte 1859 in Italien Proben von Thatkraft und Mut gegeben, ob er aber den sehr viel schwierigeren und größeren Verhältnissen der Armeeführung in Böhmen 1866 gewachsen war, stand noch nicht fest. Moltke unterschätzte ihn nicht, das ergibt sich aus mehreren Stellen seiner Briefe aus der damaligen Zeit, aber er überschätzte ihn auch nicht; er war vorsichtig genug, diesen Faktor in seinen Berechnungen als einen unbekannten einzusetzen. Wovon er aber genaue Kenntnis besaß, das war die Eigenart sowohl der feindlichen Armee, als auch die der preußischen. Er kannte das österreichische Heer aus persönlicher Anschauung und aus Berichten; er wußte, daß es trotz aller Tapferkeit und vielen guten soldatischen Eigenschaften doch nicht diejenige innere Festigkeit und vor Allem nicht die Beweglichkeit besaß, die notwendig sind, um schwierige und rasche Operationen auszuführen. Auf die eigene preußische Armee dagegen vertraute er in vollem Maße; er kannte ihr festes Gefüge, den Thatendrang, der jeden Einzelnen in ihr beseelte, und er wußte, daß ihre Führer ihn verstanden und jeden seiner Gedanken rasch und sinngemäß ausführen würden.

Alle diese Verhältnisse zusammen genommen haben Moltke bestimmt, das Wagnis eines getrennten Einmarsches in Böhmen zu unternehmen. Er klebte, wie gesagt, nicht ängstlich an theoretischen Grundsätzen, sondern hielt sich an die lebendige Wirklichkeit, er rechnete nicht allzusehr mit der Natur des feindlichen Feldherrn, die er nicht genügend kannte, aber er vertraute auf die eigene Kraft und Tüchtigkeit der ihm zu Gebote stehenden Streitmittel. Er wog die verschiedenen Größen gegen einander ab und kam dadurch zu dem Entschlusse, der Vielen als waghalsig erschienen ist, der aber in der That nur kühn war. Der Erfolg hat für ihn gesprochen, und wenn freilich auch das Kriegsglück auf seiner Seite war, so dürfen wir uns wohl seines eigenen Ausspruches erinnern: „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige“.

Übrigens ist es Moltke auch damals, als der entscheidende Entschluß schon gefaßt war, nicht erspart geblieben, daß sich sogar in der nächsten Umgebung des Königs Stimmen erhoben, die ihm ein zu gefährliches Spiel vorwarfen. Er hat sich aber auch hierdurch nicht irre machen lassen; wußte er doch, daß er das Vertrauen seines Herrschers besaß, der den klaren und überzeugenden Gründen seines Generalstabschefs fast ausnahmslos zustimmte. —

Der Einmarsch der preußischen Armee nach Böhmen sollte also gemeinsam erfolgen, d. h. mit gegenseitiger Unterstützung. Die I. und Elbarmee standen hierfür schon völlig bereit. Erstere war bis zum 22. in die Linie Zittau—Marklissa vorgerückt, letztere hatte an demselben Tage mit der Avantgarde Schluckenau und mit dem Gros Hainspach (beide Orte bereits in Böhmen) erreicht. Der weitere Vormarsch mußte nun sofort angetreten werden, denn es galt ja, dadurch der Armee des Kronprinzen ihre Aufgabe zu erleichtern. Diese Armee hatte zunächst noch mehrere Märsche bis zur Grenze auszuführen und dann durch sehr schwieriges Gebirgsgelände hindurch zu schreiten. Sie stand zudem der Hauptmacht des Gegners am nächsten, mußte also darauf gefaßt sein, daß sich diese bald gegen sie wenden würde. Ihre Aufgabe war überhaupt nur zu lösen, wenn es gelang, die Aufmerksamkeit des Feindes wenigstens so lange abzulenken, bis das Gebirge überschritten und die Annäherung an den linken Flügel der I. Armee vollzogen war. Zu diesem Zwecke war die *sofortige* Offensive der Armee des Prinzen Friedrich Karl geboten. Außerdem sollte durch eine Demonstration des VI. Armeekorps über die Grenze in südlicher Richtung von Ziegenhals gegen Würbenthal der Gegner getäuscht werden.[32] Die gesicherte Vereinigung beider preußischen Heeresgruppen war freilich erst bewirkt, wenn die I. und Elbarmee das linke Iserufer, die II. das rechte Elbufer erreicht hatten. Für erstere führte der Weg dorthin (nach Gitschin) über Turnau und Münchengrätz, für letztere über Königinhof. Diese Orte galt es also zunächst möglichst rasch und ohne große Verluste zu erreichen.

Am 23., 24. und 25. Juni setzten die I. und Elbarmee ihren Vormarsch fort, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen. Die Elbarmee konnte dabei nur eine Straße benutzen, während die I. für jede ihrer sechs Divisionen eine besondere Marschstraße besaß. Am 24. war letztere bereits ziemlich eng um Reichenberg vereinigt und hielt dort am 25. Ruhetag, um die Elbarmee näher herankommen zu lassen; diese erreichte am 25. Gabel und Umgegend.

Zu derselben Zeit befand sich die österreichische Armee in folgenden Stellungen: Das 1. und das Kgl. sächsische Korps (9 Brigaden) hielten die Iserlinie von Turnau über Münchengrätz bis Jung-Bunzlau besetzt. Ihre Aufgabe sollte es sein, die preußische I. und Elbarmee so lange aufzuhalten, bis die übrigen Korps herangerückt wären. Letztere waren südöstlich Josefstadt in einer Tiefe von 5 Meilen echeloniert und befanden sich im Vormarsch auf Josefstadt. Bei diesem Orte wollte Benedek seine Armee vereinigen, indem er hoffte, seine beiden Korps an der Iser würden ihm durch hartnäckigen Widerstand gegen die preußische I. und Elbarmee die Zeit dazu verschaffen. Er übersah aber, daß diese Kräfte viel zu schwach für eine solche Aufgabe waren, andererseits verstand er es auch nicht, die Überlegenheit, die er gegenüber der preußischen II. Armee besaß, zur richtigen Zeit auszunutzen. Er hatte sich nur das beschränkte Ziel gesetzt, einen bestimmten, nach seiner Ansicht günstig gelegenen Punkt zu erreichen, und glaubte gesichert zu sein, wenn er dort seine Kräfte beisammen habe. Auch hier zeigte es sich aber, daß ein an sich ganz richtiger Grundsatz nicht immer den Erfolg verbürgt: der strategische Vorteil der inneren Linie schlug für Benedek in den taktischen Nachteil des Umfaßt- und Flankiertwerdens um. Es kommt eben auf die Handhabung der Grundsätze an, die gegenüber der unendlich wechselvollen Gestaltung der Kriegsereignisse fortgesetzten Veränderungen unterliegt.

In den folgenden drei Tagen (26. bis 28. Juni) bemächtigten sich die I. und Elbarmee in einer Reihe von siegreichen Gefechten (bei Hühnerwasser, Podol und Münchengrätz) der Iserlinie

und trieben das 1. österreichische und Kgl. sächsische Korps bis nahe an Gitschin zurück. Am 29. wurde dieser Ort nach heißem Kampfe genommen, und damit hatten beide Armeen das ihnen zunächst gesteckte Marschziel erreicht. An demselben Tage gelang es auch, die Verbindung mit der inzwischen bis nahe an die Elblinie vorgedrungenen II. Armee aufzunehmen.

Die I. Armee hatte vom Überschreiten der Grenze am 23. Juni bis zur Besetzung von Gitschin in 7 Tagen etwa 65 Kilometer zurückgelegt, die Elbarmee in derselben Zeit etwa 80. Selbst wenn man den feindlichen Widerstand in Betracht zieht, den beide Armeen dabei zu überwinden hatten, wird man dies Vorrücken nicht als sehr schnell bezeichnen können, jedenfalls nicht so schnell, wie es die Kriegslage wünschenswert machte. Die Gründe hierfür lagen in einer übertriebenen Besorgnis des Prinzen Friedrich Karl, mit seiner Armee vereinzelt auf überlegene feindliche Kräfte zu stoßen. Er wollte das Heranrücken der Elbarmee, die noch etwas zurück war, abwarten, um seinen rechten Flügel geschützt zu wissen, ja auch für den linken Flügel hegte er Bedenken und wünschte das I. Armeekorps zu seiner Verfügung zu haben, obwohl dies mehrere Tagemärsche entfernt war. General v. Moltke sah das zögernde Vorgehen der I. Armee nur mit Ungeduld, weil der Kronprinz — dem, wie man nunmehr wußte, die Hauptmacht des Feindes gegenüberstand — dadurch in arge Bedrängnis geraten konnte. Er gab daher dem Oberkommando der I. Armee mehrmals Befehle, rascher vorzudringen. Schon am 23. Juni schrieb er: „Nur ein kräftiges Vorgehen der I. Armee kann die II. degagieren. . . . Die Österreicher sind im vollen Marsch nach Norden; es kommt darauf an, die Iser früher zu erreichen als sie. 100,000 Mann mit dem Prinzen Friedrich Karl an der Spitze und einer Reserve von 50,000 Mann einen Marsch dahinter haben die größten Chancen des Sieges.“ Am 28. Juni depeschierte er (nach Mitteilung der Lage beim Kronprinzen): „Das vollständige Debouchieren der II. Armee wird durch Vorrücken der I. Armee wesentlich erleichtert werden.“ Und am 29. ergingen in demselben Sinne sogar zwei

Telegramme, von denen das letzte lautet: „Seine Majestät erwarten, daß die I. Armee durch beschleunigtes Vorgehen die II. Armee degagiert, welche trotz einer Reihe siegreicher Gefechte dennoch sich augenblicklich in einer schwierigen Lage befindet.“

Wir wenden uns nunmehr zu den Ereignissen bei der II. Armee bis zum 29. Juni. Der Befehl Moltkes für den 20. Juni zum Beginn der Offensive hatte angeordnet, daß die II. Armee das ihr unterstellte I. Korps auf Landeshut in Marsch setzen sollte, damit dieses über Trautenau auf Josefstadt vorgehend eine Art Verbindung zwischen der I. und II. Armee herstelle. Ein Korps sollte vorläufig an der Neiße zurückbleiben; hierzu wurde das VI. bestimmt. Für die noch verbleibenden zwei Korps (Garde und V.) hatte Moltke gefordert, sie so in der Höhe von Glatz und Frankenstein aufzustellen, daß sie entweder bei Neiße oder Landeshut versammelt werden, oder die Offensive aus der Grafschaft Glatz ergreifen könnten. Diese Aufgabe löste das Oberkommando der II. Armee, indem es das Gardekorps bis zum 23. in die Gegend von Silberberg, das V. Korps bis zum 22. in die Gegend von Kamenz vorschob. Letzteres Korps erhielt aus Versehen den Marschbefehl für den 23. erst an diesem Tage selbst, weshalb es nur noch bis in die Gegend von Glatz vorrücken konnte.

Am 24. Juni hielt die Armee Ruhetag. Moltke hatte auf eine telegraphische Anfrage dieserhalb erwidert: die Anordnung eines Ruhetages sei Sache des Oberkommandos. Es ist kein Zweifel, daß der darauf gewährte Ruhetag der Armee später viele und blutige Arbeit verursacht hat. Denn ohne ihn wäre sie einen Tag früher aus dem Gebirge herausgetreten und hätte die Ausmündungen der Engwege noch nicht so stark vom Feinde besetzt gefunden.

Nachdem der Befehl Moltkes vom 22. Juni zur Vereinigung beider preußischen Armeen in der Richtung auf Gitschin beim Oberkommando der II. Armee eingelaufen war, traf dieses mit großer Umsicht und Thatkraft alle Anordnungen, um seiner schwierigen Aufgabe gerecht zu werden. Die drei zunächst in Betracht kom-

menden Armeekorps (I., Garde und V.) standen noch auf einer Linie von über 60 Kilometer Länge auseinandergezogen, ihre Vereinigung konnte nur nach vorwärts, in Feindesland, an der oberen Elbe bewirkt werden, und dabei hatte jedes für sich schwierige Gebirgspässe zu überschreiten, ohne daß eines das andere zu unterstützen vermochte. Die schwierigste Aufgabe fiel dem V. Korps zu, das seinen Marsch auf einer einzigen Straße in nächster Nähe des Feindes ausführen mußte. Zu seiner Entlastung sollte daher das VI. Armeekorps, das seine Demonstration gegen Würbenthal beendet hatte und wieder bei Ziegenhals stand, nach der Grafschaft Glatz nachrücken, dort eine Aufstellung mit der Front nach Süden nehmen und später dem V. Korps auf Nachod folgen. Der Generalstabschef der II. Armee, General v. Blumenthal, arbeitete eine Marschtafel für die Tage vom 25. bis einschl. 28. Juni aus und übersandte sie den Korpsführern. Danach sollte das I. Korps über Trautenau am 28. Arnau an der oberen Elbe erreichen, die Garde an demselben Tage über Braunau und Eipel die Gegend von Königinhof, das V. Korps über Reinerz und Nachod den Ort Gradlitz. Damit wäre also die Vereinigung an der oberen Elbe vollzogen gewesen und nach Überschreiten dieses Flusses konnte Gitschin in zwei Märschen erreicht werden. Ob diese Bewegungen freilich planmäßig zur Ausführung gelangen würden, hing vom Gegner ab und war daher keineswegs sicher. Dennoch wird man dies Vorausbefehlen für mehrere Tage als richtig anerkennen müssen, weil beim Durchgang der Armee durch das Gebirge das Oberkommando keine Befehle von Tag zu Tag zu erlassen vermochte. Die Korps waren dabei auf sich selbst angewiesen und und konnten nur nach Umständen handeln. Ein Ziel für ihre Bewegungen mußten sie aber doch haben.

Der Einmarsch der II. Armee in Böhmen erfolgte im Großen und Ganzen nach dem soeben angegebenen Plan, wenn auch nicht ohne heftige Gefechte und daraus entstehende Verzögerungen. Das I. Armeekorps stieß am 27. Juni bei Trautenau auf das 10. österreichische Korps unter General v. Gablenz, wurde geworfen und

ging bis Liebau hinter die Grenze zurück. Am anderen Tage machte die preußische Garde den Schaden wieder gut, indem sie das Korps Gablenz bei Soor und Burkersdorf entscheidend schlug. Das V. preußische Korps hatte sich am 27. und 28. seinen Weg in blutigen Kämpfen gegen das 6. und 8. österreichische Korps bei Nachod und Skalitz bahnen müssen und stand am Abend des 28. bei letzterem Orte. Das VI. Korps war dem V. bis östlich Reinerz gefolgt, das I. befand sich noch bei Liebau. Die Armee hatte also das ihr für den 28. gesteckte Marschziel, die obere Elblinie, nicht ganz erreicht, aber sie hatte sich den Austritt aus dem Gebirge erzwungen und stand von dem linken Flügel der I. Armee nur noch 40 Kilometer entfernt.

Wir müssen nun kurz nachtragen, was auf österreichischer Seite bis zum 29. Juni geschehen war. General v. Benedek hatte sich am 26. mit seinem Hauptquartier nach Josefstadt begeben. Seine Absicht war, wie wir bereits oben sahen, unter dem Schutze der die Iserlinie verteidigenden beiden Korps (1. österreichische und Kgl. sächsische) seine Hauptkräfte bei Josefstadt zu versammeln und dann geschlossen gegen die preußische I. Armee vorzugehen, um sie zu schlagen, bevor die Armee des Kronprinzen von Preußen herankommen konnte. Er wollte also die Vorteile der inneren Linie ausnutzen; es war dazu aber schon zu spät. Im Laufe des Tages gingen nämlich die Nachrichten von dem Vorgehen des I. preußischen Armeekorps von Liebau gegen Trautenau und ebenso von dem des V. Korps auf der Straße von Reinerz gegen Nachod ein. Zwar waren die beiden feindlichen Heeresgruppen soweit von einander entfernt, daß die Möglichkeit noch vorgelegen hätte, die eine zu schlagen, bevor die andere eingreifen konnte, wenn die österreichische Armee *versammelt* gewesen wäre. Dies war aber nicht der Fall; sie brauchte vielmehr noch etwa zwei Tage dazu. Trotzdem hielt Benedek an seinem Plane fest und hoffte, sich die Zeit zur Versammlung seiner Streitkräfte dadurch zu verschaffen, daß er einzelne Korps gegen die Spitzen der anrückenden preußischen II. Armee verschob, um deren Vormarsch zu verzögern. So wurde

das 10. Korps nach Trautenau und das 6. nach Nachod entsandt. Die Folge davon waren die Gefechte am 27. Juni bei diesen Orten.

Die hierüber im Laufe des 27. im österreichischen Hauptquartier einlaufenden Nachrichten lauteten derart, daß Benedek wohl hoffen durfte, den Widerstand gegen die II. Armee in der nämlichen Weise durch einzelne Korps auch am anderen Tage fortsetzen zu können. Trautenau war ein Sieg der österreichischen Waffen, und die Niederlage von Nachod wurde nicht in ihrem vollen Umfange erkannt. Mit der gesamten übrigen Armee wollte Benedek daher am 29. und 30. der preußischen I. Armee entgegenrücken. Die Befehle hierfür wurden am 28. Juni ausgefertigt, wobei dem 1. und dem Kgl. sächsischen Korps aufgetragen war, der Armee etwas entgegenzukommen. Das im Kampfe bei Nachod geschwächte 6. und auch das zu dessen Unterstützung und Ablösung bereitgestellte 8. Korps sollten hinter die Elbe zurückgenommen werden, um sich nicht unnötigen Verlusten auszusetzen. Benedek hat offenbar zu diesem zähen Festhalten an dem einmal gefaßten Plane sich durch eine Unterschätzung der Kräfte des Kronprinzen von Preußen verleiten lassen; insbesondere scheint er von der nahen Anwesenheit des preußischen Gardekorps nichts gewußt zu haben.

Um so peinlicher war die Überraschung, als um 10 Uhr abends am 28. die Kunde von der Niederlage des 10. Korps bei Soor eintraf. Von dem Ausgang der Gefechte bei Skalitz und bei Münchengrätz waren noch keine genaueren Nachrichten eingegangen; wahrscheinlich hätten sie auch den Feldzeugmeister von seinem Plane nicht abgebracht, da das in den Kampf bei Skalitz verwickelte 6. und 8. Korps ja ohnehin hinter die Elbe zurückgehen und auch die beiden Korps an der Iser ihre Stellung räumen und der Armee entgegenkommen sollten. Allein das Erscheinen der preußischen Garde südlich Trautenau ließ nun doch erkennen, daß die Vereinigung der beiden feindlichen Armeen schon zu weit gediehen war, um noch verhindert werden zu können. Benedek gab daher seinen bisherigen Plan auf und erließ noch in der Nacht neue Befehle, wonach sich die ganze österreichische

Armee am 29. Juni in dem Dreieck Josefstadt—Königinhof—Miletin zu vereinigen habe.

Die Ausführung dieser Bewegungen führte nun, da die preußischen Truppen stark nachdrängten, zu den Gefechten bei Gitschin, Königinhof und Schweinschädel. Bei Gitschin wurden, wie wir wissen, das 1. österreichische und Kgl. sächsische Korps von der I. preußischen Armee geschlagen; beide zogen sich darauf zur Hauptarmee zurück. In Königinhof rückte nach kurzem Gefecht die preußische Garde ein, und bei Schweinschädel kam es noch einmal zum Zusammenstoß des 4. österreichischen mit dem V. preußischen Korps, als letzteres von Skalitz nach Gradlitz vorging. Da zugleich das I. Armeekorps bis Pilnikau und das VI. bis Skalitz nachrückten, so hatte die II. Armee die Elblinie erreicht und damit ihre Aufgabe gelöst, soweit dies möglich war. Denn ein sofortiges Überschreiten der Elbe und weiteres Vordringen auf Gitschin wäre gleichbedeutend gewesen mit einem Angriff auf die in günstiger Stellung auf dem rechten Elbufer befindliche gesamte österreichische Hauptarmee. Dazu war die II. Armee natürlich nicht im stande, sie mußte vielmehr zunächst das Herankommen und die Einwirkung der I. Armee abwarten. Der Kronprinz gewährte daher seinen Truppen für den 30. Juni Ruhe, die sie nach fünftägigen anstrengenden, mit vielen Gefechten verbundenen Märschen auch wohl verdient hatten.

Bisher war der König von Preußen und mit ihm sein Hauptquartier, in dem sich außer den Ministern des Auswärtigen und des Krieges auch der Chef des Generalstabes der Armee befand, noch in Berlin geblieben. Der Hauptgrund hierfür lag in den politischen Verhältnissen und der Ausdehnung des Krieges auf mehrere Schauplätze. In denselben Tagen, an denen sich die preußischen Armeen auf den Schlachtfeldern Böhmens ihre Vereinigung erkämpften, fiel zugleich im Westen Deutschlands die Entscheidung gegen die hannoversche Armee (Schlacht bei Langensalza am 27. Juni und Kapitulation der Hannoveraner am 29.). In wie bedeutsamer Weise auch Moltke hierbei einzugreifen hatte,

werden wir später noch erfahren. Eine so ausgebreitete Thätigkeit nach mehreren Seiten ließ sich aber mit Vorteil nur von Berlin, dem natürlichen Sammelpunkt aller Nachrichten, ausüben. Das Große Hauptquartier war daher mit vollem Rechte bis Ende Juni in Berlin zurückgehalten worden. Nachdem nun aber die hannoversche Angelegenheit beendet und auch in Böhmen die Entscheidung nahe gerückt war, schien es an der Zeit, den Schwerpunkt der Thätigkeit dorthin zu verlegen. Am 30. Juni Morgens reiste der König samt dem Großen Hauptquartier mit der Eisenbahn auf den Kriegsschauplatz ab. Überall bis zur sächsischen Grenze strömte die Bevölkerung jubelnd zusammen, um ihren Herrscher zu begrüßen. Noch kurz vor der Abfahrt in Berlin war eine Depesche des Prinzen Friedrich Karl — am 29. Juni 6 Uhr abends aufgegeben — eingetroffen, die von dem Gefechte bei Gitschin nichts meldete, sondern von einem Abzuge des Gegners anscheinend ohne Kampf sprach. Unterwegs in Kohlfurt um 12⁴⁵ nachmittags sandte daher Moltke einen telegraphischen Befehl an die Oberkommandos beider Armeen ab, wonach die II. Armee ihre Stellung am linken Elbufer zu behaupten, die I. aber ohne Aufenthalt in der Richtung auf Königgrätz vorzurücken habe. Anscheinend befürchtete Moltke, daß sich der Gegner auch jetzt noch mit überlegenen Kräften gegen die II. Armee wenden werde. Dieser konnte dann natürlich nur eine defensive Aufgabe zufallen, während es Sache der I. war, den Feind mit allen Kräften anzugreifen, um ihn von einem erdrückenden Vorgehen gegen den Kronprinzen abzuhalten. Wie wir wissen, war freilich Benedek von einem so kühnen Gedanken weit entfernt, Moltke hat aber doch wohl richtig gehandelt, als er mit einer solchen Möglichkeit rechnete. Auch dies ist wieder ein Beweis dafür, daß er seinen Gegner durchaus nicht unterschätzte.

Am Nachmittage des 30. Juni traf das Große Hauptquartier über Görlitz und Zittau in Reichenberg in Böhmen ein, wo es sich in dem Schlosse des Grafen Clam-Gallas, des Kommandeurs des 1. österreichischen Korps, einrichtete. Am Abend langte hier die Nachricht vom Siege von Gitschin an. Prinz Friedrich Karl

meldete dabei zugleich, daß seine Armee gänzlich erschöpft sei und einiger Ruhe bedürfe. Der König war über den abermaligen Erfolg, der das Zusammenwirken beider Armeen immer aussichtsvoller erscheinen ließ, hocherfreut und wollte am anderen Tage sein Hauptquartier bereits bis Gitschin vorschieben; doch unterblieb dies, das Hauptquartier ging am 1. Juli nur nach Schloß Sichrow bei Turnau.

Die I. Armee hatte im Laufe des 30. Juni ihre Vorbewegung fortgesetzt, ohne mit dem Feinde zusammenzustoßen, sie erreichte gegen Abend mit dem rechten Flügel Horsitz, mit dem linken die Gegend westlich Miletin. Die Elbarmee kam bis Liban, war also noch etwas zurückgehalten, und zwar deshalb, weil Prinz Friedrich Karl immer noch befürchtete, auch in der rechten Flanke von österreichischen Streitkräften bedroht zu sein, was aber, wie wir wissen, in der That nicht der Fall war. Die Truppen, namentlich die der I. Armee, zeigten am Abend des 30. Juni wirklich große Ermüdung, auch war nunmehr die Gefahr, daß eine der preußischen Armeen vereinzelt geschlagen werden könne, so gut wie geschwunden. Ein Ruhetag schien daher dem Prinzen geboten und erlaubt. Als nun aber in der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli die Depesche Moltkes aus Kohlfurt eintraf, die der I. Armee vorschrieb, ohne Aufenthalt in der Richtung auf Königgrätz vorzurücken, entschloß er sich sofort, diesem Befehle noch am 1. Juli nachzukommen. Die Armee brach am Nachmittag dieses Tages auf und erreichte bis zum Abend mit dem rechten Flügel (Elbarmee) Smidar, mit der Mitte die Gegend von Horsitz, mit dem linken Flügel Miletin. In dieser Stellung verblieb sie der Hauptsache nach auch am 2. Juli. Schon am 30. Juni war über Arnau die Verbindung mit der II. Armee hergestellt worden.

Bei dieser Armee hatte der Kronprinz für den 1. Juli ein Vorschieben seines rechten Flügels (I. Armeekorps) über Arnau auf das rechte Elbufer beabsichtigt, um so den für den 2. Juli in Aussicht genommenen Übergang der ganzen Armee vorzubereiten. Infolge des Telegramms Moltkes vom 30. Juni mittags aus

Kohlfurt, wonach die II. Armee sich am 1. Juli auf dem linken Elbufer behaupten solle, unterblieb indes der Übergang des I. Armeekorps, und die ganze Armee hatte am 1. Juli nochmals Ruhe, was der sehr schwierigen Ordnung der Verpflegung und des Munitionsersatzes zu Gute kam.

Auf österreichischer Seite hatten sich im Laufe des 30. Juni sämtliche Korps auf engem Raum westlich Josefstadt vereinigt, in einer Stellung, die zwar gegen Norden und Osten stark war, die aber in der linken Flanke und im Rücken von der preußischen I. und Elbarmee bedroht wurde. Der bisherige Plan, eines der beiden feindlichen Heere vereinzelt anzugreifen, war ganz unausführbar geworden, die österreichische Armee befand sich vielmehr jetzt selbst in der Defensive. Dazu kam, daß die Verluste in den bisherigen Gefechten sich bereits auf nahezu 40,000 Mann beliefen, und daß das Vertrauen der Truppen in die Führung arg erschüttert war. Unter diesen Umständen beschloß Feldzeugmeister Benedek, seine Armee in der Nacht zum 1. Juli in eine Stellung nordwestlich Königgrätz, mit der Bistritz vor der Front und der Elbe hinter sich, zurückzuführen. Die Bewegungen hierzu verliefen bei der großen Zahl der auf wenige Straßen angewiesenen Truppen nicht überall ordnungsmäßig, so daß es Abend wurde, bis Alles sich in der ihm angewiesenen Aufstellung befand. Der Feldzeugmeister hatte dabei die Überzeugung gewonnen, daß der Zustand seiner Armee und die ungünstige strategische Lage, in der sie sich befand, die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang der bevorstehenden Entscheidung nahezu ausschließe. Er telegraphierte daher noch am 1. Juli an den Kaiser Franz Joseph: er bäte, um jeden Preis Frieden zu schließen; eine Katastrophe für die Armee sei unvermeidlich. Die Antwort des Kaisers lautete: Frieden zu schließen sei unmöglich; es solle, wenn keine Schlacht gewagt werden könne, der Rückzug angetreten werden. In der Seele des Generals Benedek entstand darauf der Entschluß, es doch noch einmal mit dem Glück der Schlachten zu versuchen, damit der Waffenehre der kaiserlichen Armee Genüge geschehen sei, bevor sie den Rückzug antrete. An einen Erfolg hat er selbst wohl nicht

mehr geglaubt. Er befahl, daß die Armee am 2. Juli in ihren Stellungen verbleiben und sich darin befestigen solle; die Trains und Bagagen ließ er auf das linke Elbufer zurückschaffen. Zweifellos unternahm er mit diesem Entschluß ein großes Wagnis. Eine Schlacht mit einem Fluß im Rücken ist immer bedenklich, um wie viel mehr aber, wenn die Truppen bereits so erschüttert sind, wie hier die österreichischen. Benedek hätte sich wohl besser hinter der Elbe, die Flügel auf Josefstadt und Königgrätz gestützt, aufgestellt, wo seine Armee voraussichtlich die ihr dringend notwendige mehrtägige Ruhe gefunden hätte.

Das preußische Große Hauptquartier war, wie bereits erwähnt, am 1. Juli Vormittags von Reichenberg nach Schloß Sichrow gegangen. Der König hatte gewünscht, gleich noch bis Gitschin weiter zu fahren, allein die Erwägung, daß der 2. Juli voraussichtlich bei beiden preußischen Armeen noch keine Entscheidung bringen werde, bestimmte ihn, in Sichrow zu bleiben. Hier traf nun um 1 Uhr, sehr verspätet, eine Meldung des Kronprinzen ein, er beabsichtige, am 2. Juli mit seiner ganzen Armee die Elbe zu überschreiten. Ob diese Meldung, die in Liebau, also auf preußischem Gebiete, als Depesche aufgegeben war und den Umweg über Berlin gemacht hatte, beim Oberkommando der II. Armee vor oder nach Eingang des Moltkeschen Befehls vom 30. Juni aus Kohlfurt abgeschickt worden war, ließ sich im Großen Hauptquartier nicht feststellen. General v. Moltke geriet daher in Besorgnis, sein Befehl sei nicht angekommen und die II. Armee könne bei ihrem geplanten Elbübergang am 2. Juli in ungünstige Gefechte verwickelt werden, ohne daß Unterstützung von der I. Armee zur Hand war. Er fragte daher sofort telegraphisch bei General v. Blumenthal an, welche Gründe zu dem Beschluß des Elbüberganges geführt hätten. Er verbot den Übergang nicht geradezu, — dafür war er zu vorsichtig, denn er konnte nicht wissen, ob nicht eine wichtige Veränderung der Kriegslage, z. B. der Abmarsch der Österreicher auf Pardubitz, das Vorrücken der II. Armee möglich und wünschenswert machte. Um aber für alle Fälle der Ent-

scheidung näher zu sein, begab er sich selbst noch am Abend des 1. Juli mit einem Teil seines Stabes nach Gitschin, wo er das Oberkommando der I. Armee noch anzutreffen hoffte,*) und wohin er sich einen Offizier vom Stabe des Kronprinzen bestellt hatte. Gitschin glich einem großen Feldlager; es war von fast allen Einwohnern verlassen, wimmelte aber von verwundeten und unverwundeten Soldaten. Moltke fand mit Mühe noch eine Unterkunft.

Am anderen Tage hatte er dann eine Unterredung mit General v. Stülpnagel und dem von der II. Armee eingetroffenen Offizier über die zu ergreifenden Maßnahmen. Leider waren die Grundlagen hierfür, nämlich die Nachrichten über die Stellung des Feindes, sehr mangelhaft; die Fühlung mit den Österreichern war so gut wie verloren gegangen. Weder kannte man genau ihre Stellung vom 30. Juni, noch wußte man etwas von ihrem Rückzuge in der Nacht zum 1. Juli in die Stellung nordwestlich Königgrätz. Der II. Armee waren diese Bewegungen durch die Elbe verschleiert worden, und bei der I. Armee verstand man von der zahlreichen Kavallerie keinen Gebrauch zum Zwecke der Aufklärung zu machen. Moltke vermutete den Gegner in einer Stellung hinter der Elbe in der Linie Königgrätz-Josefstadt, wie wir sie oben als zweckmäßig bezeichnet haben, war aber seiner Sache nicht sicher. Der daraufhin entworfene Befehl für den 3. Juli spiegelt diese Unklarheit wieder, indem er nur vorbereitende Anordnungen für die später zu erwartende Entscheidung trifft. Über die Gedanken, die ihn dabei leiteten, hat Moltke selbst sich in seinem bereits mehrfach erwähnten Aufsatz „Über den angeblichen Kriegsrat in den Kriegen König Wilhelms I." folgendermaßen ausgesprochen:

„Es gab nur zwei Wege: entweder mußte diese überaus starke Stellung (Königgrätz-Josefstadt) umgangen, oder in der Front angegriffen werden.

*) Dasselbe war allerdings schon nach Kamenetz abgerückt, doch kam der Oberquartiermeister General v. Stülpnagel nach Gitschin zurück, um sich mit Moltke zu verständigen.

„Im ersten Fall bedrohte man von Pardubitz aus allerdings die Verbindungen des österreichischen Heeres so ernstlich, daß es sich vielleicht zum Rückzug entschloß. Zur Sicherung dieses Abmarsches mußte aber dann unsere II. Armee die I. ablösen und auf das rechte Ufer der Elbe übertreten. Dennoch konnte der Flankenmarsch der letzteren, hart an der feindlichen Front vorüber, leicht gestört werden, wenn genügende Flußübergänge vorbereitet waren.

„Im anderen Fall stand ein Erfolg nur zu erwarten, wenn mit dem frontalen Angriff der I. Armee ein Vorgehen der II. gegen den rechten Flügel der feindlichen Stellung verbunden wurde. Dazu mußte dann wiederum letztere am linken Ufer verbleiben.

„Die absichtlich noch beibehaltene räumliche Trennung beider Armeen ermöglichte, die eine wie die andere Maßregel zu ergreifen, aber mir lag die schwere Verantwortung ob, Seiner Majestät vorzuschlagen, welche.

„Um zunächst noch beide Wege offen zu halten, wurde angeordnet, daß General v. Herwarth Pardubitz besetzen, der Kronprinz, am linken Ufer der Elbe verbleibend, diesen Fluß sowie die Aupa und Mettau rekognoszieren und die Schwierigkeiten beseitigen sollte, welche in der einen oder anderen Richtung einem Überschreiten entgegenstehen möchten. Prinz Friedrich Karl endlich erhielt ebenfalls schon am 2. Juli Befehl, falls sich größere Streitkräfte vorwärts der Elbe befänden, diese unverzüglich anzugreifen."

Wie wir sehen, hat Moltke es hier selbst ausgesprochen, daß die Trennung der beiden Armeen von ihm absichtlich aufrecht erhalten worden ist. Gerade gegen diese Maßregel aber haben sich zahlreiche Kritiker gewandt und sie als verfehlt und gefährlich bezeichnet, weil sie das einheitliche Zusammenwirken der preußischen Streitkräfte in Frage gestellt habe. In der That standen die beiden Armeen am 2. Juli Abends noch auf einer Front von vier Meilen auseinander. Ein halber Tagemarsch genügte indes, um sie nach vorwärts soweit zusammenzuführen, daß sie sich während der Schlacht die Hand reichen konnten. Hätte man sie vor der Schlacht vereinigt — was auch möglich war — so konnte diese große un-

behilfliche Masse nur in einer Richtung, nämlich gradaus, zum Angriff vorgeführt werden. Blieben sie aber noch eine Zeitlang getrennt, so konnte man mit ihnen noch operieren und sich die Angriffsrichtung wählen. Die günstigste Angriffsrichtung ist aber immer die aus der Flanke, oder, wenn ein reiner Flankenangriff unmöglich ist, die Verbindung des Frontalangriffes mit dem Flankenangriff. Und gerade diese letztere Form des Angriffes entsprach hier der Natur der Sache, weil beide preußische Armeen dafür schon infolge ihrer vorherigen Operationen bereit standen. Sollte man diese Gunst der Umstände aufgeben, nur dem strategischen Grundsatze zu Liebe, daß es zweckmäßig ist, seine Kräfte immer versammelt zu haben? Es gibt auch noch einen anderen strategischen Grundsatz: „Getrennt marschieren, vereinigt schlagen!“ Beide haben ihre Berechtigung; die Kunst des Feldherrn besteht eben darin, zu erkennen, wann und wo der eine oder der andere von ihnen an seinem Platze ist.[33] Moltke selbst hat gesagt: „Die Vereinigung von zwei bis dahin geschiedenen Armeen auf dem Schlachtfelde halte ich für das Höchste, was strategische Führung zu erreichen vermag.“ Gibt es wohl einen besseren Beleg für die Richtigkeit dieses Ausspruches, als wenn, wie im Jahre 1866, die taktische Form des siegreichen Angriffes in der Entscheidungsschlacht als eine notwendige Folge der strategischen Veranlagung des ganzen Feldzuges sich darstellt? In einer am 3. April geschriebenen Vorarbeit für den Aufmarsch der Armee (also drei Monate vor der Schlacht bei Königgrätz) hatte Moltke einen Plan für das Vorrücken beider preußischen Heeresgruppen entworfen,*) wonach 90,000 Mann auf der Linie Chlumec—Horsitz zu einer Schlacht bei Königgrätz in der Front zur Defensive versammelt werden und zugleich 114,000 Mann aus der Linie Königinhof—Nachod offensiv in der Richtung auf Jaromer vorgehen sollten. Diese Schlacht erwartete Moltke für den 19. Tag nach Beginn der

---

*) Siehe „Moltkes Militärische Korrespondenz: Aus den Dienstschriften des Krieges 1866“, S. 105.

Operationen; in Wirklichkeit fand sie bereits am 17. Tage statt, im Übrigen aber fast auf den Buchstaben genau nach den Berechnungen Moltkes. Liegt nicht hierin allein schon ein schlagender Beweis für die Richtigkeit seines strategischen Denkens und für sein Talent, große Massen zu lenken?

Am Vormittag des 2. Juli verlegte der König sein Hauptquartier nach Gitschin. Prinz Friedrich Karl fuhr ihm ein Stück entgegen und zog gemeinsam mit ihm in die Stadt ein. Der König empfing bald darauf den General v. Moltke und genehmigte auf dessen Vortrag den am Morgen entworfenen Befehl, (dessen Hauptinhalt in den oben S. 198 angeführten Worten Moltkes wiedergegeben ist). Prinz Friedrich Karl kehrte darauf nach Kamenetz zurück und fand hier Meldungen vor, aus denen mit Sicherheit hervorging, daß sich diesseits der Elbe noch erhebliche Kräfte des Feindes befanden. Für diesen Fall war ihm in obigem Befehle vorgeschrieben „mit möglichster Überlegenheit sofort anzugreifen.“ Ohne Zögern traf darauf der Prinz noch am Abend seine Anordnungen, wonach die I. Armee sich am Morgen des 3. Juli zum Vorgehen auf beiden Seiten der großen Straße von Gitschin nach Königgrätz in der Linie Gr. Petrowitz—Horsitz sammeln, die Elbarmee so früh wie möglich bei Nechanitz bereit stehen sollte. An den Kronprinzen erließ er die Aufforderung, mit möglichst starken Kräften auf dem rechten Elbufer in der Richtung auf Josefstadt vorzugehen, um seinen linken Flügel zu sichern.

Am Nachmittage des 2. Juli war General v. Blumenthal in Gitschin gewesen, um sich über die weiteren Absichten des Generals v. Moltke zu unterrichten. Blumenthal wünschte ein sofortiges Überschreiten der Elbe durch die II. Armee, da er den Gegner in vollem Abzuge vermutete. Moltke aber war vorsichtiger und wollte abwarten, bis eine Klärung der Lage eingetreten sei. Eine solche erfolgte in der That noch an demselben Abend durch neue, beim Oberkommando der I. Armee einlaufende Nachrichten über die Stellung der Österreicher diesseits der Elbe. Mit diesen Nachrichten begab sich Abends 11 Uhr General v. Voigts-

Rhetz nach Gitschin zum Könige und machte ihm Meldung. Der König befahl, sofort den Chef des Generalstabes davon zu benachrichtigen und fügte hinzu: „Hält es der General v. Moltke für nötig, darauf hin Beschlüsse zu fassen, so möge er noch in der Nacht zu jeder Zeit kommen, um die nötigen Befehle zu empfangen. Sie werden mich bereit finden.“

Voigts-Rhetz ging darauf unverzüglich zu Moltke und berichtete ihm. „Diese Nachricht“ — so schreibt Moltke selbst in dem Aufsatze „Über den Kriegsrat“ — „beseitigte alle Zweifel und nahm mir einen Stein vom Herzen. Mit einem ‚Gott sei Dank!‘ sprang ich aus dem Bett und eilte sogleich zum König, der am Marktplatz gegenüber wohnte.

„Auch Seine Majestät hatte sich auf seinem niedrigen Feldbett bereits zur Ruhe gelegt. Er erklärte sich nach meinen kurzen Auseinandersetzungen der Sachlage völlig einverstanden, am folgenden Tage mit Heranziehung aller drei Armeen die Schlacht zu schlagen, und befahl mir, die nötigen Ordres an den Kronprinzen zu erlassen, welcher nunmehr die Elbe zu überschreiten hatte. Die ganze Verhandlung mit Seiner Majestät wird kaum mehr als zehn Minuten gedauert haben. Zugegen war Niemand sonst.

„Das ist der ‚Kriegsrath‘ von Königgrätz.

„General v. Podbielski und Major Graf Wartensleben lagen mit mir in demselben Quartier. Die Befehle an die II. Armee wurden sogleich aufgesetzt und schon um Mitternacht in doppelter Ausfertigung auf zwei verschiedenen Wegen abgeschickt. Die eine, welche General v. Voigts-Rhetz mitnahm, gab dem Prinzen Friedrich Karl Kenntnis von allem Angeordneten, die andere ging (durch den Flügeladjutanten Grafen Finckenstein) direkt nach Königinhof.

„Auf seinem nächtlichen Ritt von über sechs Meilen mußte Oberstleutnant Graf Finckenstein den Rayon des am weitesten zurückstehenden I. Armeekorps passieren. Er übergab dem Vorpostenkommandeur ein besonderes Schreiben zur sofortigen Beförderung an den kommandierenden General, welches die unverzüg-

liche Versammlung der Truppen befahl und ein selbständiges Vorgehen, auch noch vor Eintreffen von Befehlen aus Königinhof, anheimstellte."

Der Befehl, den Graf Finckenstein dem Kronprinzen überbrachte, ordnete an, daß die II. Armee am 3. Juli mit allen Kräften zur Unterstützung der I. Armee gegen die rechte Flanke des Gegners vorrücken und sobald als möglich angreifen solle. Noch bevor aber dieser Befehl einging, hatte bereits der Kronprinz auf die Aufforderung des Prinzen Friedrich Karl, ihn am 3. Juli mit möglichst starken Kräften zu unterstützen, von selbst den Entschluß gefaßt, dies mit allen seinen Truppen zu thun. Der hierauf bezügliche Befehl wurde Morgens früh um 5 Uhr ausgefertigt und die Armee unter sofortigem Aufbruche gegen die Linie Gr. Bürglitz—Welchow in Bewegung gesetzt.

Wir ersehen aus allen diesen Vorgängen, wie vortrefflich die Befehlserteilung in der preußischen Armee geordnet war, ein Verdienst, das dem Generalstabe und vor Allem dem Leiter desselben, General v. Moltke, zufiel. Aber auch die Bereitwilligkeit und Schnelligkeit in der Ausführung der Befehle verdient Anerkennung. An allen Stellen zeigte sich ein Thatendrang und ein Streben, bei der Entscheidung mitzuwirken, die gegenüber der Unthätigkeit und Unselbständigkeit der Gegner zum Erfolge führen mußte.

Es liegt nicht in meiner Absicht, eine zusammenhängende Darstellung der Schlacht von Königgrätz zu geben, ich muß mich vielmehr darauf beschränken, im wesentlichen die Thätigkeit des Generals v. Moltke und seine persönlichen Erlebnisse an diesem Tage zu schildern.*) Das Große Hauptquartier war am 3. Juli bereits um 5 Uhr aus Gitschin aufgebrochen und traf gegen 8 Uhr auf der Höhe westlich Sadowa bei Dub ein. Die I. Armee stand um diese Zeit schon zum Angriffe bereit, und auch die Elbarmee befand sich

*) Siehe hierzu den Plan der Schlacht bei Königgrätz.

im Anmarsch; nur von der II. war natürlich bei der großen Entfernung noch nichts zu bemerken. Die von österreichischen Vortruppen besetzte Bistritzlinie wurde ohne große Opfer genommen; an der Stärke der österreichischen Frontalstellung kam der Vormarsch der I. Armee jedoch zum Stehen. Österreichische Granaten schlugen bis in die Nähe des Königs ein. Das Große Hauptquartier mit seinen fürstlichen Gästen und deren zahlreichen Adjutanten und Handpferden bildete eine Gruppe von der Stärke zweier Schwadronen und war ein gutes Ziel für die feindlichen Geschosse. Auf Wunsch seiner näheren Umgebung entfernte sich daher der König ein wenig mit seinem Stabe und entzog sich so der unmittelbaren Gefahr. Um 9 Uhr begab er sich dann auf den Rozkosberg nördlich Sadowa, wo er auch der Hauptsache nach bis etwa 3 Uhr verblieb. Man hatte von hier eine leidlich gute, wenn auch nicht unbeschränkte Übersicht über das Schlachtfeld. Die Stellung der Österreicher erschien in der Front fortdauernd so stark, daß sich der König zu dem Befehl veranlaßt sah, hier nur ein hinhaltendes Gefecht zu führen und die Einwirkung der umfassenden Bewegung der II. Armee abzuwarten. Gleichzeitig erhielt die Elbarmee den Auftrag, ihren Angriff auf den linken Flügel des Gegners, wo das Kgl. sächsische Korps stand, so einzurichten, daß auch hier eine Umfassung erreicht und womöglich die feindliche Rückzugslinie auf Pardubitz abgeschnitten würde.

Es vergingen mehrere Stunden, in denen sich die numerische Überlegenheit der österreichischen Armee an einzelnen Punkten recht peinlich fühlbar machte, und noch immer war von dem Eingreifen des Kronprinzen nichts zu bemerken. Eine gewisse Unruhe bemächtigte sich der Umgebung des Königs; voll Sehnsucht richteten sich alle Blicke nach den Höhen, auf denen man jeden Augenblick die Kolonnen der II. Armee erscheinen zu sehen hoffte. Nur Moltke blieb ruhig. Er war seiner Sache gewiß, aber er sagte sich auch, daß bei dem späten Aufbruch der II. Armee, den weiten Entfernungen und den schwierigen Wegen eine Verzögerung leicht eintreten könne. Seine Kaltblütigkeit zeigte sich in einem kleinen Zuge, den uns Bismarck überliefert hat. Der Minister-

präsident, der auch zugegen war, bot Moltke seine Zigarrentasche an, in der sich noch zwei Zigarren befanden, und Moltke suchte sich mit Bedacht die beste aus. Bismarck sagt, daß ihm dies die Überzeugung verschafft habe, es könne noch nicht so übel mit der Schlacht stehen, wie einige Schwarzseher in der Umgebung des Königs meinten. Um dieselbe Zeit mag es auch gewesen sein, daß Moltke auf eine Frage des Königs, was er von dem Verlaufe des Gefechtes halte, die bekannte Antwort gab: „Euere Majestät gewinnen heute nicht nur die Schlacht, sondern den ganzen Feldzug."

Um sich aber der Unruhe etwas zu entziehen und zugleich sich selbst einen Einblick in den Stand des Gefechtes bei der I. Armee zu verschaffen, ritt Moltke nach 11 Uhr über Sadowa gegen die österreichische Stellung vor. Er überzeugte sich bald, daß in der Front ein Erfolg nicht zu erwarten war, und daß man daher hier seine Kräfte sparen müsse. Als er nun aber gegen 1 Uhr nach dem Rozkosberge zurückritt, bemerkte er, wie die Infanterie des bis dahin noch in Reserve stehenden III. Armeekorps über die Bistritz vorgezogen wurde, um einem Befehle des Prinzen Friedrich Karl zufolge die vorliegenden Höhen im Sturm zu nehmen. Sofort sandte Moltke den Major Grafen Wartensleben ab, um dies zu verhindern. Als der Major dem Kommandeur der 6. Division, General v. Manstein, der soeben den befohlenen Sturm ansetzen wollte die Anweisung Moltkes: es liege nicht in der Absicht der obersten Heeresleitung, hier anzugreifen, ausrichtete, sagte v. Manstein: „Das ist Alles sehr richtig, wer ist aber der General v. Moltke?" So wenig gewürdigt war also damals noch der Chef des Generalstabes selbst bei hohen Offizieren![34] Manstein ließ sich übrigens doch bestimmen, mit dem Angriffe zu warten, bis ein Gegenbefehl des Prinzen Friedrich Karl erwirkt war.

Um diese Zeit muß auch die erste Nachricht von dem Anmarsche der II. Armee beim Großen Hauptquartier eingetroffen sein, denn um 1[45] Mittags sandte Moltke einen Befehl an die Elbarmee — übrigens der einzige schriftliche Befehl, der während der Schlacht erlassen wurde — welcher lautete: „Kronprinz bei

Ziselowes. Rückzug der Österreicher nach Josefstadt abgeschnitten. Es ist von größter Wichtigkeit, daß das Korps des General v. Herwarth auf dem entgegengesetzten Flügel vorrückt, während im Zentrum die Österreicher noch Stand halten." Wir sehen, daß Moltke auch hier auf einen ganzen, entscheidenden Sieg hinzuwirken sucht. Die im Entstehen begriffene einfache Umfassung des Gegners sollte durch das flankierende Vorgehen der Elbarmee eine doppelte werden. Aus verschiedenen Gründen kam freilich dieser Gedanke nicht ganz zur Ausführung: Die Elbarmee ging wohl gegen den linken Flügel des Feindes, nicht aber gegen seine Flanke vor.

Gegen 2 Uhr konnte man endlich vom Standpunkte des Großen Hauptquartiers erkennen, daß der Angriff der II. Armee wirksam wurde. Die österreichischen Geschütze richteten ihr Feuer dorthin, langgestreckte Truppenmassen bewegten sich gegen das hochgelegene Dorf Chlum vor, das bald in Flammen aufging. Auch die Elbarmee machte gleichzeitig Fortschritte, was deutlich zu sehen war. Nun brach auch in der Front die I. Armee vor und nahm die bisher vom Gegner hartnäckig verteidigten Höhen in Besitz. Bald darauf setzte sich auch das Große Hauptquartier in Bewegung. General v. Moltke selbst ritt in scharfer Gangart bis Langenhof vor. Von hier aus konnte man den Rückzug des Feindes übersehen, wenn auch noch nicht in seinem ganzen Umfange. Die volle Bedeutung des errungenen Sieges ist überhaupt selbst Moltke noch nicht am Abend des 3. Juli klar geworden. Wußte man doch damals noch nicht einmal genau, ob man es mit der ganzen Armee der Österreicher oder nur mit einem Teile ihrer Kräfte zu thun gehabt habe.

Im Zusammenhang hiermit steht auch die Frage, warum keine Verfolgung des Gegners stattgefunden hat. Daß eine Verfolgung, wenn sie sofort und mit Nachdruck eingeleitet worden wäre, ein glänzendes Ergebnis gehabt hätte, ist außer allem Zweifel. Um so auffälliger muß es uns erscheinen, daß Moltke es entgegen allen Lehren der Kriegsgeschichte versäumt haben sollte, den errungenen Erfolg kräftig auszubeuten. In der That aber hat Moltke sehr wohl an die Verfolgung gedacht und auch An-

ordnungen dafür getroffen, sie sind indes, teils aus Mißverständnis, teils vielleicht auch, weil der Sache nicht genügend Nachdruck verliehen wurde, gar nicht oder nur unvollkommen zur Ausführung gelangt. Moltke hatte nämlich schon um 6³⁰ Abends, als die Schlacht ihrem Ende entgegenging, an beide Armeen folgenden Befehl ausgegeben: „Morgen wird im Allgemeinen geruht, und werden nur die zur Bequemlichkeit und Wiederrangierung der Truppen nötigen Märsche ausgeführt. Die Vorposten gegen Josefstadt sind von der II. Armee, die gegen Königgrätz von der I. Armee zu stellen, und ist vom Truppenkorps des Generals der Infanterie v. Herwarth, so weit als möglich, eine Verfolgung des wesentlich in der Richtung auf Pardubitz zurückgegangenen Feindes auszuführen."

Der letzte Satz dieses Befehles läßt meines Erachtens keinen Zweifel darüber, daß eine thatkräftige Verfolgung von Moltke beabsichtigt war. Ich fasse den Ausdruck „soweit als möglich" nicht dahin auf, daß die Verfolgung, so gut es noch mit den vorhandenen Kräften gehe, auszuführen sei, sondern so weit ausgedehnt, d. h. auf eine so weite Entfernung, als möglich; der daraus sich ergebende Unterschied liegt auf der Hand. Auch hat Major Graf Wartensleben, der den Befehl nach dem Diktat Moltkes niedergeschrieben, diese Auffassung in seinen „Erinnerungen" ausdrücklich bestätigt. Allein der Befehl spricht es nicht unzweifelhaft aus, daß die Verfolgung sofort einzusetzen habe. Er ist überhaupt nicht so gut gegliedert und klar abgefaßt, wie sonst die Befehle Moltkes, was sich wohl aus der Eile und Aufregung bei seiner Niederschrift erklärt. Die Elbarmee hat denn auch offenbar den Ausdruck „soweit als möglich" in dem bequemeren Sinne aufgefaßt und fast nichts gethan, um ihrer Aufgabe nachzukommen. Daß dies so geschehen konnte, daß die preußische Heeresleitung sich von der thatsächlichen Ausführung ihres Befehles nicht überzeugte, bleibt allerdings ein nicht abzuleugnender Mangel. „Es gehört ein sehr starker, mitleidloser Wille dazu, einer Truppe, welche 10 oder 12 Stunden marschiert, gefochten und gehungert hat, statt

der erhofften Ruhe und Sättigung aufs Neue Anstrengung und Gefahren aufzuerlegen" — so hat Moltke selbst später sich in seiner Geschichte des deutsch-französischen Krieges geäußert. Hier bei Königgrätz ist dieser mitleidlose Wille nicht genügend zu Tage getreten, und wenn sich auch Gründe zur Entschuldigung und Erklärung finden, so darf eine unparteiische Geschichtsschreibung die Thatsache doch nicht mit Stillschweigen übergehen.

Als die Dämmerung am Abend des 3. Juli hereinbrach, ritt General v. Moltke, der sich schon bei dem Vorreiten vom Könige getrennt hatte, langsam über das blutige, rauchende Schlachtfeld zurück. Wenn auch die Freude und der berechtigte Stolz über den errungenen, großen Sieg in ihm lebendig waren, so bedrückte doch der Anblick all des Jammers und der Schrecknisse, die eine große Schlacht mit sich bringt, sein edles, menschlich fühlendes Herz. Wer weiß, ob nicht auch dieser Umstand in ihm mitgewirkt hat, als er es unterließ, mit Nachdruck auf der Verfolgung zu bestehen. Ein Napoleon I. freilich hätte solche Rücksichten nicht gekannt, für ihn gab es keine Leiden Anderer, wenn der Erfolg ihm winkte. Liegt in diesem Gegensatze nicht eins der charakteristischsten Merkmale beider Feldherrnnaturen, sowie überhaupt des Feldherrn germanischer und romanischer Abstammung?

Moltke ritt am 3. Juli noch bis Horsitz zurück, bestieg dort seinen Wagen und fuhr nach Gitschin, wo er die Nacht verbrachte. Die Anstrengungen und Aufregungen des Tages machten sich bei dem 66jährigen Manne in einem leichten Fieberanfall bemerkbar, von dem er sich jedoch bis zum anderen Morgen erholte, so daß er mit frischen Kräften an die Arbeit gehen konnte. —

Die Schlacht bei Königgrätz war die erste wirklich große Schlacht seit den Befreiungskriegen, sie gehört nach der Zahl der Streiter (221,000 Preußen gegen 215,000 Österreicher und Sachsen) überhaupt zu den größten Schlachten der Weltgeschichte. In ihr zeigte sich in schlagendster Weise die Überlegenheit des preußischen militärischen Systems und der preußischen Kriegführung gegenüber den absterbenden Einrichtungen aus der ersten Hälfte des Jahr-

hunderts, wie sie durch die österreichische Armee noch verkörpert wurden. Daher auch der gewaltige, verblüffende Eindruck, den der Erfolg von Königgrätz in der ganzen Welt hervorrief. Jetzt ging den anderen Völkern ein Licht darüber auf, daß hier etwas völlig Neues und Überlegenes mit gewaltiger Kraft sich emporringe. Man kann es daher auch verstehen, wenn die empfindliche französische Nation die österreichische Niederlage fast wie eine eigene empfand und dafür nach Revanche verlangte.

Die Schlacht bei Königgrätz bietet uns auch eins der wenigen neueren Beispiele einer „geplanten“ Schlacht, d. h. einer solchen, die — abgesehen von einzelnen Zwischenfällen — im Großen und Ganzen nach einem vorher auf Grund der Kriegslage festgestellten Plane durchgeführt worden ist, — wenigstens auf preußischer Seite. Man muß sich darüber klar sein, daß die Schwierigkeiten einer solchen geplanten Schlacht in der Jetztzeit gegen früher erheblich gestiegen sind. Bei Austerlitz konnte Napoleon noch das ganze Schlachtfeld überblicken und den Zeitpunkt genau vorherbestimmen, an dem er seinen Durchbruch der Mitte ansetzte. Heutzutage ist das nicht mehr möglich. Da prallen in der Schlacht so gewaltige Massen aufeinander, daß schon die natürliche Sehkraft eines Menschen nicht ausreicht, um sie zu beherrschen. Einfluß auf den Gang der Schlacht während derselben vermag die Leitung vielleicht in günstigen Fällen noch durch Einsetzen von Reserven zu gewinnen. Das Beste muß aber vorher durch das zweckmäßige Ansetzen der Kräfte zum Gefecht geschehen, während die Ausführung in den meisten Fällen der Einsicht und Selbstthätigkeit der Unterführer überlassen bleibt.

Diesen Gesichtspunkten moderner Kriegführung hat Moltke bei Königgrätz in kluger Weise Rechnung getragen. Die Anlage der Schlacht erfolgte durchaus richtig aus der allgemeinen Kriegslage heraus und mit der ausgesprochenen Absicht, dem Feinde einen vernichtenden Schlag beizubringen. Auch während und nach der Schlacht hat Moltke nach Möglichkeit in diesem Sinne gewirkt, und wenn der Erfolg seinen Absichten nicht überall entsprach, so

müssen wir uns eben immer wieder daran erinnern, daß er nur das Organ eines Höheren war und keineswegs ein „Feldherr" im Sinne eines Friedrich d. Gr. oder Napoleons I.

Am 4. Juli früh begab sich Moltke nach Horsitz, wo der König die Nacht verbracht hatte. Es handelte sich jetzt darum, neue Entschlüsse für die weiteren Operationen zu fassen. Wiederum fehlte es aber hierfür an einer wichtigen Grundlage: der Kenntnis vom Feinde. Der Mangel einer Verfolgung machte sich auch hierbei geltend, die Fühlung mit den Österreichern war verloren gegangen. Auch stand die ganze preußische Armee so durcheinander gemischt in ihren Biwaks, daß eine Entwirrung der Verbände nötig war, bevor geordnete Bewegungen ausgeführt werden konnten. Diesen Gesichtspunkten trägt der von Moltke am 4. Juli ausgegebene Armeebefehl vor Allem Rechnung, indem er die I. Armee nach Prschelautsch (mit ihren rückwärtigen Verbindungen über Turnau), die II. Armee nach Pardubitz (mit ihren Verbindungen nach Schlesien), die Elbarmee, die von jetzt ab dem Großen Hauptquartier wieder unmittelbar unterstellt wurde, nach Chlumetz dirigiert; zu diesen Bewegungen waren zwei Tage in Aussicht genommen. Es bedeutete das gleichzeitig ein Entwirren der Truppenverbände und ein vorsichtiges Vorschieben in der Richtung, in der man den Gegner abmarschiert glaubte. Um die verlorene Fühlung mit ihm wieder zu gewinnen, sollte die II. Armee gegen Leitomischl erkunden. Auch für die Regelung der Verpflegung und des Nachschubes aus der Heimat sorgte Moltke am 4. und 5. Juli durch Anordnungen, die sich auf die Inbetriebsetzung der rückwärtigen Eisenbahnverbindungen und geordnete Beitreibungen bezogen.

Am Nachmittag des 4. Juli erschien unerwartet der österreichische Feldmarschallleutnant v. Gablenz in Horsitz und brachte den Vorschlag eines Waffenstillstandes. Da Gablenz aber nur im Auftrage Benedeks, nicht des Kaisers Franz Joseph, kam und überdies zu ungünstige Bedingungen bot, so mußte Moltke seine Vor-

schläge ablehnen. Dies erwies sich nachher auch politisch als richtig — was man damals allerdings noch nicht wußte — da das Wiener Kabinet bereits am 2. Juli dem Kaiser Napoleon Venetien unter der Bedingung angeboten hatte, daß er einen Waffenstillstand mit Italien vermittele. Man wollte also in Wien die österreichische Südarmee freibekommen, um sie gegen den Feind im Norden zu verwenden, und da wäre natürlich ein Waffenstillstand mit Preußen als Zeitgewinn von großem Vorteil gewesen. Napoleon ließ sich übrigens — um diese Angelegenheit hier gleich etwas vorgreifend zu erwähnen — auf den Vorschlag Österreichs nur unter der Bedingung ein, daß er auch zugleich mit Preußen einen Waffenstillstand vermittele. Unter dem Druck der Niederlage von Königgrätz mußte das Wiener Kabinet dazu seine Zustimmung geben, obwohl es lieber mit Preußen allein verhandelt hätte. Napoleon telegraphierte darauf noch am 4. Juli an König Wilhelm und bot seine Vermittlung an. Völlig ablehnen konnte der König diesen Vorschlag nicht, er hätte sich sonst den französischen Kaiser zum Feinde gemacht, er erwiderte daher vorsichtig, daß er „bereit sei, sich mit ihm über die Mittel zur Herstellung des Friedens zu verständigen und die Bedingungen zu nennen, unter denen die militärische Lage und die Verpflichtungen gegen den König von Italien ihm erlaubten, einen Waffenstillstand abzuschließen.“ Mit dieser Antwort war vor Allem Zeit gewonnen, um die bisherigen Kriegserfolge weiter ausbeuten zu können. Übrigens lehnte Italien seinerseits den Waffenstillstand ab, und so konnte auch ein solcher mit Preußen einstweilen nicht zu Stande kommen, da diese beiden Staaten sich gegenseitig verpflichtet hatten, nur gemeinsam einen derartigen Schritt zu thun.

Mittlerweile nahmen die Kriegsereignisse ihren Fortgang. Am 6. Juli war der neue Aufmarsch der preußischen Streitkräfte in der Linie Pardubitz—Chlumetz beendigt. Vom Feinde hatte man in Erfahrung gebracht, daß er mit seinen Hauptkräften nicht auf Wien, sondern auf Olmütz zurückgegangen sei, und zwar in sehr erschüttertem Zustande. Dieser letztere Umstand ist wohl ausschlag-

gebend gewesen, als man darauf am 6. Juli im preußischen Hauptquartier den kühnen Entschluß faßte, den geschlagenen Gegner in Olmütz nur durch drei Armeekorps und eine Kavallerie-Division von der II. Armee beobachten zu lassen, mit dem ganzen Rest der Armee aber geradenwegs auf Wien loszumarschieren. Die hierbei maßgebenden Gesichtspunkte kommen in einem Schreiben Moltkes an die drei Oberkommandos vom 8. Juli Abends aus Pardubitz — wohin sich das Große Hauptquartier am 6. Juli begeben hatte — zum Ausdruck. Es heißt darin: „Die II. Armee erhält die Bestimmung, sich auf einer Linie Littau—Konitz gegen Olmütz aufzustellen, und wird ihre Avantgarde fortwährend suchen, den Feind zu erreichen und möglichst zuverlässige Nachrichten über den Verbleib seiner Hauptkräfte einzuziehen. Ein förmlicher Angriff auf Olmütz wird nicht beabsichtigt, wogegen die II. Armee aber jede Gelegenheit zu möglichen Unternehmungen benutzen und die ruhige Retablierung des Feindes zu hindern suchen wird. In dem nicht wahrscheinlichen Falle einer allgemeinen Offensive der Armee aus Olmütz mit entschieden überlegenen Kräften würde die II. Armee nicht auf die beiden anderen, sondern auf die Grafschaft Glatz ausweichen und den Feind nach sich zu ziehen haben. Demgemäß sind auch die rückwärtigen Kommunikationen dieser Armee auf Glatz zu basieren.

„Die I. Armee dirigiert sich auf beiden Straßen über Politschka—Kunstadt und über Kreutzberg—Roschinka auf Brünn.

„Der Elbarmee wird von Iglau aus, je nach der Sachlage beim Feinde, die weitere Direktion entweder gleichfalls auf Brünn oder Znaim angewiesen werden. Dieselbe hat in Iglau sofort mit Anlage eines Großen Magazins vorzugehen. . . . .“

Am 8. Juli erschien General v. Gablenz zum zweitenmale im preußischen Großen Hauptquartier mit Vorschlägen für einen Waffenstillstand. Da aber damals bereits die oben erwähnten Verhandlungen mit Napoleon III. schwebten, so nahm ihn der König gar nicht an, sondern ließ ihn wieder nur durch Moltke empfangen, der ihm einen ablehnenden Bescheid in schriftlicher Form überreichte.

Nach den in dem Befehl vom 8. Juli angegebenen Gesichtspunkten führte in den Tagen vom 9. bis 13. Juli die preußische Armee ihren Vormarsch aus und erreichte bereits am 13. mit der Vorhut der Elbarmee die Linie der Thaya. Je mehr aber die I. und Elbarmee nach Süden vorschritten, um so weniger war die Aufstellung der II. Armee in der Linie Konitz—Littau geeignet, den Marsch der beiden anderen gegen Unternehmungen aus Olmütz, wo sich das österreichische Heer inzwischen gesammelt hatte,*) zu decken. Auf Antrag des Generals v. Blumenthal genehmigte daher Moltke am 11. Juli — das Große Hauptquartier war inzwischen über Hohenmauth (9. Juli) nach Zwittau (10. Juli) gegangen — daß sich die II. Armee in südlicher und südöstlicher Richtung ausbreitete. Dadurch wurde freilich deren bisherige Basierung auf die Grafschaft Glatz aufgegeben, allein dies kam weniger in Betracht, da man jetzt die Bahn Brünn—Pardubitz—Prag zur Verfügung hatte und das Land selbst zu Beitreibungen ausnützen konnte. Es trat noch der Vorteil hinzu, daß die II. Armee in ihrer neuen Aufstellung die einzige Eisenbahnverbindung des Gegners mit Wien über Prerau—Lundenburg stark bedrohte.

Am 12. Juli besetzte die I. Armee Brünn, wohin sich am 13. auch das Große Hauptquartier begab. Da die Österreicher in Olmütz sich gänzlich unthätig verhielten, andererseits ein Angriff gegen sie wenig Aussicht auf Erfolg bot, so konnte eine Entscheidung des Feldzuges nur durch weiteres Vorrücken auf Wien herbeigeführt werden. Das Hauptoperationsziel war also hier ausnahmsweise nicht die feindliche Armee, sondern die feindliche Hauptstadt, und zwar sprachen dafür auch politische Gründe wesentlich mit. Am 12. Juli war nämlich der französische Botschafter Graf Benedetti im preußischen Hauptquartier in Brünn eingetroffen, mit dem Auftrage seines Kaisers, allen Ernstes auf einen baldigen

*) Nur ein Armeekorps war mit der Eisenbahn nach Wien befördert worden und der größte Teil der Reiterei zog sich ebendorthin über Brünn zurück.

Abschluß eines Waffenstillstandes zu dringen. Dieses Begehren konnte man nun nicht mehr ohne Weiteres von der Hand weisen, denn Benedetti ließ die Drohung durchblicken, im Falle einer Ablehnung werde Preußen Frankreich gegen sich haben.

Auf eine Frage Bismarcks an den Chef des Generalstabes der Armee: „Was werden wir thun, wenn Frankreich marschiert?“ soll Moltke erwidert haben: „Dann müssen wir hinter die Elbe zurück!“ Diese Äußerung steht scheinbar im Widerspruch mit einer von Moltke später am 8. August dem Ministerpräsidenten eingereichten Denkschrift, auf die wir noch zurückkommen werden und worin er sich im Falle eines gleichzeitigen Krieges mit Österreich und Frankreich der ersten Macht gegenüber für eine auf das befestigte Dresden gestützte Verteidigungsstellung von vier Armeekorps in der Gegend von Prag ausspricht, während alle anderen Streitkräfte gegen Frankreich zum Angriff verwendet werden sollen. Allein man darf nicht übersehen, daß diese Denkschrift fast vier Wochen nach dem Erscheinen Benedettis in Brünn geschrieben ist, also zu einer Zeit, wo Preußen die süddeutschen Staaten nicht mehr als Feinde, sondern — einer französischen Herausforderung gegenüber — eher als Freunde betrachten durfte, und wo auch das Verhältnis Italiens gegenüber Österreich sich wieder so verschärft hatte, daß die österreichische Südarmee nicht ohne Weiteres als gegen Preußen verfügbar gelten durfte. Am 13. Juli aber befand man sich noch im Kriege mit Süddeutschland, und Moltke rechnete sicher darauf, vor Wien die österreichischen Korps aus Italien als Gegner zu finden. Es ist daher durchaus nicht unwahrscheinlich, daß er am 13. Juli in Brünn die Ansicht aussprach, eine Kriegserklärung Frankreichs an Preußen verändere die ganze militärische Lage derart, daß man alles Errungene in Böhmen und Mähren aufgeben und hinter die Elbe zurückgehen müsse.

Um so wichtiger war es, so lange die preußische Heeresleitung noch die Kriegslage beherrschte, Alles aufzubieten, um zu einem baldigen, abschließenden Erfolge zu gelangen. Als ein solcher bot sich, wie bereits erwähnt, in erster Linie der Besitz der feindlichen

Hauptstadt dar. Je rascher diese erreicht wurde, desto geringer war auch die Gefahr, daß die österreichische Armee in Olmütz noch rechtzeitig hinter die Donau abmarschiere und sich dort mit den aus Italien erwarteten drei Armeekorps vereinige, — eine Gefahr, die durchaus vermieden werden mußte. Nachdem daher den Truppen am 14. ein wohlverdienter Ruhetag gewährt war, wurde der weitere Vormarsch sofort ins Werk gesetzt, und zwar sollte die I. Armee in drei Kolonnen über Eibenschütz—Laa—Ernstbrunn, Dürnholz—Ladendorf und Nikolsburg—Gaunersdorf vorrücken und zugleich die Eisenbahnstrecke Prerau—Lundenburg unterbrechen. Die Elbarmee hatte ihren Marsch von Znaim aus über Ober-Hollabrunn und über Enzersdorf (10 km östlich Ober-Hollabrunn) zu nehmen. Die II. Armee blieb vor Olmütz durch die Armee Benedeks gefesselt.

In der Nacht vom 14. zum 15. Juli ging nun aber im Großen Hauptquartier die Meldung ein, daß der größte Teil der österreichischen Streitkräfte aus Olmütz bereits abgerückt und im Marsche auf Prerau begriffen sei. In der That hatte Erzherzog Albrecht von Österreich, der am 13. Juli den Oberfehl über die gesamten Streitkräfte des Kaiserstaates in Wien übernahm, noch an demselben Tage angeordnet, Benedek solle unter Zurücklassung von 10 Bataillonen in Olmütz am 14. und 15. Juli mit allen seinen Truppen im Marchthal nach Preßburg marschieren, oder, wenn dieser Marsch vom Feinde bereits bedroht sei, nach dem Waagthal abbiegen und sich auf Komorn in Ungarn abziehen. Demgemäß wurde die österreichische Nordarmee vom 14. Juli ab in mehreren Staffeln in der Richtung auf Preßburg in Marsch gesetzt. Dies geschah zwar nicht völlig unbemerkt von der II. preußischen Armee, wurde aber doch von ihr nicht genügend erkannt. Das Oberkommando dieser Armee glaubte nämlich, der Abzug der Österreicher sei schon weiter gediehen, als wirklich der Fall war, und gab daher seine anfängliche Absicht, die feindlichen Bewegungen am 14. Juli durch einen Vorstoß über die March zu stören, wieder auf. Es beschloß sogar, unter Zurücklassung eines Teiles seiner Kräfte vor Olmütz, sich mit seiner Hauptmasse der I. Armee wieder anzuschließen.

Als dies Moltke gemeldet wurde, erkannte er sofort, daß man dem Feinde goldene Brücken baue, wenn man ihn so ungehindert entkommen ließe. Er ordnete daher noch am Morgen des 15. Juli eine Linksschiebung der I. und Elbarmee gegen das Marchthal an, wobei erstere sich am 16. um Lundenburg vereinigen und die abziehenden feindlichen Streitkräfte angreifen, letztere durch ein Vorrücken über Laa gegen Wien aufklären sollte. Die II. Armee hatte ihre noch am weitesten zurück befindlichen Korps (Garde und VI.) nach Olmütz heranzuziehen und mit den übrigen in der Richtung auf Kremsier und Napajedl vorzugehen, um wieder Fühlung mit dem Feinde zu gewinnen. Bevor dieser Befehl einging, hatte übrigens das Oberkommando der II. Armee schon von selbst seinen Fehler wieder gut zu machen gesucht und für den 15. Juli eine gewaltsame Erkundung über Proßnitz auf Prerau angeordnet, infolge deren es zu den Gefechten von Tobitschau und Rokeinitz kam.

Das Gesamtergebnis aller Beobachtungen am 15. und 16. Juli war, daß der Abmarsch der Österreicher in größter Eile erfolgt, aber bereits zu weit vorgeschritten sei, um ihre Hauptkräfte noch einzuholen. Wohin sich der österreichische Rückzug richtete, war nicht mit Sicherheit zu ermitteln gewesen, doch nahm man an, daß er, da das Marchthal durch die preußischen Truppen bereits gesperrt war, durch das Waagthal an die Donau unterhalb Preßburg führe. Es konnte nicht in der Absicht der preußischen obersten Heeresleitung liegen, dem Feinde auf einem solchen Umwege ins Ungewisse zu folgen, umsoweniger, als sich die Anzeichen dafür mehrten, daß auch in Wien sich beträchtliche feindliche Streitkräfte sammelten. Es erschien vielmehr vorteilhafter, die Armee Benedeks zunächst sich selbst zu überlassen und den bisherigen Plan eines beschleunigten Vormarsches auf Wien wieder aufzunehmen. Am 17. Juli erließ daher General v. Moltke einen Befehl, in dem es (auszüglich) heißt:

„Seine Majestät der König beabsichtigen im Allgemeinen den Vormarsch gegen die Donau, wobei indessen die Richtung auf Wien oder auf Preßburg noch vorbehalten bleibt.

„Die Elbarmee soll die große Straße von Brünn nach Wien einschlagen....

„Die I. Armee wird auf beiden Ufern der March vorrücken.... Diese Armee hat den Rückzug der feindlichen Abteilungen aus Olmütz nach Wien und Preßburg zu verhindern....

„Die II. Armee, soweit sie vor Olmütz abkömmlich geworden ist, wird sich auf der Linie Nikolsburg—Lundenburg sammeln und der Bewegung der I. und Elbarmee unmittelbar folgen.

„Das Vorrücken der I. und Elbarmee erfolgt in gleicher Höhe. Um mit versammelten Kräften an der Donau anzulangen, sind kurze Märsche auszuführen, bis die II. Armee, welche heute Brünn und die Gegend von Kremsier erreicht, herangelangen kann.

„Da eine feindliche Offensive von Wien und eventuell auch von Preßburg her nicht außer Möglichkeit liegt, so erfordert die Situation ein engeres Aufschließen in sich und starke Avantgarden, namentlich bei der Elbarmee....

„Die I. Armee hat ins Auge zu fassen, daß eine Division bestimmt werden kann, von Malaczka aus in beschleunigtem Vormarsche sich Preßburgs, des dortigen Donau-Überganges und wo möglich der Punkte Hainburg und Kittsee*) zu versichern, wozu indes der Befehl noch vorbehalten bleibt....

„Das Große Hauptquartier Seiner Majestät des Königs geht morgen den 18. nach Nikolsburg."

Es muß uns in diesem Befehle auffallen, daß darin außer von dem Hauptoperationsziel Wien auch zweimal von Preßburg die Rede ist, einmal als von einem Punkte, von dem aus möglicherweise Gefahr drohe, und einmal als Ziel für das Gewinnen eines Donau-Überganges. Der Grund hierfür lag darin, daß Moltke sein Augenmerk auf beide österreichische Heeresgruppen gerichtet hielt, sowohl auf die damals bereits bei Wien in der Versammlung begriffene Südarmee, als auch auf die noch auf dem Rückzug

*) 10 km südlich Preßburg.

befindliche Nordarmee. Bei der Thatkraft des neuen österreichischen Oberbefehlshabers, Erzherzogs Albrecht, war es nicht ausgeschlossen, daß er aus einer oder auch aus beiden Richtungen zum Angriffe vorbrach, andererseits mußte es das Bestreben der preußischen Heeresleitung sein, die Vereinigung der noch getrennten feindlichen Heeresgruppen zu verhindern. Moltke hielt sich daher immer noch die Möglichkeit offen, sich gegen Wien oder auch gegen Preßburg zu wenden.

Fürst Bismarck nimmt in seinen „Erinnerungen" für sich in Anspruch, den „Militärs" den Gedanken an ein Überschreiten der Donau bei Preßburg eingegeben zu haben, und zwar soll dies am 13. Juli geschehen sein. Ich halte mindestens diese Zeitangabe für irrig. Am 13. Juli sind Erwägungen über einen Donau-Übergang wohl kaum schon angestellt worden; man hatte damals noch ganz andere Sorgen. Aber auch an und für sich ist es nicht wahrscheinlich, daß der keineswegs fern liegende Gedanke, bei Preßburg überzugehen, einem Moltke nicht gekommen sein sollte. Ausgesprochen in den Dienstschriften findet man ihn allerdings erst am 16. Juli, also nachdem der Abzug Benedeks von Olmütz bekannt geworden war.

Bis zum 19. Juli war die preußische Armee zwar mit ihren Spitzen auf zwei Märsche an die Donau herangerückt, ein großer Teil stand aber nach rückwärts verteilt bis Brünn und im Marchthal. Unter diesen Umständen hätte ein sofortiges weiteres Vorrücken leicht gefährlich werden können. Man wußte nicht, wie stark der sich bei Wien sammelnde Gegner bereits war und traute ihm genügende Offensivkraft zu. Auch von der Armee Benedeks war unbekannt, wo sie sich zur Zeit befand. Vorsicht und Achtsamkeit nach beiden Seiten schien daher geboten. Der Erlaß Moltkes aus Nikolsburg vom 19. Juli spiegelt diese Auffassung wieder und trifft folgende Anordnungen: Die Armee wird in einer Stellung hinter dem Rußbach vereinigt. In dieser Stellung soll ein etwaiger feindlicher Angriff von Florisdorf her angenommen werden. Erfolgt er nicht, so bleibt vorbehalten, die Florisdorfer Verschanzungen

anzugreifen,*) oder unter Zurücklassung eines Beobachtungskorps gegen Wien möglichst schnell nach Preßburg abzumarschieren.

Um schon jetzt einen Donau-Übergang bei letzterem Orte vorzubereiten, wurde der I. Armee aufgetragen, sich durch Überraschung in den Besitz der dortigen Brücken zu setzen. Die I. Armee schob daher am 20. Juli die 5. Division bis Malacka, die 8. bis Stampfen in der Richtung auf Preßburg vor. Die Hauptteile der I. und Elbarmee erreichten an diesem Tage mit ihren Avantgarden den Rußbach, die II. Armee rückte bis in die Gegend von Lundenburg nach.

Für den 21. Juli befahl Moltke, daß die I. und Elbarmee in ihren am 20. gewonnenen Stellungen verbleiben, die II. Armee aber näher aufschließen sollte. Gegen Preßburg wurde die 8. Division noch weiter vorgeschoben, um den Donau-Übergang zu erkunden. Sie fand diesen anscheinend nur schwach vom Feinde besetzt und erbat und erhielt daher die Erlaubnis, sich am 22. desselben zu bemächtigen. Dies führte zu dem Gefecht von Blumenau, dem letzten in diesem Feldzuge. Denn inzwischen war bereits am 21. Juli eine fünftägige Waffenruhe zwischen den Kriegführenden vereinbart worden, worüber die Verhandlungen, wie wir wissen, bereits seit Anfang Juli schwebten. Es liegt nicht in unserer Absicht, dem Gange dieser diplomatischen Schachzüge, bei denen Bismarck seine Meisterschaft zeigte, zu folgen. Moltke war daran nur insofern beteiligt, als er die militärische Grundlage klarzulegen und festzustellen hatte. Es war ihm gelungen, beim Abschluß der Verhandlungen die preußische Armee in eine militärisch so günstige Lage zu bringen, daß die österreichischen Unterhändler die Aussichtslosigkeit eines ferneren Widerstandes einsahen. Man einigte sich daher, am 22. Juli Mittags die Feindseligkeiten einzustellen und sie nicht vor dem 27. wieder aufzunehmen. Am 22. wurde dann durch General v. Podbielski und den österreichischen Generalstabschef,

*) Hierfür waren bereits 50 schwere Geschütze in Dresden bereit gestellt worden.

Feldmarschalleutnant Baron John, eine sog. „Demarkationslinie“ festgestellt, die während der Waffenruhe von den beiderseitigen Truppen nicht überschritten werden dürfe.

Am 23. Juni begannen die eigentlichen Friedensverhandlungen, die auf preußischer Seite von Bismarck und Moltke, auf österreichischer von dem bisherigen Gesandten in Berlin, Grafen Karolyi, und dem Feldzeugmeister Grafen Degenfeld geführt wurden. Es zeigte sich dabei, daß eine Einigung gar nicht so leicht war, und daß die Möglichkeit einer Fortsetzung der Feindseligkeiten vom 27. ab im Auge behalten werden mußte. General v. Moltke traf daher für die preußische Armee Anordnungen, alle noch rückwärts befindlichen Truppen heranzuziehen, um sofort mit möglichster Stärke auftreten zu können. Für den 27. Mittags wurde die Armee in ihren Stellungen hinter dem Rußbach gefechts- und bewegungsbereit gehalten. Nach den Angaben des Grafen Wartensleben soll es in der Absicht Moltkes gelegen haben, im Falle eines Wiederbeginnes des Krieges sich gegenüber den Florisdorfer Verschanzungen beobachtend zu verhalten, mit dem Hauptteile der Armee aber sich schnell in den Besitz von Preßburg zu setzen, um so die noch bestehende Trennung der beiden feindlichen Heeresgruppen aufrecht zu erhalten und diese womöglich vereinzelt zu schlagen. Doch erwiesen sich diese Vorsichtsmaßregeln als unnötig, denn am 26. Juli kam ein „Friedens-Präliminarvertrag“ zustande, mit dem gleichzeitig eine „Militärkonvention“ abgeschlossen wurde, wonach bis zur endgültigen Unterzeichnung des Friedens ein vierwöchentlicher Waffenstillstand eintreten sollte. Diese Militärkonvention, die auch die Ländergebiete festsetzte, welche den beiderseitigen Armeen zum Aufenthalt während des Waffenstillstandes zugewiesen waren, wurde nur von den Generalen v. Moltke und Graf Degenfeld unterzeichnet. —

Werfen wir einen Blick zurück auf den Verlauf des Feldzuges gegen Österreich und Sachsen, so darf man ihn als ungewöhnlich großartig bezeichnen. Unter außerordentlich schwierigen politischen und militärischen Verhältnissen hatte der Einmarsch der

drei preußischen Armeen in Böhmen Ende Juni begonnen, und bereits nach einem Monat standen sie siegreich und in voller Stärke vor der feindlichen Hauptstadt. Die Hauptentscheidungsschläge hatten sich sogar in eine einzige Woche zusammengedrängt und mit der völligen Niederlage der österreichischen Hauptarmee geendet. Solche Erfolge kann der Zufall oder das Glück allein nicht zeitigen, wir dürfen sie wohl in anderen Gründen suchen. Solche Gründe waren: der soldatische Geist der preußischen Armee, die Bildung ihres Offizierkorps, ihre Überlegenheit in Taktik, Bewaffnung, Verwaltung u. s. w., und nicht zum letzten auch ihre vortreffliche Führung. Dies Verdienst, durch richtige Leitung der strategischen Bewegungen der Armee die Bahn gewiesen zu haben für ihre taktischen Erfolge, gebührt unbedingt dem General v. Moltke. Wir haben gesehen, wie von ihm alle entscheidenden Entschlüsse ausgingen, und wenn auch der König diese durch seine Zustimmung nach außen hin deckte, so blieb Moltke doch in seinem Innern seinem Könige und sich selbst dafür verantwortlich. Und daß er niemals gezögert hat, diese Verantwortung auch wirklich zu übernehmen, selbst da, wo seine Entschließungen anfechtbar erschienen und ihm lauten Tadel brachten, gibt uns wiederum einen Beweis für die Charaktergröße dieses Mannes, ohne die ein echter Feldherr undenkbar ist.

29. Der Feldzug 1866 in Westdeutschland.*)

An dem Feldzuge des Jahres 1866 in Westdeutschland hat Moltke zwar nicht persönlich teilgenommen; gleichwohl aber übte er auf den Gang der Ereignisse einen mehr oder minder beträchtlichen Einfluß aus. In dem ersten Abschnitte des Krieges bis zur Kapitulation der hannoverschen Armee bei Langensalza ist dieser Einfluß sogar ein höchst intensiver gewesen. Die Korrespondenz Moltkes weist vom Beginn der Feindseligkeiten (16. Juni) bis Langensalza (29. Juni) nicht weniger als 92 Dienstschriften auf, die sich auf diesen Abschnitt beziehen. Die ungenügende Verbindung der einzelnen gegen die Hannoveraner operierenden preußischen Heeresgruppen miteinander, ihr mangelhaftes Zusammenwirken und ihr vielfach zögerndes, unentschiedenes Verhalten zwangen Moltke dazu, die Leitung auch im Einzelnen in die Hand zu nehmen. Bei ihm liefen alle Fäden zusammen, und man kann an der Hand seiner Dienstschriften von Tag zu Tag, ja fast von Stunde zu Stunde, verfolgen, wie nur durch sein Eingreifen die Sache zu einem für Preußen glücklichen Abschluß gelangt ist. Ein näheres Eingehen auf die Thätigkeit Moltkes ist daher auch für den westdeutschen Kriegsschauplatz wenigstens für die erste Zeit des Krieges geboten.

Wie uns bekannt ist, hatte sich im Frühjahr 1866, außer einigen kleineren norddeutschen Staaten, fast das ganze übrige

---

*) Hierzu eine Übersichtskarte.

Deutschland auf Seiten der Gegner Preußens gestellt. Zu diesen gehörte auch das Königreich Hannover. Auf dem Throne der Welfen saß damals König Georg V., ein Mann, der von seiner ererbten Würde und der Bedeutung seines Herrscherhauses eine etwas übertriebene Vorstellung besaß. Er hätte es nicht schwer gehabt, sich mit Preußen über die schwebenden Fragen zu verständigen, denn schon die geographische Lage Hannovers machte es Preußen wünschenswert, die kleine, aber tapfere hannoversche Armee nicht zum Feinde zu haben. Allein Georg V. hielt mit fast eigensinniger Zähigkeit an dem fest, was er sein Recht nannte, nämlich an den alten, überlebten Einrichtungen des Deutschen Bundes. So blieb denn Preußen nichts übrig, als dies Hindernis mit Gewalt aus dem Wege zu räumen.

Infolge des uns bekannten Bundesbeschlusses vom 14. Juni, wonach alle nicht zur preußischen Armee gehörigen Korps des Bundesheeres binnen 14 Tagen mobil gemacht werden sollten, erfolgte am 15. Juni die Kriegserklärung Preußens an Sachsen, Hannover und Kurhessen. Es ergab sich daraus für Preußen in erster Linie die Notwendigkeit, um sich die Verbindung zwischen den beiden getrennten Hälften des Königreiches zu sichern, die Streitkräfte Kurhessens und Hannovers so rasch wie möglich unschädlich zu machen. Dafür standen im Westen und Norden Deutschlands zur Verfügung: die Division v. Beyer (19,000 Mann) bei Wetzlar, die (13.) Division v. Goeben (14,000 Mann) bei Minden und die Division v. Manteuffel, die bisher in den Elbherzogtümern gestanden hatte (14,000 Mann), in Altona. Die beiden letztgenannten Divisionen wurden dem General Vogel v. Falckenstein, bisher kommandierender General des VII. Armeekorps, unterstellt, und dieser erhielt Befehl, am 16. Juni 6 Uhr früh in das Königreich Hannover einzurücken. Die Division Goeben sollte geradenwegs auf die feindliche Hauptstadt losmarschieren, Manteuffel bei Harburg die Elbe überschreiten und ebenfalls Hannover als Marschziel nehmen. Die Division Beyer wurde ebenso angewiesen, zu derselben Zeit den Vormarsch auf Kassel anzutreten.

Am 16. Juni Abends erläuterte Moltke die Aufgabe der Divisionen Goeben und Manteuffel noch dahin, daß sie die hannoverschen Truppen möglichst rasch auseinander sprengen, entwaffnen und außer Wirksamkeit setzen sollten, damit sie selbst baldigst zur Verwendung auf einem anderen Kriegsschauplatz wieder verfügbar würden.

Manteuffel überschritt am 15. und 16. Juni die Elbe und gelangte am 18. bis Lüneburg, von wo ein Teil seiner Truppen mit der Eisenbahn nach Hannover geschafft wurde, während der Rest zu Fuß über Celle folgte. Die 13. Division war bereits am 17. Abends nach zwölfstündigem Marsche in Hannover eingerückt und hielt dort am 18. Ruhe. König Georg hatte seine Armee, die nicht mobil sondern nur durch Einziehung von Urlaubern etwas verstärkt war, in Erkenntnis der Nutzlosigkeit jeden Widerstandes bei Göttingen zusammengezogen, mit der Absicht, sie hier, so gut es gehe, auf den Kriegsfuß zu bringen und sodann den Anschluß an die süddeutschen Gegner Preußens suchen zu lassen.

Auch die Division Beyer hatte von Wetzlar aus am 16. die kurhessische Grenze überschritten und nach anstrengenden Märschen am 19. das unverteidigte Cassel besetzt. Die ganz unvorbereiteten, auf dem Friedensfuß befindlichen kurhessischen Truppen waren mit der Eisenbahn nach Hersfeld geschafft worden und beabsichtigten, sich über Fulda und Hanau ebenfalls den süddeutschen Streitkräften anzuschließen.

So war also in wenigen Tagen die erste der den preußischen Divisionen gestellten Aufgaben gelöst, die Hauptstädte und der größte Teil des Gebietes von Hannover und Kurhessen befanden sich in ihren Händen; es galt jetzt noch, da man nicht hoffen durfte, die kurhessischen Truppen noch einzuholen, wenigstens die hannoversche Armee bei Göttingen unschädlich zu machen. General v. Moltke hatte am 18. Juni in einem längeren Schreiben an Vogel v. Falckenstein seine Anschauungen über die Lage auf dem westlichen Kriegsschauplatz dargelegt und darin gesagt: Da das bei Frankfurt a. M. sich sammelnde 8. Bundeskorps und ein Teil der Bayern an-

scheinend die Bestimmung hätten, den Hannoveranern und Kurhessen die Hand zu reichen, so sei es nötig, alle zwischen den östlichen und westlichen Provinzen befindlichen preußischen Truppen zu einer entschiedenen Offensive zu vereinigen. Die Division Beyer solle dazu in Cassel stehen bleiben, Manteuffel möglichst schnell herangezogen und die Bahn Hannover-Cassel besetzt werden. Über seine Pläne gegen die hannoversche Armee solle Falckenstein sofort berichten.

Falckenstein meldete: „Allgemeiner Sinn meiner Operationen: Unaufhaltsam gegen Süden". Er fügte hinzu: Goeben und Manteuffel würden am 22. Juni vereinigt bei Northeim stehen, um von hier gegen Göttingen vorzugehen. Zugleich bat er, ihm auch die Division Beyer zu unterstellen. Letzteres geschah am 19., und an demselben Tage schrieb Moltke an Falckenstein, die Versammlung der preußischen Streitkräfte werde sich am schnellsten und leichtesten auf der Linie Hersfeld-Vacha bewirken lassen, wobei eine Division von Hannover mit der Eisenbahn über Lehrte—Magdeburg—Halle nach Eisenach geschafft werden könne, „falls diese Division bei der nächsten Operation gegen die hannoverschen Truppen abkömmlich sei". Es folgen dann noch Anweisungen für die weiteren Operationen gegen die Süddeutschen, aus denen hervorgeht, daß General v. Moltke der Ansicht war, die Entwaffnung der Hannoveraner werde sich in kurzer Frist und mit geringen Kräften erledigen lassen. General v. Falckenstein war durchaus anderer Meinung, er ging gern langsam und systematisch vor, auch mag er die Anweisungen des jüngeren Moltke — der, wie schon früher erwähnt, bei den höheren Offizieren der preußischen Armee noch nicht das Ansehen genoß, wie später — nicht gerade gern entgegen genommen haben. Jedenfalls blieb die Anregung Moltkes, eine Division (und nach Lage der Dinge konnte dies nur die Division Manteuffel sein) mit der Eisenbahn nach Eisenach zu schaffen, unbeachtet, was sich später rächen sollte.

Moltke selbst hielt die Gefahr des Entkommens der Hannoveraner über Eisenach für so groß, daß er sich mit der gegebenen

Anregung — deren Ausführung nicht sicher war und die doch auch mindestens 36—48 Stunden Zeit erforderte — nicht begnügte, sondern den Militärgouverneur der Provinz Sachsen, General v. Schack, anwies, von der Besatzung der Festung Erfurt so schnell wie möglich 3 Bataillone, 1 Batterie und etwas Kavallerie mit der Eisenbahn nach Eisenach zu senden. Zugleich wurde über das koburg-gothaische Regiment (2 Bataillone) in derselben Weise verfügt, und das Ganze unter den Befehl des Obersten v. Fabeck, Kommandeurs des genannten Regiments, gestellt. Dieses Alles in Allem etwa 2500 Mann starke Truppendetachement sollte den Abmarsch der Hannoveraner, die Moltke am 20. Juni bereits in Eschwege vermutete, bei Eisenach so lange aufhalten, bis die Divisionen Beyer von Cassel her, Manteuffel und Goeben von Norden her mitwirken könnten.

Was die Division Beyer angeht, so hatte sie am 20. ein gemischtes Detachement (1 Bataillon, 1 Eskadron, 2 Geschütze) von Cassel aus nach Reichensachsen geschoben, um den Hannoveranern die Straße von Göttingen nach Bebra zu verlegen. Die Division Goeben erreichte an demselben Tage die Gegend von Alfeld, von der Division Manteuffel traf ein Teil in Hannover, der andere in Celle ein.

Der hannoverschen Armee war es bis zum 20. Juni gelungen, sich bei Göttingen in einen leidlich schlagfertigen Zustand zu setzen. Es wurde nun beschlossen, den Marsch nach Süden zum Anschluß an die Bayern anzutreten und der Aufbruch für den 21. befohlen. Da der nächste Weg über Eschwege durch die Division Beyer bedroht war, so entschloß man sich zu einem Ausholen nach Osten. Die Armee gelangte am 21. nach Heiligenstadt und schob eine Vorhut gegen Mühlhausen vor. An demselben Tage wurde Eisenach von dem Detachement des Obersten Fabeck besetzt, die Division Beyer hatte hinter ihrer Entsendung nach Reichensachsen noch 7 Bataillone, 1 Eskadron, 4 Geschütze unter General v. Glümer in die Gegend von Waldkappel und Allendorf nachgeschoben und außerdem Hann.Münden mit 4 Bataillonen, 1 Eskadron, 1 Bat-

terie unter General v. Schachtmeyer besetzt; der Rest der Division (6—2—1) verblieb in Cassel. Die Division Goeben gelangte am 21. bis Einbeck. Von der Division Manteuffel wurde die eine Kolonne unter General v. Korth von Hannover mit der Bahn nach Seesen geschafft, während die andere Kolonne unter General v. Flies in Celle Ruhe hielt.

Das Oberkommando des Generals v. Falckenstein war auf Grund einer nicht ganz klaren Meldung des Generals v. Goeben der Meinung, die Hannoveraner stünden am 21. noch bei Göttingen. Es wurde daher beschlossen, am 22. mit der Division Goeben den Vormarsch fortzusetzen und auch von den Truppen Manteuffels Alles heranzuziehen, was möglich war, um dann am 23. den Angriff auf die Hannoveraner zu unternehmen: Dem General v. Beyer wurde befohlen, „so zu operieren, daß er ihnen den Rückzug abschnitte". Infolge dieses Befehls ordnete General v. Beyer für den 22. ein Zusammenziehen seiner sehr zersplitterten Division und gleichzeitiges Vorgehen in der Richtung auf Göttingen an. Er bewegte sich also dabei nach Norden, während gleichzeitig die Hannoveraner, die er aufhalten sollte, sich unbemerkt an ihm vorbei nach Süden zogen. Dies Alles war eine Folge des Mangels an zuverlässigen Nachrichten, der um so auffälliger ist, als die preußischen Truppen eine zahlreiche Kavallerie besaßen und beide Gegner sich auf ziemlich nahe Entfernungen gegenüber standen.

Am Abend des 21. lief nun bei General v. Falckenstein eine Depesche des Generals v. Podbielski ein, die offenbar Moltke selbst veranlaßt hatte und in der mitgeteilt wurde, daß die Hannoveraner bereits zwischen Dingelstedt und Mühlhausen ständen und anscheinend über Gotha zu entkommen beabsichtigten. Zugleich wurde nochmals aufgefordert, eine Division mit der Eisenbahn nach Eisenach zu schaffen. General v. Falckenstein erwiderte aber noch an demselben Abend: „Vorschlag unausführbar, da diesseitige Truppen in Konzentration auf Northeim begriffen".

Unausführbar wäre der Vorschlag nun nicht gewesen, denn die Division Manteuffel stand auch jetzt noch dafür zur Verfügung,

aber es war allerdings fraglich, ob sie noch zur rechten Zeit kommen würde. Jedenfalls hätte bei der Lage der Dinge am 21. Abends wenigstens der Versuch dazu gemacht werden können, denn die Gefahr, daß der Gegner entkam, war groß. Falckenstein erkannte dies nicht, Moltke aber übersah die Lage besser, obwohl er weiter entfernt war. Wir werden sehen, daß er auch nicht zögerte, noch rechtzeitig mit Entschiedenheit einzugreifen.

Die Hannoveraner setzten am 22. ihren Marsch von Heiligenstadt nach Mühlhausen fort. Von hier aus hätte der nächste Weg über Eisenach geführt. Der kommandierende General der hannoverschen Armee, v. Arentschilt, entschloß sich aber, um möglichst jede Berührung mit dem Gegner zu vermeiden, die Richtung über Gotha einzuschlagen und demgemäß am 23. bis Langensalza zu marschieren.

Die Division Goeben erreichte am 22. Göttingen, die Kolonne Korth der Division Manteuffel Northeim; die Kolonne Flies fuhr mit der Eisenbahn bis Seesen und marschierte ebenfalls noch bis Northeim. Oberst v. Fabeck mit seinem Detachement stand noch bei Eisenach. Das Generalkommando war von Hannover nach Göttingen gegangen und hatte unterwegs von verschiedenen Seiten, auch von Moltke, die Nachricht bestätigt erhalten, daß die Hannoveraner im vollen Abmarsch nach Süden begriffen seien und bereits Mühlhausen erreicht hätten. Bei dem großen Vorsprunge des Gegners hielt Falckenstein es aber für unmöglich, ihn noch mit den Divisionen Goeben und Manteuffel einzuholen. Auch von der Division Beyer nahm er an, daß sie zu spät kommen würde, um sich vorzulegen, sowie, daß die Truppen Fabecks zu schwach dazu wären. Er gab daher die Partie verloren und ordnete für den 23. einen Ruhetag an.

Nicht so dachte General v. Moltke. Für ihn war die Entwaffnung der Hannoveraner eine Sache von solcher Wichtigkeit, daß er Alles daran setzte, um zum Ziele zu gelangen, und mit den Schwierigkeiten wuchsen ihm die Kräfte. Es ist erstaunlich, welche Thätigkeit der doch auch sonst gerade in diesen Tagen sehr in An-

spruch genommene Mann*) jetzt entwickelte. Da mit Waffengewalt einstweilen nichts zu machen war, griff er zu einer List, um den Weitermarsch der Hannoveraner zu verhindern oder wenigstens zu verzögern.[36] Bereits um 8 [30] Morgens am 22. ging eine Depesche an Fabeck ab, er habe mit den Hannoveranern Verhandlungen über eine Waffenstreckung einzuleiten, da sie von allen Seiten umstellt wären. Diese Verhandlungen seien möglichst hinzuziehen, mittlerweile aber die Generale v. Beyer und v. Glümer aufzufordern, Truppen mit der Bahn nach Eisenach oder Gotha zu schaffen. Schon um 11 Uhr telegraphierte Moltke abermals in ähnlichem Sinne und teilte mit, daß die Thüringische Eisenbahndirektion angewiesen sei, Sonderzüge bereit zu halten, um die Fabeck'schen und Glümer'schen Truppen nach Gotha zu schaffen, falls der Marsch der Hannoveraner dorthin gehe.

Damit aber noch nicht zufrieden, ließ Moltke noch am Abend des 22. zwei Bataillone des 4. Garderegiments unter Oberst v. Osten aus Berlin nach Eisenach schaffen,[36] die am 23. um 10 Uhr Morgens dort eintrafen, und ebendahin setzte er zwei reitende Batterien des VII. Armeekorps aus Dresden auf der Bahn in Bewegung. Ferner erhielten das II. Bataillon 20. Landwehrregiments und das Ersatzbataillon des 26. Infanterieregiments in Magdeburg sowie das Ersatzbataillon des 71. Regiments in Erfurt Befehl, mit der Bahn nach Eisenach abzurücken. Also Alles, was irgendwie erreichbar war, wurde von Berlin aus sofort an den entscheidenden Punkt entsandt, nur leider gerade von derjenigen Stelle geschah gar nichts, deren Aufgabe es in erster Linie gewesen wäre, hier zu handeln. Moltke hatte zwar noch am Abend des 22. an Falckenstein telegraphiert, die Eisenbahn von Northeim über Cassel sei fahrbar bis Eisenach und Gotha — was doch nur als eine Aufforderung gelten konnte, Truppen mit dieser Bahn an die genannten Punkte zu schicken — aber es erfolgte darauf gar keine Antwort.

---

*) Wir erinnern uns, daß am 22. Juni der Einmarsch der I. und und Elbarmee in Böhmen erfolgte.

Moltke erwirkte daher am frühen Morgen des 23. Juni folgenden Befehl an Falckenstein vom Könige (ab 8° v.): „Seine Majestät befehlen, daß Euere Exzellenz unverzüglich eine möglichst starke Abteilung aller Waffen auf der Eisenbahn über Cassel nach Eisenach schicken, um den Abzug der Hannoveraner zu verhindern. Nachricht hierher, wann die ersten Echelons eintreffen."

Wie wir sehen, wünschte Moltke in diesen beiden letzten Depeschen eine Beförderung der Truppen über Cassel nach Eisenach, während er früher eine solche über Magdeburg—Halle in Aussicht genommen hatte. Für letzteres war es nun inzwischen anscheinend zu spät geworden, aber auch über Cassel war eine Benutzung der Eisenbahn unmöglich, da diese zwischen Northeim und Cassel zerstört war. Dies meldete Falckenstein gegen Mittag und fügte hinzu, daß er, da weder ein Einholen noch Vorlegen der Hannoveraner mehr möglich sei, am 24. mit den Divisionen Manteuffel und Goeben auf Cassel mit dem Ziel Frankfurt a/M. abmarschieren und die Division Beyer heranziehen werde. Als König Wilhelm diese Meldung, sowie eine ähnliche um 5° Abends eingegangene, erhielt, schrieb er eigenhändig an den Rand: „Da Falckenstein Kehrt macht, so sind die Hannoveraner durch!! Fabeck soll Beyer heranziehen, Falckenstein will ihn nach Frankfurt a/M. haben, — was wird er also thun?" Darauf erließ Moltke noch am Abend des 23. um 7⁴⁰ einen Befehl an die Obersten v. Fabeck und v. Osten: „Es ist der Wille Seiner Majestät des Königs, daß bei Gotha—Eisenach eine möglichst starke Truppenmacht gegen die Hannoveraner versammelt wird. Dieser Allerhöchste Befehl ist allen erreichbaren preußischen Truppen, insbesondere auch denen des Generals Beyer .... zur ungesäumten Ausführung mitzuteilen".

Nun traf noch um 11 Uhr Abends am 23. eine telegraphische Mitteilung des Obersten v. Fabeck aus Gotha, wohin dieser von Eisenach marschiert war, bei Moltke ein, der König Georg weise zwar die Zumutung einer Waffenstreckung zurück, sei jedoch bereit, sich in andere Verhandlungen auf Grund besserer Bedingungen einzulassen. Der Unterhändler, Major v. Jacobi vom hannoverschen

Generalstabe, wünsche einen Abschluß noch in derselben Nacht. Diese Nachricht gab Moltke wieder Hoffnung, die er nach der letzten Meldung Falckensteins bereits fast aufgegeben hatte. Schon daß man sich im hannoverschen Hauptquartier überhaupt auf Verhandlungen einließ, war ein Erfolg. Es galt nun, ihn mit diplomatischer Geschicklichkeit auszubeuten.

Unverzüglich eilte daher Moltke trotz der späten Stunde noch zu Bismarck, und beide Männer entwarfen gemeinsam die Antwort,[37] die um 12^{33} in der Nacht abging. Oberst v. Fabeck wurde darin ermächtigt, unter der Bedingung abzuschließen, daß die hannoverschen Truppen nach Göttingen marschierten, dort entwaffnet und in die Heimat entlassen würden, während die Offiziere ihren Aufenthalt nach Belieben wählen könnten. Hierauf erwiderte Major v. Jacobi um 1^{05} Morgens: es werde ersucht, den Truppen einen *Weg nach dem Süden* zu öffnen, wo sie längere Zeit den Feindseligkeiten fern bleiben würden. Auf einen solchen Vorschlag konnte und wollte Moltke sich nicht einlassen; er teilte dies dem hannoverschen Unterhändler sofort mit, der darauf noch einmal um 6 Uhr Morgens telegraphierte, es möge dann wenigstens einem Offizier seiner Armee gestattet werden, sich von der preußischen Uebermacht, die die Hannoveraner angeblich einschließe, durch Augenschein zu überzeugen.

Bevor Moltke hierauf einging, depeschierte er noch einmal an Falckenstein, er solle unter allen Umständen Truppen mit der Eisenbahn über Magdeburg nach Gotha—Eisenach schaffen. Auch Oberst v. Osten erhielt Befehl, die Division Beyer nochmals zum Heranrücken aufzufordern. Inzwischen war aber der Major v. Jacobi nach Langensalza zurückgekehrt, ohne die Antwort Moltkes auf seine letzte Depesche abzuwarten, und hatte dem Könige Georg über seine Verhandlungen berichtet. Im hannoverschen Hauptquartier glaubte man noch an einen günstigen Ausgang der Verhandlungen und entließ daher die Armee, die am 24. Morgens schon zum Vormarsch bereit stand, wieder in die Quartiere. Der Generaladjutant des Königs, Oberst Dammers, erhielt den Auf-

trag, weiter zu verhandeln. Er begab sich gemeinsam mit dem Major v. Jacobi nach Gotha und wandte sich an den Herzog von Koburg, da er einen preußischen Bevollmächtigten — als welchen er den Oberst v. Fabeck nicht anerkennen wollte — nicht vorfand. Der Inhalt der Verhandlungen zwischen dem Herzoge und Oberst Dammers interessiert uns nicht, da er zu keinem gültigen Abschluß führte. General v. Moltke hatte inzwischen auf die letzte Depesche des Majors v. Jacobi von 6 Uhr Vormittags erwidert, es werde einem hannoverschen Offizier gestattet werden, sich von der Unmöglichkeit eines Durchbruches zu überzeugen. Um die weiteren Verhandlungen mit den hannoverschen Bevollmächtigten zu führen, werde der Generaladjutant des Königs, Generalleutnant v. Alvensleben, mittelst Sonderzuges von Berlin nach Gotha gesandt werden.

Oberst Dammers brach darauf gegen Mittag die Verhandlungen mit dem Herzog von Koburg ab. Er ließ den Major v. Jacobi in Gotha zurück und begab sich selbst wieder nach Langensalza. Hier im hannoverschen Hauptquartier war man inzwischen zu dem Entschluß gekommen, nachdem man in Erfahrung gebracht, daß sich in Eisenach nur die zwei Bataillone des 4. Garderegiments befanden, zum Angriff hiergegen vorzugehen. Der Angriff war auch schon in die Wege geleitet, als ein Telegramm des Majors v. Jacobi aus Gotha eintraf, die Feindseligkeiten seien zu vermeiden, da die in den bisherigen Verhandlungen von Hannover gestellten Bedingungen preußischerseits Annahme gefunden hätten. Es wurde darauf bei Eisenach eine Waffenruhe verabredet, die bis zum anderen Morgen dauern sollte.

Zu seinem Telegramm war Major v. Jacobi durch eine inzwischen beim Herzog von Koburg eingelaufene Depesche Bismarcks veranlaßt worden, die sich zustimmend zu den Vorschlägen des Obersten Dammers an den Herzog äußerte. Die Depesche wurde sogleich dem König von Hannover übermittelt, allein dieser lehnte jetzt jede Vermittlung des Herzogs ab und erklärte für weitere Verhandlungen den preußischen General v. Alvensleben abwarten zu wollen.

Moltke hatte die Zwischenzeit benutzt, um nochmals bei General v. Falckenstein für eine Verstärkung der den Hannoveranern gegenüberstehenden Truppen zu wirken, und diesmal hatten seine Bemühungen endlich Erfolg. Von der Division Goeben, die inzwischen bis Münden gelangt war, gingen nunmehr über Cassel—Bebra 6 Bataillone, 2 Eskadrons, 3½ Batterien unter General v. Kummer auf der wieder hergestellten Eisenbahn nach Eisenach ab. Sie trafen dort bis zum Mittag des 25. ein; auch General v. Goeben begab sich selbst nach Eisenach. Der Rest der Division Goeben blieb in Cassel. Auch die Division Manteuffel, die inzwischen bis Göttingen vorgerückt war, entsandte von dort 5 Bataillone und 1 Batterie unter General v. Flies über Magdeburg—Halle nach Gotha, die hier aber infolge Verzögerungen bei der Eisenbahnfahrt erst am späten Abend des 25. anlangten. Auch von der Division Beyer traf am Morgen des 25. ein Teil (4—2—1) in Eisenach ein, während der Rest wenigstens näher heran bis an die Werra nach Wanfried zwischen Kreuzburg und Eschwege gezogen wurde. Sogar das Oberkommando begab sich am 25. nach Eisenach. Es standen also am Abend dieses Tages im Halbkreis um Langensalza herum: bei Gotha unter General v. Flies: 12 Bataillone, 3 Eskadrons, 4 Batterien, 8400 Mann; bei Eisenach unter General v. Goeben: 12 Bataillone, 4 Eskadrons, 4½ Batterien, 12,500 Mann; bei Kreuzburg—Eschwege unter General v. Glümer: 8 Bataillone, 2 Eskadrons, 1 Batterie, etwa 8000 Mann.

Dieser Erfolg war ohne Zweifel nur dem thatkräftigen, persönlichen Eingreifen des Königs Wilhelm und seines Generalstabschefs zu verdanken. Als ein Glücksumstand muß es allerdings angesehen werden, daß es gelang, die Hannoveraner durch Unterhandlungen so lange hinzuhalten. General v. Alvensleben, der neue preußische Bevollmächtigte, war am 24. Juni Abends 7 Uhr in Gotha eingetroffen. Er erklärte sofort, er könne Verhandlungen nur führen, wenn die Waffen ruhten. Der König von Hannover war damit einverstanden und empfing Alvensleben am anderen Morgen um 9 Uhr. Die Verhandlungen über eine Waffen-

streckung führten zwar noch zu keinem Ergebnis, wohl aber kam man überein „bis auf Weiteres“ die Feindseligkeiten einzustellen. Der König wünschte und erhielt 24 Stunden Bedenkzeit, um sich über die preußischen Vorschläge mit seinen Generalen zu beraten; die Bedenkzeit lief am 26. Juni 10 Uhr Morgens ab.

Die Benachrichtigung von diesen Abmachungen ging durch General v. Moltke am Nachmittag des 25. Juni an den General v. Goeben in Eisenach, der sie an Falckenstein weitergab. Falckenstein weigerte sich aber die Waffenruhe anzuerkennen, und zwar deshalb, weil er — übrigens irrige — Nachrichten erhalten hatte, wonach die Bayern in seinem Rücken bereits bis Vacha vorgedrungen seien. Er meldete daher an Moltke, er werde am anderen Tage die Hannoveraner angreifen, um nicht zwischen zwei Feuer zu geraten. Moltke erschien diese Angelegenheit wichtig genug, um sie noch an demselben Abend dem Könige vorzutragen, dessen Entscheidung sich aus folgendem Telegramm an Falckenstein von 10⁰⁰ ergibt: „Seine Majestät der König befehlen unverzüglich Angriff auf Hannoveraner morgen früh 10 Uhr, wo Waffenruhe abläuft.*) General Flies in Gotha wird dasselbe thun. Oberst v. Doering**) geht in besonderer Mission kurz vor Ablauf der Waffenruhe zum König von Hannover, um Entwaffnung zu fordern. Werden wider Erwarten unsere Bedingungen angenommen, so wird Oberst Doering Ew. Exzellenz sogleich benachrichtigen.“

Nun ging noch spät Abends am 25. Juni in Berlin eine Nachricht des Landrats v. Wintzingerode aus Mühlhausen ein, wonach die ganze hannoversche Armee durch Mühlhausen — also in nördlicher Richtung — hindurchmarschiert sei. Diese Nachricht war falsch; sie mag dadurch veranlaßt worden sein, daß die han-

---

*) Hier lag insofern ein Irrtum vor, als nur die dem Könige von Hannover gewährte Bedenkzeit um 10 Uhr früh ablief, während die Waffenruhe „bis auf Weiteres“ geschlossen war. Es hätte also einer Kündigung der letzteren bedurft.

**) Kommandeur des Elisabeth-Regiments und früher Abteilungschef im Großen Generalstabe; Moltke schenkte dem Oberst Doering sein ganz besonderes Vertrauen.

noverschen Truppen, die am Vormittag versammelt worden waren, am Abend wieder in weitläufige Quartiere entlassen wurden. Auch König Wilhelm und Moltke hielten sie für unwahrscheinlich; immerhin teilte dieser sie noch in der Nacht an Falckenstein mit und befahl, den Hannoveranern unverzüglich nachzurücken, Manteuffel in Göttingen aber anzuweisen, daß er gleichzeitig von Norden gegen sie vorgehe. Falckenstein erwiderte um 6^{15} früh, Manteuffel werde am 26. in Göttingen bereitstehen, die Hannoveraner zu empfangen, Beyer sie auf ihrem Marsche längs der Werra seitlich begleiten, Flies ihnen von Gotha aus folgen. Inzwischen war aber in Berlin bereits durch eine Depesche des Herzogs von Koburg-Gotha bekannt geworden, daß die Nachricht von dem Abmarsch der Hannoveraner nach Norden falsch sei. Moltke verständigte natürlich Falckenstein hiervon unverzüglich, und dieser faßte darauf merkwürdiger Weise den Entschluß, den Vormarsch der Goebenschen Truppen gegen die Hannoveraner ganz aufzugeben. Nur General v. Flies in Gotha erhielt den Befehl, dem Gegner zu folgen. Flies brach daher um 6 Uhr früh in der Richtung nach Langensalza auf und stieß bald auf die Hannoveraner. Er blieb aber bei Warza halten, ohne sich in ein Gefecht einzulassen.

Im hannoverschen Hauptquartier in Langensalza hatte inzwischen der neue preußische Unterhändler, Oberst v. Doering, in einer Unterredung mit König Georg diesem nochmals die preußischen Bedingungen: Abschluß eines Bündnisses oder Waffenstreckung, im Falle der Weigerung Angriff durch überlegene Truppenmacht, vorgetragen. Der König wies jedoch Alles schroff ab, und so kehrte Doering unverrichteter Sache nach Gotha zurück. Der Kriegszustand war damit wieder zwischen beiden Armeen eingetreten.

In Berlin erwartete man am 26. Juni stündlich die Nachricht von dem Erfolg der Sendung Doerings oder von dem Angriff der Truppen Falckensteins. Statt dessen meldete Doering um 4 Uhr Nachmittags seinen Mißerfolg, von Falckenstein aber kam gar keine Kunde. Moltke begab sich daher noch am Abend zum Könige und erlangte von diesem den abermaligen

Befehl an Falckenstein, nunmehr „die hannoversche Angelegenheit zu beendigen“. Auch der König telegraphierte persönlich an Falckenstein, er solle die Kapitulation erzwingen „coûte que coûte“.

Falckenstein war aber gar nicht in der Lage, mit den bisher in Eisenach versammelt gewesenen Truppen am 27. etwas Ernstliches zu unternehmen, denn er hatte 3 Bataillone davon am 26. nach Vacha entsendet, um gegen die Bayern aufzuklären, 2 Bataillone waren mit der Bahn zur Verstärkung Manteuffels nach Göttingen befördert und 4 Bataillone zur Erholung in weitläufige Quartiere bei Gerstungen gelegt worden; es blieben daher nur noch 3 Bataillone bei Eisenach zur Verfügung, die zu einem Angriff auf die Hannoveraner zu schwach waren. Dagegen wurde dem General v. Flies für den 27. der Befehl erteilt, dem Feinde „an der Klinge zu bleiben“.

General v. Flies faßte diese Aufgabe dahin auf, daß er am 27. mit seinem Detachement (12 Bataillone, 3 Eskadrons, 22 Geschütze, im Ganzen etwas über 8000 Mann) von Warza wieder auf Langensalza vorging. Die hannoversche Armee hatte sich in der Erwartung eines Angriffes in der Nacht vom 26. zum 27. in der Stärke von 20,500 Mann in eine Stellung auf dem linken Ufer der Unstrut bei Langensalza zurückgezogen. Es entspann sich hier ein Gefecht, das von preußischer Seite nicht rechtzeitig abgebrochen wurde und mit der Niederlage und dem Rückzuge des Generals v. Flies nach Warza endete. Die Nachrichten hiervon gingen in Berlin bis zum Abend des 27. ein und erregten den lebhaften Unwillen des Königs, weil General v. Flies ohne Unterstützung geblieben war. Er befahl in ziemlich ungnädigen Worten noch einmal dem General v. Falckenstein, mit allen verfügbaren Streitkräften sofort und geradenwegs gegen die Hannoveraner vorzugehen, sich um die Bayern nicht zu kümmern, sondern die Entwaffnung der hannoverschen Armee zu bewirken. Falckenstein hatte sich aber am 27. für seine Person von Eisenach nach Cassel begeben, um dort das Militär-Gouvernement von Kurhessen zu übernehmen. Als der König dies erfuhr, schrieb er sofort an Moltke:

„Hat man eine Idee und ist Falckenstein in Cassel! und beide Divisionen bei Gerstungen! Also diese direkt von hier aus zu dirigieren?" Moltke kam dem in den letzten Worten liegenden Befehl noch um 1 Uhr Nachts nach, indem er Goeben telegraphisch anwies, am andern Morgen mit allen Kräften gegen den Feind vorzugehen und dem General v. Flies Unterstützung zu senden. Letzterer erhielt zwar nicht geradezu den Befehl, von Neuem anzugreifen, aber es wurde ihm nahegelegt, soweit es in seinen Kräften stand, mitzuwirken. Von Manteuffel hatte Moltke schon am 27. Nachricht erhalten, daß er am anderen Tage über Dingelstedt—Mühlhausen gegen Langensalza vorgehen werde.

Abermals also war durch das rasche Eingreifen des Königs und Moltkes die schon ziemlich verfahrene Lage wieder einigermaßen in Ordnung gebracht. Die hannoversche Armee sah sich am 28. fast auf allen Seiten von überlegenen Kräften eingeschlossen und hatte keine Möglichkeit des Entkommens mehr. Der Waffenehre war durch die Schlacht am 27. Genüge geschehen, und so entschloß sich König Georg mit seiner ganzen Armee die Waffen zu strecken. Moltke griff hierbei nur noch insofern ein, als er im Namen des Königs Wilhelm die Bedingungen feststellte, unter denen die Kapitulation stattfand. Er mag erleichtert aufgeatmet haben, als dies Ergebnis endlich vorlag, denn die hannoversche Angelegenheit hatte ihn in der letzten Zeit Tag und Nacht über Gebühr in Anspruch genommen und es ihm fast unmöglich gemacht, seine Aufmerksamkeit den doch nicht minder wichtigen Vorgängen in Böhmen zuzuwenden.

Von Ende Juni ab tritt der Einfluß Moltkes auf die Ereignisse des westlichen Kriegsschauplatzes ganz erheblich zurück. Nachdem sich das Große Hauptquartier von Berlin nach Böhmen begeben hatte, war schon die räumliche Entfernung zu groß, um eine fortlaufende, sichere Verbindung mit der „Mainarmee", wie die Armee Falckensteins von jetzt ab genannt wurde, zu ermöglichen.

Die Nachrichten, die von dort einliefen, waren meist veraltet, oft blieben sie längere Zeit ganz aus, ja es kam vor, daß man erst durch österreichische Zeitungen Kunde von wichtigen Ereignissen erhielt. Unter solchen Umständen konnte General v. Moltke natürlich nicht daran denken, die Operationen durch regelmäßige Befehle von Tag zu Tag zu leiten, sondern er mußte sich begnügen, „Direktiven“ zu erlassen. Direktiven sind Mitteilungen leitender Gesichtspunkte, die nicht für einen besonderen Fall sondern für längere Zeit und nur als allgemeine Richtschnur für die im Übrigen selbständig zu fassenden Entschlüsse gelten sollen. Der Unterschied zwischen Befehl und Direktive liegt also in dem Grade der Genauigkeit des Auftrages und der Zeitdauer der Gültigkeit. Es wird dabei verlangt, daß der Untergebene sich in die Absichten des Leitenden hineinzudenken und sie sinngemäß auszuführen vermag. Moltke ist Meister in der Aufstellung solcher Direktiven gewesen. Die Klarheit und Schärfe seines strategischen Denkens und die Gabe, das Ergebnis auch in vollendeter, jeden Zweifel ausschließender Form wiederzugeben, kamen ihm dabei vor Allem zu Statten. Freilich war er auch von jeher bemüht gewesen, bei seinen Untergebenen das Verständnis für eine solche Art der Befehlserteilung zu erwecken und sie zur Selbstthätigkeit zu erziehen. Weder Friedrich der Große noch Napoleon I hatten dies verstanden und angestrebt.[38] Beide erhoben den Anspruch, ihre Truppen auch im Einzelnen leiten und Alles selbst verantworten zu wollen; nur selten wiesen sie einem Unterführer in ihrer Nähe selbständige Aufgaben zu. Moltke aber erkannte, daß bei der Größe der heutigen Massenheere und der Schnelligkeit, mit der die Operationen zumeist verlaufen, eine solche Art der Heeresleitung bald versagen müsse. Er entäußerte sich daher gleichsam freiwillig eines Teiles seiner Befehlsbefugnis und übertrug ihn auf seine Unterführer. Er entlastete sich damit selbst von der Sorge und Verantwortung für Einzelheiten, um sich den Blick für das Ganze um so ungetrübter zu bewahren, und regte andererseits die Thatkraft und das Verständnis seiner Unterführer mächtig an. Hierdurch kam ein

Schwung, ein großer Zug in die Operationen, der die zagenden Geister mit sich fortriß und den starken Flügel verlieh. Moltke brauchte, namentlich im Kriege 1870—71, gewissermaßen nur den Ton anzuschlagen, um sofort die vollste Harmonie in der Ausführung zu erzielen.

Im Jahre 1866 war diese Art der Befehlserteilung allerdings noch nicht so vollkommen von ihm ausgebildet, wie später. Moltke hätte gewiß gern zuweilen in die Leitung der Operationen bei der Mainarmee näher eingegriffen, denn sie entsprach durchaus nicht immer seinen Wünschen. Allein er war dazu aus den oben angegebenen Gründen nicht im stande. So beschränkte er sich denn auch hier darauf, nur hin und wieder die großen Gesichtspunkte aufzustellen, nach denen gehandelt werden sollte und hoffte im Übrigen, daß die Erfolge auf dem Hauptkriegsschauplatz in Böhmen etwaige Fehler im Westen Deutschlands wieder ausgleichen würden.

Bereits am 26. Juni, also während noch die Verhandlungen mit den Hannoveranern schwebten, hatte Moltke ein Schreiben an General v. Falckenstein gerichtet, worin er die Ziele der demnächstigen Unternehmungen gegen die süddeutschen Streitkräfte darlegte. Er sagt, der preußische Vormarsch könne entweder über Cassel gegen Frankfurt a M., also gegen das dort sich sammelnde 8. Bundeskorps (Hessen, Nassauer, Badener, Württemberger), oder gegen Schweinfurt, also gegen die bayerische Armee, gerichtet sein. Bayern bilde den Kern der süddeutschen Gegnerschaft. Suche man die bayerische Armee im eigenen Lande auf, so sei man sicher, sie dort auch zu treffen und dürfe hoffen, ihre Vereinigung mit den übrigen süddeutschen Streitkräften zu verhindern. Umgekehrt laufe man Gefahr, bei einem Vorgehen gegen das 8. Bundeskorps einen Luftstoß zu machen, da dieses sich einem überlegenen Angriff durch Zurückweichen über Mainz entziehen könne. Es sei daher der Wille des Königs, daß die Armee Falckensteins nach Entwaffnung der Hannoveraner bei Hersfeld vereinigt, und daß schon jetzt eine starke Avantgarde nach Fulda vorgeschoben werde. Von Fulda ließe sich dann immer noch, wenn man durch ernstliche Bedrohung

der Rheinprovinz dazu gezwungen werde, der Vormarsch gegen das 8. Bundeskorps über Hanau ausführen.

Erst am 8. Juli finden wir in den Dienstschriften Moltkes wieder ein auf die Heeresleitung bei der Mainarmee bezügliches Schreiben. General v. Falckenstein hatte an diesem Tage gemeldet, er sei in Fulda eingerückt. Zufolge des Befehls vom 26. Juni — so schrieb Falckenstein weiter — solle er nun auf Schweinfurt marschieren, nach den großen Siegen in Böhmen frage es sich aber, ob es nicht besser sei, durch einen Vormarsch auf Hanau die Länder nördlich des Mains in unseren thatsächlichen Besitz zu bringen und dann erst gegen die Bayern vorzugehen. Das 8. Bundeskorps stehe bei Wetzlar. — Man erkennt aus diesen Ausführungen die allerdings nicht ungegründete Besorgnis Falckensteins, daß bei einem weiteren Vorrücken nach Süden die eigene rückwärtige Verbindung durch den bei Wetzlar stehenden Gegner bedroht sei. General v. Moltke teilte diese Besorgnis nicht. Er schlug die Thatenlust des 8. Bundeskorps nicht sehr hoch an, antwortete aber Falckenstein: wenn er sicher sei, bei Wetzlar einen seiner würdigen Gegner zu finden, so möge er ihn nur angreifen, und zwar so, daß ihm der Rückzug hinter den Rhein verlegt werde. Im Übrigen bleibe die bayerische Armee immer das wichtigere Ziel. Werde sie geschlagen, so fielen uns auch die Länder nördlich des Main von selbst zu, denn das 8. Bundeskorps würde dann voraussichtlich bald umkehren, um seine eigene Heimat zu verteidigen.

Wie wir sehen, behält Moltke auch hier wieder vor Allem das Hauptziel im Auge und läßt sich durch Nebenrücksichten, auch wenn sie scheinbar bedrohlicher Art sind, nicht abschrecken. So handelte er ganz richtig nach rein militärischen Grundsätzen. Nun hatte aber, wie wir wissen, um den 8. Juli herum bereits Napoleon III. seine Friedensvermittlungsvorschläge gemacht, und es traten dadurch auch wieder politische Gesichtspunkte in den Kreis der Erwägungen ein. Der Ministerpräsident Graf Bismarck sprach sich Moltke gegenüber dahin aus, daß es doch wünschenswert sei, sich möglichst bald in den Besitz des Gebietes nördlich des Mains zu setzen, um bei den

Friedensverhandlungen gleichsam ein Faustpfand zu haben. Moltke war natürlich durch das Ansinnen, die Operationen gegen die Bayern zu unterbrechen, nicht angenehm berührt, konnte sich aber doch der Berechtigung dieser politischen Erwägungen nicht verschließen. Er telegraphierte daher bereits am 9. Juli aus Horsitz an Falckenstein: „Französische Vermittlung wahrscheinlich nicht zu vermeiden. Daher faktische Okkupation der Länder nördlich des Main für voraussichtliche Verhandlungen auf status quo jetzt politisch wichtig.“

Als dieser Befehl bei Falckenstein eintraf, war er bereits gegen die Bayern vorgedrungen und hatte nach siegreichen Gefechten bei Hammelburg und Kissingen den Übergang über die fränkische Saale erzwungen; General v. Manteuffel schickte sich eben zum Angriff auf die bis Schweinfurt zurückgegangene bayerische Armee an. Es war indessen noch möglich, hier abzulassen und sich in westlicher Richtung gegen das 8. Bundeskorps zu wenden. Dies führte zu den siegreichen Gefechten von Laufach und Aschaffenburg und in deren Folge zu der Besetzung Frankfurts am 16. Juli. General v. Falckenstein konnte an diesem Tage dem Könige melden: „Die Länder nördlich des Main liegen zu Ew. Königlichen Majestät Füßen“.

Gewiß war dies ein schöner Erfolg, aber vom militärischen Standpunkte aus brachte er nur Schaden. Die bis dahin glücklich verhinderte Vereinigung der beiden süddeutschen Heeresgruppen wurde infolge des Ablassens der Mainarmee von den Bayern nicht nur ermöglicht, sondern geradezu veranlaßt, und General v. Manteuffel, der bald darauf an Stelle Falckensteins den Oberbefehl über die preußischen Streitkräfte übernahm, sollte noch viel Arbeit dadurch bekommen. Die Richtigkeit des Grundsatzes, daß die Politik schweigen soll, solange der Mund der Geschütze spricht, war hier wieder einmal dargethan. Aber freilich ist dieser Grundsatz nicht immer durchführbar, und auch der Chef des Generalstabes hatte sich bescheiden müssen.

In dem zweiten Abschnitte des siegreichen Feldzuges gegen

die Süddeutschen, der unter dem Befehl Manteuffels südlich des Main geführt wurde und am 27. Juli vor Würzburg durch einen Waffenstillstand seinen Abschluß fand, hat Moltke so gut wie gar nicht mehr eingegriffen. Der rasche Verlauf der Ereignisse, die immer zunehmende räumliche Trennung und die Unsicherheit der Nachrichten machten es ihm unmöglich, auch nur einen Überblick zu gewinnen. Wie wenig man im preußischen Hauptquartier von den Vorgängen auf dem westlichen Kriegsschauplatz erfuhr, ergibt sich aus einer Depesche Moltkes an Manteuffel vom 23. Juli, worin es heißt: „Wir sind ohne genügende Kenntnisse von den Verhältnissen am Main. Was ist seit dem 16. geschehen? Hält das 8. Bundeskorps noch zusammen? . . .“ Es ist erklärlich, daß unter solchen Umständen Moltke sich jeder Einmischung enthielt, die vielleicht nur hätte schädlich sein können.

30. Die Friedenszeit von 1866 bis 1870.

Der Abschluß des Friedensvorvertrages von Nikolsburg am 26. Juli 1866 beendigte keineswegs die Thätigkeit Moltkes für die Armee in Böhmen und Mähren. Es galt jetzt zunächst die Gesichtspunkte aufzustellen für die Verteilung der Streitkräfte während des Waffenstillstandes. Den Bedingungen gemäß hatte die preußische Armee alles Land südlich der Thaya zu räumen, es mußte aber von der weiteren Entwickelung der politischen Lage abhängen, ob die Truppen in weitläufige Quartiere untergebracht, oder ob sie noch um einzelne Punkte vereinigt bleiben, oder endlich, ob sie bei schnell eintretendem Friedensschluß bald in die Heimat geschafft werden konnten. Für alle drei Möglichkeiten erließ Moltke bereits am 28. Juli genaue Bestimmungen und sorgte auch für die Regelung der Verpflegung und des Nachschubes. Sogar an die topographische Aufnahme der Schlachtfelder dachte er schon jetzt und traf dafür die nötigen Anordnungen.

Am 29. und 30. Juli hielt der König, umgeben von einem glänzenden Stabe, unter dem sich auch Moltke befand, eine Truppenbesichtigung der Elbarmee bei Ladendorf und am 31. eine solche der I. Armee auf dem Marchfelde ab. Am 1. August traten die Truppen dann ihren Abmarsch hinter die Thayalinie an. Das Große Hauptquartier ging an diesem Tage nach Brünn, am 2. August besichtigte der König noch das V. Armeekorps bei Austerlitz, und am 3. fuhr er mit seinem Stabe über Prag—Kralup—Turnau—Görlitz nach Berlin, wo er am 4. August um 11 Uhr Abends unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug hielt.

Auch unser Moltke kehrte mit dem Könige zurück. Nur fünf Wochen war er von Hause fortgewesen, doch welche Fülle von Ereignissen lag in dieser kurzen Spanne Zeit! Wohl durfte er auf die erreichten Erfolge stolz sein, aber wenn er es war, so zeigte er es nicht nach außen. Dieser ernste, einfache, bescheidene Mann barg seine Gedanken und Gefühle still in der Brust und blieb allen Lobeserhebungen, die sich jetzt von vielen Seiten an ihn herandrängten, durchaus abhold. Ihm genügte das Bewußtsein der erfüllten Pflicht. Am 8. August schrieb er an einen Vetter: „Wenn ich auch meinen Anteil an der Sache nicht so hoch anschlage, wie Du es in Deinem Wohlwollen für mich thust, so habe ich doch das beruhigende Bewußtsein, meine Schuldigkeit gethan zu haben. Gottes Gnade ist sichtbar mit uns gewesen, und wir können uns Alle Glück wünschen zum Erfolge, denn wahrlich, es handelte sich um die Existenz. Jetzt haben wir Front zu machen gegen die Neider, die uns nicht gönnen werden, was wir erreicht; aber das Schwerste ist, glaube ich, gethan.“

Auch der Dank seines Königs wurde Moltke in reichem Maße zu Teil. Schon am 28. Juli war ihm die höchste preußische Ordensauszeichnung, der Schwarze Adlerorden, verliehen worden, und am 20. September, dem Tage des Einzuges der siegreichen Truppen in Berlin, ernannte ihn der König zum Chef des 2. Pommerschen Grenadierregiments (Colberg) Nr. 9. Der König schrieb dabei, die Vergangenheit dieses berühmten Regiments und der Name des Vorgängers Moltkes in der Stelle als Chef desselben*) werde Seinen Wunsch, ihm eine besondere Auszeichnung zu gewähren, erkennen lassen.

Durch Beschluß der preußischen Volksvertretung wurde Moltke als Dank für seine dem Vaterlande geleisteten Dienste ein Ehrengeschenk von 200,000 Thalern zugesprochen, mit der Bestimmung, daß es zum Ankaufe eines Grundbesitzes bestimmt sein solle. Moltke hatte anfänglich die Absicht, das alte Stammgut seiner

*) Der Feldmarschall Graf Neidhardt von Gneisenau.

Familie in Mecklenburg wieder zu erwerben, allein es stellten sich dem unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. So kaufte er denn im August 1867 das Gut Creisau bei Schweidnitz in Schlesien, das er bei Gelegenheit einer Übungsreise des Großen Generalstabes kennen gelernt hatte. Der Kauf erwies sich als ein durchaus vorteilhafter, und Moltke hat bis an sein Lebensende sich über seinen Besitz gefreut, an dessen Verbesserung und Vergrößerung gearbeitet und alljährlich dort Ruhe und Erholung von den Anstrengungen des Dienstes gesucht.

Kurze Zeit nach der Rückkehr des Königs aus dem böhmischen Feldzuge ließ die Haltung Napoleons III. während der noch schwebenden Friedensverhandlungen zwischen Preußen und Österreich die Gefahr einer bewaffneten Einmischung Frankreichs wieder hervortreten. Der französische Kaiser verlangte als Preis seiner Friedensvermittlung von Preußen Gebietsabtretungen am linken Rheinufer und drohte im Falle der Verweigerung mit Krieg. Wir wissen, daß eine solche Möglichkeit den Chef des Generalstabes schon früher einmal (am 13. Juli) beschäftigt, und daß er damals einen Krieg mit Österreich und Frankreich für gleichbedeutend mit dem Aufgeben aller Errungenschaften in Böhmen und Mähren erachtet hatte. Jetzt lagen die Verhältnisse indes für Preußen sehr viel günstiger, und Moltke durfte in einer Denkschrift an Bismarck vom 8. August es als kein zu großes Wagnis bezeichnen, den Anmaßungen Napoleons III. mit den Waffen zu begegnen. Nach seiner Berechnung konnte Frankreich erst in 26 Tagen eine Armee von 250,000 Mann zwischen Metz und Straßburg versammeln. Gegenüber einer Forderung von Gebietsabtretungen am linken Rheinufer würde ein Krieg im ganzen außerösterreichischen Deutschland populär sein. Die süddeutschen Staaten sähen sich durch die französische Anmaßung selbst bedroht und seien voraussichtlich für ein Bündnis zu gewinnen. Man könne dann in 8 bis 10 Tagen etwa 80,000 Süddeutsche bei Mannheim und in derselben Zeit die preußische Mainarmee, 90,000 Mann, bei Mainz versammeln. Diese Kräfte seien ausreichend, um einer überraschenden

französischen Offensive vorläufig zu begegnen. Werde inzwischen der Friede mit Österreich geschlossen, so könne mit der Eisenbahn rechtzeitig eine den Franzosen völlig gewachsene Truppenmacht aus Böhmen an den Rhein geschafft werden.

Es sei daher auch nicht wahrscheinlich, daß Frankreich einen Krieg gegen Preußen wage, wenn es sich nicht vorher insgeheim mit Österreich darüber verständigt habe, daß dieses unter Abbruch der Friedensverhandlungen den Krieg fortsetze. Aber auch in einem solchen Falle dürfe man den Kampf wohl wagen. Zunächst sei Italien durch Verträge verpflichtet, ohne Preußens Zustimmung keinen Frieden zu schließen. Österreich müsse also seine Südarmee wieder über die Alpen zurückschaffen. Freilich könne selbst unter dieser Voraussetzung von einer Weiterführung des preußischen Angriffes auf Wien nicht mehr die Rede sein, sondern man müsse zur Verteidigung übergehen, die von vier Armeekorps, gestützt auf das befestigte Dresden, sich bei Prag voraussichtlich erfolgreich durchführen lasse. Der Rest der Armee (4½ Armeekorps) könne mit der Eisenbahn in etwa drei Wochen nach Mainz und Mannheim geschafft werden. Es ständen dann dort über 200,000 Preußen und mit Hinzurechnung der Süddeutschen beinahe 300,000 Mann gegen die französische Armee bereit. Diese werde wahrscheinlich versuchen, zwischen Luxemburg und Rastatt in Deutschland einzudringen. Das preußisch-deutsche Heer müsse sie dabei erwarten und — je nach dem Zeitpunkt seiner Bereitschaft — in der Pfalz oder zwischen Neckar und Main zur Schlacht zwingen.

„Im Allgemeinen läßt sich daher übersehen", so schließt Moltke seine Denkschrift, „daß der Krieg gegen Österreich in dessen augenblicklicher Schwäche und Frankreich zugleich mehr in defensiver Weise zu führen sein wird, doch aber in Rücksicht auf die großen zu erreichenden Zwecke nicht zu scheuen ist. Selbst ein nicht überall ganz glücklicher Ausgang würde für alle Zukunft Deutschland um Preußen versammeln, während die freiwillige Abtretung auch des kleinsten deutschen Gebietes die künftige Führerschaft Preußens ausschlösse."

Österreich erneuerte bekanntlich den Krieg nicht, sondern schloß am 30. August Frieden, und Napoleon hielt es daher für geraten, von seinen Forderungen abzustehen. Doch blieb davon ein Stachel bei der französischen Nation zurück. Der Ärger über diesen Mißerfolg ist es hauptsächlich gewesen, der sie vier Jahre später zum Kriege gegen Preußen reizte.

Moltke hatte in den Wochen von der Heimkehr bis zum Abschluß des Friedens, über den mit jedem einzelnen der Gegner besonders verhandelt wurde, noch viel Arbeit. Namentlich machte Bayern Schwierigkeiten, so daß man preußischerseits schon eine Wiedereröffnung der Feindseligkeiten in Aussicht nehmen mußte. Erst am 25. August konnte Moltke die Befehle für die allmälige Räumung des noch besetzten österreichischen und süddeutschen Gebietes geben. Es dauerte bis zum 20. September, bevor der letzte preußische Soldat den feindlichen Boden verlassen hatte. An demselben Tage erfolgte der feierliche Einzug der Gardetruppen und Abordnungen der übrigen Korps in Berlin. Der letzte Befehl Moltkes an die mobile preußische Armee bezieht sich auf diese Feier.

Nunmehr galt es, das im Kriege Errungene zu sichern und die militärischen Kräfte des Staates für künftige Aufgaben zu sammeln und zu bilden. In den drei neu erworbenen Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover und Hessen-Nassau wurden drei neue Armeekorps, das IX., X. und XI., errichtet, die Streitkräfte der kleineren norddeutschen Staaten der preußischen Armee angegliedert. Sachsen trat in den norddeutschen Bund ein und stellte seine Armee als XII. Korps für den Kriegsfall unter den Oberbefehl des Königs von Preußen.

Von den süddeutschen Staaten schlossen sich Baden und Hessen-Darmstadt ebenfalls eng an die Wehreinrichtungen Preußens an, während Bayern und Württemberg wenigstens die Grundlagen derselben (allgemeine Dienstpflicht, Landwehr u. s. w.) und die Kriegsgliederung der preußischen Armee annahmen. Nicht minder wichtig waren die Verhandlungen im Mai 1868 mit den militärischen Vertretern Bayerns und Württembergs[39] über eine ge-

meinsame Verwendung der nord- und süddeutschen Streitkräfte im Falle eines Krieges mit Frankreich. Bereits beim Friedensschluß war zwischen Preußen und Süddeutschland ein Schutz- und Trutzbündnis abgeschlossen worden; es handelte sich jetzt darum, festzustellen, was jeder Teil an Truppen aufzubringen vermöge, wo diese zu versammeln und in welcher Richtung sie zu verwenden seien. Die Verhandlungen, die unter dem Vorsitz Moltkes stattfanden, führten, da beiderseitig der beste Wille vorhanden war, zum Ziele. Die süddeutschen Vertreter nahmen die Vorschläge Moltkes, von denen wir später noch hören werden, an, vorbehaltlich der Zustimmung ihrer Regierungen. Da diese nicht ausblieb, so war damit eine wichtige und notwendige Grundlage für die Aufstellung eines Operationsplanes gegen Frankreich geschaffen.

Infolge der Erfahrungen aus dem Kriege 1866 und der Neubildung des norddeutschen Bundesheeres wurde auch eine vollständige Umarbeitung des bisherigen Mobilmachungsplanes notwendig, wofür der Chef des Generalstabes die leitenden Gesichtspunkte aufzustellen hatte. Hand in Hand damit ging die Bearbeitung der Eisenbahntransporte für den Aufmarsch der Armee im Falle eines Krieges, namentlich mit Frankreich. Da diese Thätigkeit Moltkes in engem Zusammenhange mit dem Operationsplan steht, so werden wir später darauf zurückkommen.

Eine weitere Aufgabe des Generalstabes bestand in der Sammlung von Nachrichten über die fremden Armeen, wobei natürlich ebenfalls wieder Frankreich die erste Stelle einnahm. Allmonatlich wurde dem Könige eine Zusammenstellung alles Wissenswerten darüber eingereicht. Aus diesen Nachrichten ging hervor, daß man in Frankreich mit großem Eifer an der Verbesserung aller Wehreinrichtungen arbeitete. Die Verstärkung der östlichen Festungen, der Ausbau des Eisenbahnnetzes, die vom Kriegsminister Marschall Niel ins Leben gerufene Umbildung und Erweiterung der französischen Armee, die schleunige Neubewaffnung der Infanterie mit einem verbesserten Hinterladungsgewehr (System Chassepot) gaben Zeugnis davon. Roon schrieb einmal an den

Rand einer solchen Zusammenstellung: „Wären alle diese Agentennachrichten wahr, so dürften wir keine Stunde Zeit verlieren, um zu rüsten".

Entsprechend der Aufgabe, die sich der Generalstab selbst gestellt hatte, begann er auch bald nach dem Kriege 1866 damit, die Lehren aus dem Erlebten und Wahrgenommenen zu ziehen. Bereits im Jahre 1867 unternahm die kriegsgeschichtliche Abteilung eine Darstellung des Feldzuges in zwei Bänden, die 1868 beendigt wurde.*) Moltke selbst hat den Plan dazu entworfen und einzelne Abschnitte teils geschrieben, teils gründlich überarbeitet. An vielen Stellen ist seine Schreibart unverkennbar. Wenn die Arbeit trotzdem nach den heutigen Anforderungen als nicht ganz auf der Höhe stehend bezeichnet werden muß, so lag dies an der Kürze der seit dem Kriege verstrichenen Zeit, an dem Mangel zuverlässiger Nachrichten über die Thaten und Absichten der Gegner und an der raschen Fertigstellung. Man wollte möglichst bald eine zusammenfassende Darstellung der wichtigsten Ereignisse haben, und in dieser Hinsicht hat die Geschichte des Krieges 1866 damals auch ihren Zweck erfüllt.

Wichtiger fast für die Armee war eine Reihe von Aufsätzen, die teils von Moltke selbst verfaßt, teils von ihm begutachtet, unmittelbar die taktischen Lehren aus den Kriegsereignissen zu ziehen suchten. Eine davon, die ganz von Moltke geschrieben ist: „Betrachtungen über das Gefecht von Trautenau am 27. Juni 1866 und über die Kämpfe des V. Armeekorps bei Nachod, Skalitz und Schweinschädel vom 27. bis 29. Juni 1866" hat der Generalstab in „Moltkes Militärischen Werken, III. Kriegsgeschichtliche Arbeiten, Zweiter Teil" veröffentlicht. Von den übrigen nenne ich nur als die wichtigsten: „Über Verwendung der Kavallerie nach den Erfahrungen von 1866". — „Bemerkungen Moltkes zu einer Arbeit des Majors Verdy du Vernois: „Die Kavallerie der II. Armee

*) „Der Feldzug von 1866 in Deutschland". Ein Band Text und ein Band Anlagen. Berlin, E. S. Mittler und Sohn.

im Feldzuge von 1866 bis zum Einrücken in Böhmen". — „Bemerkungen zu den Arbeiten der Majors v. Verdy und Wittich: „Verwendung der Infanterie 1866" und „Verwendung der Jäger 1866". — „Denkschrift an Seine Majestät den König über die bei Bearbeitung des Feldzuges von 1866 hervorgetretenen Erfahrungen". Diese letztere im Juli 1868 auf Grund der Vorarbeiten der kriegsgeschichtlichen Abteilung, insbesondere Verdys, von Moltke selbst verfaßte Arbeit bildete die Grundlage für die bald darauf von ihm entworfene „Instruktion für die höheren Truppenführer" und die „Verordnung über die größeren Truppenübungen".

Nicht als eine unmittelbare Folge dieser Studien, aber doch als im Zusammenhang mit ihnen stehend sind folgende Aufsätze zu bezeichnen: „Was geschieht nach Auflösung des Bundes mit den Bundesfestungen?" — „Denkschrift über den Einfluß der Eisenbahnen auf die Kriegführung". — „Denkschrift über die Notwendigkeit, die Zahl der festen Plätze im Inneren des Landes zu beschränken" u. A. m. Auch eine Übersetzung aus dem Schwedischen hat Moltke im Jahre 1869 angefertigt: „Gedanken über taktische Bewegungen in gegenwärtiger Zeit".

Die in Obigem geschilderte erweiterte und vermehrte Thätigkeit des Großen Generalstabes, sowie die Neuaufstellung dreier Armeekorps machten bald nach dem Kriege eine Erhöhung der Zahl der Generalstabsoffiziere nötig. Eine Allerh. Kabinetsordre vom 31. Januar 1867 verfügte, daß unter Genehmigung der in einer Denkschrift des Generals v. Molke gemachten Vorschläge beim Hauptetat des Großen Generalstabes 3 Chefs, 8 Stabsoffiziere und 3 Hauptleute, beim Nebenetat 1 Chef, 2 Stabsoffiziere und 11 Hauptleute mehr eingestellt werden sollten, und daß für den Kriegsfall, außer den durch die neuen Armeekorps bedingten Erhöhungen, ein Generalquartiermeister für das Große Hauptquartier, sowie für jedes Armeekommando ein Stabsoffizier mehr anzusetzen seien.[40]

Die Vermehrung des Großen Generalstabes machte aber

auch eine Neueinteilung desselben erforderlich, wofür General v. Moltke am 24. Februar 1867 Folgendes festsetzte:

Der Große Generalstab besteht aus:

1. Der 1. Abteilung,
2. der 2. Abteilung, einschl. der Eisenbahnabteilung,*)
3. der 3. Abteilung,
4. der kriegsgeschichtlichen Abteilung,
5. der (neugebildeten) geographisch-statistischen Abteilung,
6. der topographischen Abteilung,
7. der Kanzlei,
8. der Plankammer;

in Verbindung hiermit stand:

9. die Landestriangulation.

In dieser Gestaltung trat der preußische Generalstab in den Feldzug 1870—71 ein, in welchem ihm beschieden sein sollte, eine Rolle zu spielen, wie wohl noch nie vorher einem solchen Korps. Seine Thätigkeit im Kriege und die daraus sich ergebenden Erfahrungen werden an derjenigen Stelle Erwähnung finden, wo auch das Wirken Moltkes in dieser Hinsicht geschildert wird.

Moltke gab seinen Offizieren auch in den Jahren nach dem Kriege Gelegenheit, sich durch Übungsreisen in der höheren Truppenführung zu schulen. Solche Reisen fanden außer bei allen Armeekorps auch beim Großen Generalstabe statt. Der Reise im Jahre 1867, die Moltke selbst leitete, waren Verhältnisse des jüngstvergangenen Krieges gegen Österreich zu Grunde gelegt. Es wurde von der militärischen Lage am 18. Juni 1866 ausgegangen unter der Voraussetzung, daß die österreichische Armee mit ihrer Hauptmacht statt nach Nordböhmen nach Schlesien vorgerückt sei. Wie sehr der Ruhm und das Ansehen Moltkes schon damals im Volke Wurzel gefaßt hatte, ergibt sich aus einem Briefe an seine Frau aus Landeck vom 14. Juli 1867, worin es heißt: „Es ist nicht zu

*) Diese wurde am 30. Januar 1869 als selbständige Abteilung abgezweigt.

beschreiben, wie dankbar man hier in Schlesien ist, und mit welcher Freundlichkeit wir überall aufgenommen werden. Die Reise ist bisher eine fortgesetzte Ovation gewesen, alle Kirchtürme flaggen, wo wir hinkommen. Die Schlagbäume sind mit Blumen und Tannenreisern umwickelt. In Patschkau war die Stadt illuminiert, die alten Türme mit bengalischer Flamme beleuchtet. An einer Stelle mein Porträt in Lebensgröße, Transparent; an einer anderen die Inschrift:

Der den Feldzugsplan erdacht,
Der zu Ende ihn gebracht,
Moltke hat es gut gemacht."

Auch der Generalstabsreise im Sommer 1868 lag ein Gedanke zu Grunde, der an die Kriegslage des Jahres 1866, und zwar auf dem westlichen Schauplatze, anknüpfte. Es wurde angenommen, daß die süddeutschen Gegner Preußens schneller vorrückten, als wirklich geschehen, und daß sie durch ihre Überlegenheit an Zahl die anfangs im Vorgehen begriffenen preußischen Truppen zu einer rückgängigen Bewegung nötigten. Sogar noch im Sommer 1869 brachte die Generalstabsreise einen Gedanken Moltkes aus seinen früheren Operationsentwürfen gegen Österreich zum Ausdruck, indem sie das Verhältnis einer auf die mittlere Elbe gestützten preußischen Armee gegenüber der auf Berlin gerichteten Offensive eines in Nordböhmen versammelten, stärkeren feindlichen Heeres zu Grunde legte.

Im Frühjahr 1867 gab der Zwist Preußens mit Napoleon III. wegen des Großherzogtums Luxemburg Veranlassung, daß Moltke sich mit der Möglichkeit eines Krieges gegen Frankreich näher beschäftigte. Die Stadt Luxemburg war bis zum Jahre 1866 deutsche Bundesfestung gewesen, in der Preußen das Besatzungsrecht ausübte. Durch die Auflösung des deutschen Bundes entstand nun die Frage, ob dies Verhältnis noch fortdauere. Preußen weigerte sich, sein bisheriges Recht aufzugeben, Napoleon III. forderte aber, daß nicht nur jede Beziehung Luxemburgs zu Deutschland gelöst, sondern daß das Land von dem Könige von Holland, der zugleich

Großherzog von Luxemburg war, an Frankreich abgetreten werde. Die Stimmung in Deutschland war über diese abermalige Anmaßung Napoleons sehr erregt, im norddeutschen Reichstage verlangte man eine scharfe Zurückweisung aller französischen Forderungen, und auch in Berlin im Rate des Königs waren die Ansichten mindestens sehr geteilt. Die Generale, unter ihnen auch Moltke, wollten an dem Besatzungsrecht in Luxemburg festhalten, auch auf die Gefahr eines Krieges hin. Sie hielten einen Waffengang mit Frankreich doch für unvermeidlich und meinten, daß es geraten sei, die eigene militärische Überlegenheit — die damals noch größer war, als drei Jahre später — durch sofortiges Losschlagen auszunutzen. Moltke arbeitete auch bereits zwei Entwürfe für den Vormarsch der norddeutschen Streitkräfte gegen Frankreich aus, und zwar einen, der aus der Linie Luxemburg—Sierck—Saarlouis—Saarbrücken—Saargemünd gegen Metz—Diedenhofen und einen anderen, der aus der Linie Diedenhofen—Saarlouis—Saarbrücken—Saargemünd—Rohrbach gegen Pont à Mousson—Nancy führen sollte.

König Wilhelm entschied sich indes auf Anraten Bismarcks dahin, das in der That zweifelhaft gewordene Besatzungsrecht in Luxemburg aufzugeben, da er aus politischen Gründen die Zeit für einen Krieg mit Frankreich noch nicht für gekommen hielt. Napoleon III. blieb darauf nichts übrig, als gleichfalls von seinen Forderungen zurückzutreten, und so endigte diese Angelegenheit noch einmal ohne Blutvergießen.

Die Aufgabe Luxemburgs als Festung wurde nun für das preußische Kriegsministerium zum Anlaß, der Frage näher zu treten, ob man nicht an Stelle dieses Stützpunktes an der Westgrenze einen anderen schaffen könne. Es wurde dafür die kleine Festung Saarlouis in Aussicht genommen, die erweitert und verstärkt werden sollte. Moltke erhielt den Auftrag, sich zu diesem Plane gutachtlich zu äußern. Er that dies in zwei Schreiben an den Kriegsminister v. Roon vom 15. Mai und 6. Juli 1867, worin er sich durchaus gegen einen Ausbau von Saarlouis zu

einem großen Kriegsplatz mit starker Garnison aussprach. Sein wichtigster Grund war dabei folgender: Müssen wir einen Krieg gegen Frankreich verteidigungsweise führen, so kann dies nur am rechten Rheinufer geschehen, und es fehlen uns dann die in Saarlouis eingeschlossenen Streitkräfte, ja uns bleibt die Sorge, sie zu befreien. Sind wir aber im stande, angriffsweise in Frankreich einzurücken, so brauchen wir die Festung nicht. — Wohl hauptsächlich auf dies Gutachten Moltkes hin ist die Erweiterung von Saarlouis unterblieben.

Es erübrigt uns noch eine kurze Angabe über die persönlichen Erlebnisse Moltkes in der Zeit vom österreichischen Feldzuge bis zum Jahre 1870 zu machen. Wir vermögen ihm nicht überall auf seinen Reisen ausführlich zu folgen, obwohl er über diese in seinen Briefen in interessanter Weise berichtet, sondern müssen uns mit Andeutungen begnügen. Im September 1866 erhielt er sechs Wochen Urlaub zu seiner Erholung von der anstrengenden Thätigkeit während des Feldzuges. Er verlebte ihn mit seiner Gemahlin in Glion bei Montreux. Wie immer, wenn er sich in schöner Gegend befand, atmen seine Briefe fröhliche Lust und Freude an der Natur. Der Aufenthalt in Glion wurde noch dadurch besonders angenehm, daß auch der Kriegsminister v. Roon mit seiner Familie dort verweilte. Am 20. April 1867 feierte das Moltkesche Ehepaar das Fest seiner silbernen Hochzeit, das ihm viele Beweise der Liebe und Verehrung brachte. Im Juni desselben Jahres begleitete Moltke, zugleich mit Bismarck und Roon, den König nach Paris zu der dortigen Weltausstellung, wo sich auch der Kaiser von Rußland einfand. Moltke hat von hier einen merkwürdigen Brief im Depeschenstyl an seine Frau gerichtet, da ihm die Fülle der Erlebnisse wohl keine Zeit zu ausführlicheren Mitteilungen ließ. Eine Stelle daraus möge hier Platz finden: „Um siebeneinhalb Diner in der Galerie de Diane, circa hundert Gedecke. Führte Madame de Rouher, neben welcher Marschall Vaillant, vis-à-vis die Kaiserin, König, Kronprinzeß, Prinz Murat. Nach der Tafel deutsche Konversation mit dem Kaiser, unterbrochen.

Längeres Gespräch mit Marschall Niel, dann Marschall Canrobert. Die Kaiserin sehr liebenswürdig. General Fleury, Gräfin Hatzfeld. Um elf Uhr Alles aus.

„Den 6. — Morgens neun Uhr mit Kameke in die Ausstellung. Zwei Uhr Parade auf dem Platze für Pferderennen im Bois de Boulogne.

Garde = 2 Divisionen, 1 Kavall.-Divis., 1 Art.-Rgt.

I. Korps = 3 Divisionen, 1 Kavall.-Divis., 1 Art.-Rgt.

„Die Infanterieregimenter hatten nur zwei Bataillone zur Stelle und hatten nicht über 450 Gemeine. Im Ganzen circa 38,000 bis 40,000 Mann. Material sehr schön, gute Pferde.

„Auf dem Rückweg auf den Wagen geschossen, in welchem beide Kaiser und beide Großfürsten saßen . . . .“

Bald nach der Rückkehr aus Paris ging Moltke längere Zeit auf Urlaub, um sein neugekauftes Gut Creisau einzurichten. Im August 1868 begleitete er den Prinzen Albrecht (Vater) auf einer Reise zur Besichtigung der Gefechtsfelder von 1866 in Westdeutschland. Im September desselben Jahres mußte er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen längeren Aufenthalt in Wildbad nehmen. Gestärkt und gekräftigt kehrte er von dort zurück, aber bald nachher sollte er einen großen Schmerz erleben. Seine Gattin hatte sich eine Erkältung zugezogen, die alsbald einen besorgniserregenden Verlauf nahm. Ein heftiger Gelenkrheumatismus stellte sich ein, der die inneren Organe ergriff und am Weihnachtsabend 1868 um 4 Uhr Nachmittags zum Tode führte. Groß und aufrichtig war der Schmerz des tiefgebeugten Gatten, der in dieser wahrhaft edlen Frau eine Lebensgefährtin im besten Sinne verlor. Frau v. Moltke war ihrem Manne nicht nur eine liebende, sorgende Gattin, sondern auch eine Genossin seiner Arbeit gewesen, die seinem Wirken rege Teilnahme und Verständnis entgegenbrachte. Sie hatte es mit ihrem stets freundlichen, anmutigen und natürlichen Wesen verstanden, den ernsten, stillen Mann anzuregen und zu erheitern, auch wohl ihn gelegentlich seinen Arbeiten zu entreißen, wenn es ihr schien, daß er des Guten zu viel thue. Von nun an wurde

er noch stiller und ernster und lebte fast ausschließlich den Pflichten seines Amtes. In dem Mausoleum, das Moltke in dem Parke von Creisau hat errichten lassen, ruht jetzt die sterbliche Hülle der Entschlafenen, und als schönster Schmuck stehen über ihrem Sarge die Worte der Schrift: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung". —

Am 24. Februar 1867 hatte König Wilhelm den ersten Reichstag des norddeutschen Bundes eröffnet. Unter den Mitgliedern desselben befand sich neben Bismarck und Roon auch unser Moltke. In drei Kreisen war er gleichzeitig gewählt worden; er entschied sich für Memel-Heydekrug. Auch in Berlin hatte man ihn aufgestellt, hier war er jedoch seinem liberalen Gegenkandidaten unterlegen. Wie allen seinen Pflichten, so ist Moltke auch der als Abgeordneter stets auf das Pünktlichste nachgekommen. Nur wenige Sitzungen hat er versäumt und oftmals das Wort ergriffen, wenn ein Stoff zur Beratung stand, über den er eine Meinung zu äußern hatte. Da wir seine parlamentarische Thätigkeit später noch im Zusammmenhang schildern wollen, so möge hier diese Andeutung genügen. —

Wir sind damit an der Schwelle des großen Krieges von 1870—71 angelangt, in dem sich die Feldherrnkunst Moltkes zur höchsten Blüte entfalten sollte. Wohl war von seiner Seite Alles geschehen, um den Erfolg sicher zu stellen, aber welches Menschen Geist reicht aus, um den Verlauf eines Krieges vorauszusehen!? So ist auch Moltke keineswegs leichten Herzens an die Aufgabe herangetreten, die seiner harrte. Er wußte wohl, was auf dem Spiele stand, aber er war auch überzeugt, daß in diesem Kampfe die größere Tüchtigkeit auf deutscher Seite sei.

31. Der Krieg gegen Frankreich 1870–71. Mobilmachung, Aufmarsch und Operationsplan.*)

Die Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges ist so bekannt, daß wir uns hier mit einer kurzen Andeutung begnügen können. Die tieferen Ursachen entsprangen aus der Eifersucht der französischen Nation auf die Erfolge Preußens im Jahre 1866 und aus dem Bedürfnis Napoleons III., sein erschüttertes Ansehen im Inneren durch einen siegreichen Krieg wieder zu befestigen. Den äußeren Anlaß bot der Umstand, daß die spanische Regierung dem Prinzen Leopold von Hohenzollern, einem Verwandten des Königs Wilhelm, den erledigten Königsthron Spaniens angeboten hatte. Napoleon widersetzte sich dem und verlangte von dem preußischen Könige, der sich damals zur Kur in Ems aufhielt, daß er nicht nur ebenfalls seine Zustimmung verweigere, sondern auch die Erklärung abgebe, daß er niemals eine derartige Kandidatur billigen werde, falls sie noch einmal auftauchen sollte. Da der König dies bestimmt ablehnte, erging in Paris am 15. Juli der Befehl zum Einziehen der Reserven, dem am 19. die förmliche Kriegserklärung folgte.

Moltke befand sich Anfang Juli auf seinem Gute Creisau. Als die politische Lage sich zuspitzte, begab er sich am 12. Juli nach Berlin, wohin auch Bismarck und Roon aus ihren Sommer-

*) Hierzu eine Übersichtskarte am Schlusse des Bandes.

frischen eilten. Am 13. waren diese drei Männer bei dem Bundeskanzler versammelt, als eine Depesche aus dem Militärkabinet des Königs einlief, welche die bekannten Vorgänge in Ems zwischen dem Könige und dem französischen Botschafter Benedetti schilderte und anheimstellte, die ganze Angelegenheit durch die Presse bekannt zu machen. Dies that Bismarck auch, und zwar in einer Fassung, die über den festen Entschluß, die französische Herausforderung zurückzuweisen, selbst auf die Gefahr eines Krieges hin, keinen Zweifel ließ. Roon und Moltke waren durchaus damit einverstanden, und letzterer entgegnete auf eine Frage Bismarcks nach den Aussichten Preußens*) in einem Kriege mit den Franzosen: „Ich glaube, daß wir ihnen überlegen sind, immer vorbehalten, daß niemand den Ausgang einer großen Schlacht voraussehen kann". Nachdem er dies näher dargelegt hatte, schloß er mit den drastischen Worten: „Wenn ich in diesem Kriege unser Heer führen könnte, so möchte gleich darauf" — und dabei schlug er sich auf die Brust — „dies Gerippe der Teufel holen!"

Am 15. Juli Abends kehrte auch der König nach Berlin zurück. Der Kronprinz, Bismarck, Roon und Moltke waren ihm bis Brandenburg entgegengefahren. Gleich nach der Ankunft in Berlin wurde beschlossen, das norddeutsche Bundesheer mobil zu machen. Noch am Abend um 11 Uhr begab sich Moltke in das Königliche Palais, um dem Könige über die zunächst zu ergreifenden Maßregeln Vortrag zu halten. Auf seinem ganzen Wege wurde er von den erregten Volksmassen mit stürmischem Jubel begrüßt; viel fehlte nicht, so hätte man ihn auf die Schultern gehoben und nach dem Schlosse getragen.

Noch in der Nacht flog der Befehl zur Mobilmachung hinaus in alle norddeutschen Gaue. Der 16. Juli war der erste Mobilmachungstag. Auch Süddeutschland machte, treu seinen Verträgen, die Sache Preußens zu der seinigen. Am 16. Juli er-

*) Im Folgenden ist unter Preußen jedesmal auch das übrige Norddeutschland und unter preußischer Armee die ganze norddeutsche Streitkraft zu verstehen.

ging in Bayern der Mobilmachungsbefehl, am 17. in Württemberg. Baden und Hessen-Darmstadt hatten schon mit Preußen zugleich mobil gemacht. Somit trat ganz Deutschland unter die Waffen, vom ersten Augenblick seiner Bedrohung an geeint, wie niemals zuvor.

In Frankreich befand sich das Heer im Sommer 1870 noch in einer 1868 begonnenen Umbildung. Es bestand aus der aktiven Armee, deren schwachen Reserven und der militärisch fast gar nicht ausgebildeten Nationalgarde. Nach Abzug eines Beobachtungskorps gegen Spanien und der in Algier, Rom und im Inneren des Landes verbleibenden Besatzungstruppen konnten im Ganzen höchstens 300,000 Mann ins Feld gestellt werden. Diese Streitkräfte, in 8 Armeekorps gegliedert,*) bildeten zusammen die sog. Rheinarmee; eine Einteilung in Unterabteilungen (Armeen) fand nicht statt. Den Oberbefehl übernahm Kaiser Napoleon.

Ein ausgearbeiteter Feldzugsplan war auf französischer Seite nicht vorhanden. Napoleon hatte nur mit einigen Generalen die allgemeinen Grundzüge für die Operationen in einem Kriege gegen Preußen und Deutschland erwogen. Nach dem, was darüber bekannt geworden ist, nahm man an, daß Deutschland den Krieg verteidigungsweise zu führen gezwungen sei, und daß die preußische Armee hinter der starken Rheinfront, die süddeutschen Streitkräfte am Schwarzwald aufmarschieren würden. Die französische Armee sollte sich zwischen beide feindliche Heeresgruppen, nachdem sie den Rhein bei und unterhalb Straßburg überschritten hatte, wie ein

*) Es waren dies:
Kaiserliche Garde (General Bourbaki),
1. Armeekorps (Marschall Mac Mahon),
2. Armeekorps (General Frossard),
3. Armeekorps (Marschall Bazaine),
4. Armeekorps (General Ladmirault),
5. Armeekorps (General Failly),
6. Armeekorps (Marschall Canrobert),
7. Armeekorps (General F. Douay).

Keil hineinschieben, die Süddeutschen mit oder ohne Kampf zur Neutralität zwingen und sich dann gegen die preußische Armee wenden. Durch einen raschen Erfolg hoffte man auch die übrigen Preußen feindlich gesinnten Mächte: Österreich, Italien und Dänemark zum Anschluß an Frankreich zu bewegen.

Die Voraussetzungen für das Gelingen einer solchen Unternehmung waren natürlich: Überraschung und Schnelligkeit. Dazu hätte gehört, rascher kriegsbereit zu sein, als der Gegner, d. h. schneller mobil zu machen und aufzumarschieren. Alles dies traf aber in Frankreich nicht zu. Abgesehen von der langsameren Mobilmachung gestattete das vorhandene Eisenbahnnetz zunächst nur 100,000 Mann nach Straßburg zu schaffen, der Rest mußte teils bei Metz ausgeladen werden, teils noch in Reserve bei Châlons a. d. Marne verbleiben.

Um nun diesen Nachteil auszugleichen, griff man zu dem gefährlichen Mittel, die Armee immobil an die Grenze zu schaffen. Es sollten von den acht Armeekorps vier (das 2., 3., 4. und die kaiserliche Garde) vorwärts Metz zwischen Mosel und Saar, eins (das 1.) im Unterelsaß, eins (das 7.) im Oberelsaß bei Belfort sich versammeln. Als Bindeglied zwischen den Gruppen bei Metz und im Elsaß sollte das 5. Korps bei Bitsch aufgestellt, außerdem das 6. als Reserve in Châlons zurückgehalten werden.

Ende Juli hoffte man mit diesen Streitkräften den Rhein überschreiten zu können. Allein der Fehler des zu frühen Abrückens aus den Garnisonen vor Vollendung der Mobilmachung, die hieraus sich ergebenden Reibungen, der Mangel einer kriegsmäßigen Gliederung der Truppen im Frieden und zahlreiche andere Übelstände, die sich jetzt erst herausstellten, brachten es zu Wege, daß am 31. Juli die Armee ganz unfertig, kaum 200,000 Mann stark, noch auf einer Strecke von 260 Kilometern zerstreut stand. Die Generale sahen sich gezwungen, dem Kaiser zu erklären, ein Vorgehen sei zunächst unmöglich. Der ganze bisherige Plan mußte daher aufgegeben werden, und man erkannte, daß man, anstatt selbst anzugreifen, sich werde zu verteidigen haben. In der

That sollte wenige Tage darauf der Vormarsch der deutschen Armeen dies in vollem Maße bestätigen.

In Deutschland vollzog sich die Mobilmachung durchaus planmäßig und ohne jede Störung. Sie war für die norddeutschen Truppen bereits am 24. Juli der Hauptsache nach beendet, und auch die süddeutschen Streitkräfte wurden bald darauf fertig. Wie ganz anders verlief doch diesmal Alles im Vergleich zu 1866! Von der großen Arbeitslast, die damals dem Chef des Generalstabes durch die ruckweise Mobilmachung auferlegt wurde, war jetzt keine Rede, und wenn Moltke auch im Juli 1870 nicht gefeiert hat, so bezogen sich seine Anordnungen doch meist auf nebensächliche Dinge, wie z. B. Zerstörung von Eisenbahnen, Anlage einer Sperre im Rhein bei Rastatt, Bau einer Schiffbrücke bei Mannheim, Grenzschutz, Regelung der Ausschiffung und Unterkunft der Truppen u. A. m. Moltke hat es selbst ausgesprochen, daß die ersten 14 Tage nach dem Beginn der Mobilmachung für ihn fast die ruhigsten während des ganzen Jahres gewesen seien. Nach einer Mitteilung Bismarcks habe der sonst so ernste und stille Chef des Generalstabes damals um zehn Jahre jünger ausgesehen, sei aufgeräumt und gesprächig geworden und habe „den letzten Rest von Zipperlein verloren, das er sich beim Ausruhen auf kalt gewordenen Lorberen geholt“.

Am 18. Juli erließ der König wieder, wie auch im Jahre 1866, eine Allerhöchste Kabinetsordre, wonach die Befehle über die operativen Bewegungen der Armee durch den Chef des Generalstabes den Kommandobehörden unmittelbar mitgeteilt werden sollten. An demselben Tage erging auch der Befehl zur Bildung mehrerer Armeen und ihrer Stäbe. Es waren dies: Die I. Armee unter General v. Steinmetz (Chef des Stabes: General v. Sperling), bestehend aus dem VII. und VIII. Korps und der 3. Kavalleriedivision; die II. Armee unter Prinz Friedrich Karl (Chef des Stabes: General v. Stiehle), bestehend aus dem III., IV., IX.,*)

*) Das IX. Korps war zusammengesetzt aus der 18. und der Großherzoglich hessischen Division. Die 17. Division verblieb nebst vier mobilen Landwehrdivisionen zum Küstenschutz zunächst in der Heimat.

X., XII. und Gardekorps mit der 5. und 6. Kavalleriedivision; und die III. Armee unter dem Kronprinzen von Preußen (Chef des Stabes: General v. Blumenthal), bestehend aus dem V. und XI. preußischen, dem I. und II. bayerischen Korps, der württembergischen und badischen Division und der 4. Kavalleriedivision. Noch blieben das I., II., und VI. Korps, sowie 2 Kavalleriedivisionen verfügbar, für deren Beförderung an die Grenze die Eisenbahnen erst am 21. Mobilmachungstage frei wurden.*) Die gesamten deutschen Streitkräfte beliefen sich auf eine Feldarmee von 520,000 Streitern, hinter denen in zweiter Linie noch 364,000 Mann Besatzungs- und Ersatztruppen bereit standen.

Über die Zusammensetzung und den Aufmarsch der feindlichen Armee befand man sich anfänglich ziemlich im Ungewissen. Bei den sich fortwährend kreuzenden Fahrten der französischen Truppen und ihrer Reserven, von denen jene im Frieden nur zum Teil einem geschlossenen größeren Verbande angehörten, war es schwer ein einigermaßen klares Bild zu gewinnen. Die Zeitungen berichteten nur die Nummern einer großen Zahl von Regimentern, die an den verschiedensten Orten Frankreichs auftauchten. Man war daher auf Vermutungen angewiesen. Dennoch gelang es dem preußischen Generalstabe bereits am 24. Juli eine Kriegsgliederung der französischen Armee aufzustellen, die sich nachträglich als nahezu richtig erwies.

Mit dem 24. Juli begannen dann die Transporte der Truppen nach dem Westen Deutschlands und der Aufmarsch der Armee an der Grenze. Die hierfür maßgebenden Gesichtspunkte waren natürlich schon lange vorher von Moltke erwogen und festgestellt worden. Sie standen in engem Zusammenhang mit der allgemeinen politisch-militärischen Lage, dem Kriegszweck und den ersten Bewegungen zur Eröffnung des Feldzuges, also mit dem, was man gewöhnlich den

*) Es traten hiervon bis zum 5. August:
Zur I. Armee das I. Korps und die 1. Kavalleriedivision,
zur II. Armee das II. Korps,
zur III. Armee das VI. Korps und die 2. Kavalleriedivision.

„Operationsplan" nennt. Wir müssen daher diesen jetzt betrachten und haben dabei ziemlich weit zurückzugreifen.

Bereits im November 1857, bald nachdem Moltke mit der Führung der Geschäfte des Chefs des Generalstabes betraut worden war, hatte er, anknüpfend an ein Gutachten über das preußische Besatzungsrecht in Rastatt, die schon im 22. Kapitel besprochene Denkschrift verfaßt, worin er die Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich in den Kreis seiner Betrachtungen zog. Er ging hierbei von der Voraussetzung aus, daß Frankreich den Krieg mit einem Angriffe in der Richtung Straßburg—Ulm beginnen werde, um Nord- und Süddeutschland zu trennen, und daß die preußische Armee mit ihren Hauptkräften zunächst hinter dem Rheine aufmarschieren müsse und dann erst, je nach dem Punkte, den der Gegner bei seinem Vorschreiten erreicht habe, auf dem linken oder auf dem rechten Rheinufer die Offensive ergreifen könne.

Ähnliche Erwägungen stellte Moltke in einer zweiten, im Oktober 1858 verfaßten Denkschrift an, deren Inhalt ebenfalls schon früher wiedergegeben ist, da sie die Grundlage für das Verhalten der preußischen Armee in einem Kriege gegen Frankreich im Jahre 1859 hätte bilden sollen. Der Aufmarsch der preußischen Streitkräfte ist auch hier der Hauptsache nach hinter der Rheinfront angeordnet, und nur zum unmittelbaren Schutze der Rheinprovinz sind einige Korps über den unteren Rhein hinüber geschoben.

Auch in seiner nächsten Denkschrift vom Frühjahr 1860*) neigt Moltke noch dazu, den preußischen Aufmarsch nach wesentlich defensiven Gesichtspunkten anzuordnen, wobei man sich allerdings immer vor Augen halten muß, daß damals die Umbildung und Vergrößerung der preußischen Armee noch nicht stattgefunden hatte. Die Denkschrift von 1860 zieht den Aufmarsch im Falle eines Krieges sowohl gegen Rußland, wie gegen Österreich, als auch gegen Frankreich in Betracht und kommt zu dem Ergebnis, daß

*) Vergl. Bd. II S. 53 u. ff.

im letzteren Falle der Rhein immer die Basis für die deutschen Streitkräfte bilden müsse. Drei Korps — das VII., VIII. und IV. — sollten als eine Art strategischer Avantgarde in die Gegend zwischen Aachen und Trier vorgeschoben werden, die Hauptmasse der Armee sich aber am Main sammeln. Gingen dann die Franzosen unter Verletzung der Neutralität Belgiens gegen den Niederrhein vor, so müßten sie sich unterwegs sehr schwächen, und die preußische Armee könne ihnen auf dem linken Rheinufer entgegengehen, bevor sie den Strom erreichten. Erkennten die Franzosen aber die Neutralität Belgiens an und suchten sie über den Mittelrhein vorzudringen, so sollten die preußischen Korps bei Trier—Aachen gegen ihre Rückzugslinie operieren, während die Hauptarmee am Main in einer Art Flankenstellung ihren Vormarsch aufzuhalten habe. Die Gefahr für Preußen liege in seiner langsamen Mobilmachung. Es brauche zwei Monate, um alle Streitkräfte am Rhein und Main versammelt zu haben. Wäre dies nicht der Fall, so könnte es viel entschiedener auftreten.

Von fast denselben Voraussetzungen geht Moltke in einer weiteren Denkschrift vom November 1861 aus. Es heißt darin: „Das französische Heer ist in hohem Grade kriegsbereit, schon im Frieden gegen Osten disloziert und durch Benutzung eines vortrefflichen Eisenbahnnetzes in sehr kurzer Zeit zu versammeln. Auf eine Überraschung Frankreichs dürfen wir keinesfalls rechnen. In diesen Verhältnissen schon liegt gegeben, daß ein Offensivkrieg gegen Frankreich nur unter ganz besonderen Bedingungen Erfolg verspricht."

Auch noch im Juni 1863 kann sich Moltke zu einem reinen Angriffsverfahren nicht entschließen, obschon damals die preußische Armee ihre Umbildung und Erweiterung bereits erfahren hatte. Er bespricht drei Aufmarschgebiete der deutschen Streitkräfte: 1. die bayerische Pfalz; 2. die Moselgegend (Trier—Wittlich—Koblenz); 3. den unteren Main. Er entscheidet sich für das letztere und nimmt die Aufstellung dreier Armeen in Aussicht: a) einer Unterrheinarmee, die aber, wenn Belgien neutral bleibt, gleich an die Mosel vor-

rückt; b) einer Main(Haupt-)armee; und c) einer Oberrheinarmee. Letztere solle Süddeutschland decken, die Mainarmee dagegen eine mit kräftigen Vorstößen verbundene Verteidigung hinter der Rheinlinie Mainz—Mannheim führen. Es sind also ungefähr dieselben Gedanken wie früher.

Über seine Denkschrift vom 8. August 1866, die durch die Einmischung Frankreichs in die Friedensverhandlungen mit Österreich veranlaßt waren, haben wir schon im 30. Kapitel berichtet. Daß Preußen hierbei in einem Kriege mit zwei Fronten sich nach Moltkes Ansicht im Ganzen verteidigungsweise verhalten sollte, kann nicht Wunder nehmen. Aber schon bald nachher, als die Luxemburger Angelegenheit wieder die Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich näher rückte, hat Moltke seine vorsichtige Zurückhaltung aufgegeben und die Aufstellung der preußischen Armee dicht an der französischen Grenze und ihren Vormarsch an die obere Mosel, also in feindliches Gebiet hinein, in Aussicht genommen.

Noch deutlicher treten die Gedanken eines auf den Angriff berechneten Aufmarsches in einer Denkschrift vom April 1868 hervor. Am meisten aber ist dies der Fall in einem auf Grund der Besprechungen mit den Vertretern der süddeutschen Streitkräfte im Sommer 1868*) aufgestellten und im Januar und März 1869 noch einmal überarbeiteten „Entwurf für die erste Versammlung der Armee". Die Gewißheit, daß man jetzt preußischerseits unter allen Umständen auf ein thatkräftiges Mitwirken Süddeutschlands rechnen dürfe, gab Moltke den Mut, seinen lange gehegten, aber immer wieder vorsichtig zurückgedrängten Wünschen zu folgen und den Aufmarsch aller deutschen Streitkräfte vorwärts des Rheines anzuordnen, um den Krieg mit einem Angriff eröffnen zu können. Es sollen demgemäß versammelt werden: Rechter Flügel (VII. und VIII. Korps) bei Wittlich an der Mosel; Hauptarmee (III., IV., X. und Gardekorps) bei Neunkirchen und Homburg; linker Flügel (V., XI. preußische, zwei bayerische Korps, sowie die Badener und Württemberger) bei Landau; Reserve (IX., XII., I., II. und VI.

*) Vergl. Bd. II, S. 246.

Korps) vorwärts Mainz. „Die vorgeschlagene Versammlung", so heißt es in der Denkschrift, „ermöglicht, am 20. Tage nach befohlener Mobilmachung wahrscheinlich mit Überlegenheit die Defensivschlacht vorwärts des Rheines anzunehmen, am 22. Tage offensiv mit 300,000 Mann in westlicher Richtung über die Grenze vorzugehen."

Die letzte Arbeit Moltkes vor dem Kriege über den Aufmarsch der Armee stammt aus dem Winter 1868—69. Sie trägt seinen eigenhändigen Vermerk: „Auch 1870 gültig", ist aber 1869 und 1870 noch mehrfach überarbeitet worden, zuletzt im Juli 1870. Da sie die Grundlage für die thatsächlichen Ereignisse gebildet hat, so muß hier etwas näher darauf eingegangen werden.

Die Gedanken Moltkes in der Denkschrift von 1868—69 lassen sich nach folgenden allgemeinen Gesichtspunkten gruppieren:

1. Stärkeberechnung. Sie ist sehr vorsichtig gehalten, indem sie für Deutschland zunächst nur 10 Armeekorps als verfügbar annimmt, kommt aber zu dem Ergebnis, daß die deutsche Armee unter allen Umständen der französischen an Zahl überlegen sein werde. Hieraus wird die Berechtigung abgeleitet, die Offensive zu ergreifen.

2. Ziel und Zweck der Offensive. Das Ziel besteht nach Molke zunächst lediglich darin, „die Hauptmacht des Gegners aufzusuchen und, wo man sie findet, anzugreifen". Die Denkschrift wirft dann die Frage auf: „Wo dürfen wir erwarten, den Gegner zu finden?" Die Neutralität Belgiens, Hollands und der Schweiz beschränkt das Kriegstheater auf den Raum zwischen Luxemburg und Basel. Frankreich wird sich hüten, die Neutralität dieser Staaten zu verletzen, denn es machte sich dadurch die belgische oder schweizer Armee und vielleicht auch England zu Feinden. „Wir dürfen daher mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Franzosen ihre erste Versammlung auf der Linie Straßburg—Metz bewirken werden, um mit Umgehung unserer starken Rheinfront gegen den Main vorzudringen, Nord- und Süddeutschland zu trennen, mit letzterem ein Abkommen zu treffen und, basiert auf dasselbe, gegen

die Elbe vorzuschreiten.... Wollen die Franzosen ihr Eisenbahnsystem behufs schneller Versammlung aller Streitkräfte völlig ausnützen, so sind sie genötigt, in zwei Hauptgruppen zu debarkieren, bei Straßburg und Metz, getrennt durch das Vogesen-Gebirge. Wird der voraussichtlich kleinere Teil an ersterem Punkte nicht gegen Süddeutschland bestimmt, so kann die Heranziehung zur Hauptmacht an der oberen Mosel wesentlich nur durch Fußmärsche bewirkt werden."

Hiermit ist also das Ziel für die ersten Bewegungen der deutschen Armee gegeben: Die feindliche Hauptmacht an der oberen Mosel in Lothringen. Was soll denn nun aber geschehen, wenn dies Ziel erreicht und der Gegner geschlagen ist? Hierüber spricht sich Moltke in der Denkschrift nicht näher aus, da sie ja nur die „erste Aufstellung" der Armee behandelt. Seine Gedanken sind zwar schon hier zwischen den Zeilen zu lesen, noch klarer kommen sie aber zum Ausdruck in einer von ihm am 6. Mai 1870 nur zur Kenntnis seiner Abteilungschefs verfaßten Arbeit. Es heißt darin: „Die Operation gegen Frankreich wird einfach darin bestehen, daß wir möglichst geschlossen einige Märsche auf französischen Boden vorgehen, bis wir der französischen Armee begegnen, um dann die Schlacht zu liefern. Die Richtung dieses Vorgehens ist im Allgemeinen Paris, weil wir in derselben am sichersten den Zielpunkt des Vorgehens, das feindliche Heer, zu treffen erwarten dürfen. Auf dem geraden Wege von der Pfalz nach der französischen Hauptstadt liegt Metz. Dieser Platz wird links umgangen und bleibt nur zu beobachten. Der nächste strategische Aufmarsch, sofern es nicht schon früher zur Schlacht kommt, ist die Linie Lunéville—Pont à Mousson."

Hiernach ist es also schon von vorneherein die Absicht Moltkes gewesen, sich der feindlichen Hauptstadt zu bemächtigen, die in Frankreich von weit größerer Bedeutung ist als anderswo, und auf dem Wege dahin die Streitmacht des Gegners von dem reichen Süden ab und in das engere Hinterland des Nordens zu drängen. Wir werden sehen, wie er diesen Gedanken unverändert bis ans Ende festgehalten und durchgeführt hat.

3. Aufstellung und Gliederung der Armee. Gegenüber der voraussichtlichen Versammlung der Franzosen bei Straßburg und Metz ist eine Aufstellung aller deutschen Streitkräfte in der bayerischen Pfalz zu wählen. Wir stehen dort auf der inneren Operationslinie zwischen beiden feindlichen Gruppen, wir können uns gegen die eine oder die andere und, wenn wir stark genug sind, gegen beide gleichzeitig wenden. „Die Versammlung aller Kräfte in der Pfalz schützt den untern wie den oberen Rhein und gestattet eine Offensive in Feindesland, welche, rechtzeitig ergriffen, wahrscheinlich jedem Betreten des deutschen Bodens durch die Franzosen zuvorkommen wird."

Wie sich aus den weiteren Ausführungen Moltkes ergibt, soll übrigens nur die Hauptmasse der Armee in der bayerischen Pfalz versammelt werden, ein schwacher rechter Flügel aber an der oberen Mosel. Es sollen nämlich bereit stehen am 20. Mobilmachungstage:

I.	Armee (VII. und VIII. Korps) als rechter Flügel um Wittlich	60,000 Mann
II.	Armee (III., IV., X. und Garde) im Centrum bei Neunkirchen—Homburg . . .	131,000 „
III.	Armee (V., XI., Bayern, Badener und Württemberger) als linker Flügel bei Landau und Rastatt	130,000 „
	Reserve (IX. und XII.) vorwärts Mainz	63,000 „
	zusammen	384,000 Mann.

Das I., II. und VI. Korps sind noch in der Heimat zurückgehalten gedacht, teils weil die Bahnen erst am 20. Mobilmachungstage für sie frei werden konnten, teils um nötigenfalls gegen Österreich verwendet zu werden.

4. Sicherung des Aufmarsches. Hierfür sind nur kleine Postierungen an der Grenze bestimmt, nämlich bei Trier, Saarlouis, Saarbrücken und Landau. Man hat Moltke vorgeworfen, daß dies zu wenig gewesen sei. Er habe nach napoleonischem Muster eine oder mehrere starke sog. strategische Avantgarden vorschieben

müssen, hinter denen der Aufmarsch der Armee sich dann in Sicherheit habe vollziehen können. Aber man vergißt, daß Napoleon für seine Aufmärsche soviel Wochen Zeit hatte wie Moltke Tage, und daß die strategischen Avantgarden Napoleons aus kriegsbereiten Truppen bestanden, während die deutschen immobil hätten an die Grenze rücken müssen. Zu einer solchen Störung des Verlaufs der Kriegsvorbereitungen wollte sich Moltke aber nicht verstehen.

5. Küstenverteidigung. Ein französischer Landungsversuch auf deutschem Boden ist unwahrscheinlich. Frankreich hat nicht einmal Truppen genug für die Feldarmee, viel weniger für eine solche Unternehmung. Es sind aber doch vorsichtshalber die 17. Infanterie- und vier Landwehrdivisionen an der Ost- und Nordseeküste bereitzustellen, die zugleich zur Beobachtung Dänemarks dienen

---

Auf Grund dieses einfachen, aber auf unanfechtbaren Voraussetzungen beruhenden Planes gelangte in der That der Aufmarsch der deutschen Armee mit geringen Abweichungen zur Ausführung. Der Transport der Truppen begann am 24. Juli und wurde in den ersten Tagen des August beendet. Die Leistungen der Bahnen waren dank dem Zusammenarbeiten des Generalstabes mit den Eisenbahnbehörden gegen 1866 erheblich gesteigert worden, so daß die Beförderung eines Korps mit seinen Trains nur noch $5^1/_2$ Tage dauerte. Das in Betracht kommende Bahnnetz war in neun durchgehende Linien eingeteilt, auf denen die Armeekorps derartig verladen wurden, daß eine Vermischung verschiedener Korps auf einer Linie nicht stattfand. Um keine einzige unbenutzt zu lassen, hatte der Generalstab im Frieden allerdings eine fortlaufende Umarbeitung der Fahrttafeln vornehmen müssen. Allein diese Arbeit hatte sich belohnt. Die Kriegsgeschichte hat weder vor noch nachher einen solchen Massentransport, der fast einer Völkerwanderung glich, gesehen. Daß Alles in vollkommener Ordnung verlief, und die Armee an den bezeichneten Punkten rechtzeitig bereit stand, durfte sich der Generalstab als eine Leistung ersten Ranges und ein wahres Verdienst anrechnen.

Bald nachdem die Transporte ihren Anfang genommen hatten, liefen Nachrichten darüber ein, daß die französischen Truppen an die Grenze rückten, bevor sie mit ihrer Mobilmachung fertig waren. Moltke hatte eine solche Möglichkeit schon in seiner Denkschrift vom Winter 1868—69 ins Auge gefaßt und die Gegenmaßregeln erwogen. Jetzt genügten wenige Befehle, um die Ausschiffungen der II. Armee, die in erster Linie bedroht erschien, näher am Rhein bei Bingen, Mainz und Mannheim zu bewirken. Das weitere Vorgehen sollte dann schnell, aber in Fußmärschen und in geschlossener und gefechtsbereiter Ordnung erfolgen.

---

32. Der Feldzug 1870 bis zur Schlacht bei Sedan.*)

Am 31. Juli begab sich König Wilhelm mit dem Großen Hauptquartier von Berlin nach Mainz, wo er am 2. August Morgens anlangte. In seinem Gefolge befanden sich der Bundeskanzler und Minister des Auswärtigen Graf Bismarck, der Kriegsminister v. Roon, der Generalintendant der Armee v. Stosch und der Chef des Generalstabes der Armee v. Moltke mit seinem Stabe. Zu letzterem gehörten: der Generalquartiermeister v. Podbielski und die drei Abteilungschefs Oberstleutnants Bronsart v. Schellendorf, v. Brandenstein und Verdy du Vernois. Die Fahrt nach Mainz glich einem Triumphzuge. Von allen Seiten strömten Tausende von Menschen zusammen, um ihren in den Krieg ziehenden König zu sehen. Auch Moltke kam dabei nicht zu kurz. Namentlich in Köln konnte er sich der stürmischen Huldigungen kaum erwehren, als er einen Augenblick ausgestiegen war.[42]

Beim Eintreffen des Großen Hauptquartiers in Mainz hatte sich der Aufmarsch der deutschen Armeen bereits derart vollzogen, daß die I. Armee bei Losheim an der Saar vereinigt war. Die II., noch nicht vollzählig, hatte ihre vordersten Teile bis zu einer vom Generalstabe vorher erkundeten Stellung Alsenz—Göllheim—Grünstadt an den westlichen Ausgängen des Haardt-Gebirges vorgeschoben. Die 5. und 6. Kavalleriedivision klärten vor ihrer

*) Siehe zu dem Folgenden die Übersichtskarte am Schluß des Bandes.

Front auf. Die III. Armee stand mit ihren Hauptkräften bei Landau, doch befanden sich auch noch Teile (Württemberger und Badener) auf dem rechten Rheinufer.

Vom Feinde war die Nachricht eingegangen, daß bei der Gruppe in Lothringen eine Bewegung nach vorwärts gegen Saarbrücken und eine nach rechts auf Bitsch zu stattfinde. Letzteres konnte die Absicht andeuten, die elsässische Gruppe zu verstärken, um den geplanten Rheinübergang einzuleiten. Es erschien daher wünschenswert, daß die III. Armee baldigst in südlicher Richtung vorgehe, sowohl um über die Absichten des Gegners Sicherheit zu schaffen, als auch um den weiteren Aufmarsch und das Vorrücken der II. Armee gegen feindliche Unternehmungen aus der linken Flanke zu decken.

Bereits am 30. Juli Abends war das Oberkommando der III. Armee hierzu aufgefordert worden, es hatte aber geltend gemacht, daß seine Kräfte noch nicht vereinigt seien (Badener und Württemberger standen noch auf dem rechten Rheinufer), und daß vor Allem die Trains noch größtenteils fehlten. Als es aber in den nächsten Tagen beim Feinde immer lebhafter herging und die Gefahr für die II. Armee immer größer wurde, schickte Moltke am 2. August den Oberstleutnant v. Verdy zum Oberkommando nach Speyer, um die Notwendigkeit eines baldigen Vorgehens der III. Armee mündlich darlegen zu lassen. Der Kronprinz befahl darauf für den 4. August, die Grenze zu überschreiten. Dies führte zu dem Treffen bei Weißenburg, in dem die vereinzelt vorgeschobene Division A. Douay des 1. französischen Korps (Mac Mahon) gänzlich geschlagen wurde.

Die französische Heeresleitung hatte die Zeit des deutschen Aufmarsches verstreichen lassen, ohne von der eiligen Versammlung ihrer Streitkräfte Nutzen zu ziehen; der unfertige Zustand der Truppen lähmte jede Thätigkeit. Endlich entschloß man sich, um dem auf Siegesnachrichten wartenden Frankreich etwas zu bieten, zu einer gewaltsamen Erkundung gegen Saarbrücken am 2. August. Die dort stehenden schwachen preußischen Vortruppen wichen aus,

und die Unternehmung der Franzosen blieb ein Luftthieb. Lange schwankte man nun im Hauptquartier Napoleons zwischen den verschiedensten Maßnahmen hin und her, kam aber zu keinem Entschlusse. Um wenigstens den Mangel der weiten Trennung beider Heeresgruppen etwas auszugleichen, wurden die Korps im Elsaß (1., 5. und 7.) dem Marschall Mac Mahon, die Hauptmasse der Armee in Lothringen dem Marschall Bazaine unterstellt. Letztere bezeichnen wir fortan allein mit dem Namen „Rheinarmee".

Als Mac Mahon von der Niederlage bei Weißenburg Kunde erhielt, versuchte er so schnell wie möglich seine Korps in einer Stellung hinter der Sauer bei Wörth zu versammeln. Es war ihm dies aber erst zum Teil gelungen, als er von der inzwischen weiter vorgerückten III. deutschen Armee am 6. August angegriffen und entscheidend geschlagen wurde. Seine Truppen gingen in Auflösung auf Zabern zurück; nur einer Division des 5. Korps gelang es, den Anschluß an die Hauptarmee bei Saargemünd zu erreichen.

Auf deutscher Seite fehlte leider nach Wörth eine kräftige Verfolgung durch die Reiterei. Die 4. Kavalleriedivision war während der Schlacht ziemlich weit zurückgehalten worden. Erst am späten Abend traf sie auf dem Gefechtsfelde ein, und als sie am andern Morgen die Verfolgung aufnahm, fand sie den Feind bereits in den Engwegen der Vogesen in Sicherheit, wohin sie ohne Infanterie nicht zu folgen wagte. Mac Mahon erreichte, wenn auch in fortgesetztem, fluchtartigem Rückzuge, so doch unbehelligt, am 9. August die Gegend zwischen Saarburg i. L. und Lunéville.

Mittlerweile waren aber auch bei der I. und II. deutschen Armee die Dinge in Fluß geraten. Der Vorstoß der Franzosen auf Saarbrücken am 2. August schuf die Besorgnis, daß sie weiter in nordöstlicher Richtung vordringen wollten. Dem hätte zunächst nur die um Losheim stehende I. Armee entgegentreten können, die aber dafür allein zu schwach war. Sie wurde daher am 3. August angewiesen, am 4. nach Tholey — also östlich — zu rücken. Hier

stand sie näher bei der II. Armee und konnte ein etwaiges Vorrücken des Gegners über Neunkirchen oder St. Wendel flankieren.

General v. Steinmetz führte diesen Befehl auch aus, schob seine Truppen aber bis nach Ottweiler an die Straße St. Wendel —Neunkirchen, die der II. Armee bei ihrem weiteren Vormarsch zufallen mußte. Infolge dessen wies ihn Moltke an, die Straße wieder zu räumen. Hierdurch fühlte sich der „Löwe von Nachod“ beschwert; er glaubte auch, daß er von Moltke nicht genügend über die Absichten der obersten Heeresleitung unterrichtet werde, und daß man seine Armee überhaupt etwas stiefmütterlich behandle. Er beklagte sich darüber schriftlich bei Moltke und auch beim Könige. Es kostete einige Mühe, ihm verständlich zu machen, daß das Zusammenwirken aller drei Armeen nur von einer Stelle aus geleitet werden könne und von dem Einzelnen Rücksicht auf das Ganze verlange. Es zeigte sich überhaupt bald, daß Steinmetz, der 1866 als Korpsführer taktisch Hervorragendes geleistet hatte, doch nicht die für einen Armeeführer nötigen Eigenschaften besaß, vor Allem auch zu eigensinnig war.

Die II. Armee hatte inzwischen in ihrer Entwicklung rüstige Fortschritte gemacht. Am 31. Juli war sie bereits so stark, daß die Vorsichtsmaßregel der Ausschiffung am Rhein wieder aufgehoben werden konnte. Die Armee war, die Waldzone von Kaiserslautern durchschreitend, am 5. August mit ihren vorderen Korps bis in die Linie Neunkirchen—Zweibrücken gelangt. Ihre vorausgegangene Kavallerie streifte schon auf feindlichem Gebiete und meldete, daß der bei Saarbrücken erschienene Gegner wieder zurückgegangen sei und nur eine Nachhut bei Forbach zurückgelassen habe.

Im Großen Hauptquartier zu Mainz hatte man, nachdem die Befürchtung eines ernsthaften Vorgehens der Franzosen geschwunden war, den Entschluß gefaßt, aus der bisherigen vorsichtigen Zurückhaltung nunmehr mit voller Entschiedenheit und mit allen Kräften zum Angriff überzugehen. Diese Auffassung kommt bereits in dem Armeebefehl vom 3. August zum Ausdruck, worin es heißt: „Zögerndes Vorgehen der Franzosen läßt erwarten, daß II. Armee

am 6. d. M. vorwärts der Waldzone von Kaiserslautern entwickelt werden kann.... Allgemeine Offensive ist beabsichtigt."

Das Ziel dieser Offensive mußte natürlich von dem Verhalten des Gegners abhängen. Auf französischer Seite befand man sich über die Absichten und Maßnahmen der Deutschen ganz im Unklaren. An Stelle des vereitelten, ursprünglichen Kriegsplanes war noch kein neuer getreten. Daß man die Absicht der Offensive aufgeben müsse, war klar, aber man wußte auch nicht, wie und wo man sich verteidigen solle. Die Armee verblieb daher, abgesehen von einigen belanglosen Verschiebungen, im Ganzen in ihrer bisherigen zersplitterten Aufstellung. Deutscherseits war man hierüber gut unterrichtet, wie eine von Moltke den Oberkommandos am 4. August mitgeteilte Skizze der Stellungen der französischen Armee am 3. August beweist, die fast genau den Thatsachen entspricht. Es konnte sich also beim weiteren Vorrücken der I. und II. Armee zunächst nur um das Überschreiten der Saar handeln, dem dann der voraussichtliche Angriff auf die Hauptkräfte des Gegners folgen mußte. Wo man diese finden würde, war allerdings noch ungewiß. Moltke nahm an: hinter der Mosel, wo Metz und Diedenhofen Stützpunkte boten. Er überlegte sich sogar schon, wie er in einem solchen Falle handeln wollte. Getreu dem allgemeinen Feldzugsplan sollte die I. Armee den Gegner in der Front festhalten, die II. ihn südlich umgehen. Doch das waren natürlich einstweilen nur Erwägungen, die durch die Ereignisse erheblich verändert werden konnten.

General v. Steinmetz war, als er am 5. August den Befehl erhielt, die Straße über Ottweiler auf Saarbrücken zu räumen, einfach mit dem größten Teil seiner Armee in der Richtung auf Saarlouis und Saarbrücken abmarschiert, obschon es keineswegs in der Absicht der obersten Heeresleitung lag, schon jetzt die Saarlinie zu gewinnen oder gar zu überschreiten. Vielmehr sollte die II. Armee zunächst ihren Aufmarsch am 7. August in der Linie Neunkirchen—Zweibrücken vollenden und womöglich dort am 8. einen Ruhetag haben. Der I. Armee war dementsprechend auf-

getragen worden, am 6. in ihrer Stellung bei Tholey zu verbleiben und sich erst in den nächsten Tagen der Saar auf den Straßen Lebach—Saarlouis und Illingen—Völklingen so weit zu nähern, daß sie am 9. August auf der Strecke Saarlouis—Völklingen die Saar überschreiten und zum Angriffe gegen die feindliche linke Flanke vorgehen könne, während die II. Armee gleichzeitig in der Front angreifen sollte. Das Ungestüm des General v. Steinmetz und seine Besorgnis, nicht an den Feind zu kommen, rissen ihn aber zu voreiligen Schritten hin. Er schob seine Truppen bereits am 6. August bis an die Saar heran und befahl, deren Übergänge zu besetzen. Seine Avantgarde, die 14. Division, marschierte infolge dessen nach Saarbrücken, und da sie jenseits der Stadt die Spicherer Berge noch von den Franzosen (2. Korps Frossard) besetzt fand, ging sie sofort zum Angriff dagegen vor.

Die sich hieraus entwickelnde Schlacht wurde nur durch die glänzende Tapferkeit der Truppen und das freiwillige Eingreifen aller Nachbarabteilungen, auch von der II. Armee, die überhaupt noch das Gefechtsfeld erreichen konnten, zu Gunsten der deutschen Waffen entschieden.

Die Schlachten von Wörth und von Spicheren, die an einem Tage erfolgten, waren von der deutschen Heeresleitung nicht beabsichtigt gewesen; sie ermangelten der entsprechenden Vorbereitung. Wie Moltke aber selbst sagt, wird es wenig Fälle geben, wo der taktische Sieg nicht in den strategischen Plan paßt. Der Waffenerfolg wird immer dankbar angenommen und ausgenützt werden. Hier am 6. August zeigte sich der Nutzen zunächst mehr durch seine Rückwirkung auf die Kriegführung im Ganzen. Er lähmte die Thatkraft der französischen Armee auf lange hinaus, er verlieh den Deutschen das Gefühl der Überlegenheit, er vernichtete alle Hoffnungen Frankreichs auf politische Bündnisse und befreite Deutschland von jeder Gefahr eines feindlichen Einbruches zu Lande wie zu Wasser. Der augenblickliche, greifbare Erfolg war allerdings geringer. Bei Wörth war die Fühlung mit dem Gegner verloren gegangen, der Sieg ließ sich daher nicht ausbeuten. Bei Spicheren stand es damit

auch nicht viel besser, doch hatte man hier wenigstens die Saarlinie gewonnen, und der Weg zur Mosel stand offen.

Die Nachrichten von den beiden Siegen veranlaßten den König, das Große Hauptquartier am 7. August nach Homburg vorzuschieben, um den Ereignissen näher zu sein. Moltke erkannte bald, daß ein sofortiger, weiterer Vormarsch mit der I. und II. Armee auf Schwierigkeiten stoßen werde. Es mußte zunächst das Herankommen der hinteren Korps der II. Armee abgewartet und der Verband der sehr durcheinander gekommenen Heeresteile wieder hergestellt werden. Auch erschien es notwendig, bevor ein entscheidender Entschluß gefaßt wurde, nähere Nachrichten über den Verbleib der beiden feindlichen Heeresgruppen abzuwarten.

Von diesen war es, wie wir wissen, der einen unter Marschall Mac Mahon gelungen, unbehelligt bis in die Gegend zwischen Saarburg i/L. und Lunéville zu gelangen. Von hier hätte er ohne Schwierigkeit zur Vereinigung mit der Hauptmacht nach Metz herangezogen werden können. Allein der Zustand seiner Truppen gestattete nicht, sie sogleich wieder gegen den Feind zu verwenden. Sie wurden daher über Chaumont mit der Eisenbahn in die Gegend von Châlons geschafft, wohin auch das 7. Korps aus Belfort und alle übrigen noch verfügbaren Streitkräfte Frankreichs herangezogen wurden. Aus diesen Truppen bildete sich dann bis zum 22. August eine neue Armee unter dem Oberbefehl Mac Mahons, der wir später noch begegnen werden.

Im Hauptquartier Napoleons bei Metz war man immer noch zu keinem festen Entschlusse gekommen. Anfangs wollte man unter dem ersten Eindruck der doppelten Niederlage vom 6. August auch mit der „Rheinarmee" bis Châlons zurückgehen, indes führten politische Erwägungen und die Furcht vor der öffentlichen Meinung in Frankreich dazu, einen Versuch zum Widerstande bei Metz zu machen. Zuerst hatte man dafür die Linie der französischen Nied ausersehen, am 10. August aber entschloß man sich, erst unter den Mauern der Festung halten zu bleiben. Die Bewegungen hierzu wurden bis zum 12. August ausgeführt. Nunmehr legte Napoleon

den Oberbefehl in die Hände Bazaines nieder, und dieser entschied sich dahin, die Armee noch weiter bis an die Maas nach Verdun zurückzuführen. Bei solchem Schwanken und zahlreichen nutzlosen Hin- und Hermärschen ging aber viel Zeit verloren, so daß die Armee am 13. noch östlich Metz, also auf dem rechten Moselufer, stand. Am 14. sollte sie den Abmarsch hinter den Fluß antreten, wurde indes hierbei von den mittlerweile nachgerückten deutschen Truppen angegriffen und bei Colombey-Nouilly geschlagen.

Im deutschen Großen Hauptquartier, das am 9. August nach Saarbrücken verlegt worden war, hatte man über das Schicksal der Armee Mac Mahons keine zuverlässige Nachrichten erhalten können; man wußte nur, daß sie ihren Rückzug über Zabern und Saarburg in westlicher Richtung genommen hatte. Auch mit der Hauptmacht Bazaines war keine unmittelbare Fühlung vorhanden, doch hatte man den Eindruck, daß sie nach der Mosel in der Richtung auf Metz weiche. Moltke glaubte, daß Bazaine hier Widerstand leisten werde. Er hielt daher einen einheitlichen, geschlossenen Vormarsch aller drei Armeen für geboten, um jederzeit zur Schlacht bereit zu sein. Sein Gedankengang verläuft also ganz im Sinne Napoleons I., und es liegt hier wieder ein Beweis dafür vor, daß diejenigen irren, die zwischen ihm und Napoleon einen Gegensatz der strategischen Anschauungen feststellen wollen. Moltke operierte geschlossen, wenn es möglich war, und er operierte konzentrisch oder exzentrisch, wenn ihn die Lage dazu zwang. 1866 hatte er den Krieg mit einem konzentrischen Vormarsch auf den äußeren Linien begonnen, 1870 verliefen die ersten Bewegungen eher exzentrisch, denn der Vormarsch der III. Armee gegen Mac Mahon entfernte sie von der Hauptmasse der deutschen Streitkräfte. Jetzt aber, sobald es möglich war, beeilte sich Moltke, die III. Armee der Mitte wieder zu nähern. Dies ließ sich ausführen, da sie keinen Feind mehr gegenüber hatte, und zugleich wurde dadurch das Vorgehen der übrigen Armeen unterstützt.

Um alle drei auf gleiche Höhe zu bringen, war eine Rechtsschwenkung erforderlich, wobei die I. Armee den Drehpunkt bildete.

Und da die III. erst am 12. August die Saar erreichen konnte, so mußte der Vormarsch der beiden anderen etwas verlangsamt werden. Der I. Armee wurde daher die Straße Saarlouis—Metz zugewiesen, um den Gegner in der Front zu beobachten und festzuhalten, die II. sollte über St. Avold—Romény auf Pont à Mousson vorgehen, die III. erhielt die Richtung über Saarunion—Dieuze auf Nancy. Mit dieser Bewegung war der strategische Grundgedanke Moltkes, den Gegner südlich zu umgehen und nach Norden abzudrängen, bereits eingeleitet. Blieb die französische Armee bei Metz auch nur kurze Zeit noch stehen, so wurde ihre Rückzugslinie durch den linken Flügen der Deutschen ernstlich bedroht.

Die Ausführung dieses so einfachen, aber in seiner Einfachheit großartigen Gedankens mußte natürlich durch die Nachrichten über den Gegner beeinflußt werden. Der Nachrichtendienst war, wie wir wissen, bei der preußischen Armee noch im Feldzuge 1866 recht mangelhaft gewesen. Vor Allem hatte man es damals nicht verstanden, von der zahlreichen und guten Kavallerie zur Aufklärung Gebrauch zu machen. Die Hauptmasse der Reiterei war, in einem Korps vereinigt, hinter der Armee zurückgehalten worden, und es gelang ihr daher nicht einmal nach der Schlacht bei Königgrätz die Fühlung mit dem Gegner aufrecht zu erhalten.

Dieser Mangel war Moltke nicht entgangen. Er hatte sich nach dem Kriege viel damit beschäftigt und aus dem Studium der Feldzüge Napoleons I. neue Gesichtspunkte für die Verwendung der Reiterei gewonnen. Er hatte seine Gedanken dann in dem bereits erwähnten*) Aufsatze: „Über Verwendung der Kavallerie nach den Erfahrungen von 1866“ niedergelegt, um sie der Armee zugänglich zu machen. Er sprach sich hierbei gegen die Aufstellung von Kavalleriekorps aus, die zu schwerfällig seien und als Schlachtenkavallerie doch selten Gelegenheit zur Thätigkeit fänden. Überhaupt müsse die Aufgabe der Reiterei weniger im Fechten, als im Reiten, Sehen und Aufklären bestehen. Diese Aufgabe könne nur durch leicht bewegliche Brigaden oder Divisionen erfüllt

*) Band II S. 248.

werden, die der Armee weit vorausgehend sich dem Feinde anhingen, jeder seiner Bewegungen folgten, häufig meldeten und die Vorgänge bei den eigenen Truppen verschleierten.

Diesen Vorschlägen Moltkes entsprechend waren in der That 1870 keine Kavalleriekorps, sondern sechs Divisionen gebildet worden, denen die strategische Aufklärung zufallen sollte. Es machten sich indes auch bei ihnen, namentlich im Anfang, Mängel bemerkbar, die sich nur allmälig abstellen ließen. Zunächst bestand ein großer Teil der Kavalleriedivisionen aus schwerer Reiterei, die außer der Pistole keine Schußwaffe mit sich führte und daher feindlichen Schützen gegenüber sich in einer üblen Lage befand. Dann aber war vor Allem ihre neue Aufgabe der Kavallerie in der kurzen Frist bis zum Ausbruch des Krieges noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen, weder bei den Führern noch bei den Truppen, und es bedurfte einiger Zeit und der Erfahrungen des Krieges selbst, um hierin Wandel zu schaffen.

So war denn Moltke im Beginn des Feldzuges häufig genötigt, die Oberkommandos darauf hinzuweisen, daß sie richtigen Gebrauch von ihren Reiterdivisionen machten. Fast täglich finden wir in diesen Tagen in seinen Befehlen die Mahnung: „Kavallerie weit vor!“ Wir haben gesehen, wie nötig dies bei der III. Armee gewesen war, wo sich die Kavallerie noch bei Wörth ganz hinten befunden hatte. Nicht besser stand es bei der I. Armee. Verschiedene Versuche, die 3. Kavalleriedivision an den Feind zu bringen, endigten immer wieder damit, daß sie sich Abends hinter die Infanterie zurückzog. Freilich bestand diese Division ganz aus schweren Regimentern. Nur bei der II. Armee hatte Prinz Friedrich Karl von vorneherein seine Reiterei im Sinne Moltkes verwandt und damit vortreffliche Erfolge erzielt. Auf die Meldungen der 5. und 6. Kavalleriedivision hatte Moltke wesentlich seine Entschlüsse und Anordnungen gründen können.

So streiften auch jetzt diese Divisionen bis vor die Thore von Metz, ja sogar über die Mosel hinaus. Sie meldeten das allgemeine Zurückweichen des Feindes in westlicher Richtung, aber auch, daß sich dicht vorwärts der Festung noch starke Truppen-

massen befänden. Es ließ sich daraus ebenso wohl der weitere Rückzug des Gegners folgern, als auch seine Absicht, von Metz her gegen den rechten Flügel der anrückenden Deutschen vorzustoßen. Man wußte natürlich von der im Hauptquartier Napoleons herrschenden Ratlosigkeit nichts, sondern traute den Franzosen mehr Thatkraft zu, als sie besaßen. Moltke wollte daher langsam aber sicher vorgehen, um nicht die bisherigen Erfolge aufs Spiel zu setzen. In dieser Lage, die jeden Augenblick zu einem Zusammenstoß führen konnte, hielt er es auch für nötig, die bisherige Befehlsform der „Direktive" zeitweilig aufzugeben und die Korps durch unmittelbare Befehle einheitlich zu leiten.

Das Große Hauptquartier wurde daher am 11. August nach St. Avold in die vordere Linie mitten zwischen die I. und II. Armee verlegt, um nach beiden Seiten schnell eingreifen zu können. Es entwickelt sich nun in den nächsten Tagen unter der persönlichen Leitung Moltkes ein großartiges strategisches Manöver. Vierzehn Armeekorps marschieren, gesichert durch einen dichten Schleier von Kavallerie, in einer Front gegen die Mosel vor und führen dabei eine Rechtsschwenkung aus. Die Befehlsgebung Moltkes steht in dieser Zeit auf vollster Höhe. Wenige Zeilen genügen, um die Massen zu lenken, die unvermeidlichen Reibungen und Verpflegungsschwierigkeiten werden gleichsam spielend überwunden, und so vollzieht sich diese Bewegung genau nach dem Willen des Leitenden ohne Stocken und mit großer Schnelligkeit. Am 12. August erreicht die I. Armee die deutsche Nied, am 13. die französische Nied, ohne auf den Gegner zu stoßen. Die II. Armee gelangt am 13. mit ihren Hauptkräften an die Seille und bemächtigt sich sogar bereits des Moselübergangs von Pont à Mousson mit Infanterie, während ihre Reiterei weit voraus auf dem linken Flußufer streift.

Als nun auch am 13. August die Meldungen der Kavallerie besagten, der Gegner stehe immer noch mit starken Kräften diesseits Metz, stieg wieder die Besorgnis, er könne versuchen, plötzlich mit Übermacht über die I. Armee herzufallen, während die II., schon in ihrer umgehenden Bewegung begriffen, nicht sofort zur

Hilfe bereit sei. Es erhielt daher die I. Armee den Befehl, am 14. August an der französischen Nied stehen zu bleiben, während der rechte Flügel der II. Armee nahe südlich Metz etwas zurückgehalten wurde, um nötigenfalls in die Flanke eines feindlichen Angriffes gegen die I. Armee vorstoßen zu können. Der linke Flügel der II. dagegen sollte seinen Marsch gegen die Moselstrecke Pont à Mousson—Marbache fortsetzen.*)

Daß mit diesen Anordnungen eine gewisse Gefahr verbunden war, läßt sich nicht leugnen, und manche Kritiker haben daraus Moltke einen ernstlichen Vorwurf gemacht. Er gab in der That die bisherige Geschlossenheit des Vormarsches auf und schuf die Möglichkeit, daß die beiden getrennten Teile der Armee vereinzelt geschlagen wurden Denn auch der linke Flügel der II. Armee konnte bei oder nach dem Überschreiten der Mosel von den plötzlich nach Süden vorgehenden Franzosen angefallen werden. Allein Moltke traute mit vollem Recht dem Gegner nach seinem bisherigen Verhalten so viel Thatkraft nicht mehr zu. Er sagte sich auch, daß, um einen großen Zweck zu erreichen, man etwas wagen müsse. Ihm schien jetzt die Zeit gekommen, seinen alten Plan: die Franzosen südlich zu umgehen und von ihrer Rückzugslinie abzudrängen, zur vollen Ausführung zu bringen. Und hierbei kam ihm der Feind selbst zu Hilfe.

Anstatt nämlich seine Absicht, von Metz in der Richtung auf Verdun abzumarschieren, möglichst rasch durchzuführen, ließ Bazaine 36 Stunden unbenutzt verstreichen. Erst gegen Mittag des 14. August setzten sich seine Korps in Bewegung, um hinter die Mosel zurückzugehen. Dieser Abmarsch des feindlichen Heeres wird aber von den Vortruppen der I. Armee erkannt, und in dem richtigen Gefühl, daß es vorteilhaft sei, den Gegner so lange wie möglich auf dem rechten Moselufer festzuhalten, greifen sie an. Die Franzosen lassen sich verleiten, Front zu machen und die Schlacht anzunehmen, die mit ihrem Rückzuge unter die Kanonen von Metz am späten Abend endet.

*) Siehe zu dem Folgenden neben der Übersichtskarte auch die „Karte zu den Schlachten um Metz am 14., 16. und 18. August 1870“.

Auch die Schlacht vom 14. August war von der deutschen Heeresleitung nicht beabsichtigt gewesen. Aber es ist doch ein Unterschied zwischen ihr und den Schlachten von Wörth und Spicheren erkennbar. Wenn man diese beiden mehr oder weniger als Zufallsschlachten bezeichnen muß, die aus dem — von der Armeeleitung nicht vorgesehenen — Drauflosgehen einzelner Unterführer entstanden sind, und wenn wenigstens in Bezug auf die Schlacht von Wörth nach Maßgabe der beiderseitigen Stärkeverhältnisse angenommen werden darf, daß unter der Voraussetzung planmäßiger Vorbereitung ein erheblich größerer Nutzen mit erheblich geringeren Opfern hätte erzielt werden können, so trifft dies bei Colombey-Nouilly nicht zu. Allerdings war auch diese Schlacht „improvisiert", aber es lag ihr ein in den Rahmen der strategischen Gesamthandlung passender Gedanke zu Grunde. Infolge dessen war auch der Nutzen dieses Sieges für die deutsche Heeresleitung ein größerer. Die Franzosen hatten einen ganzen Tag für ihren Abzug verloren, und jetzt konnte die Umgehung, die bisher immer nur von Teilen der deutschen Armee angestrebt worden war, im großen Stil mit allen Kräften zur Ausführung gelangen. Im Geiste Moltkes entstand der kühne Plan, den Kriegsschauplatz mit einem Schlage auf das linke Moselufer zu verlegen, dort sich dem Feinde entgegenzuwerfen und ihn mit veränderter Front zur Schlacht zu zwingen.

Noch am 15. ergingen die Befehle hierzu. Seine Majestät der König hatte sich am frühen Morgen dieses Tages aus Herlingen, wohin am 13. August das Große Hauptquartier verlegt worden war, auf das Schlachtfeld vom 14. begeben. Er ritt, von Moltke begleitet, bis auf einen Kilometer an die Forts von Metz heran und überzeugte sich, daß diesseits der Festung kein Franzose mehr stand. Dagegen sah man jenseits der Mosel große Staubwolken, die erkennen ließen, daß die Franzosen sich dort noch im Marsche befanden, der nicht weit gediehen sein konnte. Diese Wahrnehmung bestärkte in dem Entschluß, sofort mit allen Kräften die Mosel zu überschreiten und gegen die Rückzugslinie des Gegners vorzugehen. In dem am 15. August ausgegebenen Befehl heißt

es: „Der II. Armee ist durch Telegramm vom heutigen Tage die freie Verfügung über ihre sämtlichen Korps zurückgegeben ...... Die Früchte des Sieges sind nur durch kräftige Offensive der II. Armee gegen die Straßen von Metz sowohl über Fresnes wie Etain nach Verdun zu ernten. Dem Oberkommando darf überlassen bleiben, eine solche mit allen verfügbaren Mitteln nach eigenem Ermessen zu führen ...." Der I. Armee wurde befohlen, ihr I. Korps zur Beobachtung der Festung Metz vor dieser stehen zu lassen und mit den beiden anderen (VII. und VIII.) sofort den Linksabmarsch zum Überschreiten der Mosel oberhalb der Festung anzutreten. Die Kavallerie beider Armeen sollte auf dem linken Moselufer gegen die von Metz nach Westen führenden Straßen aufklären und den Verbleib des Gegners feststellen.

Leider wurde diese Aufgabe von der Kavallerie nicht in genügender Weise gelöst. Aus ihren Meldungen ging nicht mit Sicherheit hervor, wie weit der Marsch der Franzosen nach Westen am 15. Abends schon vorgeschritten war. Das Oberkommando der II. Armee glaubte infolge dessen die Armee Bazaines bereits im vollen Abzuge nach der Maas, während sie sich thatsächlich noch nicht über eine Meile weit von Metz entfernt hatte. Prinz Friedrich Karl befahl daher für den 16. August nur das Vorgehen zweier Korps (III. und X.) in nördlicher Richtung gegen die von Metz nach Verdun führenden Straßen und setzte die anderen Korps in westlicher Richtung in starken Märschen nach der Maas in Bewegung, in der Hoffnung mit ihnen den Gegner noch einzuholen. Bei dieser Anordnung ist offenbar ein Hauptgrundsatz der Kriegführung: stets *etwas Ganzes* zu wollen und immer nur *ein* Ziel mit allen Kräften anzustreben, nicht genügend beachtet worden. Würde das Oberkommando ganz auf die Absichten Moltkes eingegangen sein und am 16. die sämtlichen Kräfte nach Norden in Marsch gesetzt haben, so wäre die Gefahr einer Teilniederlage vermieden und voraussichtlich schon an diesem Tage dasselbe Ergebnis erzielt worden, das am 18. August durch neue schwere Opfer erkauft werden mußte.

Infolge dieser Irrtümer stößt nun das III. Armeekorps am 16. bei Vionville—Mars la tour zunächst allein auf die gesamte französische Armee, die dort Halt gemacht hat, um das Herankommen ihrer letzten Abteilungen abzuwarten. In ungleichem, aber mit glänzender Tapferkeit durchgeführtem Kampfe, in den auch das X. und kleinere Abteilungen des VIII. Armeekorps eingreifen, wird der weit überlegene Gegner zwar nicht besiegt, aber derartig erschüttert, daß er sich außer stande sieht, an diesem und dem folgenden Tage den Weitermarsch nach Westen fortzusetzen. Marschall Bazaine räumt sogar am 17. die südlichste der von Metz nach Verdun führenden Straßen und geht in eine Stellung St. Privat—Gravelotte zurück, deren Front nach Westen gerichtet ist und in der er, gestützt auf die Festung Metz, den Entscheidungskampf annehmen will.

Das deutsche Große Hauptquartier hatte sich am 16. August Morgens nach Pont à Mousson begeben. Gegen Mittag liefen hier schon Nachrichten über den begonnenen Kampf bei Vionville ein. Moltke erkannte sofort dessen weitreichende Folgen: die Franzosen waren zwar zunächst am Weitermarsch gehindert, aber es lag die Gefahr vor, daß sie, die Schwäche der ihnen gegenüber stehenden deutschen Truppen erkennend, diese über den Haufen rannten und dann doch ihren Rückzug fortsetzten. Sofort greift Moltke wieder ein. Die I. Armee erhält den Auftrag, das VII. und VIII. Korps am anderen Tage zeitig die Mosel überschreiten zu lassen und sie möglichst schnell an den Feind zu führen. Von der II. Armee war das IX. Korps schon vorher auf das linke Ufer gewiesen worden, jetzt ging auch dem XII. und Gardekorps der Befehl zu, früh am 17. nach Mars la tour aufzubrechen. So konnten bis zum Mittag dieses Tages fünf, bis zum Abend sieben Armeekorps vereinigt werden, — Kräfte genug, um jeden Durchbruchsversuch der Franzosen zu vereiteln.

Für die weiteren Anordnungen schien eine persönliche Anschauung der Verhältnisse vorn am Feinde unentbehrlich. Der König begab sich daher am 17. August mit dem Großen Hauptquartier schon so früh auf das Schlachtfeld vom 16., daß er be-

reits um 6 Uhr dort eintraf. Auf der Höhe von Flavigny haltend, nahm er die einlaufenden Meldungen entgegen. Diese erwiesen sich aber leider teils als ungenau, teils als widersprechend. Die deutsche Kavallerie, die in der Schlacht von Mars la tour in so hervorragender Weise in den Kampf eingegriffen hatte, war dadurch so erschüttert worden, daß sie ihrer Aufgabe der Aufklärung am anderen Tage nicht in vollem Maße zu entsprechen vermochte. Ihre Meldungen ließen Zweifel darüber, ob die Hauptmasse der Franzosen stehen geblieben war, oder ob sie versuchte, auf den noch freien Straßen über Etain und Briey zu entkommen.

General v. Moltke war der Ansicht, daß man noch am 17. von Neuem gegen die Franzosen vorgehen müsse, um sie festzuhalten und nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Er ließ sich aber durch den Prinzen Friedrich Karl überzeugen, daß die gestern im Gefecht gewesenen Truppen zu sehr gelitten hatten und wenigstens eines Tages der Ruhe bedurften. Auf Vortrag Moltkes wurde daher der Angriff erst für den 18. August festgesetzt.

Der hiernach um 2 Uhr auf der Höhe südlich Flavigny gegebene Befehl hat eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt, da er in seinen Folgen zur Einschließung der französischen Rheinarmee und damit zu deren späterer Gefangennahme geführt hat. Er ist um so bemerkenswerter, als er bei völlig ungenügender Kenntnis vom Feinde erlassen werden mußte, und trotzdem mit unerhörter Kühnheit eine Armee von fast 200,000 Mann angesichts des Feindes eine umgehende Bewegung machen läßt und sie zur Schlacht mit völlig verkehrter Front, also unter Preisgabe der bisherigen Verbindungen, führt. Die Folgen einer immerhin möglichen Niederlage der Deutschen mußten sich natürlich bei einem so gewagten Unternehmen bedeutend steigern. Man hat Moltke auch vielfach deswegen getadelt und sein Wagnis eine Tollkühnheit genannt. Wer sich aber in die Lage und in die Seele dieses Mannes hineinzuversetzen versteht, der wird erkennen, daß er gar nicht anders handeln konnte, und daß er darum auch richtig gehandelt hat.

Es mußten nämlich bei dem Entwurf des Befehls die beiden bereits erwähnten Möglichkeiten in Betracht gezogen werden: daß der Gegner bei Metz stehen blieb, oder daß er versuchte, noch auf den nördlichen Straßen abzumarschieren. In beiden Fällen war es nötig, sich zunächst der Straße über Etain zu bemächtigen. Das konnte natürlich nur geschehen durch einen Vormarsch nach Norden, wobei vor Allem der linke Flügel der II. Armee in Thätigkeit zu treten hatte. Diesem Flügel fiel dabei entweder die Aufgabe einer Avantgarde oder die des entscheidenden Teiles der Schlachtlinie zu, je nach dem Verhalten des Gegners. Fand man nämlich die Franzosen bereits im Abmarsch, so mußte der linke deutsche Flügel sie angreifen und festhalten, während der rechte zur Unterstützung nachrückte. Stand der Feind aber noch bei Metz, so hatte der rechte Flügel ihn festzuhalten, der linke ihn zu umgehen und von seiner Rückzugslinie abzuschneiden.

Wie aber mußten nun die Bewegungen der deutschen Streitkräfte eingerichtet werden, um diesen vielgestaltigen Anforderungen zu entsprechen? General v. Moltke fand dafür ein einfaches Mittel: Vormarsch der ganzen Armee nach Norden in Staffeln vom linken Flügel, so daß sie jederzeit bereit war, nach Osten einzuschwenken. Der in diesem Sinne gegebene kurze Befehl lautet: „Die II. Armee wird morgen den 18. um 5 Uhr früh antreten und mit Echelons vom linken Flügel zwischen dem Yron- und Gorzebach (im Allgemeinen zwischen Ville sur Yron und Rezonville) vorgehen. Das VIII. Armeekorps hat sich dieser Bewegung auf dem rechten Flügel der II. Armee anzuschließen. Das VII. Armeekorps wird anfangs die Aufgabe haben, die Bewegung der II. Armee gegen etwaige Unternehmungen von der Seite von Metz her zu sichern. Weitere Bestimmungen Seiner Majestät des Königs werden von den Maßnahmen des Feindes abhängen."

Um 3 Uhr Nachmittags am 17. begab sich das große Hauptquartier nach Pont à Mousson zurück. Es wäre für den greisen Monarchen sicherlich bequemer gewesen, wenn er den weiten Rückweg nicht hätte machen müssen, aber in der Nähe des Schlacht-

feldes vom 16. waren alle Orte mit Verwundeten überfüllt. Auch erschien es ratsam, die inzwischen in Pont à Mousson eingelaufenen Nachrichten über die anderen Teile der Armee kennen zu lernen. So wird man es nicht tadeln dürfen, wenn das Große Hauptquartier sich an seinen alten Platz zurück begab. Andererseits aber ist es sicher, daß sein Verbleiben vorn am Feinde auch große Vorteile gehabt hätte, ja daß es sogar notwendig werden konnte, wenn z. B. neue, wichtige Nachrichten über den Gegner eingingen, welche die Kriegslage wesentlich veränderten. Napoleon I. pflegte bei so gespannter Lage immer sein Quartier bei den vordersten Abteilungen zu wählen.

Am Morgen des 18. August ganz früh begab sich der König mit seinem Stabe wieder nach Flavigny, wo er bereits um 6 Uhr eintraf. Man erkannte hier bald, daß die Franzosen sich aus ihrer gestrigen Stellung zurückgezogen hatten, allein es war nicht völlig klar, ob sie noch fest standen, oder ob sie den Abmarsch bereits eingeleitet hatten. Ein um 10³⁰ erlassener Befehl Moltkes weist auf diese Ungewißheit hin, giebt aber doch in großen Zügen schon jetzt den Rahmen an, in dem sich die nun folgende Schlacht abspielen sollte. Er schreibt der II. Armee vor, das XII. und Gardekorps auf Batilly—Marie aux Chênes in Marsch zu setzen, von wo der weitere Marschrichtungspunkt dieses äußersten linken Flügels je nach der Ausdehnung des Gegners selbständig gewählt werden mußte. Der Angriff gegen die ganze feindliche Stellung sollte jedenfalls gleichzeitig durch die I. Armee vom Bois de Vaux und Gravelotte aus, durch das IX. Korps gegen das Bois de Genivaux und Verneville, durch den linken Flügel von Norden her erfolgen. Die I. Armee hatte sich also nach der II. zu richten und mit ihrem Vorgehen zu warten, bis der linke Flügel den nötigen Vorsprung gewonnen hatte.

Um die dem Oberkommando der II. Armee zufallende Aufgabe zu lösen, mußte dieses vor Allem zu erfahren suchen, wie weit sich der rechte Flügel des Gegners ausdehnte. Aber gerade

hierüber blieb man sehr lange im Unklaren. Erst gegen 11 Uhr erhielt Prinz Friedrich Karl die Meldung, daß die feindliche Stellung bis St. Privat reiche. Er ordnete darauf selbständig an, daß sein äußerster linker Flügel (das XII. Korps) bis über Roncourt aushole, um jedenfalls eine Umfassung des Gegners zu erreichen.

Natürlich erforderte eine so weite Bewegung viel Zeit, und der rechte Flügel der Armee hätte sich sagen können, daß es Nachmittag werden würde, bevor er in Thätigkeit zu treten brauchte. Allein durch ein Mißverständnis griff das IX. Korps schon um 12 Uhr Mittags an, die I. Armee ließ sich dadurch gleichfalls zum Vorgehen verleiten, und so entbrannte das Gefecht auf dem rechten Flügel viel zu früh.

Im königlichen Hauptquartier bei Flavigny sah man dies mit Mißfallen, und General v. Moltke schickte zweimal einen Befehl an die I. Armee, sich nicht vorzeitig in den Kampf einzulassen; allein es war schon zu spät. Das Gefecht auf dem rechten Flügel nahm an Umfang und Heftigkeit immer mehr zu, was den König gegen 2 Uhr veranlaßte, mit seinem Stabe bis südöstlich Rezonville vorzureiten. Da man hier indes nicht viel sah, so begab sich das Große Hauptquartier gegen 4 Uhr auf einen Punkt nordwestlich Gravelotte, von wo es die ganze feindliche Stellung überblicken konnte und wo es der Hauptsache nach auch bis zum Abend verblieben ist.

Man erkannte von hier, daß die Schlacht auf dem rechten Flügel am Nachmittage zum Stehen gekommen war. Es war eine Kampfespause eingetreten, hervorgerufen durch die Ermattung und den großen Kräfteverbrauch auf beiden Seiten. Aber auch von dem linken deutschen Flügel kam keine Nachricht über einen errungenen Erfolg. Dort war in der That um diese Zeit die Entscheidung noch nicht gefallen, wenn sie auch nahe bevor stand. In dem hierdurch hervorgerufenen Gefühl der Ungewißheit beschloß der König aus eigenem Antriebe, das gegen Abend bei Gravelotte eintreffende II. Armeekorps wider die anscheinend unverwundbare

Höhenstellung des Gegners bei Point du jour einzusetzen. General v. Moltke war mit diesem Entschlusse nicht ganz einverstanden, denn er sah voraus, daß das frontale Vorgehen gegen einen noch nicht genügend erschütterten Feind, das sich noch dazu aus ungünstigen Verhältnissen in schmaler Front entwickeln mußte, vergeblich sein werde. Dennoch widerstrebte er nicht, denn er hoffte, daß schon das bloße Erscheinen der Pommern auf diesem Teile des Schlachtfeldes dem in stundenlangem Ringen stark mitgenommenen deutschen rechten Flügel wieder Halt verleihen werde, und er wußte auch, daß oft schon der bloße Wille, unter allen Umständen zu siegen, Wunder thut. Er setzte sich sogar selbst, als sein Colbergisches Grenadierregiment anrückte, an dessen Spitze und ritt ein Stück mit. Daß er dabei den Degen gezogen habe, wie vielfach behauptet wird, beruht indes auf einem Irrtum.

Der Angriff der Pommern rief noch einmal das fast ganz verstummte feindliche Feuer wach. Es wurde sogar so heftig, daß man einen Augenblick in der Umgebung des Königs an einen Gegenangriff der Franzosen glaubte. Moltke aber sagte in seiner unerschütterlichen Ruhe: „Es ist nichts; das ist nur ihr allabendlicher Abendsegen, mit dem sie das Gefecht abbrechen“.

Wirklich verstummte der Gefechtslärm auch bald wieder, und man hatte den Eindruck, daß der Gegner auf seinem linken Flügel wenn auch nicht geworfen, so doch derartig mürbe gemacht sei, daß eine Erneuerung des Angriffes am anderen Tage ihm sicher eine Niederlage beibringen müsse. Und zu einem Erneuern des Angriffes war Moltke fest entschlossen, falls nicht Nachrichten über einen Erfolg des linken deutschen Flügels dies unnötig machten. Mit Spannung wartete er daher auf Meldungen vom Prinzen Friedrich Karl. Endlich am späten Abend kam von diesem eine kurze Mitteilung, daß St. Privat genommen und der rechte Flügel des Gegners im vollen Rückzuge nach Metz begriffen sei. Erleichtert atmete Moltke auf. Sofort begab er sich zum Könige, der am Abend nach Rezonville geritten war und dort den Ausgang des Tages erwartete. Moltke machte ihm Meldung über die Lage auf

dem linken Flügel und sprach seine Ansicht aus, daß die Schlacht gewonnen sei.

Und in der That — was man am Abend des 18. noch nicht völlig übersehen konnte — der Sieg war ein vollständiger und folgenschwerer. Frankreichs stärkste und beste Armee war geschlagen und in eine Festung hineingeworfen, aus der ein Entkommen fast unmöglich erschien. Ein glücklicher Ausgang des ganzen Krieges war dadurch in greifbare Nähe gerückt, und die deutsche Heeresleitung konnte mit erhöhter Zuversicht an die noch übrig bleibenden Aufgaben herantreten. Auch die politische Bedeutung dieses Erfolges, der die Reihe der Schlachten um Metz mit einem glänzenden, unbestrittenen Siege abschloß, war groß und mußte auf die Haltung des Auslandes von wesentlichem Einflusse sein.

Die Schlacht von Gravelotte war die erste geplante Schlacht in diesem Feldzuge und zugleich die erste, die unter den Augen des königlichen Oberfeldherrn geschlagen wurde. Sie ist auch, abgesehen von manchen unvorhergesehenen Zwischenfällen, im Großen und Ganzen in dem vom Chef des Generalstabes festgestellten Rahmen verlaufen. Dies war zweifellos ein Verdienst Moltkes, das ihm um so höher angerechnet werden darf, als, wie wir wissen, seine Befehle auf sehr unsicherer Grundlage erlassen werden mußten. Man hat aber trotzdem vielfach sein Verdienst zu verkleinern gesucht und ihm den Vorwurf gemacht, er habe bei Gravelotte das Wirken des Feldherrn *auf dem Schlachtfelde* vermissen lassen, d. h. er habe es nicht verstanden, an geeigneter Stelle einzugreifen, das Gefecht nach seinem Willen zu lenken und das auszunutzen, was Napoleon I. das Ereignis (l'événement) in der Schlacht zu nennen pflegte. Napoleon hat allerdings häufig, wenn auch nicht immer, sein événement gehabt und es mehr oder weniger geschickt auszunutzen verstanden. Allein wir haben schon früher einmal darauf hingewiesen, daß die Grundlagen und Bedingungen der Schlachtenleitung zur Zeit Napoleons ganz andere waren, als 1870. Die gewaltige Größe der modernen Heere, die Ausdehnung der Kampffelder, der durch die bedeutend erhöhte Tragweite der Ge-

schosse vergrößerte Abstand der Schlachtlinien von einander und viele andere Umstände schließen die einfachen Verhältnisse aus, die noch eine Führung der Truppen während der Schlacht im Sinne früherer Zeiten gestatten, und machen die Leitung einer Armee beim Zusammenstoß mit dem Feinde zu einer Thätigkeit, bei der der denkende Geist das Meiste und Beste thun muß, die Persönlichkeit aber zurücktritt. Dann aber vor Allem stand es auch gar nicht in der Macht Moltkes, nach Art eines Napoleon oder Friedrichs des Großen in die Schlacht einzugreifen. Wenn der König zugegen war, hatte dieser den Oberbefehl, und Moltke war für jede Anordnung an seine Zustimmung gebunden. König Wilhelm schenkte zwar seinem Generalstabschef das vollste Vertrauen und folgte in den meisten Fällen seinem Rate, allein er war viel zu sehr Soldat, um nicht auch eine Meinung zu haben und sie unter Umständen nachdrücklich geltend zu machen. So hat er auch bei Gravelotte mehrfach persönlich eingegriffen, namentlich bei der I. Armee und, wie wir wissen, am Abend noch durch das Einsetzen des II. Armeekorps, — letzteres sogar gegen den Wunsch Moltkes. Diesem konnte daher bei Gravelotte keine andere Aufgabe zufallen, als für die sinngemäße Ausführung seiner vorherigen Anordnungen zu sorgen und die Gemeinsamkeit der Handlung im Auge zu behalten. Und das hat er auch nach besten Kräften gethan!

Das Große Hauptquartier war in der Nacht vom 18. zum 19. August in Rezonville geblieben. Schon am Morgen des 19. konnte Moltke dem Könige seine Vorschläge für die Fortführung der Operationen machen. Die Gesichtspunkte, die ihn dabei leiteten, waren folgende: Nachdem der Feldzug gegen die französische Rheinarmee damit geendet hatte, daß diese in die Festung Metz hineingedrängt und also vorläufig außer Thätigkeit gesetzt war, konnte der alte Plan Moltkes, sich der feindlichen Hauptstadt zu bemächtigen, wieder aufgenommen werden. Was sich dem deutschen Vormarsch auf Paris an feindlichen Kräften entgegenzustellen ver-

mochte, war voraussichtlich nicht allzuviel; nötigenfalls mußte man es über den Haufen rennen oder gleichfalls von Paris abzudrängen suchen. Die nach Metz hineingeflüchtete Armee Bazaines mußte dort inzwischen festgehalten werden, bis sie durch Hunger oder Gewalt zur Kapitulation gezwungen wurde. Für letzteren Zweck waren aber nicht alle Kräfte der I. und II. Armee erforderlich, es konnte vielmehr ein Teil davon für den Vormarsch gegen Paris verwendet werden.

Diesen Gesichtspunkten entsprechend schlug Moltke vor, dem Prinzen Friedrich Karl mit der ganzen I. Armee und dem II., III., IX. und X. Korps von der II. Armee die Einschließung von Metz zu übertragen, aus dem XII. und Gardekorps, der 5. und 6. Kavalleriedivision, sowie dem neu hinzutretenden IV. Korps eine neue Armee unter dem Kronprinzen Albert von Sachsen zu bilden.*) Letztere, im Verein mit der III. Armee, sollte baldigst den Vormarsch auf Paris antreten. Nachdem der König zu diesen Vorschlägen seine Zustimmung gegeben hatte, kehrte das Große Hauptquartier am Nachmittag des 19. August nach Pont à Mousson zurück. —

Während sich die entscheidenden Ereignisse um Metz abspielten, hatte die III. Armee des Kronprinzen von Preußen ihren Vormarsch nach Westen fortgesetzt. Nachdem sie die Vogesen durchschritten und die Festung Toul eingeschlossen hatte, war sie bis zum 19. August mit ihren vorderen Korps an die Maas herangerückt. Ihre Kavallerie hatte inzwischen die ihr gestellte Aufgabe der strategischen Aufklärung erfaßt und streifte drei Tagemärsche voraus bereits bis Châlons und Vitry, ohne jedoch auf den Gegner zu stoßen. Es wurde der III. Armee jetzt von Moltke befohlen, an der Maas Halt zu machen und in sich aufzuschließen, bis die Armee des Kronprinzen von Sachsen mit ihr in gleiche Höhe gekommen

*) Diese Armee hieß Anfangs: „Armeeabteilung des Kronprinzen von Sachsen", später „Maasarmee". Wir werden sie von Anfang an „Maasarmee" nennen; Generalstabschef war General v. Schlotheim.

sei. Letzterer waren nach den voraufgegangenen Anstrengungen einige Tage Ruhe gewährt worden, dann trat aber auch sie den Vormarsch an und erreichte die Maaslinie bereits am 23. August.

Für die nunmehr sich entwickelnde großartige Bewegung von 8½ Armeekorps*) hatte Moltke am 21. August die leitenden Gesichtspunkte ausgegeben. Der Vormarsch nach Westen sollte so angetreten werden, daß die III. Armee links von der Maasarmee im Allgemeinen um einen Tagemarsch vorausginge, um den Feind, wo er Stand hielte, in Front und rechter Flanke anzugreifen und nördlich von Paris abzudrängen. Beiden Armeen wurde als vorläufiges Marschziel Châlons an der Marne bezeichnet. Gegen diesen Punkt sollten sie am 26. August auf der Linie St. Ménéhould—Vitry vereinigt sein. Die ganze Bewegung bestand also in einem Zusammenschließen während des Vormarsches bis in eine Stellung, in der voraussichtlich neue Entschlüsse nötig wurden. Daß Moltke bis zum 26. August vorausbefahl, beweist, daß er kein vorheriges Zusammentreffen mit dem Gegner voraussetzte. Wäre dies aber gegen Erwarten doch eingetreten, so hätte man immer noch die Möglichkeit gehabt, den größten Teil beider Armeen im Laufe eines Tages zur Schlacht zu vereinigen.

In dem hier vorgezeichneten Rahmen verliefen nun die Bewegungen bis zum 25. August. An diesem Tage gingen im deutschen Hauptquartier, das von Pont à Mousson am 23. nach Commercy und am 24. nach Bar le duc verlegt worden war, Nachrichten oder vielmehr Gerüchte ein, wonach in der rechten Flanke der deutschen Armee sich ein starkes französisches Heer ostwärts in der Richtung auf Metz zu bewegen solle. Um dies zu erklären, müssen wir uns zu der bei Châlons neu gebildeten Armee

*) Nämlich: Rechter Flügel, Maasarmee: XII., Garde-, IV. Korps. Linker Flügel, III. Armee: II. Bayer., V. Korps, Württembergische Division, XI. in erster Linie, I. Bayer., VI. Korps in zweiter Linie. (Die badische Division war vor Straßburg zurückgeblieben).

Mac Mahons wenden, deren wir schon früher*) Erwähnung gethan haben.

Diese Armee bestand aus dem 1., 5., 7. und einem neugebildeten Korps, das die Nummer 12 erhielt; dazu traten zwei Kavalleriedivisionen. Auch Kaiser Napoleon, der sich bereits am 16. August von der Rheinarmee entfernt hatte, befand sich bei diesem Heere. Mac Mahon hatte seine Truppen am 21. August nach Reims geführt in der Absicht, von hier aus die Deckung von Paris zu übernehmen. Am 22. aber entschloß er sich, einem dringenden Verlangen der in Paris gebildeten Regentschaft (bestehend aus der Kaiserin Eugenie und den Ministern) folgend, dem Marschall Bazaine zu Hilfe zu eilen. Er vermutete diesen im Rückmarsch von Metz über Montmédy, da er von der Niederlage Bazaines am 18. noch nichts wußte. Am 23. brach er daher mit seiner Armee auf und suchte in einem nach Norden ausholenden Bogen in dem engen Raum zwischen der belgischen Grenze und dem rechten Flügel der im Vormarsch begriffenen deutschen Armee nach Osten zu gelangen, um Bazaine die Hand zu reichen. Am 25. August befand sich seine Armee eng vereinigt zwischen Rethel und Vouziers an der Aisne. Da an demselben Tage die Maas- und III. Armee mit ihren Vortruppen bereits die Linie St. Ménéhould—Vitry erreichten, so standen die Franzosen also fast in der rechten Flanke der Deutschen.

Schon am 24. August war im Großen Hauptquartier des Königs Wilhelm das aufgefangene Schreiben eines höheren französischen Offiziers aus Metz eingeliefert worden, wonach ein Entsatz von Metz durch die Armee Mac Mahons erhofft werde. Am 25. ging ein Telegramm vom 23. aus Paris über London ein, das besagte, Mac Mahon stehe in Reims und suche die Vereinigung mit Bazaine zu bewirken. Die Angaben dieses Telegramms waren so bestimmt, daß man sie nicht ohne Weiteres von der Hand weisen konnte. Es klang zwar unwahrscheinlich, daß das französische Heer

*) S. 276.

den Weg auf Paris ganz frei geben und einen sehr gewagten Zug nach Osten längs der belgischen Grenze unternehmen sollte, — allein es war doch möglich. Man hatte in diesem Feldzuge schon merkwürdige Erfahrungen gemacht. Immerhin schien es Moltke bedenklich und verfrüht, auf eine nicht verbürgte Nachricht hin dem Ganzen schon jetzt eine völlig veränderte Marschrichtung zu geben. Er fand aber einen Ausweg, indem er beide Armeen anwies, am andern Tage nicht auf Châlons, sondern halbrechts gegen Reims vorzurücken. Dadurch entfernte man sich nicht wesentlich von dem Ziele Paris, näherte sich aber doch der nach jenem Gerücht wahrscheinlichen Marschstraße der Franzosen. Und um die vor Allem nötige Klarheit über die Verhältnisse beim Gegner zu schaffen, wurde der Kavallerie des deutschen rechten Flügels ausdrücklich vorgeschrieben, sofort in der rechten Flanke bis Vouziers und Buzancy aufzuklären.

Hiermit begnügte sich Moltke aber nicht, sondern er benutzte die Zeit bis zum Eingang neuer Nachrichten, um zunächst nur für sich eine Marschtafel zur Vereinigung der Maasarmee, der beiden bayerischen Korps der III. Armee und zweier Korps der Einschließungsarmee vor Metz in der Gegend von Damvillers auf dem rechten Maasufer zu entwerfen. Erwies sich dann die Nachricht von dem Marsch Mac Mahons nach Metz als wahr, so konnten bereits am 28. August ihm dort sieben deutsche Armeekorps den Weg verlegen.

Diese Marschtafel sollte in der That bald darauf als Grundlage für die nächsten Bewegungen der deutschen Armee dienen. Moltke hatte am Nachmittag des 25. August mit dem General v. Podbielski bei Bar le Duc einen Spaziergang unternommen, wobei beide Männer die Möglichkeit des Flankenmarsches Mac Mahons besprachen. Podbielski glaubte sicher daran, während Moltke noch schwankte. Von dem Spaziergang zurückgekehrt, setzte sich Moltke zu einer Partie Whist, der ersten in diesem Feldzuge, — ein Zeichen, wie ruhig er die Sachlage ansah. Zwischen 9 und 10 Uhr Abends erhielt er hierbei zwei Nachrichten, die den Marsch der französischen Armee

als fast gewiß erscheinen ließen. Zunächst besagte eine Meldung der 5. Kavalleriedivision,[43] daß bei Vouziers an diesem Tage feindliche Truppen eingetroffen seien. Woher diese Nachricht stammte, ist ungewiß, es sind am 25. wohl kaum deutsche Patrouillen bis Vouziers gekommen; vielleicht war sie die Wiedergabe einer Aussage von Einwohnern. Die zweite Nachricht kam wieder in Form eines Telegrammes über London und Frankfurt a/M., das an den Bundeskanzler Grafen Bismarck gerichtet war. Es lautete: „Paris, Mittwoch Abend, den 24. Ganze Armee Mac Mahons verließ Reims Montag Abend. Brief Jeannerots[44] im „Temps" meldet, neuer Plan Mac Mahons sei plötzlich gefaßt. Jeannerot versichert, Mac Mahon habe gesagt: Straße nach Paris offen lassen, hieße Sicherheit Frankreichs gefährden, aber wie können wir Kern unserer Streitkräfte im Stich lassen? Welche Verantwortlichkeit würden diejenigen auf mich laden, die mich Irrtümer*) beschuldigen, wenn ich Bazaine nicht Hilfe leiste? Derselbe Korrespondent meldet das Erscheinen preußischer Kolonnen bei Châlons. Kaiser ist in Reims, empfängt Deputierte der Rechten. Nachrichten aus Montmédy melden keine Ankunft Bazaines oder französischer Truppen."

Diese beiden Nachrichten zusammen veranlaßten Moltke zu dem Entschlusse, den Rechtsabmarsch der Armee sofort einzuleiten. Er begab sich mit dem General v. Podbielski noch am Abend zum Könige, erhielt dessen Genehmigung und setzte die nötigen Befehle unverzüglich auf. Um 11½ Uhr waren bereits vier Generalstabsoffiziere damit unterwegs. Die Befehle wiesen den Kronprinzen von Sachsen an, seine Armee nach dem rechten Flügel derart zu vereinigen, daß das XII. Korps am 26. Varennes, das IV. und Gardekorps dahinter die Straße Verdun—Varennes erreichten. Das I. und II. bayerische Korps erhielten unmittelbaren Befehl von Moltke, dieser Bewegung der Maasarmee zu folgen. Das Antreten aller

*) Dieses Wort lautete im französischen Text des Temps: „envie", „Neides", war also in dem Telegramm falsch wiedergegeben.

Armeeteile sollte indessen abhängig gemacht werden von den Meldungen, die man durch die Kavallerie der Maasarmee am Morgen des 26. August mit Sicherheit erwartete. Dem linken Flügel der III. Armee wurde zunächst noch kein Befehl über eine Veränderung der Marschrichtung gegeben, da er doch zu spät gekommen wäre, um sich dem Vormarsch Mac Mahons vorzulegen.

Um ganz sicher zu gehen, daß seine Auffassung der Lage beim Oberkommando der Maasarmee auch richtig verstanden würde, schickte Moltke noch in der Nacht den Oberstleutnant v. Verdy zum Kronprinzen von Sachsen nach Fleury. Verdy meldete von hier an Moltke am 26. um $3^{\underline{0}}$ und um 6^{15} früh, daß noch keine Kavalleriemeldungen über den Gegner eingetroffen seien; die Kavallerie sei zu weit in der alten Richtung voraus gewesen. Dennoch habe sich Kronprinz Albert, der fest an den Marsch des Feindes nach Vouziers glaube, aus eigenem Antriebe entschlossen, den Rechtsabmarsch anzutreten.

Genau denselben Beschluß hatte man inzwischen auch schon im Großen Hauptquartier in Bar le Duc gefaßt. Hier war am Vormittag der Kronprinz von Preußen mit seinem Stabe eingetroffen. In einer gemeinsamen Beratung wurde der Befehl zum Rechtsabmarsch für die Maasarmee und die beiden bayerischen Korps endgiltig festgestellt und Prinz Friedrich Karl angewiesen, zwei Armeekorps von der Einschließungsarmee vor Metz so zu entsenden, daß sie am 28. August unfehlbar die Gegend von Damvillers—Mangiennes erreichten. Dem Kronprinzen von Preußen wurde anheimgestellt, auch den Rest seiner Armee den bayerischen Korps folgen zu lassen. Er zögerte keinen Augenblick, dies zu thun, so daß also beide Armeen insgesamt am 26. den Rechtsabmarsch begannen.

Am Nachmittage dieses Tages ging das Große Hauptquartier nach Clermont in den Argonnen. Hier liefen bis zum Abend endlich Meldungen von der Kavallerie des rechten Flügels ein, nach denen feindliche Truppen aller Waffen bei Grandpré angetroffen worden seien, die Maaslinie aber noch nicht erreicht hätten.

Damit wurde der Marsch Mac Mahons auf Metz so gut wie gewiß. Moltke erteilte daher noch um 11 Uhr Abends mündlich dem in Clermont befindlichen Oberkommando der Maasarmee den Befehl, am 27. die Bewegung auf Damvillers fortzusetzen, dabei die Maasübergänge bei Dun und Stenay in Besitz zu nehmen und mit der Kavallerie dem Feinde kräftig in die Flanke zu gehen. Die bayerischen Korps erhielten unmittelbar Anweisung, der Maasarmee auf Nixéville und Dombasle zu folgen. Die übrigen Korps der III. Armee sollten ihre Bewegung nach Norden in der Richtung auf St. Ménéhould fortsetzen.

Die hier vorgeschriebenen Marschziele wurden von den deutschen Korps bis zum Abend des 27. überall erreicht. Die Armee Mac Mahons hatte sich am 26. durch das Erscheinen der deutschen Reiterei in ihrer rechten Flanke bestimmen lassen, zu halten und teilweise nach Süden Front zu machen. Sie setzte zwar am 27. ihren Marsch nach Osten fort, gelangte aber infolge der Verzögerung nicht über den Raum Vouziers—Buzancy—Le Chêne—Noncq hinaus.

Die Nachrichten hierüber liefen im deutschen Großen Hauptquartier am 27. rechtzeitig ein. Moltke ersah daraus, daß seine bisherige Absicht, sich dem Gegner auf dem rechten Maasufer vorzulegen, aufgegeben werden könne, und daß es möglich sei, ihn noch auf dem linken Ufer mit überlegenen Kräften zu erreichen. Er telegraphierte daher dem Prinzen Friedrich Karl, die Absendung der beiden Korps von der Metzer Einschließungsarmee sei nicht mehr nötig. Sodann erließ er einen Armeebefehl, der den Vormarsch der Maas- und der III. Armee für die nächsten Tage in der Hauptrichtung auf Beaumont, Buzancy und Vouziers anordnete. Für die Maasarmee und die beiden bayerischen Korps wurde eine Marschtafel beigegeben, wonach am 29. August das XII. Korps Nouart, das Gardekorps Buzancy, das IV. Banthéville und die beiden bayerischen Korps Grandpré zu erreichen hätten. Der Rest der III. Armee sollte thunlichst am 29. in die Linie Séchault—Somme-Py einrücken und in sich aufschließen.

Marschall Mac Mahon hatte am 27. August eingesehen, daß er nicht mehr nach Metz durchdringen könne und daher den Befehl zum Rückmarsch über Mézières gegeben. In der Nacht liefen aber von der Regentschaft aus Paris die dringendsten Gegenvorstellungen ein, ja es wurde sogar auf das Bestimmteste gefordert, Metz zu entsetzen, da sonst in Paris die Revolution ausbreche. Der Marschall ließ sich dadurch bestimmen, gegen seine bessere Überzeugung einen Gegenbefehl zur Fortsetzung des Marsches auf Metz zu erteilen. Um aber dabei einem Angriffe der Deutschen möglichst zu entgehen, beschloß er, noch weiter nach Norden auszuholen, die Maas zwischen Mouzon und Sedan zu überschreiten und dann dicht an der belgischen Grenze entlang nach Südosten weiter zu marschieren. Dieser Marsch wurde aber so langsam ausgeführt, daß am Abend des 29. August erst ein Korps, das 12., die Maas bei Mouzon überschritten hatte, während sich das 1. bei Raucourt, das 5. bei Beaumont, das 7. sogar noch bei Oches befand.

Auf deutscher Seite hatten am 29. die vordersten Korps, das XII. und die Garde, den gegebenen Befehlen entsprechend, die Linie Nouart—Buzancy erreicht.*) Dahinter standen das IV. bei Rémonville, das I. bayerische bei Sommerance, das II. bayerische bei Cornay. Links rückwärts hiervon war der Rest der III. Armee bis Vienne gestaffelt. Das deutsche Große Hauptquartier hatte sich nach Grandpré vorbegeben. Die hier einlaufenden Nachrichten ließen erkennen, daß man den Gegner unmittelbar vor sich habe, und zwar in einer sehr ungünstigen Lage auf beiden Ufern der Maas. Infolge dessen wurde der Entschluß zum Angriff für den 30. August gefaßt. Die Maasarmee sollte auf Beaumont, die III. zwischen diesem Ort und Le Chêne vorgehen. Damit der Angriff gleichzeitig erfolge, sollte der rechte Flügel erst um 10 Uhr, der linke dagegen schon vor 6 Uhr aufbrechen.**)

---

*) Das XII. Korps war hierbei bei Nouart auf das französische 5. gestoßen, das sich aber nach kurzem Gefecht auf Beaumont zurückzog.

**) Siehe zu dem Folgenden die Karte zu den Schlachten von Beaumont und Sedan.

Die Franzosen setzten am 30. August ihren Marsch zum Überschreiten der Maas fort. Nur das 5. Korps, das die Nacht hindurch marschiert war, ruhte am Vormittag bei Beaumont. Infolge dessen traf der Stoß der Deutschen hauptsächlich auf dieses Korps, das in blutigem Kampf durch das preußische IV. und das Kgl. sächsische Korps vollständig geschlagen und in Auflösung über die Maas zurückgeworfen wurde. Auch vom 7. französischen Korps war ein Teil von den Bayern noch eingeholt und über Raucourt auf Remilly zurückgedrängt worden. Marschall Mac Mahon hatte schon im Laufe des Tages eingesehen, daß der Weitermarsch auf Metz ganz unmöglich geworden sei. Die Niederlage von Beaumont mußte das auch den Machthabern in Paris klar machen. Er führte daher sein Heer noch in der Nacht zum 31. August nach Sedan und ließ es dort rings um die Festung auf dem rechten Maasufer Lager beziehen. Er wollte bei Sedan nur kurze Zeit ruhen und dann den Rückzug über Mézières antreten, wo eben jetzt ein neugebildetes französisches Korps (das 13. unter General Vinoy) sich sammelte.

König Wilhelm war am 30. August um 10 Uhr Morgens aus Grandpré aufgebrochen und über Buzancy nach Sommauthe geritten. Von einer Höhe bei diesem Orte beobachtete er die Schlacht bei Beaumont. An dem fast ununterbrochenen Vorschreiten der deutschen Linien erkannte man, daß der Sieg nicht zweifelhaft sei. Ein Eingreifen der obersten Heeresleitung wurde daher nicht erforderlich. Erst in der Dunkelheit begab sich der König zurück nach Buzancy, wo das Große Hauptquartier nur mit Mühe noch ein Unterkommen fand.

Schon im Laufe des Tages waren zwischen dem Könige und Moltke die Gesichtspunkte für die Fortführung der Operationen festgesetzt worden; ein darauf beruhender Armeebefehl wurde noch um 11 Uhr Abends ausgegeben. Da dieser Befehl in seinen Folgen zu dem Siege von Sedan geführt hat, so seien hier die wichtigsten Stellen, die zugleich ein Bild der überaus einfachen und klaren Befehlsgebung Moltkes gewähren, wörtlich angeführt:

„Die Vorwärtsbewegung ist auch morgen in aller Frühe fortzusetzen und der Feind überall, wo er sich diesseits der Maas stellt, energisch anzugreifen und auf den möglichst engen Raum zwischen diesem Flusse und der belgischen Grenze zusammen zu drängen.

„Der Maasarmee fällt speziell die Aufgabe zu, den feindlichen linken Flügel am Ausweichen in östlicher Richtung zu hindern. Hierzu wird es sich empfehlen, daß möglichst zwei Korps auf dem rechten Maasufer vordringen und eine etwaige Aufstellung gegenüber Mouzon in Flanke und Rücken angreifen.

„In gleicher Weise hat sich die III. Armee gegen Front und rechte Flanke des Feindes zu wenden. Möglichst starke Artilleriestellungen sind auf dem diesseitigen Ufer so zu nehmen, daß sie den Marsch und die Lagerung feindlicher Kolonnen in der Thalebene des rechten Ufers von Mouzon abwärts beunruhigen.

„Sollte der Feind auf belgisches Gebiet übertreten, ohne sogleich entwaffnet zu werden, so ist er ohne Weiteres dahin zu verfolgen.“[45]

Nach diesen kurzen Direktiven vollzogen sich die Bewegungen beider Armeen am 31. August und 1. September. Die Maasarmee ging am 31. mit zwei Armeekorps über die Maas, schwenkte links und näherte sich mit ihrem rechten Flügel der belgischen Grenze. Die III. Armee erreichte an demselben Tage den Fluß bei Remilly und Donchery und schob bei letzterem Orte eine Avantgarde des XI. Korps auf das rechte Ufer hinüber.

Das Große Hauptquartier begab sich am Morgen des 31. August zunächst nach Chémery, wo eine Begegnung mit dem Oberkommando der III. Armee stattfand. General v. Moltke besprach hier mit dem General v. Blumenthal die Anordnungen für den 1. September, die darauf hinausliefen, möglichst frühzeitig die Maas mit allen verfügbaren Kräften zu überschreiten und den Feind in der Front und zugleich mittelst einer Rechtsschwenkung auch von Norden her anzufassen. Ein schriftlicher Befehl wurde infolge dieser Besprechung nicht ausgegeben. Auch die Maasarmee erhielt keine neuen Anweisungen, da man wußte, daß sie am anderen Tage von Osten her angreifen würde. Kronprinz Albert hatte sich nämlich

in richtiger Erkenntnis der Lage hierzu schon von selbst entschlossen und dies gemeldet. Das Große Hauptquartier begab sich am 31. Abends noch nach Vendresse.

Am 1. September noch vor Tagesgrauen war Moltke aufgebrochen und nach vorn zu den Truppen geritten, um sich über den Stand der Dinge zu unterrichten. Schon sehr früh hörte man Kanonendonner aus nordöstlicher Richtung, der nur von den Bayern oder der Maasarmee herrühren konnte. Südlich des Dorfes Frénois erstieg Moltke einen hohen Berg, von dem man eine vortreffliche Übersicht hatte. Hier fand sich um 8 Uhr auch König Wilhelm ein, der diesen Platz während des Tages festhielt. Das ganze Gelände bis zur belgischen Grenze breitete sich, von der Sonne hell beleuchtet, zu den Füßen der Zuschauer des sich nun entwickelnden großartigen Schauspieles aus. Nur eine halbe Meile entfernt sah man die kleine Festung Sedan im Maasthal liegen. Hinter ihr erhob sich eine Hochfläche, die von einem Gehölz (dem Bois de la Garenne) gekrönt wurde. Ausgedehnte Lager auf dieser Höhe ließen ungefähr die Stellung der französischen Armee erkennen. Nur der Grund des Givonnebaches und das Dorf Bazeilles waren den Blicken entzogen.

In aller Morgenfrühe hatte mit dem Angriff auf die starke französische Stellung in dem letztgenannten Orte das I. bayerische Korps die Schlacht eröffnet. Gegen 8½ Uhr konnte man beobachten, daß bei der Maasarmee im Osten ein heftiges Gefecht im Gange war. Bald darauf griffen auch schon das XI. und V. Korps, welche bei Donchery die Maas überschritten hatten und mit Rechtsschwenkung in der Richtung auf St. Menges und Illy vorgegangen waren, von Nordwesten her ein. Man erkannte auf der Höhe von Frénois, daß Alles genau nach den getroffenen Anordnungen vor sich ging, und daß der eiserne Ring um die französische Armee bald völlig geschlossen sein werde. Der Geschützkampf auf beiden Seiten nahm allmälig an Heftigkeit zu, Luft und Erde zitterten unter dem Donner von über 1000 Kanonen. Bald trat auch die Infanterie in Thätigkeit. Starke feindliche Kolonnen

wandten sich von dem Bois de la Garenne nach allen Seiten und griffen in das Gefecht ein, an einzelnen Stellen sah man die Franzosen aber auch schon zurückweichen. Um 1 Uhr entwickelte sich der großartige französische Kavallerieangriff auf der Hochfläche von Floing, dessen Verlauf man vom Standpunkte des Königs in allen Einzelheiten verfolgen konnte. Es war ein spannendes und ergreifendes Schauspiel, als dieser gewaltige Ansturm der todesmutigen Reiterscharen von der preußischen Infanterie zurückgeschlagen wurde. Nicht lange darauf sah man deren dunkle Linie die bisher heiß umstrittenen Höhen nordwestlich Sedan ersteigen. Die Schlacht auf diesem Teil des Gefechtsfeldes war damit entschieden, dagegen ließ sich im Osten bei der Maasarmee noch kein merklicher Fortschritt verspüren. Hier war die Infanterie des Gardekorps auf dem äußersten rechten Flügel noch nicht in Thätigkeit getreten. Geschah dies, so konnten sich beide Armeen im Nordosten von Sedan die Hand reichen und der Kreis war geschlossen.

General v. Moltke hatte nach seiner gewohnten Art ohne ein Zeichen von Unruhe den Gang der Schlacht mit dem Fernglase und der Karte in der Hand verfolgt. Plötzlich richtete er sich straff auf, schob die Schärpe zurecht und trat an den König heran. „Das Gardekorps greift ein“, meldete er. „Ich wünsche Eurer Majestät Glück zu einem der größten Siege dieses Jahrhunderts“.

Und in der That ging die Schlacht jetzt ihrem Ende entgegen. Die Massen des Gegners konnten dem Kreuzfeuer der Deutschen nicht mehr widerstehen und fluteten in Auflösung in die Festung zurück, die zunächst wenigstens einigen Schutz gewährte. Bald aber richteten auch dorthin die deutschen Geschütze ihr vernichtendes Feuer. Die Wirkung war so gewaltig, daß der König aus Mitleid bereits nach 20 Minuten die Beschießung einstellen ließ. Gleichzeitig — es war um 1/25 Uhr — wurden auf den Türmen der Festung weiße Fahnen sichtbar. Oberstleutnant von Bronsart vom Generalstabe begab sich auf Befehl des Königs alsdann nach

Sedan hinein, um zur Übergabe der französischen Armee und der Festung aufzufordern. Bronsart traf dort den Kaiser Napoleon, von dessen Anwesenheit bei der Armee Mac Mahons man im deutschen Großen Hauptquartier nichts gewußt hatte. Der Kaiser schickte seinen Generaladjutanten Graf Reille mit Bronsart zurück, der der Überbringer des bekannten Briefes an König Wilhelm war, worin Napoleon erklärte, er lege hiermit seinen Degen zu den Füßen Seiner Majestät nieder. Der König rief den inzwischen eingetroffenen Kronprinzen, dann Bismarck, Moltke und Roon zu einer Besprechung zusammen, in der die Antwort auf das Schreiben Napoleons festgestellt wurde. Da der Kaiser sich nur für seine Person gefangen gegeben hatte, so wurde er ersucht, einen Offizier zu bevollmächtigen, um über die Kapitulation der Armee und Festung zu verhandeln. Von deutscher Seite sei hierzu General v. Moltke bestimmt.

Nachdem General Reille mit dieser Antwort wieder fortgeritten war, rief Moltke seine Offiziere zusammen und dankte jedem Einzelnen für seine Unterstützung, die solchen Erfolg mit habe erzielen helfen. Als es dann dunkel geworden war, begab er sich nach Donchery, um dort die bevorstehenden Verhandlungen zu führen. Der Armee war vorher noch befohlen worden, Angriffsbewegungen während der Nacht dürften nicht erfolgen, dagegen sei jeder Durchbruchsversuch des Feindes zurückzuweisen.

In Donchery fand sich noch am Abend der französische General v. Wimpffen, der an Stelle des schon am frühen Morgen bei Moncelle durch einen Granatsplitter verwundeten Mac Mahon den Oberbefehl übernommen hatte, in Begleitung mehrerer Offiziere ein. Es war ein seltsames Schauspiel, als sich Moltke mit seinem Stabe, Graf Bismarck und die französischen Offiziere in einem kleinen, schlecht beleuchteten Zimmer versammelten, um über das Schicksal einer besiegten Armee zu verhandeln. Moltke verlangte Niederlegung der Waffen und Kriegsgefangenschaft, wobei ihn Bismarck nachdrücklich unterstützte. Als General Wimpffen erklärte, er könne so harte Bedingungen nicht annehmen, erwiderte ihm Moltke,

ein weiterer Widerstand der französischen Armee sei unmöglich; 8½ deutsche Armeekorps hielten sie umzingelt, im Besitz aller beherrschenden Höhen. Würden die Bedingungen nicht angenommen, so beginne am anderen Morgen die Beschießung aus allen deutschen Geschützen. Wimpffen erbat sich darauf eine 24stündige Bedenkzeit, die ihm aber nur bis zum 2. September 9 Uhr früh gewährt wurde. Sodann ritt der französische General um 1 Uhr Nachts nach Sedan zurück; Moltke und Bismarck blieben in Donchery.

Hier erschien am anderen Morgen ganz früh Kaiser Napoleon und verlangte Bismarck zu sprechen. Er wünschte bessere Bedingungen für die eingeschlossene französische Armee zu erlangen. Da dies eine rein militärische Angelegenheit war, so ließ Bismarck den Chef des Generalstabes der Armee herbeirufen, der indes dem Kaiser erklärte, von den gestellten Forderungen nicht abgehen zu können. Moltke begab sich sodann auf den Weg nach Vendresse, um dem Könige über den Verlauf der Verhandlungen zu berichten und seine Zustimmung zu den gestellten Bedingungen einzuholen. Er traf den König bereits unterwegs und erlangte von ihm nicht nur die erbetene Zustimmung sondern auch die Erklärung, daß er sich nur nach der Unterzeichnung der Kapitulation auf eine Unterredung mit Napoleon einlassen werde.

Mittlerweile hielten sich die deutschen Truppen zur Wiederaufnahme des Kampfes bereit. Allein bald nach 10 Uhr erschien General v. Wimpffen von Sedan her, und als ihm der feste Wille des Königs mitgeteilt war, auf keine anderen Bedingungen als die von Moltke gestellten einzugehen, erfolgte um 11 Uhr Vormittags in dem Schlößchen Bellevue die Unterzeichnung der Kapitulation. Nachher fand an demselben Orte die bekannte Zusammenkunft der beiden Monarchen statt.

Während darauf König Wilhelm einen Rundritt um Sedan antrat, um das Schlachtfeld und die siegreichen Truppen zu besichtigen, begab sich Moltke nach Donchery zurück und traf dort sofort Anordnungen für die Übernahme der gefangenen Armee,

der Festung und des bedeutenden Kriegsmaterials. Die beiden deutschen Armeen erhielten zugleich Befehl, sich am 3. September in westlicher und südlicher Richtung etwas von Sedan zu entfernen, um ihre Verbände besser ordnen und für die Verpflegung sorgen zu können. Die Bewachung und das Fortführen der gefangenen Franzosen wurde zwei Korps der III. Armee (XI. und I. bayerischen) übertragen. Der Abtransport erfolgte auf zwei Straßen: über Stenay nach Etain und über Buzancy—Clermont—St. Mihiel nach Pont à Mousson, wo die Gefangenen von der Einschließungsarmee von Metz übernommen und nach Deutschland weitergeschafft wurden.

Wirft man am Schlusse dieses spannendsten und an Überraschungen reichsten Abschnittes des Feldzuges 1870—71 einen Blick zurück auf die Thätigkeit Moltkes während desselben, so wird man sagen müssen, daß seine Feldherrneigenschaften sich hier von ihrer glänzendsten Seite zeigen. Schon der Vormarsch von der Mosel bis in die Linie St. Ménéhould—Vitry ist ein Muster der Kunst, große Armeen zu bewegen. Noch mehr aber trifft dies für den am 26. beginnenden Rechtsabmarsch zu. Man muß sich klar machen, welche außerordentlichen Schwierigkeiten für die Verpflegung und den Nachschub erwachsen, wenn acht Armeekorps plötzlich ihre Marschrichtung im rechten Winkel ändern, so daß sämtliche Verbindungslinien verlegt werden müssen. Daß trotzdem der Marsch beider deutschen Armeen keinen Augenblick gestört worden und sogar sehr schnell verlaufen ist, beruhte neben den vorzüglichen Leistungen der Truppen selbst nicht zum geringsten Teil auf den klaren, durchdachten und allen Möglichkeiten Rechnung tragenden Anordnungen der obersten Heeresleitung.

Die mit der Schlacht von Sedan endenden Operationen Moltkes sind auch insofern interessant, als sie beweisen, daß er keineswegs, wie vielfach behauptet worden ist, nur den einen strategischen Grundsatz gekannt hat, die Truppen vor der Schlacht

absichtlich getrennt zu halten und sie erst auf dem Schlachtfelde zu vereinigen. Er ist zwar diesem Grundsatz sehr häufig gefolgt, aber durchaus nicht immer. Schon die für den 28. August in Aussicht genommene (aber nicht ausgeführte) Versammlung bei Damvillers ist außerordentlich massiert gedacht. 150,000 Mann sollten dort auf einem nur 10 km im Geviert messenden Raume zur Schlacht vereinigt stehen. Nicht minder geschlossen ist aber auch der wirklich ausgeführte Vormarsch bis zum 30. August. Am Abend dieses Tages stehen — abgesehen von dem mit einem Sonderauftrag entsandten VI. Armeekorps — beide deutsche Armeen um Beaumont—Stonne in einem Raum, der auch nicht größer als 10 Quadratkilometer ist. Also in beiden Fällen ein Zusammenfassen der Massen vor der Entscheidungsschlacht, wie es enger kaum gedacht werden kann.

Für die Schlacht bei Sedan mußte allerdings wieder ein vorheriges Auseinanderfalten der Armee stattfinden, weil die Maas und die Festung sich zwischen die deutschen Armeen und ihren Gegner geschoben hatten. Und gerade hierbei zeigt es sich, wie wenig Moltke einseitig nach bestimmten Grundsätzen verfuhr, wie er vielmehr seine Anordnungen der jedesmaligen Lage mit dem Blicke des echten Feldherrn anzupassen verstand. Die bisherige geschlossene Form der Bewegung, die vollkommen am Platze war, so lange man über Art und Ort des Zusammenstoßes mit dem Gegner sich im Unklaren befand, wird von Moltke ohne Weiteres aufgegeben, sobald der Gegner sich stellt, und dafür wird die doppelte Umfassung eingeleitet. Diese gilt als eine der schwierigsten und gefährlichsten Operationen, namentlich aus enger Versammlung dicht am Feinde; aber Moltke konnte sie hier wagen, weil der Gegner jede Kraft des Handelns verloren hatte.

Freilich waren, um Armeebewegungen wie den Rechtsabmarsch am 26. August und den Angriff auf die französische Stellung bei Sedan durchzuführen, solche Unterfeldherrn und Truppen nötig, wie sie Moltke zur Seite standen. Die beiden Kronprinzen von Preußen und Sachsen erwiesen sich hier als

Armeeführer, die nicht nur auf die Absichten des Oberbefehlshabers schnell und sicher eingingen, ja ihnen sogar teilweise vorausschauend zuvorkamen, sondern die auch eine bemerkenswerte Thatkraft in der Durchführung ihrer Entschlüsse entwickelten. Zudem gewährte die geschickte Aufklärung durch die Kavallerie der obersten Heeresleitung die nötige Grundlage für ihre Anordnungen, und die hervorragenden Marsch- und Kampfleistungen aller Teile der Armee gaben die Gewißheit, daß das Befohlene auch wirklich ausgeführt wurde. So konnte denn der Sieg von Sedan die vereinten Anstrengungen der deutschen Führer und Truppen durch einen in der Geschichte fast beispiellosen Erfolg krönen.

33. Der Feldzug 1870–71 von der Schlacht bei Sedan bis zum Waffenstillstande.

Da wir keine Geschichte des Krieges 1870—71 schreiben sondern das Leben und Wirken Moltkes schildern wollen, so müssen wir es uns versagen, in dem Folgenden eine zusammenhängende Darstellung des zweiten Teiles des Feldzuges, des Kampfes gegen die Republik Frankreich, zu geben. In diesem Abschnitte tritt nämlich die Thätigkeit Moltkes insofern mehr zurück wie bisher, als er persönlich an den Kriegsereignissen nur noch mittelbar oder vorübergehend teilgenommen hat. Das Große Hauptquartier blieb von seinem Eintreffen vor Paris bis zur Rückkehr in die Heimat dauernd in Versailles. Von hier aus hat Moltke zwar die Operationen der deutschen Armeen in großen Zügen geleitet, aber er hat sie nicht mehr persönlich bei ihren Bewegungen geführt. Es war dies schon deshalb unmöglich, weil in dem zweiten Teil des Feldzuges, der sich im Ganzen als eine Abwehr der Versuche der Franzosen, das belagerte Paris zu entsetzen, darstellt, sich der Krieg auf verschiedenen Schauplätzen und zum Teil von Paris weit entfernt abspielte. Moltke mußte sich daher darauf beschränken, die Grundzüge und leitenden Gedanken für die Operationen aufzustellen und die Einzelhandlungen in Zusammenhang mit dem Hauptzweck des Krieges: Niederwerfung Frankreichs und Einnahme der Hauptstadt zu bringen. Er blieb zwar immer noch der geistige Mittelpunkt der Ereignisse, gleichsam das Hirn, von dem aus die einzelnen Teile des Armeekörpers den Antrieb zum Handeln er-

hielten, aber seine Thätigkeit bildet doch nicht mehr, wie bisher, eine fortlaufende Kette von Entschlüssen und Anordnungen, die sich am Faden einer Darstellung des Verlaufs der Ereignisse schildern ließe. Wir müssen uns also damit begnügen, zu zeigen, welchen Einfluß Moltke auf den Gang des Krieges ausgeübt hat, und nach welchen Gesichtspunkten er dabei verfuhr. —

So bedeutungsvoll der deutsche Krieg gegen die Armeen des französischen Kaiserreiches auch ist, so vermag er doch eine wesentliche Veränderung oder Vertiefung unserer Anschauungen über die Grundsätze, nach denen Angriffsoperationen stattfinden müssen, nicht zu geben. Er hat in dieser Beziehung nur bestätigend wirken können, nicht neuschaffend. Ganz anders aber gestaltet sich die Stellung der Kriegslehre zu dem zweiten Teile des Feldzuges. Vieles ist da neu und ungewöhnlich. Einerseits sehen wir auf deutscher Seite den seltenen Fall von Defensivoperationen in großartigem Maßstabe, deren Durchführung stets besonders schwierig ist, andererseits lernen wir — was ebenso selten ist — auf französischer Seite Angriffsoperationen mit waffenungeübten Volksaufgeboten kennen.

Es sind in der That sehr eigentümliche und schwierige Verhältnisse, denen die deutsche Heeresleitung nach der Schlacht bei Sedan gegenübersteht. Die bis dahin vorhandene französische Regierung ist am 4. September in Paris gestürzt, und die neue, die sich als „Regierung der nationalen Verteidigung und des Kampfes“ bezeichnet,[46] bietet keine Gewähr für rechtskräftige Abmachungen. Unerwartet treten dadurch die militärischen Gesichtspunkte gegen die politischen zurück. Man stand vor Fragen der schwerwiegendsten Art: Sollte man Frieden schließen, und mit wem? War Frankreich überhaupt zum Frieden bereit oder besaß es noch Widerstandskraft? Namentlich die letztere Frage war von besonderer Wichtigkeit. Hätte Napoleon I. sie sich 1812 bezüglich der Russen rechtzeitig gestellt, so würde er wahrscheinlich seinen Vormarsch nach Moskau nicht angetreten haben, sondern wäre bei Smolensk stehen geblieben. Bei allen rückenfreien, volklich gleichartigen Nationen

wird man nicht darauf rechnen dürfen, ein dringendes Bedürfnis nach Frieden zu finden, so lange noch Kräfte zum Widerstand vorhanden sind. Dies war aber in Frankreich 1870 durchaus der Fall, und das Bewußtsein hiervon machte den Aufruf Gambettas zur Fortsetzung des Krieges à outrance, obschon ihm jede Rechtskraft fehlte, so wirkungsvoll.

Allen tiefer blickenden Männern im Großen deutschen Hauptquartier war dies auch von vorneherein klar, namentlich dem Könige, der 1813 gesehen hatte, was ein Volk vermag, das für große Ziele kämpft. Es herrschte daher hier, auch bei Moltke, kein ernstlicher Zweifel, daß nach Sedan der Krieg noch lange nicht zu Ende sei. Daß freilich Frankreich so zahlreiche Heere gleichsam aus dem Boden stampfen werde, wie dies später geschah, ließ sich nicht voraussehen, wohl aber, daß, wenn es nicht gelang, sich der Hauptstadt Paris in kurzer Zeit zu bemächtigen und eine längere Einschließung nötig wurde, die Lage der deutschen Armee, vor zwei Festungen gefesselt, keineswegs günstig war.

Die deutsche Heeresleitung zögerte daher auch nicht, bald nach der Schlacht bei Sedan mit gewohnter Thatkraft und Schnelligkeit die Kriegshandlung wieder aufzunehmen. Schon am 3. September Mittags ergingen die Befehle zum Vormarsch der III. und Maasarmee gegen Paris. Daß die französische Hauptstadt das Ziel aller Thätigkeit sein müsse, stand nicht nur bei Moltke, sondern wohl bei Jedermann fest. In Paris verkörperte sich die ganze Widerstandskraft des Landes, dort war der Sitz der Regierung, der Mittelpunkt aller Hoffnungen der Franzosen. Hier sammelten sich außer dem 13. Korps des Generals Vinoy, das nach der Schlacht bei Sedan aus Mézières entkommen war, noch 60,000 Linientruppen (d. h. Depots), 115,000 Mobilgarden und etwa 130,000 in Bezug auf ihre militärische Brauchbarkeit allerdings sehr minderwertige Nationalgarden.

In welcher Weise eine befestigte Stadt von 10 Meilen Umfang mit einer so starken Besatzung bewältigt werden könne, dafür hatte die Kriegsgeschichte noch kein Beispiel aufzuweisen. Die ge-

wöhnlichen Angriffsformen schienen einer solchen Riesenfestung gegenüber nicht anwendbar oder doch unzureichend. Es blieb der deutschen Heeresleitung überlassen, neue Mittel dafür zu ersinnen. Moltke sagte damals: „Wir unternehmen ein Wagestück, über welches die Welt je nach dem Ausfall urteilen wird".

Zunächst wurden die verfügbaren Armeekorps*) — etwa 150,000 Mann mit 600 Geschützen —in der Richtung auf Paris in breiter Front in Marsch gesetzt. Da beide Armeen infolge des Rechtsabmarsches am 26. August und des Einschwenkens zur Schlacht bei Sedan ihre Stellungen vollkommen vertauscht hatten, so mußte mit Rücksicht auf die Lage der Verbindungslinien, bevor der Marsch auf Paris angetreten werden konnte, das alte Verhältnis erst wieder hergestellt werden. Es geschah dies in sehr geschickter Weise durch eine Linksumkehrt-Schwenkung beider Armeen. Die Maasarmee schlug dann den nördlicheren Weg an der Aisne entlang ein über Soissons und weiter über Crépy und Senlis, die III. marschierte über Reims, Epernay und Coulommiers.

Moltke hatte bereits am 8. und 9. September die Gesichtspunkte für die Einschließung von Paris aufgestellt. Es handelte sich nach seinem Entwurfe nicht nur darum, die Stadt von jedem Verkehr mit der Außenwelt abzusperren, sondern auch einen Durchbruchsversuch der Besatzung zu verhindern. In welcher Weise dann die Festung selbst schließlich bezwungen werden sollte, ob durch Hunger, Beschießung oder förmlichen Angriff, mußte von den Umständen abhängig gemacht werden. Am 14. September traf er auch schon Anordnungen, um die Einschließungsarmee gegen Entsatzversuche von außen — man hörte damals bereits von feindlichen Truppenansammlungen an der Loire — zu schützen. Hierzu wurden hauptsächlich die Kavalleriedivisionen bestimmt, die das deutsche Heer ringsum wie mit einem Schleier umgeben sollten.

Am 17. September näherten sich die Spitzen beider Armeen

*) Das XI. und I. bayerische waren noch mit dem Transport der Gefangenen von Sedan beschäftigt.

im Norden, Osten und Süden von Paris bis auf zwei Meilen der Festung. Die Maasarmee sollte die Stellungen im Nordwesten, Norden, Nordosten und Osten einnehmen, mit dem rechten Flügel (IV. Korps) von Argenteuil längs der Seine bis Pierrefitte, mit der Mitte (Garde) bei Le Bourget und mit dem linken Flügel (XII. Korps) bis zur Marne. Die III. Armee hatte auf dem linken Marne- und Seineufer im Südosten, Süden und Südwesten den Ring zu schließen. Bis zum 19. sollten alle Stellungen eingenommen sein.

Diese sehr schwierigen Bewegungen, bei denen 150,000 Mann es unternahmen, eine Stadt von zwei Millionen mit 300,000 Verteidigern und über 2600 Geschützen einzuschließen, verliefen glücklich, wenn auch nicht ohne Kampf. General Trochu, der Oberbefehlshaber in Paris, ließ am 19. September von 4 Divisionen einen Ausfall nach Süden machen, der jedoch durch Teile des V., VI. und II. bayerischen Korps blutig zurückgewiesen wurde. Am Abend dieses Tages war das Netz um Paris zusammengezogen und jeder Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten. Das Große deutsche Hauptquartier hatte sich, von Vendresse am 4. September aufbrechend, über Rethel, Reims, Château-Thierry und Meaux zunächst nach Ferrières begeben, wo es bis zum 4. Oktober verblieb.

Wirft man einen Blick auf die Lage aller deutschen Armeen nach der Einschließung von Paris, so kann sie infolge der Eigenart der Verhältnisse, trotz aller errungenen Erfolge, nicht gerade als günstig bezeichnet werden. Sämtliche Streitkräfte waren — abgesehen von den mit dem Gefangenentransport beschäftigten — in vier Gruppen auf einer 400 km langen Linie um die Festungen Paris, Toul, Metz und Straßburg festgelegt. Außerdem wurden noch einige kleinere Plätze belagert oder eingeschlossen. Freilich hatte auch Frankreich keine Feldarmee mehr, aber schon begannen sich an der Loire und im Norden jene Volksaufgebote zu regen, die nachmals der deutschen Heeresleitung so viel zu schaffen machen sollten. Dazu kam, daß die so weit in Feindesland eingedrungenen deutschen Armeen ihre langen Verbindungslinien sichern mußten, was

um so schwieriger war, als jetzt auch im Rücken der Deutschen überall feindliche Freischaren auftauchten, die es sich zur Aufgabe machten, Eisenbahnen, Telegraphen, Brücken u. s. w. zu zerstören. Die wichtigsten Verbindungslinien, die Eisenbahnen, ohne die sich ein regelmäßiger Nachschub an Lebensmitteln und Kriegsbedarf kaum ermöglichen ließ, waren außerdem noch durch Festungen gesperrt, die unbedingt genommen werden mußten, bevor man die Bahnen benutzen konnte. Es kamen dabei außer Straßburg und Metz besonders Toul und Soissons in Betracht, in geringerem Grade Verdun, Diedenhofen, Montmédy, Mézières und La Fère.

Mit großem Nachdruck wurde daher zunächst die Belagerung von Straßburg und Toul betrieben. Vor Straßburg lag die badische Division, die Gardelandwehr- und 1. Reservedivision. Am 25. August konnte hier mit der Beschießung der Festung begonnen werden und am 28. September ergab sie sich. Toul war anfangs von Etappentruppen, seit dem 12. September aber von der aus der Heimat nachgezogenen 17. Division eingeschlossen. Nach kurzer Beschießung fiel auch dieser Platz am 23. September in die Hände der Deutschen. Hierdurch wurde die erste, bis in die Nähe von Paris führende Bahnlinie frei, und die Belagerungstruppen von beiden Festungen konnten zu anderen Aufgaben Verwendung finden, von denen wir noch hören werden.

Sehr viel länger dauerte es, bis Metz fiel. Die hier eingeschlossene Armee Bazaines hielt aus, bis der Hunger sie zur Übergabe zwang. Mehrere Durchbruchsversuche, mit ungenügenden Kräften unternommen, waren mißglückt. Ob Bazaine — wie es heißt aus politischen Gründen — überhaupt nicht die feste Absicht gehabt hat, durchzubrechen, soll hier nicht untersucht werden. Höchst wahrscheinlich wäre aber auch ein ernstlich gemeinter Versuch gescheitert oder hätte nach kurzer Zeit zur Kapitulation im freien Felde geführt. Wie dem aber auch sei, jedenfalls war, als Bazaine am 27. Oktober Festung und Armee übergab, letztere zum nachhaltigen Kämpfen nicht mehr im stande.

Der Fall von Metz befreite die deutsche Heeresleitung*) von einer großen Sorge. Um diese Zeit waren nämlich bereits im Süden von Paris die neugebildeten französischen Streitkräfte zum Angriff übergegangen. Sie wurden zwar in siegreichen Gefechten bei Artenay und Orleans Anfang Oktober durch das I. bayerische Korps und die 22. Division zurückgeworfen, allein bald regten sich die Volksaufgebote auch an anderen Stellen. Im Südwesten von Paris bei Chartres und an der Eure stieß man auf feindliche Truppen, General v. Werder, der mit dem neugebildeten XIV. Armeekorps**) den Vormarsch aus dem Elsaß gegen die obere Seine angetreten hatte, mußte sich seinen Weg in harten Kämpfen bahnen, und auch im Norden Frankreichs sammelten sich starke feindliche Kräfte bei Amiens und Rouen.

Die deutsche obere Heeresleitung befand sich dem gegenüber in einer übeln Lage. Zunächst fehlten zuverlässige Nachrichten über den Umfang der französischen Rüstungen. Man sah sich auf allen Seiten von einer feindlich gesinnten Bevölkerung und bewaffneten Banden umgeben, ohne zu wissen, wie weit diese im Zusammenhang standen, wie sie sich gruppierten und wie man ihnen am besten beikommen könne. Vor Allem aber mangelte es an Kräften für diese Aufgabe, so lange die Feldarmeen vor Metz und Paris gefesselt blieben. Was man dem bedrohlichsten Gegner an der Loire bisher entgegengestellt hatte, waren eigentlich für die Einschließungsarmee von Paris bestimmte Truppen gewesen. So kam denn der Fall von Metz gerade zur rechten Zeit, um den deutschen Heeren zu gestatten, aus der bisherigen notgedrungenen Verteidigung zum Angriffe überzugehen

Bereits am 23. Oktober hatte General v. Moltke in Voraussicht des baldigen Falles von Metz verfügt, was mit den dort frei werdenden Streitkräften zu geschehen habe. Darnach sollten fortan

*) Das Große Hauptquartier befand sich seit dem 5. Oktober in Versailles.

**) Gebildet aus der badischen Division und einer preußischen Infanteriebrigade, die bis dahin zur 1. Reservedivision gehört hatte.

das I., VII. und VIII. Armeekorps mit der 3. Kavalleriedivision die I. Armee unter Befehl des Generals v. Manteuffel bilden.*) Ihre Aufgabe sollte es sein, zunächst nach Compiègne zu marschieren und von dort die Einschließung von Paris gegen Norden zu sichern. Außerdem wurde ihr noch aufgetragen, Metz zu besetzen und Diedenhofen und Montmédy zu belagern. Das II., III., IX. und X. Korps nebst der 1. Kavalleriedivision traten aufs Neue als II. Armee unter den Befehl des Prinzen Friedrich Karl und waren bestimmt, über Troyes schleunigst nach der mittleren Loire abzurücken, um die dortigen französischen Truppenansammlungen zu bekämpfen.

Mit diesen Anordnungen Moltkes erweitert sich also das Kriegstheater mit einem Schlage ganz gewaltig, der Festungskrieg geht wieder in den Bewegungskrieg über, die seitherige mehr defensive Abwehr feindlicher Unternehmungen soll jetzt, dem ganzen Geiste der deutschen Kriegführung entsprechend, durch den Angriff erfolgen. Der Schwerpunkt des Krieges geht von Paris auf die im freien Felde kämpfenden Heeresteile über, ja die in die Hand einzelner Oberkommandos gelegten Entscheidungen gewinnen teilweise eine solche Bedeutung, daß man sich wohl denken könnte, der Oberbefehlshaber hätte selbst die Führung dort übernommen und die Einschließung von Paris einem Anderen übertragen.

Dadurch wird natürlich die bislang einfache Kriegshandlung verwickelt, die Schwierigkeiten der Leitung wachsen, da es darauf ankommt, den Einklang der Operationen mit dem Endzweck des Krieges, der Eroberung von Paris, herzustellen und zu erhalten. Die gewaltige Bedeutung des Telegraphen für die heutige Kriegführung tritt noch mehr in den Vordergrund wie seither, ja man kann wohl sagen, daß ohne ihn die Leitung so großer Heeresmassen auf so weitem Raum nach einem einheitlichen Plan von einer Stelle aus gar nicht möglich gewesen wäre.

*) General v. Steinmetz war Anfang September zum Generalgouverneur von Posen ernannt worden.

Wenn hier darauf hingewiesen ist, daß Moltke es für seine Hauptaufgabe gehalten habe, alle Operationen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen einem einzigen Endzwecke unterzuordnen, und wenn somit ein innerer Zusammenhang zwischen ihnen in der That vorhanden ist, so verlaufen sie doch äußerlich — schon der großen räumlichen Trennung wegen — ziemlich unabhängig von einander. Wir sind daher berechtigt, auch den Einfluß Moltkes auf die Thätigkeit jeder Heeresgruppe gesondert zu schildern, und beginnen mit der I. Armee. —

General v. Manteuffel trat am 7. November mit dem I. und VIII. Armeekorps und der 3. Kavalleriedivision den Vormarsch von Metz über Soissons*) in die Linie Compiègne—Noyon an. Das VII. Korps blieb zum Gefangenentransport, zur Besetzung von Metz und Belagerung von Montmédy und Mézières zurück. Compiègne wurde am 21. November erreicht. Bereits am 18. hatte Moltke befohlen, der Marsch sei von hier in der Richtung auf Rouen fortzusetzen. Ob dabei mit den Hauptkräften der Weg über Amiens genommen werden müsse, hinge davon ab, ob die feindlichen Truppenansammlungen (etwa 18,000 Mann), die dort gemeldet seien, Stand hielten oder abzögen. Jedenfalls sei Amiens zu besetzen und festzuhalten.

Diesem Befehl folgend marschierte Manteuffel mit allen verfügbaren Kräften auf Amiens, schlug dort die sich „Nordarmee" nennenden feindlichen Truppen am 27. November und warf sie bis zu den französischen Nordfestungen zurück. Darauf wandte er sich, indem er Amiens durch eine Infanterie- und eine Kavalleriebrigade unter General Graf Groeben besetzt hielt, nach Rouen, jagte eine sich ihm entgegenstellende feindliche Mobilgardenarmee von 20,000 Mann unter General Briand in die Flucht und besetzte am 5. Dezember die Hauptstadt der Normandie.

Damit war der erste Teil der ihm gestellten Aufgabe ge-

*) Soissons war am 15. Oktober gefallen, und dadurch die Bahnlinie Châlons—Reims—Soissons—Crépy benutzbar geworden.

löst. Der andere Teil, die Belagerung von Montmédy und Mézières, sollte wie erwähnt dem VII. Armeekorps zufallen. Von diesem konnte aber nur die 14. Division hierfür verwendet werden, weil der Rest am 27. November nach Châtillon an der Seine in Marsch gesetzt werden mußte, um die Etappenlinien der II. Armee zu sichern und die Verbindung mit dem XIV. Armeekorps bei Dijon herzustellen.

Nach der Einnahme von Rouen erhielt General v. Manteuffel neue Weisungen aus dem Großen Hauptquartier. Er sollte den Gegner, den er bei Rouen zurückgeworfen, auf Le Hâvre verfolgen und versuchen, sich dieses wichtigen Hafenortes zu bemächtigen. Er dürfe sich aber hierbei auf keine zeitraubende Unternehmung einlassen, sondern seine Hauptaufgabe bleibe immer die Zersprengung der im freien Felde auftretenden feindlichen Streitkräfte. Eine Wiederaufnahme der Operationen gegen die bei Amiens geschlagene Nordarmee sei daher nicht ausgeschlossen, wenn diese aus ihren Sammelpunkten in den französischen Nordfestungen erneut vorrücke.

Die hier zuletzt ausgesprochene Vermutung Moltkes sollte sich in der That bald bestätigen. Die jetzt unter dem Befehl des thatkräftigen Generals Faidherbe stehende französische Nordarmee besetzte am 9. Dezember Ham und wandte sich dann gegen La Fère. Dadurch bedrohte sie die rückwärtigen Verbindungslinien der I. und der Maasarmee. Moltke wies daher den General Grafen Groeben in Amiens an, den anscheinend von Péronne aus vorgegangenen Gegner abzuschneiden oder zurückzudrängen.*) Auch wurden Truppen von der Maasarmee nach Soissons entsendet, die dort die Sicherung der Bahnlinie übernehmen sollten. Zugleich erhielt am 13. Dezember Manteuffel den Auftrag, unter Festhaltung von Rouen seine Hauptkräfte bei Beauvais aufzustellen, von wo aus sowohl Rouen oder Amiens unterstützt, als auch feindliche

*) Infolge eines Mißverständnisses that jedoch Graf Groeben dies nicht, sondern räumte Amiens und zog sich nach Montdidier zurück.

Unternehmungen aus den französischen Nordfestungen gegen die deutschen Verbindungen zurückgewiesen werden konnten.

Was diese Verbindungen angeht, die natürlich sowohl für die Pariser Einschließungsarmee wie für die im freien Felde thätigen Truppen von größter Wichtigkeit waren, so hatte Moltke bereits am 10. November darüber Bestimmungen erlassen. Die I. Armee sollte ihren Nachschub auf den Bahnlinien von Saarbrücken über Metz—Frouard—Châlons—Reims heranführen; die Maasarmee ebenfalls von Saarbrücken über Reims und dann über Soissons auf Paris; die II. Armee aus dem Elsaß über Nancy—Frouard—Blesme—Chaumont; die III. Armee aus dem Elsaß über Frouard—Châlons—Epernay auf Paris. Da alle diese Linien auf der Strecke Frouard—Blesme zusammenliefen, so sollte die Summe aller Züge auf dieser Strecke in folgendem Verhältnis verteilt werden: I. Armee : 3; Maasarmee : 3; II. Armee : 4; III. Armee : 6.[17]

Am 17. Dezember erließ Moltke, erläuternd zu seinem Befehl vom 13., ein Schreiben an das Oberkommando der I. Armee,*) worin er sich über die allgemeinen Aufgaben der zur Deckung der Einschließung von Paris bestimmten Streitkräfte folgendermaßen aussprach: „Die allgemeinen Verhältnisse machen es notwendig, die Verfolgung des Feindes nach erfochtenem Siege nur so weit fortzusetzen wie erforderlich, um seine Hauptmassen der Hauptsache nach zu zersprengen und deren Wiederversammlung auf längere Zeit unmöglich zu machen. Wir können ihm nicht bis in seine letzten Stützpunkte, wie Lille, Le Hâvre und Bourges, folgen, nicht entfernte Provinzen, wie Normandie, Bretagne oder Vendée, dauernd besetzt halten wollen, sondern müssen uns entschließen, selbst gewonnene Punkte, wie Dieppe event. auch Tours, wieder zu räumen, um die Hauptkräfte an wenigen Hauptpunkten zu konzentrieren. Diese sind möglichst durch ganze Brigaden, Divisionen oder Korps zu besetzen. Von ihnen aus wird die Umgegend, jedoch nur die nächste Umgegend, durch mobile Kolonnen von Franktireurs

*) Ein fast gleichlautendes Schreiben ging auch an die II. Armee.

zu säubern sein, an ihnen warten wir ab, bis die feindlichen Bewaffnungen sich wieder in formierten Armeen verkörpern, um diesen dann durch eine kurze Offensive entgegenzugehen."

In demselben Briefe wurde Manteuffel nochmals angewiesen, sich mit seiner Armee bei Beauvais aufzustellen. Während der General noch die hierfür notwendigen Bewegungen ausführen ließ, erhielt er Nachricht, daß die französische Nordarmee nach Amiens marschiert sei. Er ging ihr daher mit allen verfügbaren Kräften (VIII. Armeekorps und Teilen des I.*) rasch entgegen und zwang sie in der Schlacht an der Hallue am 23. und 24. Dezember zum Rückzuge.

Nunmehr begann Manteuffel die Belagerung von Péronne und rückte zu deren Deckung in die Gegend von Bapaume. Hier wurde er von der zum Entsatz Péronnes wieder vorrückenden Nordarmee am 3. und 4. Januar mit bedeutend überlegenen Kräften angegriffen. Er wies diesen Versuch zwar ab, ging dann aber, nachdem Péronne am 9. Januar gefallen, in eine Bereitschaftsstellung hinter der Somme zurück.

Durch Befehl des Königs vom 7. Januar wurde General v. Manteuffel zur Übernahme des Oberbefehls über die neugebildete Südarmee abberufen und an seiner Stelle General v. Goeben mit der Führung der I. Armee beauftragt. Am 10. Januar erhielt diese Armee die sogenannte „Ardennen-Bahn" (Diedenhofen—Montmédy—Mézières), die durch den Fall von Mézières am 1. Januar frei geworden war,**) zur Benutzung zugewiesen, wodurch eine Entlastung der übermäßig in Anspruch genommenen Strecke Frouard — Blesme erzielt wurde.

Am 17. Januar empfing Moltke zwei Briefe des Generals v. Goeben, worin dieser die Absicht aussprach, zunächst zwar in seiner Stellung hinter der Somme in der Linie Ham—Péronne—Amiens zu verbleiben, um seinen Truppen etwas Ruhe zu gönnen,

*) Der Rest dieses Korps war bei Rouen zurückgelassen worden.

**) Montmédy war schon am 14. Dezember gefallen.

sobald aber Faidherbe Miene mache, etwa über St. Quentin gegen die deutschen Verbindungslinien vorzugehen, werde er unmittelbar in die Flanke des Feindes hineinstoßen. Führe Faidherbe diese Bewegung nur mit einem Teile seiner Kräfte aus und wende sich mit dem anderen gegen die mittlere Somme, so werde er (Goeben) nicht zögern, unter Festhaltung von Péronne und der Citadelle von Amiens, letztere Stadt ganz aufzugeben und sich mit allen Kräften gegen den wichtigeren Teil des Feindes zu wenden. General v. Moltke stimmte diesen Ausführungen am 17. Januar zu und sprach die Vermutung aus, daß Faidherbe die Unternehmung gegen die deutschen Verbindungen bereits begonnen habe.

Und in der That hatte sich die französische Nordarmee am 16. Januar von Bapaume her in Bewegung gesetzt und marschierte auf St. Quentin, das sie am 18. erreichte. General v. Goeben aber war rechtzeitig hiervon unterrichtet worden. In einem meisterhaft durchgeführten Rechtsabmarsch eilte er dem Gegner nach, holte ihn ein und schlug ihn am 19. Januar bei St. Quentin so gründlich, daß er in Auflösung nach den Nordfestungen entfloh und für längere Zeit als kampfunfähig gelten konnte. General v. Moltke hatte auf diesen Erfolg keinen unmittelbaren Einfluß ausgeübt, sondern nur dafür gesorgt, daß Goeben zu der Entscheidungsschlacht rechtzeitig Verstärkungen von der Maasarmee erhielt.

Mit dem glänzenden Siege von St. Quentin endete der Feldzug im Norden Frankreichs, da bald darauf der Waffenstillstand eintrat. Wir wenden uns daher jetzt zu den Kämpfen im Süden von Paris. —

Bereits Ende September waren die zum Schutze der Einschließungsarmee nach Westen und Südwesten entsendeten deutschen Kavalleriedivisionen (5. und 6.) auf feindliche Abteilungen gestoßen, die über Dreux und Rambouillet zurückgetrieben wurden. Bald darauf fand auch die nach Süden streifende 4. Kavalleriedivision den Wald nördlich Orléans stark besetzt. Hier stand das 60,000 Mann starke neugebildete 15. französische Armeekorps unter General de la Motterouge. Um der Gefahr, die von dort aus der Einschließung

von Paris drohte, zu begegnen, waren, wie schon erwähnt, das I. bayerische Korps und die 22. Division, sobald sie bei Sedan abkömmlich wurden, nach Arpajon an der Straße Paris—Orléans in Marsch gesetzt und nebst der 2. Kavalleriedivision unter Befehl des Generals v. d. Tann gestellt worden. Dieser warf den an Zahl doppelt überlegenen Gegner in den Gefechten bei Artenay und Orléans am 9. und 11. Oktober zurück und besetzte am 12. die Stadt Orléans.

General v. Moltke bezeichnete in einem Briefe von demselben Tage an Blumenthal es als erwünscht, wenn der Erfolg von Orléans durch einen Vorstoß gegen Bourges, wo sich bedeutende Waffenfabriken befanden, ausgebeutet werden könne. Allein General v. d. Tann war hierfür zu schwach. Das 15. französische Armeekorps hatte sich zwar zurückgezogen, konnte aber jeden Augenblick wieder erscheinen. In Blois und in Gien waren neue Armeekorps in der Bildung begriffen; auch in der rechten Flanke bei Marchénoir und Châteaudun stieß die deutsche Reiterei auf feindliche Scharen. Unter diesen Umständen mußte man sich damit begnügen, Orléans und die Loirelinie besetzt zu halten. Hierfür wurden das I. bayerische Korps und die 2. Kavalleriedivision bestimmt, während die 22. Division und die 4. Kavalleriedivision zur Einschließungsarmee vor Paris abrücken sollten. Die 22. Division hatte den Auftrag, unterwegs die Gegend von Châteaudun und Chartres von feindlichen Scharen zu säubern. Sie stieß aber hierbei auf so hartnäckigen Widerstand, daß es nötig wurde, sie zunächst bei Chartres, Front nach Westen, stehen zu lassen.

Somit war also in der zweiten Hälfte des Oktober die bedrohliche Lage der Einschließungsarmee vor Paris für den Augenblick gebessert, aber keineswegs ganz geschwunden. Denn auch nach Norden hatten schon Truppen aller Waffen von der Maasarmee entsendet werden müssen, und im Südosten Frankreichs war General v. Werder gleichfalls in ernste Kämpfe gegen starke feindliche Kräfte verwickelt. Mit Spannung erwartete man daher im

Großen Hauptquartier in Versailles den Fall von Metz. Um die durch Entsendungen sehr geschwächte III. Armee zu verstärken, wurde bereits am 23. Oktober eine Division des II. Armeekorps von Metz nach Paris herangezogen. Als dann Metz kapituliert hatte, erhielt die II. Armee die uns bereits bekannte Bestimmung, über Troyes schleunigst an die mittlere Loire abzurücken.

Hier hatten sich inzwischen die französischen Truppen auf vier Armeekorps verstärkt, von denen zwei, das 15. und 16., unter dem Oberbefehl des Generals Aurelle de Paladines schon jetzt verwendungsfähig waren, während zwei andere, das 17. und 18., sich noch bei Blois und Nevers sammelten. Am 1. November schrieb Moltke an den General v. Stiehle, die nächsten 14 Tage oder 3 Wochen schienen ihm nicht ohne Bedenken. Die Aufgaben der II. Armee könnten aber erst durch den Verlauf der Dinge während ihres Vormarsches klar werden. Wünschenswert sei es zwar, sich der wichtigen Plätze Châlons a. d. Saône, Nevers, Bourges zu bemächtigen, allein die Hauptsache bleibe Zersprengung der feindlichen Streitkräfte im freien Felde.

Die II. Armee trat ihren Vormarsch am 2. November an. Dem linken Flügel wurde dabei die Marschrichtung auf Chaumont gegeben zur Unterstützung des Generals v. Werder. Dieser erhielt von Moltke den Auftrag, gleichzeitig nach Süden gegen Dôle vorzustoßen. Auf diese Weise hoffte man die feindlichen Truppenansammlungen zu zersprengen, bevor sie sich zu gefechtsfähigen Körpern zusammen geschlossen hätten. Diese Hoffnung sollte sich aber bald als trügerisch erweisen. Anfang November gingen das 15. und 16. französische Korps umfassend gegen Orléans vor, zwangen den General v. d. Tann die Stadt zu räumen und brachten ihm sogar am 9. November bei Coulmiers eine Niederlage bei, die einzige in diesem Feldzuge auf deutscher Seite. General v. d. Tann zog sich zwar in guter Ordnung und unverfolgt über Artenay nach Toury zurück, allein dieser erste Erfolg der französischen Waffen belebte in ganz Frankreich die Hoffnung und den

Widerstand. Er übte natürlich auch seinen Einfluß auf die Entschließungen der deutschen Heeresleitung aus.

Schon am 7. November hatte Moltke, der aus allerlei Anzeichen auf eine baldige erhöhte Thätigkeit der französischen „Loirearmee" schloß, das Oberkommando der II. Armee angewiesen, den Vormarsch zu beschleunigen und mit dem rechten Flügel auf Fontainebleau zu marschieren. Das Treffen bei Coulmiers veranlaßte ihn nun, diesen Befehl am 10. November dringender zu wiederholen. Zugleich wurden auf seinen Antrag das Korps v. d. Tann, die 17. Division aus Rambouillet, die 22. aus Chartres und die 4. und 6. Kavalleriedivision als eine besondere „Armeeabteilung" unter dem Befehl des Großherzogs von Mecklenburg in der Gegend von Angerville—Toury vereinigt und mit der Sicherung der Straße Orléans—Paris betraut. Als nun aber die französische Loirearmee trotz ihres Erfolges bei Coulmiers keine Miene machte, weiter auf Paris vorzugehen, sondern unthätig bei Orléans verblieb, ja sogar langsam zurückzuweichen schien, erweckte dies auf deutscher Seite den Glauben, sie wolle sich, vielleicht unter Benutzung der Eisenbahnen, durch einen Linksabmarsch mit den an der Eure stehenden französischen Truppen vereinigen und von Westen her gegen Paris vorgehen. Moltke schrieb am 14. November in einem Briefe an General v. Stiehle, ein solcher Vorstoß von Westen sei für die Einschließung von Paris ebenso gefährlich wie von Süden, denn er treffe auf das Hauptquartier des Königs in Versailles und den Belagerungspark bei Villacoublay. Außerdem gewährte die Bewegung nach Westen dem Gegner den Vorteil, daß er sich dadurch der Einwirkung der heranrückenden II. Armee entzog.

Der Großherzog von Mecklenburg erhielt daher den Befehl, über Chartres auf Dreux vorzugehen und nur die 2. Kavalleriedivision bei Toury zu belassen. Damit aber die Straße Paris—Orléans ausreichend gesichert sei, wurde dem am 14. November bei Fontainebleau eingetroffenen rechten Flügel der II. Armee, dem IX. Armeekorps, befohlen, sogleich den Marsch in westlicher Richtung

fortzusetzen. Am 15. November wies Moltke endgültig den Schutz der Einschließung von Paris gegen Westen der Armeeabteilung zu, während Prinz Friedrich Karl die Sicherung nach Süden übernehmen sollte. Letztere Aufgabe sei einstweilen durch das IX. Armeekorps verteidigungsweise zu erfüllen, sobald es die Verhältnisse aber gestatteten, solle die ganze Armee gegen Orléans und darüber hinaus zum Angriff vorgehen.

Die II. Armee wurde also durch diese Anordnungen von ihrer ursprünglichen Marschrichtung auf Nevers und Bourges abgelenkt und mehr nach Westen gezogen. Sie erreichte mit dem IX. Armeekorps am 17. November die Straße Paris—Orléans und versammelte sich in den folgenden Tagen in der Linie Toury—Pithiviers—Beaune la Rolande. Starke und häufige Aufklärungen gegen den Wald von Orléans ergaben, daß die französische Loirearmee keineswegs ihre stark verschanzten Stellungen vor Orléans geräumt, sondern sich sogar verstärkt habe. General v. Werder hatte gleichfalls gemeldet, daß ein neues französisches Korps, das 20., mit der Eisenbahn von Autun nach Westen abgefahren sei; es konnte nur für die Loirearmee bestimmt sein. Diese zählte daher jetzt fünf Armeekorps (15., 16., 17., 18., 20.) und wurde auf 200,000 Mann geschätzt.

Moltke vermutete mit Recht, daß eine solche Truppenmacht nicht unthätig bleiben werde. Es fragte sich nur, ob ihr Angriff westlich oder östlich der Straße von Orléans auf Paris zu erwarten sei. Aus verschiedenen Umständen schloß Moltke, daß der Vorstoß diesmal über Pithiviers oder noch weiter östlich erfolgen werde. Ob die Kräfte der II. Armee zur Abwehr einer solchen Unternehmung ausreichten, erschien zweifelhaft; jedenfalls erforderte die Lage schnelles Handeln. Moltke wies daher am 25. November den Großherzog von Mecklenburg, der in der Gegend von Dreux nur auf schwache Kräfte gestoßen und dann in der Richtung auf Le Mans bis La Ferté-Bernard vorgedrungen war, an, sofort und schleunigst in der Richtung auf Beaugency abzurücken, um von hier gegen die linke Flanke des Gegners zu wirken. Als dann aber die

Gefahr für die II. Armee sich immer dringender gestaltete, wurde der Armeeabteilung die Richtung auf Chateaudun gegeben, von wo sie so rasch wie möglich den Anschluß an den rechten Flügel des Prinzen Friedrich Karl suchen sollte.

Die Vermutungen Moltkes über die Absichten der französischen Loirearmee erwiesen sich als richtig. Am 28. November ging ihr rechter Flügel gegen Beaune la Rolande vor, wurde aber von dem noch nicht ganz versammelten X. Korps in heldenmütigem Kampfe zurückgeschlagen. Am 2. Dezember versuchte auch der linke französische Flügel sein Glück gegen die Armeeabteilung des Großherzogs. Es kam zur Schlacht bei Loigny-Poupry, in der die Franzosen gleichfalls blutig abgewiesen wurden. Damit war der Entsatzversuch der Loirearmee bereits im wesentlichen gescheitert, und da fast gleichzeitig auch die Nordarmee bei Amiens durch Manteuffel, die sog. Vogesenarmee bei Dijon durch General v. Werder geschlagen und der große Ausfallsversuch aus Paris bei Villiers zurückgewiesen ward, so konnte die gefährlichste Lage, in der sich die deutschen Armeen während des ganzen Feldzuges befunden haben, als glücklich überwunden gelten.

Noch bevor diese günstige Wendung überall vollständig eingetreten ist, hat Moltke schon wieder Offensivgedanken. Am 2. Dezember befiehlt er der II. Armee, jetzt selbst zum Angriff auf Orléans zu schreiten, um den bereits erschütterten Gegner ganz in die Flucht zu schlagen und die Entscheidung herbeizuführen. Prinz Friedrich Karl zögert auch keinen Augenblick, dies zu thun, und es gelingt ihm in der zweitägigen Schlacht von Orléans (3. und 4. Dezember), die Loirearmee zu werfen, ihre Mitte zu durchbrechen und sie zum exzentrischen Rückzuge in der Richtung auf Bourges und Tours zu nötigen. Orléans wird besetzt und von jetzt ab dauernd festgehalten.

Der rechte Flügel des Feindes, das 15., 18. und 20. Korps jetzt unter General Bourbaki,*) war in südlicher Richtung auf Vierzon und Bourges zurückgegangen, der linke, das 16. und

*) Aurelle de Paladines war abgesetzt worden.

17. Korps unter dem thatkräftigen General Chanzy, nach Südwesten auf dem rechten Loireufer. Es handelte sich jetzt für die deutsche Heeresleitung darum, die Früchte des Sieges durch eine kräftige Verfolgung zu ernten. Am 6. Dezember schrieb daher Moltke an Stiehle:[48]

„Wie bereits telegraphisch mitgeteilt, dürfte eine lebhafte und nachhaltige Verfolgung der Loirearmee durchaus nötig sein, da sie sonst nach wenigen Tagen sich hinter der Yèvre wieder sammeln und bei ihrer numerischen Stärke eine neue Verlegenheit bilden kann. Wird die Verfolgung mit ausreichenden Kräften mindestens bis Vierzon fortgesetzt, so wird dies locker gefügte Heer sich vielleicht ganz auflösen, gewiß aber einen bedeutenden Teil seines Materials einbüßen. Es ist von großer Wichtigkeit, daß bei endlichen Friedensverhandlungen Frankreich nicht geltend machen kann, es habe ein Heer von über 100,000 Mann, welches noch das Feld behauptet.

„Wenn sich zwar die Zukunft noch nicht klar übersehen läßt, so scheint doch schon jetzt als weitere Operationsrichtung der II. Armee die Linie Bourges—Nevers—Châlons s. Saône gegeben, in welcher sich successive die Korps der Generale v. Zastrow*) und v. Werder anschließen würden.

„Die Armee Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Feldmarschall wird so eine Stärke erhalten, welche ausreicht, um alle unsere Verbindungen, das Elsaß und die Belagerung von Belfort gegen Süden zu sichern oder selbst, wenn dann noch nötig, offensiv gegen Lyon vorzugehen .....

„Durch den kräftig ausgenutzten Sieg von Orléans, welcher dem ganzen Feldzuge eine entscheidende Wendung gegeben hat, zerstört der Prinz das Prestige der noch nie von einem Feinde überschrittenen Loire, welches in dem Rückzuge des Generals v. d. Tann seine Bestätigung zu finden schien .....

*) VII. Armeekorps, das zur Verbindung zwischen der II. Armee und dem Korps Werder dienen sollte.

„Die Bewaffnung einer ganzen Nation wie der französischen ist in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzen; das einzige Mittel, ihr zu begegnen, ist: da, wo sie sich in größere Massen verkörpert, rücksichtslos angreifen. Das ist denn auch jetzt in allen Richtungen geschehen, dank der Marschfähigkeit sämtlicher Heeresteile und der Entschlossenheit ihrer Führer. Läßt man diesen Versammlungen Zeit, sich zu konsolidieren, so werden sie bald als gefährliche Gegner wieder erstehen".

Leider führte die II. Armee die Verfolgung nach der Schlacht von Orléans nun doch nicht so thatkräftig durch, wie Moltke es gewünscht hatte. Sie folgte dem geschlagenen Feinde zunächst fast nur mit Kavallerie. Es gelang dieser zwar durch einen kühnen Zug auf Vierzon festzustellen, daß der rechte Flügel der Loirearmee in voller Auflösung auf Bourges zurückgegangen sei, dagegen stieß sie auf dem rechten Loireufer unterhalb Orléans sehr bald wieder auf einen standhaltenden Gegner. Es war dies der linke Flügel der Franzosen, der jetzt unter dem Namen „2. Loirearmee" selbständig geworden und beträchtlich verstärkt worden war, nämlich durch das 21. Korps und die Division Camô. Oberbefehlshaber war General Chanzy. Trotz der bedeutenden Überlegenheit dieses Gegners griff der Großherzog von Mecklenburg ihn mit seiner geschwächten Armeeabteilung unverzüglich an. Es gelang ihm auch in den blutigen Kämpfen bei Beaugency—Cravant vom 7. bis 10. Dezember die Franzosen zurückzuwerfen, allein diese hatten dabei doch solche Widerstandskraft bewiesen, daß Moltke sich veranlaßt sah, bereits am 9. Dezember zu befehlen, die II. Armee solle mit mindestens einer Division auf dem rechten Loireufer dem Großherzog unmittelbar Hilfe leisten und mit den übrigen Kräften zur Ablenkung des Gegners auf dem linken Ufer vorgehen.

Diesem vereinten Angriff der Deutschen vermochte die 2. Loirearmee nicht zu widerstehen. Am 11. Dezember trat Chanzy den Rückzug auf Vendôme und weiterhin auf Le Mans an. Prinz Friedrich Karl folgte ihm bis über den Loir, machte dann aber Halt, da inzwischen neue Direktiven aus dem Großen Hauptquartier

vom 12. Dezember eingegangen waren. In diesen sprach sich Moltke dahin aus, daß es zwar wünschenswert sei, die in ihren Entsatzversuchen abgewiesenen, locker gefügten feindlichen Heeresmassen durch kräftige Verfolgung für längere Zeit außer Thätigkeit zu setzen, daß aber andererseits unsere Kräfte doch nicht ausreichten, um die Operationen in südlicher und südwestlicher Richtung noch erheblich weiter auszudehnen. Auch erscheine es nötig, den sehr angestrengten Truppen einige Ruhe zur Heranziehung von Ersatz und Ausrüstung zu gewähren. Die II. Armee solle daher die Linie des Cher sowie die Punkte Tours, Bourges und Nevers nicht überschreiten, der Großherzog die Sicherung nach Westen in einer Stellung bei Chartres übernehmen. Eine besondere Beobachtung erfordere die auf Bourges und Nevers abgezogene und seit Anfang Dezember nicht mehr gespürte Armee Bourbakis, gegen die nötigenfalls die Mitwirkung des VII. Korps in Châtillon s. Seine in Aussicht genommen sei. Am 14. und am 17. wiederholte Moltke diese Anweisungen mit einigen Änderungen im Einzelnen und befahl außerdem, daß die II. Armee das linke Loireufer ganz räumen, sich bei Orléans vereinigen und gegen den Cher nur beobachten solle. Das VII. Korps werde nach Auxerre rücken, um sich zu einer Schlacht über Montargis der II. Armee anschließen zu können.

Diesem Befehle folgend legte Prinz Friedrich Karl seine Armee in weite Quartiere um Orléans und beließ nur das X. Korps bei Vendôme am Loir. Die Armeeabteilung erreichte am 24. Dezember die Gegend von Chartres.*) Zur Sicherung ihrer rechten Flanke und Beobachtung gegen Nordwesten stand die 5. Kavalleriedivision bei Dreux.

Am Ende des Jahres 1870 herrscht auf fast allen Kriegsschauplätzen verhältnismäßige Ruhe. Aber es ist nur die Ruhe

*) Das I. bayerische Korps, das in dem letzten Monate besonders starke Verluste gehabt hatte, schied aus der Armeeabteilung aus und wurde zur Erholung nach Etampes zurückverlegt.

vor dem Sturme. Bereits um Weihnachten hatten verschiedene Anzeichen darauf hingedeutet, daß sich die 1. Loirearmee Bourbakis wieder rühre. Sie konnte am gefährlichsten werden, wenn sie von Süden gegen Orléans vorging und gleichzeitig mit ihr die Armee Chanzys von Westen. In der That ist ein solcher Plan von Chanzy lebhaft befürwortet worden, allein der Diktator Gambetta, der die Operationen der französischen Heere nach Gutdünken leitete, ging nicht darauf ein. Er übertrug vielmehr das Vorgehen gegen Orléans der 2. Loirearmee allein und faßte den abenteuerlichen Plan, die ganze Armee Bourbakis nach dem Osten Frankreichs zum Entsatz von Belfort und zum Bedrohen der Hauptverbindungslinien der Deutschen zu verwenden.

Hiervon hatte man natürlich im deutschen Großen Hauptquartier noch keine Kenntnis, sondern war auf einen Angriff gegen Orléans von zwei Seiten her gefaßt. Getreu dem Grundsatze, daß der Hieb die beste Parade sei, beschloß Moltke, die Vorteile der inneren Linien ausnutzend, den Gegnern zuvorzukommen und einen von ihnen überraschend anzugreifen, in der Hoffnung, daß es gelingen werde, den anderen so lange hinzuhalten, bis der erste geschlagen sei. Der auf diesen Gedanken aufgebaute Befehl Moltkes vom 1. Januar 1871 schreibt der II. Armee vor, sofort mit allen Kräften gegen die Armee Chanzys, als den gefährlicheren Feind, aus der Linie Vendôme—Illiers vorzugehen. Die Truppen des Großherzogs (jetzt nur noch die 17. und 22. Division, die zu einem XIII. Armeekorps vereinigt wurden) sollten dabei unter den Befehl des Prinzen Friedrich Karl treten. Gegen die Armee Bourbakis sei von Orléans aus, das besetzt gehalten werden müsse, nur zu beobachten. Rücke Bourbaki vor, so werde das VII. Korps in Auxerre und das aus der Einschließungslinie vor Paris auf Montargis in Marsch gesetzte II. Korps*) ihn zurückzuwerfen suchen.

Am 5. Januar trat Prinz Friedrich Karl den neuen Feld-

*) An dessen Stelle bei Paris trat das I. bayerische Korps.

zug an. Der Gegner ließ sich zwar nicht überraschen, die Armee Chanzys hatte vielmehr inzwischen selbst den befohlenen Marsch auf Orléans angetreten, sie wurde aber in siebentägigen Kämpfen nach Le Mans zurückgedrängt, hier am 11. und 12. Januar entscheidend geschlagen und in Auflösung zurückgeworfen.

Über die weiteren Absichten der II. Armee berichtete General v. Stiehle am 13. an Moltke, daß ein Nachrücken mit allen Kräften über Le Mans hinaus nicht nötig erscheine, vielmehr eine Verfolgung des geschlagenen Feindes durch gemischte Abteilungen genüge. Moltke stimmte dem am 15. Januar bei und verfügte gleichzeitig, daß das XIII. Armeekorps sofort nach Rouen abzurücken habe, um die dort stehenden Teile des I. Armeekorps abzulösen, deren General v. Goeben für die bevorstehende Entscheidungsschlacht an der Somme dringend bedurfte. Etwas später, am 18. Januar, meldete General v. Stiehle nach Versailles, die II. Armee werde, nachdem den Truppen einige Ruhe gewährt sei, in eine Stellung Chartres—Orléans zurückgehen, wo sie sowohl zur Abwehr wie zu einem nochmaligen Angriff gegen die Armee Chanzys am besten bereit stehe. Moltke erklärte sich auch hiermit zwar im Allgemeinen einverstanden, meinte aber, es habe mit der Einnahme der Stellung Chartres—Orléans keine Eile, da vielleicht doch noch eine baldige Wiederaufnahme der Offensive gegen die 2. Loirearmee nötig werden könne. Im Übrigen müsse der endgültige Beschluß hierüber dem Prinzen Friedrich Karl überlassen werden. Dieser entschied sich für das Zurückgehen nach Orléans, da er erkannte, daß der Zustand der 2. Loirearmee sie für längere Zeit zur Unthätigkeit zwang. Während noch die II. Armee in den Bewegungen nach Orléans begriffen war, trat der Fall von Paris ein, dem am 31. Januar der Waffenstillstand folgte. —

Wir wenden uns nun zu den Ereignissen im Osten Frankreichs, an deren Leitung Moltke gleichfalls in hohem Maße beteiligt gewesen ist.

Nach dem Falle von Straßburg am 27. September war

das neugebildete XIV. Armeekorps unter General v. Werder*) damit beauftragt worden, gegen die obere Seine in der Richtung auf Troyes und Châtillon vorzurücken, um die Verbindungen der Einschließungsarmeen vor Metz und Paris zu sichern. Zugleich sollte es die Neubildung feindlicher Truppen im Osten Frankreichs zu verhindern suchen und etwa sich ihm entgegenstellende zurückwerfen.

Letzteres wurde schon bald nach dem Überschreiten der Vogesen nötig, indem die französische sog. „Vogesenarmee", 20,000 Mann unter General Cambriels, dem XIV. Corps in der Nähe von St. Dié und Epinal entgegentrat. Sie wurde zwar geworfen, sammelte sich aber bei Remiremont wieder. General v. Werder war nun unschlüssig, ob er die Operationen gegen diesen Gegner fortsetzen oder seine Aufgabe, auf Troyes und Châtillon zu marschieren, ausführen solle. Auf eine Anfrage bei Moltke erwiderte dieser, der gegenüberstehende Feind sei anzugreifen. Als General v. Werder dies that, wich die Vogesenarmee wieder aus und ging nach Lure hinter den Ognon zurück. Es schien Werder bedenklich, dem Gegner so weit zu folgen. Er fragte daher nochmals bei Moltke deswegen an, der aber zurücktelegraphierte: „Offensive gegen dortiges feindliches Korps kann bis Besançon fortgesetzt werden. Dann Abmarsch in westlicher Richtung über Dijon auf Bourges."

Werder drang infolgedessen über Vesoul gegen Besançon vor, trieb den Gegner unter die Mauern dieser Festung zurück und wandte sich dann nach Gray, das er am 26. Oktober erreichte. Seine Absicht war, sich in den Besitz von Dijon zu setzen. Bevor dies jedoch ausgeführt war, erhielt er neue Anweisungen aus dem Großen Hauptquartier vom 24. Oktober, die ihm eine veränderte und erweiterte Bestimmung vorschrieben. Es wurden ihm außer seinem Korps noch die 1. und 4. Reservedivision unterstellt. Mit diesen Kräften sollte er die Belagerung von Schlettstadt, Neu-

*) Vergl. S. 315.

Breisach und Belfort*) ausführen, das Elsaß und die linke Flanke der II. Armee decken und die vor seiner Front befindlichen feindlichen Truppen festzuhalten suchen. Sein Korps sollte sich zu diesem Zwecke bei Vesoul aufstellen, Dijon stark besetzen und sich gegen Langres, Besançon und Belfort sichern. Also eine sehr umfangreiche Aufgabe!

Werder hatte von Gray aus zwei badische Brigaden gegen Dijon entsendet; diese waren hier aber auf feindliche Kräfte gestoßen und konnten sich der Stadt erst nach heftigem Kampfe bemächtigen. Die Lage auf dem östlichen Kriegsschauplatz war überhaupt viel schwieriger, als sie zur damaligen Zeit in Versailles angesehen wurde. Bei Besançon standen 45,000 Franzosen unter dem General Crouzat, zwischen Dôle und Auxonne sammelte Garibaldi 12,000 Mann, bei Châlons s. Saône war ein neues Armeekorps, das 20., in der Bildung begriffen und schließlich bedrohten 12,000 Mann Besatzung der Festung Langres Flanke und Rücken des XIV. Korps. Also Feinde ringsum! Glücklicherweise unternahmen diese aber nichts Ernstliches, so daß General v. Werder unter Festhaltung von Dijon die ihm befohlene Aufstellung bei Vesoul nehmen konnte.

Als nun Anfang November die II. Armee ihren Vormarsch gegen die mittlere Loire antrat, wurde General v. Werder aufgefordert, zur Erleichterung dieses Vorgehens auf Dôle und den Bahnknoten Arc et Senans vorzustoßen. Dies geschah auch am 10. November. In Dôle wurde aber kein Gegner angetroffen; er war anscheinend in der Richtung auf Châlons s. Saône abgezogen. Nachdem dann die Bahn bei Arc et Senans zerstört worden, marschierte Werder nach Dijon.

Am 26. und 27. November wurde er hier von dem Garibaldischen Korps angegriffen, schlug es jedoch vollständig in die

*) Für Belfort wurde die 1. Reservedivision, für Schlettstadt und Neu-Breisach die 4. bestimmt. Letztere rückte nach dem Falle dieser Festungen ebenfalls nach Belfort.

Flucht. Zugleich traf ein Befehl Moltkes ein, es seien nach Führung eines entscheidenden Schlages gegen Garibaldi durch fliegende Kolonnen in dem Gelände zwischen Saône und Loire die Verbindungslinien der II. Armee gegen Angriffe von Süden zu sichern. Bei der Ausführung dieses Auftrages wurden übrigens nur verhältnismäßig schwache feindliche Kräfte angetroffen, so daß die Hauptmasse des XIV. Korps bei Dijon stehen bleiben konnte.

Inzwischen war von der obersten Heeresleitung das VII. Armeekorps*) von Metz auf Châtillon sur Seine in Marsch gesetzt worden, um das Korps Werder etwas zu entlasten. Es traf am 9. Dezember bei Chaumont ein. Nach der Niederlage der Loirearmee bei Orléans Anfang Dezember erhielten nun beide Korps durch einen Befehl Moltkes vom 8. Dezember genauere Anweisungen. General v. Zastrow sollte die Verbindungen der II. und III. Armee, insbesondere die Bahnlinie Châtillon—Nuits s. Armançon—Tonerre—Joigny, sichern, General v. Werder neben seinen bisherigen Aufgaben auch noch die Festung Langres einschließen. Beide hatten ferner die vollständige Beruhigung und Entwaffnung des südlichen Teils der Generalgouvernements Reims und Nancy**) durchzuführen, was durch lebhafte kurze Vorstöße erreicht werden sollte. General v. Werder wurde außerdem noch empfohlen, die Gegend zwischen Dôle und Arc et Senans im Auge zu behalten, um Zuzüge für die Franzosen auf den dortigen Bahnen zu verhindern.

Werder löste seine mannigfachen Aufgaben, indem er eine Brigade nach Langres entsandte und mit dem Rest seiner Truppen die Punkte Gray, Dijon und Vesoul besetzt hielt. Belfort war seit Anfang November durch die 1. Reservedivision und Teile der 4. eingeschlossen.

---

*) Mit Ausnahme der 14. Division. Vergl. S. 318.

**) Zur Verwaltung und zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen war der von den deutschen Armeen besetzte Teil Frankreichs in 4 Generalgouvernements eingeteilt, die ihren Sitz in Straßburg, Nancy, Reims und Versailles hatten.

Den Vorstoß über Dôle wollte Werder Mitte Dezember ausführen lassen, er erhielt aber inzwischen die Nachricht, daß das VII. Armeekorps von Châtillon nach Auxerre weggezogen worden sei, und daß er daher auch die Deckung der Bahnlinie Dijon—Châtillon übernehmen müsse. „Bereithaltung der Hauptkräfte in der Gegend von Dijon," so schrieb Moltke, „scheint auch jetzt noch nötig, ebenso offensives Verhalten." Werder beabsichtigte, zur Lösung seiner neuen Aufgabe die in Gray stehende Abteilung nach Sémur zu entsenden. Bevor jedoch diese Bewegung ausgeführt werden konnte, wurde er durch ein Vorgehen der französischen Division Cremer auf Dijon gezwungen, sich gegen letztere zu wenden. Die Division Cremer erlitt zwar am 18. Dezember bei Nuits eine Niederlage, hatte aber dabei doch soviel Widerstandskraft bewiesen, daß Werder Bedenken trug, sich durch die Entsendung nach Sémur zu schwächen. Auf eine Anfrage deswegen an Moltke stellte dieser daher anheim, die Bahnlinie Châtillon—Dijon nur durch fliegende Kolonnen zu decken.

Inzwischen nahmen die feindlichen Truppenansammlungen im Südosten Frankreichs immer mehr zu. Garibaldi stand jetzt mit 20,000 Mann bei Autun, ebensoviel zählte die nach Châlons s. Saône zurückgegangene Division Cremer; in Lyon machte die Bildung neuer Truppenkörper Fortschritte. Die Wahrscheinlichkeit eines Vorgehens sehr überlegener feindlicher Kräfte gegen die Stellung des XIV. Korps oder zum Entsatz von Belfort wurde dadurch immer größer. Werder telegraphierte daher an Moltke, in seiner jetzigen Verzettelung werde er einem solchen Angriff kaum widerstehen können. Moltke erwiderte ihm darauf: wenn er selbst angegriffen werde, solle er auf Chaumont zurückweichen. Schwäche sich der Feind dann aber durch Entsendungen gegen Belfort, so müsse das XIV. Korps seinerseits wieder zum Angriff vorgehen.

Gegen Ende Dezember erhielt nun General v. Werder anscheinend sehr zuverlässige Nachrichten, daß die 1. Loirearmee Bourbakis von Bourges und Nevers mit der Eisenbahn über

Lyon nach Besançon geschafft werde, und daß die Franzosen beabsichtigten, mit starken Kräften zum Entsatz von Belfort vorzugehen. Als die Meldung hiervon an Moltke kam, erschien sie diesem etwas unglaublich; er verfügte aber doch, daß das inzwischen bei Auxerre eingetroffene VII. Armeekorps wieder nach Châtillon s. Seine zurückmarschieren solle. Zugleich erteilte er dem Generalgouvernement des Elsaß den Auftrag, acht Landwehrbataillone unter General v. Debschitz dem Korps Werder zur Verfügung zu stellen; diese Verstärkung traf am 30. Dezember bei Delle südlich Belfort ein. General Werder beschloß unter Zustimmung Moltkes, Dijon aufzugeben, eine Brigade in Gray zu lassen, die Hauptmasse seines Korps aber bei Vesoul zu vereinigen und von den Belagerungstruppen vor Belfort einen größeren Teil nach Villersexel vorzuschieben. Diese Bewegungen wurden bis zum 30. Dezember ausgeführt. An demselben Tage langte das VII. Korps bei Nuits s. Armançon an.

Beim Feinde war aber inzwischen Alles ruhig geblieben, eine Vorwärtsbewegung nach keiner Seite hin bemerkbar, ja die deutsche Reiterei fand sogar alle Brücken über den Doubs zerstört, — eine Maßregel, die nicht auf Angriffsabsichten hindeutete. Das VII. Korps mußte infolgedessen wieder nach Auxerre zurückmarschieren, und dem General v. Werder wurde empfohlen, Dijon von Neuem zu besetzen. Bevor dies jedoch geschehen konnte, erschienen am 5. Januar plötzlich starke Kolonnen vor den Vorposten des XIV. Armeekorps, und es ergab sich bald, daß man es sogar mit drei feindlichen Armeekorps, dem 15., 18. und 20., also mit der bisherigen 1. Loirearmee Bourbakis, zu thun habe. Anscheinend war noch ein anderes neugebildetes Korps, das 24., beteiligt. Ziel des Feindes sollte der Entsatz von Belfort oder dauernde Störung der deutschen Hauptverbindungen sein.

Als General v. Werder dies am 5. Januar nach Versailles berichtete, wollte man hier auch jetzt nicht daran glauben, allein neue, ganz bestimmte Meldungen Werders vom 6. Januar ließen bald keinen Zweifel mehr übrig. Und nun griff Moltke mit ge-

wohnter Schnelligkeit und Thatkraft ein. Er traf folgende Anordnungen:

1. Die vor Mézières frei gewordene 14. Division wurde mit der Eisenbahn nach Châtillon s. Seine geschafft.

2. General v. Zastrow erhielt Befehl, von Auxerre wieder nach Châtillon zurückzumarschieren, so daß dort das ganze VII. Korps vereinigt wurde.

3. Das II. Korps sollte schleunigst von Montargis über Joigny und Tonnerre nach Nuits s. Armançon vorgehen.

4. Zur einheitlichen Leitung der Operationen auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze wurde General v. Manteuffel mit dem Oberbefehl über die aus dem II., VII. und XIV. Korps zu bildende „Südarmee“ beauftragt.

General v. Werder hatte bis zum Eintreffen Manteuffels die Thätigkeit seines Korps selbständig zu leiten. Von der bisherigen Aufgabe der Sicherung der rückwärtigen Verbindungen der II. Armee wurde er entbunden, dagegen sollte er die Belagerung von Belfort unter allen Umständen decken. Eine Bedrohung der rückwärtigen Verbindungslinien des Feindes, die für diesen bei seiner mangelhaften Bewegungsfähigkeit besondere Bedeutung hätten, wurde empfohlen.

Der von Werder für den 7. Januar bestimmt erwartete Angriff erfolgte übrigens nicht, dagegen ergab sich aus mehrfachen Anzeichen die Überzeugung, daß Bourbaki beabsichtige, mittelst eines Rechtsabmarsches unmittelbar auf Belfort vorzugehen. General v. Werder entschloß sich darauf, ihm durch einen Linksabmarsch zuvorzukommen und bei Belfort in der Stellung Frahier—Montbéliard hinter der Lisaine den Angriff zu erwarten. Während er diese Bewegung ausführte ließ er zugleich über Villersexel einen kurzen, kräftigen Vorstoß in die linke Flanke des Gegners ausführen, teils um sich über dessen Absicht zu vergewissern, teils um ihn in seinem Marsch aufzuhalten.

Diese Absichten gelangen vollkommen; das Korps Werder erreichte die Stellung Frahier—Montbéliard so zeitig, daß es sich

noch darin verschanzen konnte. Erst nach mehreren Tagen erschien der sehr langsam marschierende Feind in großer Stärke an der Lisaine. Dadurch, daß dieser Fluß fest zugefroren war, hatte freilich die deutsche Stellung viel an ihrer Stärke verloren. Es erschien dem General v. Werder überhaupt als ein Wagnis, gegen eine dreifache Übermacht die Schlacht anzunehmen. Er bat daher unter Darlegung seiner Lage die oberste Heeresleitung telegraphisch, zu erwägen, ob die Belagerung von Belfort nicht zeitweilig aufgegeben werden könne. „Elsaß glaube ich festhalten zu können," so schrieb er, „nicht aber zugleich Belfort, wenn nicht die Existenz des Korps aufs Spiel gesetzt wird. Mir fehlt durch Festhalten vor Belfort jede Freiheit der Bewegung."

Moltke ging mit sich über diese Frage ernstlich zu Rate, denn die Entscheidung war nicht leicht. Einerseits konnte die Aufgabe, die hier dem schon arg mitgenommenen Korps Werder zugemutet wurde, nur unter besonders günstigen Umständen gelingen, andererseits mußte jeder weitere Rückzug des Korps nicht nur die Aufhebung der Belagerung von Belfort sondern auch den Verlust des dafür bestimmten Materials zur Folge haben und das Selbstvertrauen der Franzosen ungemein stärken. Auch wäre durch ein Zurückweichen Werders die Einwirkung des in Eilmärschen heranrückenden II. und VII. Korps erheblich verzögert worden. Aus allen diesen Gründen entschloß sich Moltke, dem General v. Werder das Standhalten bestimmt zu befehlen. Hierdurch übernahm er freilich selbst die Verantwortung bei einem etwaigen Fehlschlage, während General v. Werder entlastet wurde. Aber Moltke hat sich vor einer notwendigen Verantwortung nie gescheut. Er sagte auch in diesen Tagen zu seiner Umgebung: wenn Werder geschlagen werde, so verdiene er keinen Tadel, denn er habe sich opfern müssen.

Das Telegramm, das an Werder am 15. Januar abging, lautete: „Feindlicher Angriff ist in der Belfort deckenden festen Stellung abzuwarten und Schlacht anzunehmen. . . . Das Anrücken des Generals Manteuffel wird schon in den nächsten Tagen fühlbar."

Bevor dieser Befehl einging, hatte sich General v. Werder übrigens schon aus freien Stücken entschlossen, das Wagnis zu unternehmen. Es gelang ihm in der That in der dreitägigen Schlacht an der Lisaine (15., 16. und 17. Januar) nicht nur standzuhalten, sondern auch dem Feinde eine schwere Niederlage beizubringen und ihn zum Rückzug zu zwingen.

Sobald dieser Erfolg in Versailles bekannt geworden war, telegraphierte Moltke an Werder, die Belagerung von Belfort, von wo ein großer Teil der Truppen und sogar der Geschütze mit an der Lisaine verwendet worden war, solle mit voller Kraft wieder aufgenommen werden und das XIV. Korps dem auf Besançon abziehenden Gegner an der Klinge bleiben. Während Werder nun hinter der Armee Bourbakis unmittelbar nachdrängte, machte sich bald darauf auch die Einwirkung des II. und VII. Korps bemerkbar.

General v. Manteuffel war auf dem Wege zur Übernahme seines neuen Kommandos in Versailles gewesen und hatte dort Anweisungen erhalten. Diese konnten natürlich nur allgemeine Gesichtspunkte enthalten und mußten dem General freien Spielraum für seine Entschließungen im Einzelnen lassen. Moltke riet ihm an — ähnlich wie er Werder am 7. Januar empfohlen hatte, sich gegen die rückwärtigen Verbindungen Bourbakis zu wenden, wenn dieser in nördlicher Richtung vordringe — auch jetzt das II. und VII. Korps zu einem Vorgehen gegen Flanke und Rücken der französischen Armee zu verwenden für den Fall, daß diese in östlicher Richtung über Belfort zu operieren suche.

Dieser Fall war nun wirklich eingetreten, ja der Gegner war sogar geschlagen und schon wieder im Rückzuge. Manteuffel erkannte mit dem Blicke des Feldherrn die sich hieraus für ihn ergebenden Vorteile. Er warf seine beiden Korps gegen die Rückzugslinien der Bourbakischen Armee, umfaßte diese von Süden, drängte sie in dem engen Raum zwischen Doubs und Jura zusammen und zwang sie schließlich nach einer Reihe von Gefechten am 1. Februar auf schweizer Gebiet überzutreten.

Moltke hat auf die Ausführung dieser glänzenden Operation keinen unmittelbaren Einfluß ausgeübt, wenn er auch vielleicht ihr geistiger Urheber war. Es ist in seinen Dienstschriften kein Befehl oder Telegramm von Bedeutung an Manteuffel nach dem 18. Januar enthalten, ja die Verbindung zwischen Versailles und dem Oberkommando der Südarmee war zeitweilig ganz unterbrochen. Dagegen hat Moltke dafür gesorgt, daß in dem Waffenstillstand vom 28. Januar diejenigen Teile von Frankreich, in denen die zuletzt geschilderten Kämpfe stattfanden, ausgeschlossen wurden. Er that dies in der Voraussicht des zu erwartenden großen Erfolges, und merkwürdiger Weise fand er hierbei die bereitwillige Zustimmung der französischen Unterhändler, die gleichfalls auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz noch eine günstige Wendung für Frankreich erhofften. Nachdem ihre Hoffnung sich aber als trügerisch erwiesen, wurde der Waffenstillstand am 13. Februar auch auf dieses Gebiet ausgedehnt. —

Es erübrigt uns noch eine Betrachtung der Thätigkeit Moltkes bei der Einschließung und Belagerung von Paris. Seine Einwirkung tritt hier freilich im Vergleich mit den Operationen im freien Felde erheblich zurück. Die Aufgabe der Einschließungsarmee war verhältnismäßig einfach: Zurückweisen jedes feindlichen Durchbruchsversuches. Die hierbei maßgebenden Gesichtspunkte hatte Moltke schon im Beginn der Einschließung aufgestellt und alle notwendigen Anordnungen dafür erlassen. Sie blieben im Wesentlichen bis zum Schlusse in Kraft. Moltke konnte sich daher während der Belagerung darauf beschränken, für die richtige Verteilung der Streitkräfte auf den verschiedenen Fronten und für das Heranführen der Reserven und Unterstützungen beim Zurückweisen von Ausfalls- und Durchbruchsversuchen zu sorgen. Der Chef des Generalstabes ist auch persönlich bei fast allen größeren Gefechten vor Paris zugegen gewesen und hat dabei in dem bezeichneten Sinne eingegriffen, so z. B. bei den Kämpfen am Mont Valérien am 21. Oktober 1870 und 29. Januar 1871, sowie namentlich bei dem vom 30. November bis 2. Dezember 1870

auf dem linken Marneufer unternommenen großen Durchbruchsversuch der Franzosen, wo Moltke durch rechtzeitige Verstärkung der angegriffenen Stellung zum Erfolge wesentlich beigetragen hat.

In weit höherem Grade nahm ihn jedoch die Sorge für die Beschaffung der Mittel in Anspruch, mit denen eine Beschleunigung des Falles von Paris erzielt werden sollte. Anfänglich hatte man geglaubt, daß Paris sich nur wenige Wochen werde halten können, allmählich aber wuchs die Überzeugung, daß nicht der Hunger allein genüge, um dies Ergebnis zu erreichen, sondern daß man auch noch andere kräftige Mittel werde anwenden müssen. Als solche kamen die Beschießung oder, wenn diese nicht ausreichte, die förmliche Belagerung in Betracht. Für letztere schienen zunächst keine zwingenden Gründe vorzuliegen, dagegen wurde der artilleristische Angriff Ende September in Aussicht genommen.

Es liegt nun die Frage nahe, warum dies nicht schon etwas früher geschehen war. Offenbar hatte die deutsche Heeresleitung — und hierunter ist neben dem Chef des Generalstabes auch der Kriegsminister zu verstehen — so gewaltige Aufgaben, wie sie der deutschen Belagerungsartillerie seit dem August 1870 zufielen, bei Ausbruch des Krieges nicht vorhergesehen. Es muß dies als ein schwacher Punkt unserer damaligen Armeeeinrichtung angesehen werden. Schon im Frühjahr 1864, als es sich um die Belagerung von Düppel handelte, waren auffällige Verzögerungen in der Herbeischaffung der schweren Geschütze eingetreten. Dessen ungeachtet scheint bis 1870[49] die Bedeutung einer starken Belagerungsartillerie nicht hinreichend gewürdigt worden zu sein. Erst am 8. September in Reims erging der Befehl, für die Heranschaffung schwerer Geschütze Sorge zu tragen, während doch schon nach der Schlacht bei Gravelotte die feste Absicht vorlag, sich der feindlichen Hauptstadt zu bemächtigen. Später hat die gleichzeitige Belagerung von Paris, Metz, Straßburg und Toul augenscheinlich die Leistungsfähigkeit der Festungsartillerie überschritten, sodaß sich an einzelnen Stellen Mangel daran herausstellte.

Noch schlimmer als dieser Übelstand war für die Belagerung

von Paris die Sperrung der einzigen dort hinführenden Bahnlinie durch die Festung Toul. Erst als diese am 23. September gefallen war, konnte an die Heranschaffung des Belagerungsmaterials gedacht werden, und auch dies war nur bis Nanteuil a. d. Marne möglich, wo ein gründlich zerstörter Tunnel einen Landtransport von 90 Kilometern bis zu dem Belagerungspark bei Villacoublay nötig machte. Hierfür waren etwa 4500 vierrädrige Wagen und 10,000 Pferde erforderlich, deren Beschaffung auf ganz außerordentliche Schwierigkeiten stieß. Die landesüblichen zweirädrigen Karren konnte man nicht gebrauchen, bessere und stärkere nicht mehr auftreiben, da sie alle von den Truppen schon mitgenommen worden waren. Das Oberkommando der III. Armee, das die sämtlichen Belagerungsarbeiten auf der Südfront von Paris[50] zu leiten hatte, versuchte zwar alle möglichen Mittel, um sich brauchbare Wagen zu verschaffen, allein das Ergebnis blieb unzureichend. Hätte man dies vorausgesehen, so wäre es wohl möglich gewesen, rechtzeitig einen Fuhrpark in Deutschland bereit zu stellen und heranzuführen, allein dies war nicht geschehen. Trotzdem gelang es bis Ende Oktober nicht nur sämtliche erforderlichen Geschütze (300 an der Zahl), sondern auch einen allerdings kleinen Teil der Munitionsausrüstung, die im Ganzen 500 Schuß für jedes Geschütz betragen sollte, nach Paris zu schaffen. Der größte Teil der aus der Heimat eintreffenden Munition häufte sich allerdings in Nanteuil in bedenklicher Weise an und konnte nicht nach Villacoublay gefahren werden, da die Transportmittel und Wege immer schlechter wurden.

Diese traurigen Verhältnisse veranlaßten bereits am 26. Oktober den General v. Moltke, den Generalintendanten der Armee zu ersuchen, eine möglichst große Zahl von Fuhrwerken aus dem ganzen östlichen Frankreich herbeizuschaffen. Außerdem wurden noch mehrere andere Maßregeln zur Beschleunigung des Transportes getroffen, die wir hier nicht aufzählen wollen. Aber auch dies Alles hatte noch nicht den gewünschten Erfolg. Schon Mitte November stellte es sich heraus, daß der auf den 4. Dezember angesetzte Beginn der Beschießung nicht stattfinden könne, weil um

diese Zeit erst etwa ein Drittel der Munition bei Villacoublay eingetroffen war. Nun säumte Moltke aber auch nicht länger, um endlich zum Ziele zu kommen.

Es wurde befohlen, daß 1. das Kriegsministerium einen Fuhrpark aus Deutschland heranschaffen, 2. die Munitions-, Pontons- und Schanzzeugkolonnen der Armee vor Paris einen großen Teil ihrer Fahrzeuge und Gespanne abgeben und 3. auch die I. und II. Armee zur Gestellung von möglichst zahlreichen Wagen und geschirrten Pferden herangezogen werden sollten. Diesen vereinten Bemühungen gelang es nun endlich, bis Ende Dezember die erste Munitionsrate nach Villacoublay zu schaffen, während die zweite sich noch von Deutschland unterwegs befand.

In dieser ganzen Zeit waren vom Chef des Generalstabes nicht nur alle wichtigeren Anordnungen für die Vorarbeiten zur Belagerung und Beschießung ausgegangen, sondern er hatte auch deren Ausführung überwacht und, soweit es ihm seine sonstige ausgedehnte Thätigkeit erlaubte, durch persönliches Eingreifen gefördert. Daß auch er die übergroßen Reibungen nicht vorhergesehen hatte, dürfte ihm um so weniger zum Vorwurf gereichen, als selbst die technischen Behörden ganz davon überrascht wurden. Es war dies eben eine neue Kriegserfahrung, die man machte und die, so unangenehm sie auch für den Augenblick sein mochte, für künftige Fälle als heilsame Lehre zu dienen berufen sein dürfte. Dem General v. Moltke aber eine absichtliche Verschleppung vorzuwerfen — wie vielfach geschehen ist — dazu liegt nach dem Vorhergesagten offenbar keine Berechtigung vor.

Nachdem nun Ende Dezember die erste Munitionsrate im Belagerungspark eingetroffen war, trat die Frage auf, ob es angezeigt sei, schon jetzt mit der Beschießung zu beginnen, oder noch kurze Zeit zu warten, bis Sicherheit vorhanden war, daß man auch die zweite Rate rechtzeitig zur Stelle haben werde. Die Ansichten hierüber im Großen Hauptquartier waren geteilt. Die allgemeine politische Lage, die bei dem scheinbaren Stillstande der Belagerung von Paris einen Einmischungsversuch der fremden

Mächte befürchten ließ, sowie namentlich auch die immer lauter werdenden Stimmen im deutschen Vaterlande, die auf ein energisches Vorgehen gegen die französische Hauptstadt, von deren Fall man das Ende des Krieges erwartete, hindrängten, ließen es Vielen als wünschenswert erscheinen, sobald wie möglich, also ohne Abwarten der zweiten Munitionsrate, das Feuer zu eröffnen.

Diese politischen Rücksichten wurden naturgemäß hauptsächlich durch den Bundeskanzler Grafen Bismarck in den Vordergrund gestellt, aber auch einige der Generale, unter ihnen der Kriegsminister, schlossen sich ihm an. Demgegenüber vertraten Moltke und Blumenthal die Überzeugung, daß diese Frage vor Allem auf Grund militärischer Rücksichten entschieden werden müsse; politische Gesichtspunkte dürften nur insofern mitsprechen, als sie nicht etwas militärisch Unzulässiges oder Unmögliches beanspruchten. Ersteres (das Unzulässige) würde eintreten, wenn die Politik den Beginn der Beschießung durchsetzte, bevor die zu deren völliger Durchführung nötigen Mittel vorhanden seien. Das Unmögliche aber werde vorausgesetzt, wenn man verlange, daß die Herbeischaffung der Munition, die bei der ersten Rate mehrere Monate gedauert hatte, jetzt in wenigen Tagen erfolgen solle.

Mag man nun je nach seinem Standpunkte den politischen oder den militärischen Erwägungen den Vorrang einräumen, jedenfalls darf man nicht behaupten, daß sich aus den Gründen des Generals v. Moltke die Absicht einer Verschleppung herausfinden ließe. Seine Ansichten wurzelten vielmehr in einer gründlichen Kenntnis militärischer sowie menschlicher Verhältnisse überhaupt. Denn wenn im Leben jede Halbheit an und für sich den Erfolg ausschließt, so gilt dies ganz besonders in militärischen Dingen. Im Kriege müssen stets volle Kräfte eingesetzt werden, um den Gegner zur Unterwerfung unter den eigenen Willen zu zwingen. Eine so starke Festung wie Paris nur eine Zeit lang zu beschießen und dann aufzuhören, ohne die erzielte Wirkung ausnutzen zu können, wäre aber eine solche Halbheit gewesen. Sie hätte bei dem Verteidiger die bereits ersterbende Widerstandskraft neu belebt und

ihm das Recht gegeben, einen Gegner zu verhöhnen, der da will, aber nicht kann. Sollte man sich dem aussetzen? Sollte man nach so beispiellosen Erfolgen eine moralische Niederlage erleiden, weil gewisse Stimmen in der Heimat und im Auslande ungünstig urteilten?

Niemand, der ein militärisches Urteil besitzt, wird sich leichten Herzens hiefür aussprechen wollen. Es ist ein ehernes Gesetz: die Politik muß schweigen, so lange die Waffen erhoben sind, damit nicht die Feder verderbe, was das Schwert gewonnen hat. Vom Augenblick der Mobilmachung an ist der Krieg nicht mehr ein Mittel der Politik, sondern Selbstzweck. Erst wenn dieser Zweck erreicht ist, wenn der Gegner wehrlos am Boden liegt, mag die Politik wieder in ihre Rechte eintreten. Bis dahin hat der Soldat zu entscheiden, was geschehen soll. Nur dem Umstande, daß die Kriege 1866 und 1870—71 von der deutschen Heeresleitung nach Möglichkeit in diesem Sinne geführt worden sind, waren ihre überraschenden Erfolge zu verdanken.

Übrigens hat auch König Wilhelm — obgleich doch bei ihm die politischen Rücksichten gewiß schwer in die Wagschale fielen — auf Seiten seines Generalstabschefs gestanden, wie sich außer aus manchen anderen Spuren schon aus dem Gange der Ereignisse erkennen läßt. Bei einer am 17. Dezember bei ihm stattfindenden Versammlung aller maßgebenden Persönlichkeiten, auf der die sich gegenüberstehenden Ansichten erörtert wurden, entschied sich nämlich der König dahin, daß mit dem förmlichen Angriff, und also auch mit der Beschießung, bis zum Eintreffen der vollen Munitionsstärke gewartet werden solle. Zwar wurde am 28. Dezember dieser Entschluß dahin abgeändert, daß möglichst bald zunächst die Forts Issy, Vanves und Montrouge zum Schweigen gebracht würden und dann die Stadt selbst zu beschießen sei, allein erst am 5. Januar 1871, nachdem die ganze erste Munitionsrate bereit stand und das Eintreffen der zweiten gesichert war, begann die Beschießung wirklich. Sie konnte dann allerdings auch ohne Unterbrechung bis zum Falle von Paris nachdrücklich fortgesetzt werden. —

Es sei gestattet, bei dieser Gelegenheit noch eine andere Angelegenheit zu berühren, die vielfach zu Irrtümern über das Wirken Moltkes Anlaß gegeben hat. Es betrifft dies die Frage, ob in den Kriegen König Wilhelm I. bei wichtigen Entscheidungen ein „Kriegsrat“ stattgefunden habe. Moltke hat hierüber, wie schon mehrfach erwähnt, selbst einen Aufsatz verfaßt, worin er die Anschauung, als ob wichtige Entschlüsse aus den Meinungen mehrerer oder gar vieler Personen hervorgegangen seien, entschieden zurückweist. Er nimmt vielmehr in Anspruch, daß die Entschlüsse von ihm allein durchaus unabhängig gefaßt worden seien und dann durch die Billigung Seiner Majestät ihre Kraft als Befehle erhalten hätten. Der gewöhnliche Hergang bei diesen Beratungen war der, daß Moltke dem Könige Vortrag über die militärische Lage hielt und daran Vorschläge über die zu treffenden Maßnahmen knüpfte, worauf der König seine Entscheidung gab, — übrigens fast immer im Sinne seines Generalstabschefs. Bei diesem „Vortrag“ waren regelmäßig zugegen der Chef des Militärkabinets und der Generalquartiermeister, häufig auch der Kriegsminister oder der Bundeskanzler — letzterer namentlich wenn es sich um Dinge handelte, die auch eine politische Bedeutung hatten —, in Versailles auch der Kronprinz, alle jedoch nur als Zuhörer.

Wenn Jemand eine solche Versammlung einen „Kriegsrat“ nennen will, so steht ihm das natürlich frei, vom militärischen Standpunkte aus trifft der Ausdruck aber nicht zu. Ein Kriegsrat ist eine Einrichtung, bei der eine aus bestimmten Persönlichkeiten für diesen besonderen Zweck gebildete Versammlung zur Entscheidung über Fragen militärischen Inhaltes zusammentritt und in der jedes Mitglied Sitz und Stimme hat, wobei gewöhnlich die Mehrheit den Ausschlag gibt. Alles dies war aber hier niemals der Fall, vor Allem hatten die bei dem militärischen Vortrage anwesenden Personen keine entscheidende, ja kaum eine beratende Stimme. Moltke allein trug vor und der König allein entschied. Daß freilich Seine Majestät zuweilen auch von einem der anderen Anwesenden Auskunft gefordert oder ihn um seine

Meinung gefragt hat, ist möglich, sogar wahrscheinlich, — ein solches Verfahren aber einen Kriegsrat zu nennen, dürfte doch wohl unzutreffend sein.

Ein weiterer, wenn auch mehr äußerlicher Beleg ist der Umstand, daß diese Beratungen allgemein „Generalsvortrag“ — im Gegensatz zum „Ministervortrag“ — genannt wurden, und daß der Ausdruck „Kriegsrat“ niemals und von keiner Seite gebraucht worden ist.

Dies Alles bezieht sich nur auf die „Operationen“, die ja lediglich Sache des Chefs des Generalstabes waren. Sobald indes Dinge zur Entscheidung kamen, bei denen die Mitwirkung anderer Behörden notwendig erschien, wurden auch deren Vertreter herangezogen. Am häufigsten war dies naturgemäß mit dem Kriegsminister der Fall, aber auch der Generalintendant, die Kommandeure der Artillerie und der Pioniere sowie der Minister des Auswärtigen konnten unentbehrlich sein. Was insbesondere die Rolle angeht, die Graf Bismarck bei den militärischen Entschlüssen gespielt hat, so dürfte auch hierüber vielfach eine irrige Auffassung vorhanden sein. Selbst wenn man als richtig annimmt, daß auch der Bundeskanzler zuweilen über militärische Dinge seine Ansicht hat äußern können — und wer wollte bestreiten, daß ein Mann wie Bismarck nicht auch auf diesem Gebiete gute Gedanken hätte haben können — so beweist dies doch noch lange nichts für den „Kriegsrat“. Es ist vielmehr anzunehmen, daß es sich in solchen Fällen hauptsächlich um Maßregeln gehandelt hat, die auch politische Bedeutung besaßen, und die ja zu gewissen Zeiten nur in Übereinstimmung mit den militärischen Anordnungen behandelt werden können.

Werfen wir am Schlusse dieses Kapitels noch einmal einen Blick zurück auf den Zusammenhang der Ereignisse in dem zweiten Teile des Feldzuges gegen Frankreich, so finden wir, daß sie nicht gleichmäßig, sondern gewissermaßen wellenförmig verlaufen, d. h. daß sich die Kriegslage in gewissen Gipfelpunkten dramatisch

zuspitzt, um dann wieder Zeiten verhältnismäßiger Ruhe aufzuweisen. Es lag dies daran, daß sich alle und jede Thätigkeit fast ausschließlich um den Entsatz oder den Fall von Paris drehte, daß also die Hauptstadt des Landes den strategischen Mittelpunkt des ganzen Krieges bildete, — gewiß ein sonderbarer und durchaus nicht wünschenswerter Zustand, hier aber nicht zu vermeiden. Die deutschen Armeen, die sich bis dahin stets strategisch und taktisch im Angriff befunden hatten, wurden dadurch zur Abwehr gezwungen, obgleich sie noch Kraft zur Offensive genug besaßen und nicht etwa, wie das Heer Napoleons I. in Moskau, an der Grenze ihrer Leistungen angelangt waren.

Nach der Einschließung von Paris am 19. September sehen wir sämtliche deutsche Streitkräfte vor vier Festungen gefesselt, — eine keineswegs unbedenkliche Lage. Wäre Frankreich damals noch im Besitze von einigermaßen verwendungsfähigen Truppen gewesen, so hätte es seinen Gegner mindestens zum zeitweiligen Aufgeben mancher bisher errungenen Erfolge zwingen können. Allein die deutsche Heeresleitung gewann Zeit, nicht nur ihre Stellungen vor den Festungen zu verstärken und dadurch an Truppen sparen zu können, sondern auch ihren empfindlichsten Punkt, die rückwärtigen Verbindungen, auszubauen und zu sichern. Der Fall von Toul und Straßburg Ende September brachte einen ersten, wenn auch nicht bedeutenden Kräftezuwachs, der zum Teil im freien Felde gegen die neugebildeten französischen Truppen Verwendung fand.

Die Kapitulation von Metz am 27. Oktober bewirkte sodann eine weitere und sehr notwendige Besserung des Kräfteverhältnisses zu Gunsten der Deutschen. Um diese Zeit hatten bereits zur Sicherung der Pariser Einschließungsarmee und ihrer Verbindungen drei größere Deckungs- und Aufklärungskörper entsendet werden müssen: General v. d. Tann nach Orléans, die 22. Division nach Chartres, das Korps Werder nach Dijon. Rings um sie herum traten an zahlreichen Punkten französische Neubildungen auf, die zwar noch nicht überall operationsfähig waren, aber schon durch ihre Masse gefährlich erschienen. Hiergegen konnten nun die bei

Metz frei gewordenen Truppen verwendet werden, und zwar entsprechend dem Geiste der deutschen Kriegführung angriffsweise.

Inzwischen sind aber auch die französischen Streitkräfte so weit erstarkt, daß Gambettas Machtwort sie zum Kampfe gegen den deutschen Eindringling führt. Ihre Aufgabe, der Entsatz von Paris, läßt sich natürlich ebenfalls nur angriffsweise lösen. So sehen wir denn Anfang November fast gleichzeitig auf beiden Seiten weit entfernt von Paris starke Armeen sich gegeneinander in Bewegung setzen, deren Kampfzweck der Besitz der Hauptstadt ist. Die Deutschen haben den weiteren Anmarsch, aber das zögernde Vorgehen der Franzosen ermöglicht es ihnen, noch rechtzeitig zur Stelle zu sein. Ende November kommt es zur Entscheidung, sowohl im Süden wie im Norden und auch vor Paris selbst, wo in diesen Tagen der große Ausfallsversuch gegen Villiers stattfindet. Überall geht die deutsche Führung aus der schwierigsten Lage, in der sie sich während des ganzen Feldzuges befunden hat, siegreich hervor. Die Bedrohung der Einschließungslinie ist damit abgewendet und das Verhältnis der beiden Gegner zu einander wesentlich zu Gunsten der Deutschen verändert. Im Norden und im Süden befinden sich ihre Streitkräfte jetzt auf der inneren Linie zwischen minderwertigen, schwerbeweglichen feindlichen Heeresmassen, Paris ist fester umschlossen als je, und im Südosten hält Werder gleichfalls den Gegner im Schach.

In dieser Lage faßt die oberste Heeresleitung den von weiser Selbstbeschränkung zeugenden Entschluß, dem geschlagenen Gegner nicht bis in seine letzten Zufluchtsstätten zu folgen, sondern die eigenen Kräfte zu schonen, damit sie ihre Verwendungsfähigkeit nicht einbüßen. Es wird Mitte Dezember eine Aufstellung in mehreren Gruppen um Paris herum angeordnet, in der sich die Truppen erholen und zu erneuter Thätigkeit bereit halten sollen. Ob eine abermalige Abweisung feindlicher Angriffe überhaupt noch notwendig werden würde, darüber war man im deutschen Großen Hauptquartier nicht völlig im Klaren. Die ganze Lage hatte den gewöhnlichen Nachteil jeder Defensive, daß man über die Absichten

des Gegners nichts erfuhr. Es war zwar anzunehmen, daß die Franzosen noch einmal ihr Heil zum Entsatz von Paris, dessen langer Widerstand dazu aufforderte, versuchen würden, aber man wußte nicht wo und wann.

Um diesem Zustande der Ungewißheit ein Ende zu machen, entschließt sich die deutsche Heeresleitung Anfang Januar, dem Gegner zuvorzukommen und ihrerseits von Neuem zum Angriff zu schreiten. Prinz Friedrich Karl erhält Befehl, unverzüglich gegen die Armee Chanzys vorzugehen, das Korps Werder soll nach Süden vorstoßen. Der I. Armee war es schon vorher gelungen, den bis Amiens vorgedrungenen Gegner an der Hallue zu schlagen. Sie folgt ihm nun Anfang Januar bis Bapaume und weist dort einen zum Entsatz von Péronne unternommenen Angriff Faidherbes zurück.

So beginnt der erste Monat des zweiten Kriegsjahres noch einmal mit lebhaften Kämpfen auf allen Schauplätzen. Aber auch diese endigen bis zum Schlusse des Monats ausnahmlos zu Gunsten der deutschen Waffen: Die Armee Chanzys wird nach langem Widerstande bis hinter Le Mans zurückgeworfen, die Nordarmee, die einen letzten Versuch gegen die rückwärtigen Verbindungen der Deutschen unternommen hat, erleidet bei St. Quentin eine völlige Niederlage, und im Südosten krönt der Übertritt der Armee Bourbakis auf neutrales Gebiet den heldenmütigen Widerstand und das rastlose Vordringen der unter den schwierigsten Verhältnissen kämpfenden deutschen Südarmee.

Am 28. Januar kapituliert Paris. Damit ist das Ziel erreicht, Frankreichs Widerstand endgültig gebrochen, ein ruhmvoller Friede belohnt die unendlichen Mühen und Opfer dieses von Alldeutschland gegen den Erbfeind geführten Krieges.

34. Feldzug 1870–71. Waffenstillstand und Friede.

Bereits am 23. Januar 1871 war das Mitglied der französischen republikanischen Regierung, Herr Jules Favre, in Versailles erschienen, um Verhandlungen wegen eines Waffenstillstandes einzuleiten. In Paris hatten der Hunger und die Beschießung mächtig gewirkt, und die Überzeugung, daß von Außen keine Hilfe mehr zu erwarten sei, zwang endlich die Pariser Machthaber, jeden weiteren Widerstand aufzugeben. Auf deutscher Seite zeigte man sich dem Wunsche nach Abschluß eines Waffenstillstandes geneigt, forderte aber als Bürgschaft die Übergabe sämtlicher Forts und die Entwaffnung des Hauptwalles der Festung Paris.

Nachdem dies von französischer Seite zugestanden, wurde vereinbart, vom 26. Januar Abends an die Feindseligkeiten vor Paris einzustellen. Am 31. sollte dann ein allgemeiner Waffenstillstand für 21 Tage auf allen Kriegsschauplätzen — ausgenommen im Südosten — in Kraft treten und während dieser Zeit das französische Volk Abgeordnete zu einer Nationalversammlung in Bordeaux wählen, die über den Abschluß des Friedens zu entscheiden hätten. Die Kriegsbesatzung von Paris mußte die Waffen abliefern, nur ein Teil durfte sie zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Stadt behalten.

Am 29. Januar besetzten die deutschen Truppen die Forts von Paris, die Ablieferung der Waffen und des Kriegsmaterials erfolgte ohne Störung. Mit dem Ende der 132tägigen Einschließung der Hauptstadt wurde der größte Teil der vor ihren

Mauern festgehaltenen deutschen Truppen frei und konnte eine andere kriegerische Verwendung finden, falls diese nötig wurde.

Die Ausführung des Waffenstillstandes und die Innehaltung der darin vereinbarten Abgrenzungslinie zwischen den feindlichen Heeren stieß übrigens in der Provinz an einigen Stellen auf Schwierigkeiten. Gambetta, ohne dessen Wissen und Willen der Vertrag abgeschlossen war, gab den kommandierenden Generalen keine Verhaltungsbefehle, weshalb diese die Abgrenzungslinie nicht überall anerkannten. Namentlich der Kommandant von Langres machte Schwierigkeiten und konnte erst am 9. Februar zur Anerkennung des Waffenstillstandes bewogen werden. Auch die Freischärler fügten sich nicht sogleich, es kam sogar an mehreren Punkten noch zu Zusammenstößen. Allmälig aber regelten sich auch diese Verhältnisse, so daß die weiteren Verhandlungen für den Frieden ohne wesentliche Störung beginnen konnten.

General v. Moltke mußte in dieser Zeit noch eine lebhafte Thätigkeit entwickeln. Es ist erstaunlich, welche Arbeit der General während des Waffenstillstandes und der Friedensverhandlungen zu bewältigen hatte. Die Akten enthalten fast 200 Schriftstücke aus dieser Zeit, die entweder unmittelbar von ihm selbst herrühren, oder an denen er wenigstens beteiligt gewesen ist. Ihm fiel zunächst die Aufstellung der Bestimmungen für den Waffenstillstand, die Übergabe von Paris und die Abgrenzungslinie, sowie die Benachrichtigung sämtlicher Truppen und Behörden zu. Sodann hatte er dafür zu sorgen, daß die deutschen Streitkräfte in den ihnen angewiesenen Bezirken zweckmäßig untergebracht, ergänzt und überhaupt für einen Wiederbeginn der Feindseligkeiten schlagfertig erhalten wurden. Auch die Ausführung des Waffenstillstandes forderte zuweilen gegenüber den französischen Generalen sein Eingreifen.

In Paris war in der letzten Zeit die Hungersnot derart gestiegen, daß selbst nach Freigabe der Verbindung der Hauptstadt mit den Provinzen nicht genügend Lebensmittel herbei geschafft werden konnten. Die deutsche Armeeverwaltung mußte daher von

ihren eigenen Vorräten hergeben, und Moltke wies sämtliche oberen Behörden an, das Heranführen von Proviantzügen zu gestatten und zu fördern. Auch für die Wiedereinrichtung der ehemaligen französischen Zivilverwaltung in den besetzten Teilen von Frankreich hatte Moltke zu sorgen.

Mittlerweile näherte sich der Waffenstillstand seinem Ende, und es war den Franzosen noch nicht gelungen, gültige Wahlen zu stande zu bringen. Insbesondere hatte Gambetta allerlei Schwierigkeiten gemacht; erst nachdem er am 6. Februar aus der Regierung ausgeschieden war, konnten die Wahlen unbehindert von statten gehen. Infolge dieser Verzögerung sah sich die deutsche Heeresleitung gezwungen, auf Maßregeln zu einer möglichen Wiedereröffnung der Feindseligkeiten Bedacht zu nehmen. Zunächst ordnete Moltke die Armierung der Pariser Forts an und stellte dann Anfang Februar einen Entwurf für die Fortführung der Operationen im freien Felde auf. Besonderen Nachdruck legte er dabei auf den Süden von Paris; hier war der zahlreichste Gegner, hier mußte daher der Hauptschlag mit möglichst starken Kräften geführt werden. Zu diesem Zwecke sollte von der Maasarmee das IV. Korps zur II. Armee übertreten und in die Gegend von Le Mans marschieren, die III. Armee hatte das V. Korps zur Besetzung von Orléans, Blois und Tours zu entsenden, und der II. Armee wurde vorgeschrieben, unmittelbar nach Ablauf des Waffenstillstandes mit allen vier Korps die Offensive zu ergreifen. Auch von der Südarmee sollte der größere Teil nach der oberen Loire abrücken, um sich dort gegen Nevers zu wenden.

Auf Grund dieses Entwurfes wurden dann in der That am 7. und 8. Februar die entsprechenden Befehle ausgefertigt. Es heißt darin bezüglich der II. Armee: „Seine Majestät beabsichtigen nicht die Besitznahme eines einzelnen Punktes oder eines größeren Landgebietes, sondern stellen als Ziel die Vernichtung des feindlichen Heeres, zu welchem Zweck die nachhaltigste Verfolgung nicht ausgeschlossen sein soll."

Die Befehle kamen indes nur teilweise zur Ausführung.

Das IV. Korps marschierte zwar nach Nogent le Rotrou, das V. nach Orléans und das dort abgelöste IX. nach Vendôme — so daß die Stellung der II. Armee nunmehr von Alençon bis Tours und an der Loire aufwärts bis Gien und Auxerre reichte — allein am 13. Februar erging, da eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 24. zu erwarten war, der Befehl, alle weiteren Bewegungen einzustellen. Zugleich wurde der Waffenstillstand auch auf das bisher ausgeschlossene Gebiet im Südosten ausgedehnt. Im Norden stand die I. Armee mit dem VIII. Korps an der Somme und mit dem I. an der unteren Seine.

Am 16. übergab der Kommandant von Belfort, der bis dahin Widerstand geleistet hatte, die Festung unter sehr ehrenvollen Bedingungen für die Besatzung. Am 22. Februar erfolgte nochmals eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 26. Mitternachts. An diesem Tage Nachmittags wurde endlich der Friedensvorvertrag unterzeichnet, auf deutscher Seite von dem Reichskanzler Grafen v. Bismarck, auf französischer von den Herren Thiers und Jules Favre. Fünf Tage hatten die Verhandlungen gedauert. Moltke war dabei nicht unmittelbar beteiligt gewesen, er hatte aber vorher dem Reichskanzler diejenigen Punkte bezeichnet, die von militärischer Bedeutung seien. Hierunter war auch der Besitz der Festung Belfort. Leider konnte diese Forderung nicht durchgesetzt werden, da an ihr die Verhandlungen zu scheitern drohten. Belfort blieb französisch, im Übrigen wurden alle deutschen Ansprüche erfüllt.

Frankreich verpflichtete sich, das Elsaß (ohne Belfort) und einen Teil von Lothringen an Deutschland abzutreten, sowie eine Kriegsentschädigung von fünf Milliarden Francs zu zahlen. Die Räumung des von den deutschen Armeen besetzten Gebietes sollte gleich nach der Genehmigung des Vertrages durch die französische Nationalversammlung beginnen und nach Maßgabe der Abschlagszahlungen der Kriegsentschädigung fortgesetzt werden. Sämtliche französische Truppen mußten sofort hinter die Loire zurückgehen mit Ausnahme von 40,000 Mann in Paris und einigen anderen

Festungsbesatzungen. Die deutschen Armeen hatten gleichzeitig das ganze linke Seineufer zu räumen, so daß sich also ein breiter Streifen unbesetzten Gebietes zwischen beide Gegner schob.

Nach erfolgter Genehmigung der Vorverhandlungen sollte in Brüssel weiter verhandelt werden und die Rückkehr der französischen Kriegsgefangenen beginnen. Der Waffenstillstand wurde noch einmal bis zum 12. März mit dreitägiger Kündigungsfrist verlängert, und schließlich erlangte die deutsche Armee noch die Genugthuung, in Paris einzurücken und dort bis zur Genehmigung des Vertrages zu verbleiben.

Für letzteren Zweck hatte Moltke mit dem Chef des Generalstabes der Armee von Paris, General Valdan, das Nähere zu vereinbaren. Es wurde eine mündliche Verabredung getroffen, wonach sich die deutsche Besetzung auf den Abschnitt der Stadt vom Point du jour bis zur Rue du Faubourg St. Honoré beschränken sollte. Der 1. März war als Tag des Einmarsches einer ersten Staffel von 30,000 Mann bestimmt. Weitere Staffeln würden am 3. und 5. März folgen. Die deutschen Truppen sollten teils einquartiert, teils in öffentlichen Gebäuden untergebracht werden, sich aber selbst verpflegen. Sämtliche hierfür erforderlichen, sehr umfangreichen Anordnungen wurden von Moltke am 27. und 28. Februar erledigt.

Am 1. März hielt Seine Majestät der König Wilhelm, der am 18. Januar in Versailles die Würde eines deutschen Kaisers angenommen hatte, in Longchamps Parade über die zur Besetzung von Paris bestimmten 30,000 Mann ab, worauf diese mit fliegenden Fahnen in die feindliche Hauptstadt einrückten. Zum drittenmal in einem Zeitraum von 57 Jahren befand sich also Paris in den Händen der Deutschen.

Die französische Nationalversammlung beeilte sich übrigens mit der Beratung des Friedensvorvertrages derart, daß bereits am 2. März der Austausch der unterzeichneten Verträge stattfinden konnte. Infolge dessen mußte die Ablösung der deutschen Truppen in Paris unterbleiben und die Stadt von ihnen schon am 3. März

verlassen werden. An demselben Tage begann auch die Räumung des Gebietes zwischen Seine und Loire. Moltke erließ hierfür sehr eingehende Anweisungen, die sowohl die gute Unterkunft der Truppen als auch die Wiederherstellung der ursprünglichen Kriegsgliederung und die Möglichkeit schnellster Versammlung ins Auge faßten. Zugleich wurden auch schon die dauernden Besatzungen der Garnisonen in den neu erworbenen Provinzen Elsaß und Lothringen bestimmt, Reserve- und Landwehrtruppen in die Heimat entlassen und die Generalgouvernements in Versailles, Reims und Nancy aufgelöst.

Die Räumung des Gebietes auf dem linken Seineufer vollzog sich im Laufe des März. Der Verband der Maasarmee war aufgelöst und dafür eine Neueinteilung sämtlicher Korps in vier Armeen verfügt worden, nämlich: I. Armee (I. und VIII. Korps), II. Armee (III., IX. und X. Korps), III. Armee (Garde-, IV., VI., XI., I. und II. bayerisches Korps), Südarmee (II. und V. Korps). Ende März stand die I. Armee in den Departements Seine-Inférieure und Somme, die II. Paris gegenüber in den Departements Oise und Seine et Marne, die III. in den Departements Aube und Haute-Marne, die Südarmee in Côte d'Or, Doubs und Haute-Saône. Zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen waren das VII. und XII. Korps sowie die 17. und die württembergische Division besonders abgezweigt; die badische Division hatte sich schon in die Heimat begeben.

Seine Majestät der Kaiser hielt am 7. März bei Paris auf der Hochfläche von Noisy le Grand und Villiers eine Heerschau über das I. bayerische, das Kgl. sächsische Korps und die württembergische Division ab, der Kronprinz von Preußen eine solche am 12. März über das I. Korps und die 17. Division bei Rouen, am 13. über das VIII. Korps bei Amiens. Da die französische Regierung den Wunsch ausgesprochen hatte, die Nationalversammlung sobald wie möglich von Bordeaux nach Versailles zu verlegen, räumte das Große deutsche Hauptquartier bereits am 7. März diesen Ort nach 154tägigem Verweilen und begab sich nach Schloß

Ferrières. Von hier wurde es am 13. nach Nancy verlegt. Am 14. übertrug Seine Majestät den Oberbefehl über sämtliche vor Paris verbleibenden Truppen dem Kronprinzen von Sachsen, und da die Armee weiterhin nur noch über die Durchführung des Friedensvertrages zu wachen hatte, kehrte der deutsche Kaiser mit seinem Stabe am 15. März in die Heimat zurück. Das Große Hauptquartier fuhr zunächst über Metz und Mainz nach Frankfurt a. M. und von dort über Erfurt nach Berlin, wo der Kaiser am 17. März nachmittags unter dem endlosen Jubel einer vieltausendköpfigen Menge eintraf.

Auch unser Moltke war wieder in der Heimat. Mit welchen Gefühlen mochte er auf den beendeten Feldzug zurückblicken? Unternommen im Vertrauen auf die gerechte Sache und die eigene Kraft war dieser Krieg nicht nur von unerhörten militärischen Erfolgen begleitet gewesen, sondern er hatte dem deutschen Volke auch die Erfüllung des Traumes so vieler Geschlechter, nämlich die politische Einigung, gebracht und an die Stelle eines lockeren Staatenbundes einen kraftvollen, geschlossenen Bundesstaat unter einem kaiserlichen Oberhaupt gesetzt. Und von diesen Erfolgen durfte Moltke ein gutes Teil als sein Verdienst in Anspruch nehmen. Sein Kaiser überhäufte ihn dafür mit Ehren: am 28. Oktober 1870, am Tage nach dem Falle von Metz, war er in den erblichen Grafenstand erhoben worden,[51] am 22. März 1871 verlieh ihm der Kaiser das Großkreuz des eisernen Kreuzes und am 16. Juni, als die siegreiche Armee ihren Einzug in Berlin hielt, ernannte er ihn zum Generalfeldmarschall. Damit erreichte der ehemalige dänische Kadett die höchste militärische Würde, die in Deutschland verliehen werden kann. Höher aber als all diesen äußeren Glanz durfte er das Bewußtsein schätzen, daß er seine jetzige Stellung ganz allein sich selbst verdankte.

Moltke blieb auch fernerhin derselbe stille, ernste und arbeitsame Mann, der er vorher gewesen war. Schon am Tage nach seiner Rückkehr aus Frankreich saß er wieder an der Arbeit und erledigte einen umfangreichen Schriftverkehr. Denn noch war

für den Chef des Generalstabes viel zu thun, so lange die deutschen Armeen in Frankreich standen.

Einen Tag nachdem der deutsche Kaiser die Heimat erreicht hatte, brach in Paris der Bürgerkrieg aus. Große Volksmassen, unterstützt durch Mobil- und Nationalgarden, bemächtigten sich einer Anzahl von Geschützen und riefen die „Kommune von Paris“, eine Art sozialistischer Selbstregierung des Volkes, aus. Die Regierung des Herrn Thiers zeigte sich der Aufgabe nicht gewachsen, diese aufrührerische Bewegung sofort zu unterdrücken, sie zog sogar alle zuverlässigen Truppen aus Paris heraus nach Versailles und überließ die Hauptstadt zunächst ihrem Schicksal.

Es wäre für die deutschen Truppen ein Leichtes gewesen, in Paris einzurücken und der Sache ein Ende zu machen. Allein abgesehen davon, daß hierdurch die Schwäche der auch von Deutschland anerkannten französischen Regierung zu deutlich gemacht worden wäre, lag auch keine Veranlassung vor, für eine fremde Sache noch einmal deutsches Blut zu vergießen. Moltke erteilte daher den Oberkommandos den Befehl, zwar den französischen Behörden jede zulässige Erleichterung zu gewähren und ihren Wünschen entgegenzukommen, im Übrigen aber sich jedes thätlichen Eingreifens zu enthalten. Die III. Armee erhielt nur der Vorsicht halber die Anweisung, die Abrüstungsarbeiten in den Pariser Forts zu unterbrechen und ihre Truppen näher an die Stadt heranzuziehen. Den zeitigen Gewalthabern der Kommune in Paris wurde sodann eröffnet, daß jeder Versuch militärischer Unternehmungen den deutschen Stellungen gegenüber die sofortige Beschießung der Stadt zur Folge haben werde.

Bald darauf wandte sich die Versailler Regierung nach Berlin mit der Bitte, zu gestatten, daß eine doppelt so große Zahl französischer Truppen, als in dem Friedensvorvertrage ausgemacht war, bei Versailles zusammengezogen werden dürfe, um die Kommune zu bekämpfen.*) Die Erfüllung dieser Bitte erschien unbe-

*) Nämlich 80,000 Mann statt 40,000.

denklich, da die deutsche III. Armee in zwei Tagen 200,000 Mann vor Paris vereinigen konnte. Am 28. März wurde daher ein Vertrag mit der französischen Regierung abgeschlossen, worin diese die nachgesuchte Erlaubnis erhielt, aber unter der Bedingung, daß sie die Truppen in Versailles nur gegen Paris verwenden dürfe.

Am 4. April hielt Moltke Vortrag bei Seiner Majestät über die durch die Unruhen in Paris geschaffene Lage. Er sprach sich dahin aus, daß man deutscherseits die Bemühungen der französischen Regierung, des Aufstandes Herr zu werden, unterstützen müsse, denn die Erfüllung der Friedensbedingungen verliere sonst an Sicherheit. Diese Hilfe werde aber schon durch die bloße Anwesenheit der deutschen Truppen und die Absperrung der Verbindungen aus Paris nach Norden und Nordosten gewährt. Weiter zu gehen, sei nicht ratsam, die Stadt selbst wieder zu erobern, Sache der Franzosen. Eine Gefahr könne nur eintreten, wenn die Versailler Armee plötzlich mit den Truppen der Kommune gemeinsame Sache mache und sich gegen die Deutschen wende. Die Lage sei dann wieder ähnlich wie nach dem Falle von Metz: die Hauptmacht des Gegners in Paris, die übrigen Streitkräfte — nunmehr verstärkt durch die aus Deutschland entlassenen Gefangenen — in den Provinzen in der Neubildung begriffen. Es bedeute das eine Fortsetzung des Krieges, der aber unsererseits unter wesentlich günstigeren Bedingungen unternommen werde als Ende Oktober 1870. Etwaige Versammlungsmärsche der deutschen Truppen könnten daher vorläufig noch unterbleiben, bis über die Lage größere Klarheit geschaffen sei. Kaiser Wilhelm scheint diesen Ausführungen seines Generalstabschefs beigetreten zu sein, denn Moltke schrieb noch am nämlichen Tage an das Oberkommando des Kronprinzen von Sachsen einen Brief, worin ungefähr dieselben Gedanken ausgesprochen waren.

Mittlerweile hatte der Kampf zwischen der Armee von Versailles und den Truppen der Kommune bereits begonnen. Letztere waren am 2. April zum Angriff auf Versailles geschritten, wurden aber zurückgeschlagen. Am 4. April ging Marschall Mac Mahon,

der den Oberbefehl über die Regierungstruppen übernommen hatte, seinerseits gegen Paris vor, drang am 21. Mai in die Stadt ein und schlug nach achttägigem mörderischem Straßen- und Barrikadenkampfe die Kommune nieder. Da hierbei zahlreiche Flüchtlinge die deutschen Linien zu durchbrechen suchten, so wurde eine engere Versammlung der III. Armee angeordnet. Ihre Vorposten rückten bis dicht an die Thore von Paris heran und ließen Niemanden hinaus. Nachdem dann die Stadt wieder in den Händen der französischen Regierung war, kehrten die deutschen Truppen in ihre früheren Standorte zurück.

Während dieser Kämpfe hatten die seit dem 28. März in Brüssel begonnenen und Anfang Mai in Frankfurt a. M. fortgesetzten Friedensverhandlungen einen so schnellen Verlauf genommen, daß am 10. Mai der endgültige Friede abgeschlossen werden konnte. Seine Majestät der Kaiser unterzeichnete ihn am 16. Mai, die französische Nationalversammlung gab am 18. ihre Zustimmung.

Auf Grund dieses Vertrages erfolgte nun nach und nach die Zurückziehung der deutschen Truppen aus Frankreich. Moltke hatte auch hierbei noch eine nicht unbedeutende Thätigkeit zu entwickeln, auf die wir jedoch nicht eingehen, da sie hauptsächlich Verwaltungssachen betraf.

Die Demobilmachung des deutschen Heeres begann am 1. Juni 1871. Am 20. wurde eine „Okkupationsarmee“ unter Befehl des Generals v. Manteuffel gebildet, die zur Besetzung derjenigen französischen Gebiete dienen sollte, die bis zur Erfüllung sämtlicher Friedensbedingungen in deutschen Händen blieben. Die Okkupation dauerte noch bis zum 16. September 1873; an diesem Tage verließen die letzten deutschen Truppen den Boden Frankreichs.

Bevor wir diesen Abschnitt schließen, mit dem die kriegerische Thätigkeit Moltkes endigt, sei es gestattet, noch einmal die hervorstechendsten Merkmale seiner Kriegführung, wie sie uns bei der Darstellung der von ihm geleiteten Feldzüge entgegengetreten sind, kurz zusammenzufassen.

Betrachten wir zunächst das Äußerliche der Kriegsformation des Heeres, so sehen wir, daß in den Feldzügen 1866 und 1870—71 zum erstenmal in der neueren Geschichte die zur einheitlichen Verwendung bestimmte deutsche Streitkraft in mehrere Unterabteilungen gegliedert ist, die „Armeen“ genannt und durch Führer geleitet werden, denen eine weitgehende Selbständigkeit gelassen wird. Bisher war dies nirgends der Fall gewesen. Auch Napoleon I. hatte seine Armee stets in allen ihren Teilen ganz allein geleitet und selbständige Befehlshaber nur auf entlegenen Kriegsschauplätzen eingesetzt. Das gewaltige Anschwellen der Heeresmassen in den Kriegen Preußens gegen Österreich und Frankreich machte aber eine derartige Leitung der Krieghandlung unmöglich. Das Verdienst Moltkes liegt nun weniger darin, daß er dies erkannt, als vielmehr in der Art und Weise, wie er die Teilung der Kräfte, die an sich hätte nachteilig werden können, zu einem Vorteil und einem Faktor der Stärke gestaltet hat. Er verlangte nämlich von den Führern der Armee nicht nur Selbständigkeit sondern auch Selbstthätigkeit, d. h. das Bestreben und die Fähigkeit, auch ohne genaue Befehle von Tag zu Tag doch im Geiste und im Rahmen des strategischen Grundgedankens zu handeln und planmäßig zusammenzuwirken. Bestimmte Befehle erteilte er daher nur ausnahmsweise, er zeigte seinen Unterführern meist nur das Ziel und überließ ihnen die Wahl der Mittel, um es zu erreichen. Er selbst begab sich also freiwillig eines Teiles seiner Befugnisse als Oberbefehlshaber und übertrug ihn auf seine Untergebenen. Dadurch erreichte er, daß die unvermeidliche räumliche Trennung zwischen dem Leitenden und den Gliedern der Armee gleichsam überbrückt wurde. Statt des einen geistigen Mittelpunktes entstanden nun mehrere, die aber alle von den nämlichen Antrieben beseelt waren und auf diese Weise zu Mitschöpfern und Mitträgern des strategischen Gedankens wurden. Es trat somit ein neuer Kraftfaktor in die Kriegführung ein, der, weil er geistiger Natur war, mächtiger und zuverlässiger wirkte als jeder materielle Zuwachs.

Die Befähigung zur sinnvoll begrenzten Selbstthätigkeit

pflanzte sich aber auch nach unten hin fort und bewirkte hier bei den Truppen eine erstaunliche Sicherheit und Kühnheit des Handelns. Während auf Seiten der Gegner jedermann vor einer Verantwortung ängstlich zurückweicht, sehen wir auf deutscher Seite eine Entschlußfreudigkeit, die, weil sie aus dem Gefühl der Überlegenheit entspringt, auch die Überlegenheit verbürgt. Das freudige Zusammenwirken aller Glieder des deutschen Heeres bewahrt dieses zudem vor Rückschlägen und Teilniederlagen, weil die üble Lage des Einen stets durch das Eingreifen eines Anderen wieder ausgeglichen wird.

Freilich war, um solche Ergebnisse zu erzielen, eine Art der Befehlsgebung erforderlich, wie sie gleichfalls ein besonderes Verdienst Moltkes und zuerst von ihm angewendet worden ist. Er verstand es, wie kein Feldherr vor ihm, in wenigen kurzen, klaren Sätzen dasjenige hervorzuheben, was das Wesentliche des zu erteilenden Auftrages bildete, vermied es dagegen geradezu ängstlich, Einzelheiten oder gar solche Dinge vorzuschreiben, deren Ausführbarkeit nicht außer allem Zweifel war. Er nahm dabei mit Recht Rücksicht auf die menschliche Schwäche, daß es weit leichter ist, ohne einen bestimmten Befehl zu handeln als gegen einen solchen.

Diese Art des Befehlens hatte Moltke derartig ausgebildet, daß kaum ein einzigesmal eine seiner Anweisungen mißverstanden worden ist oder zu Fehlern Veranlassung gegeben hat. Wenn man einen Moltkeschen Befehl liest, so erscheint Alles so einfach und fast selbstverständlich, daß man kaum bemerkt, wieviel Gedankenarbeit darin steckt. Und doch ist jeder in seiner Art ein Kunstwerk. Man halte nur einmal die Befehle anderer Feldherren daneben, und man wird den Unterschied sofort erkennen. Was aber noch wichtiger ist: Moltke hatte es verstanden, durch den Einfluß, den er mittelst des von ihm geschulten Generalstabes ausübte, seine Art der Befehlsgebung auch in der Armee völlig heimisch zu machen. Es war ihm gelungen, eine Schule von Führern heranzubilden, die in seinem Geiste weiter wirkte und den Grundsatz allgemein zur Geltung brachte, daß keine Kommandostelle etwas

Anderes befiehlt, als was mit Sicherheit befohlen werden kann und was notwendigerweise befohlen werden muß.

Ein weiterer Vorzug der Moltkeschen Befehlserteilung war die Rücksichtnahme auf die Persönlichkeit seiner Unterführer. Nicht Jeder verträgt die gleiche Behandlung: der Eine bedarf der Anregung, der Andere der Zügelung. Im Beginne des Krieges 1870 mußte General v. Steinmetz von allzu lebhafter Bethätigung seiner Thatenlust mehrfach zurückgehalten werden, den Generalen v. Manteuffel und v. Göben bleibt dagegen fast immer der weiteste Spielraum, während dem vorsichtigen General v. Werder ausdrücklich die Verantwortung für die Schlacht an der Lisaine abgenommen wird.

Die von Moltke angenommene Gliederung des ganzen Heeres in mehrere Armeen bot weiterhin den Vorteil, daß sich die Kräfte besser im Raume verteilen ließen. Eine Armee wie die deutsche im Kriege 1870—71 auf einem Haufen wäre eine unbehilfliche Masse gewesen, die sich weder zweckmäßig unterbringen noch verpflegen, vor Allem aber kaum noch anders als geradeaus bewegen ließ, und auch dies nur mit großen Schwierigkeiten. Durch die Teilung in mehrere Gruppen aber wurde es möglich, das Straßennetz auszunutzen, die Marschtiefen zu verringern, jeder einzelnen Gruppe besondere rückwärtige Verbindungen zuzuweisen und mit ihr zu manövrieren. Allerdings wuchs dabei die Schwierigkeit, zur Schlacht die Kräfte wieder vereinigt zu haben und der Gefahr zu entgehen, daß nicht ein Teil vereinzelt einer Niederlage ausgesetzt wurde.

In dieser Kunst, getrennt zu marschieren und vereinigt zu schlagen, ist nun Moltke ein Meister gewesen. Nicht nur, daß er die Armeeglieder gleichsam mit spielender Hand nach seinem Willen lenkte, sondern er verstand es auch, ihre gezwungenermaßen aufrecht erhaltene Trennung derart auszunutzen, daß er aus ihr heraus die jedesmal wirksamste Art des Angriffes in der Schlacht ableitete. Gewöhnlich war dies der Frontalangriff in Verbindung mit dem Flankenangriff, so bei Königgrätz, bei Gravelotte, beim Vormarsch

gegen Châlons.*) Moltke bevorzugte diese Angriffsart, weil bei ihr eine vorherige Trennung nicht nur meist unschädlich sondern sogar notwendig ist. Die Ausdehnung der Schlachtfelder und die Tragweite der Feuerwaffen machen heutzutage eine Umfassung, die aus der Versammlung dicht vor der feindlichen Stellung eingeleitet werden soll, unmöglich und zwingen dazu, den Front- und den Flankenangriff von weit her anzusetzen, ihn also durch die strategische Umfassung vorzubereiten.

Grade in dieser Vorbereitung der taktischen Entscheidung zeigt sich die Moltkesche Führerkunst auf ihrer vollsten Höhe. Sein Ziel ist dabei stets die Vernichtung der feindlichen Streitkraft. Alles Nebensächliche läßt er außer Acht, er fragt auch nicht allzuviel nach den Absichten des Gegners, sondern weiß ihm zuvorzukommen und ihm das Gesetz des Handelns vorzuschreiben. Dagegen bietet er Alles auf, um auf dem Schlachtfelde die Überlegenheit an Zahl zu haben. In allen diesen Beziehungen entspricht die Moltkesche Kriegskunst völlig den unabänderlichen Bedingungen und Gesetzen jedes kriegerischen Erfolges, wie sie sich aus den Thaten der großen Feldherren aller Zeiten ergeben.

Wenn Moltke also immer darauf ausging, den Gegner nicht bloß zu schlagen sondern ihn zu vernichten, wenn er stets alle Kräfte einsetzte, um seinen Zweck zu erreichen, so war er doch maßvoll und besonnen genug, um diesen Zweck nach den vorhandenen Kräften zu bemessen. Die nämliche, für einen Feldherrn unentbehrliche Eigenschaft hat auch Friedrich den Großen über eine Welt von Feinden triumphieren lassen, an ihrem Mangel ist Napoleon I. zu Grunde gegangen. Moltke kam hierbei seine kühle, etwas nüchterne norddeutsche Natur zu statten, die sich auch an den glänzendsten Erfolgen nicht berauschte. Er blieb stets auf dem Boden der Wirklichkeit, schätzte die beiderseitigen Kräfte vorsichtig ab und beschränkte sich in seinen Zielen, wenn die Unzulänglichkeit der Kräfte dies erforderte. So wies er im zweiten

*) Die doppelte Umfassung hat Moltke bei Sedan angewendet.

Teile des Feldzuges gegen Frankreich die Armeeführer mehrfach darauf hin, daß es zwar notwendig sei, den Gegner gründlich zu schlagen, nicht aber ihm bis ins Unendliche zu folgen, da hierfür die deutschen Kräfte nicht ausreichten.

In dieser maßvollen Besonnenheit wurde Moltke unterstützt durch eine ausgesprochene Neigung für das Einfache, Ungekünstelte in der Kriegführung. Schwierige und verwickelte Unternehmungen liebte er nicht, dagegen verstand er es meisterhaft, sich stets den Überblick über die Gesamtlage zu bewahren und seine Entschlüsse dem großen Endziel des Krieges anzupassen. Mit Vorliebe benutzte er für seine Entwürfe eine Übersichtskarte von Mitteleuropa. Mit scharfem Blick erkannte er das Wesentliche jeder strategischen Lage und fand die einfachsten und sichersten Mittel heraus, um sie zu seinen Gunsten zu lenken. Der Klarheit seines Denkens entsprach denn auch die Klarheit seiner Befehle.

Im Zusammenhang hiermit steht auch die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit der Moltke sich in eine veränderte Kriegslage hineinfand. Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht namentlich die Zeit vom 24. bis 27. August 1870. Die Bewegungen der deutschen Armeen in diesen Tagen waren anfangs westwärts auf Châlons gerichtet. Beim ersten Auftauchen der Möglichkeit eines Flankenmarsches der Armee Mac Mahons verändert Moltke sofort den Richtungspunkt für das deutsche Vorrücken und gibt Reims dafür an. Als dann der Marsch der Franzosen auf Metz sich als gewiß herausstellt, wird einen Tag darauf ein entschiedener Rechtsabmarsch der meisten deutschen Korps zur Vereinigung auf dem rechten Maasufer bei Damvillers eingeleitet, und noch bevor diese Bewegung durchgeführt ist, erhält die ganze Armee den Befehl zur Offensive auf dem linken Maasufer in nördlicher Richtung.

Diejenige Eigenschaft der Moltkeschen Kriegführung aber, die am bemerkenswertesten hervortritt, ist der Geist der Kühnheit und Entschlossenheit, der nur eine Aufgabe kennt: die Offensive, sowohl strategisch wie taktisch. Daß diese Form der Kriegführung die stärkere und daher immer anzuwenden sei, wo es irgend mög-

lich, war bei Moltke zu einem unerschütterlichen Grundsatze geworden. Alle drei Kriege, die er geleitet, hat er mit einem Angriffe begonnen, und auch im zweiten Teile des Feldzuges 1870—71, wo sich die deutschen Armeen im freien Felde strategisch in der Verteidigung befanden, wurde diese doch im offensiven Sinne durchgeführt. Moltke wußte auch die errungenen Vorteile der Vorhand mit rücksichtsloser Thatkraft und nie versagender Zähigkeit auszunützen. Er ließ dem in die Verteidigung gedrängten Gegner keine Zeit, sich zu besinnen oder sich zu einem selbständigen Entschlusse aufzuraffen, sondern zwang ihn, das Gesetz des Handelns anzunehmen. Immer wieder suchte er die feindliche Armee zum Kampfe zu stellen und ihre Kräfte zu zerreiben. Er scheute dabei auch für die eigenen Truppen kein Opfer oder Wagnis, wenn es galt, einen großen Erfolg zu erzielen, ja seine Unternehmungen waren oft so kühn, daß sie eben deswegen Tadel gefunden haben.

Dennoch gibt es merkwürdigerweise Leute, die in Moltke nur den kühlen Rechner sehen, der mit dem Zirkel in der Hand seine Truppen auf der Karte wie Schachfiguren genau geregelte Bewegungen ausführen läßt. Sie ahnen nicht, welche seelische Stärke dazu gehört, um unter den Eindrücken des Krieges in seiner erregenden und alle Kräfte verzehrenden Umgebung Entschlüsse zu fassen, von denen das Wohl und Wehe ganzer Nationen abhängt. Nicht umsonst preist die Geschichte die kriegerischen Erfolge großer Feldherren als eine der bedeutendsten Leistungen des menschlichen Geistes. Gewiß pflegte auch Moltke kühl zu rechnen, aber nur dann, wenn es sich um die Ausführung seiner Entschlüsse handelte. Diese Entschlüsse selbst aber, in denen sich seine innerste Natur verkörperte, sind fast immer kühn, oft großartig. Sie sind es auch, die ihn den großen Heerführern aller Zeiten würdig an die Seite stellen.

Wir würden das Charakterbild der Moltkeschen Kriegführung unvollständig lassen, wenn wir nicht noch auf einige Züge hinwiesen, die zwar mehr äußerlicher Art sind, die aber doch auch wesentlich zu den Erfolgen mit beigetragen haben. Es sind dies die

Verwendung der Kavallerie zur strategischen Aufklärung sowie die Ausnutzung der Eisenbahnen und des Telegraphen.

Was die Verwendung der Reiterei vor der Front der Armee angeht, so ist sie, wie schon früher bemerkt, keine Erfindung Moltkes. Er hat vielmehr dafür in Friedrich dem Großen und namentlich in Napoleon I. glänzende Vorbilder gehabt. Er brauchte die Grundsätze, nach denen diese Meister der Kriegskunst ihre Reiterei zur Aufklärung verwandt haben, nur aus der Geschichte ihrer Feldzüge zu entnehmen und auf die heutigen Verhältnisse zu übertragen. Aber gerade daß er dies gethan, daß er ein in langen Friedenszeiten in Vergessenheit geratenes Mittel, sich Einblick in die Verhältnisse beim Gegner zu verschaffen, wieder zur Geltung gebracht und dadurch die Reiterei vor eine neue, ehrenvolle und wichtige Aufgabe gestellt hat, darin liegt sein Verdienst. Welche Vorteile die deutsche Kriegführung im Feldzuge 1870—71 von der Anwendung dieses Mittels gehabt hat, ist im Laufe unserer Darstellung nach Möglichkeit hervorgehoben worden.

Ein Kriegsmittel, an dessen Verwendung man vor Moltke nur wenig gedacht hatte, und das in seiner Hand eine ungeahnte Bedeutung erlangte, waren die Eisenbahnen. Schon seit ihrem ersten Auftreten hatte Moltke sich mit ihnen beschäftigt und ihre Verwendbarkeit für den Krieg studiert. Er erkannte dabei, daß sie in zweifacher Beziehung von Nutzen sein könnten: für den Aufmarsch der Armee vor Beginn der Operationen und für die Herstellung der Verbindungen mit der Heimat während des Krieges. In der Ausführung dieser Gedanken ist er völlig neuschöpfend aufgetreten, denn Vorbilder dafür gab es nicht. Von welcher Bedeutung das Schienennetz für den Aufmarsch werden kann, haben wir bei der Einleitung des Feldzuges 1866 gesehen, wo die ganze Aufstellung des preußischen Heeres, ja sogar der Feldzugsplan sich nach ihm richten mußten. Zu welchen Leistungen aber andererseits die Eisenbahnen, richtig benutzt, befähigt sind, zeigt uns der Aufmarsch im Jahre 1870, bei dem es mit ihrer Hilfe gelang, die ganze deutsche Armee, 300,000 Mann, in 16 Tagen an die Grenze zu schaffen.

Auch als rückwärtige Verbindungslinien wußte Moltke die Eisenbahnen vortrefflich auszunutzen. Die erhöhte Bedeutung eines schnellen und sicheren Verkehrs mit der Heimat in der heutigen Kriegführung veranlaßte ihn, nicht nur der Wiederherstellung der zerstörten Bahnen im Rücken der Armee seine besondere Sorgfalt zu widmen, sondern auch erhebliche Streitkräfte zu ihrem Schutze aufzuwenden. So hatten im Kriege 1870—71, außer zahlreichen Etappentruppen, auch die Korps der Generale v. Werder und v. Zastrow, ja im Grunde genommen auch die I. Armee, keinen anderen Zweck, als die Gebiete, durch welche die Eisenbahn- und Telegraphenlinien von Paris nach Deutschland liefen, gegen feindliche Unternehmungen zu schützen. Auch die sorgfältige Regelung und — je nach dem Wechsel der Kriegslage — mehrfach geänderte Verteilung der Eisenbahnlinien auf die einzelnen Armeen läßt uns erkennen, welche Wichtigkeit Moltke ihnen beilegte.

Zum Schlusse sei noch auf die Vorteile hingewiesen, die Moltke aus der Verwendung des Telegraphen zu ziehen wußte, sowohl für die Leitung der räumlich oft so weit getrennten Heeresteile als auch für die Beschaffung von Nachrichten und die Verbindung mit der fernen Heimat. Namentlich für die Befehlserteilung benutzte Moltke den Telegraphen sehr ausgiebig. Fast alle seine Befehle sind zunächst in Form eines Telegramms übermittelt, das der Empfänger sofort, zum Zeichen, daß er verstanden habe, zurücktelegraphieren mußte.[52] Ohne die hierdurch erreichte Schnelligkeit und Sicherheit in der Befehlsgebung hätte sich die Leitung so ausgedehnter und verwickelter Operationen, wie sie der zweite Teil des Krieges 1870—71 aufweist, von einer Stelle aus überhaupt nicht ermöglichen lassen.

Fünftes Buch.

Lebensabend.

1871—1890.

35. Dienstliche Thätigkeit.

Wir haben gesehen, wie Moltke gleich nach seiner Rückkehr aus dem französischen Kriege mit frischer Kraft die Arbeit wieder aufnahm. Auch nach Abschluß des Friedens erachtete er seine Lebensaufgabe nicht für gelöst; noch war für ihn die Zeit nicht gekommen, auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Es galt jetzt das Erworbene zu bewahren, das Gelernte anzuwenden und alle Kräfte von Neuem für einen kommenden Krieg zu schulen und zu stärken. Getreu dem Wahlspruche, den er später einmal in das Album des Germanischen Museums zu Nürnberg einschrieb:

„Allezeit
Treu bereit
Für des Reiches Herrlichkeit!"

widmete Moltke auch weiterhin bis zum Tode alle seine Kräfte dem Vaterlande.

Zunächst wandte der neue Feldmarschall seine Aufmerksamkeit dem Werkzeuge zu, das ihm hauptsächlich im Kriege zur Ausführung seiner Gedanken gedient hatte: dem Generalstabe. Die Leistungen des Generalstabes sowohl 1866 wie 1870—71 hatten die Aufmerksamkeit der militärischen Welt auf diese Einrichtung gelenkt. Auch das Ausland, selbst der besiegte Gegner, waren mit ihrer Anerkennung nicht sparsam gewesen. Dies Werkzeug nicht stumpf werden zu lassen, es vielmehr noch zu vervollkommnen, war nunmehr eine der Hauptsorgen Moltkes.

Zunächst erwies sich eine Vergrößerung des Generalstabes als notwendig. Sein Bestand bei Beginn des Krieges gegen

Frankreich hatte 138 mobile preußische Offiziere betragen, wozu noch 11 sächsische, 3 hessische, 25 bayerische, 9 württembergische und 5 badische hinzutraten. Diese Zahl erfuhr jedoch während des Feldzuges eine Vermehrung allein von 27 preußischen Offizieren. Nach dem Kriege erforderte die Vergrößerung der Armee und die Übernahme des badischen, hessischen und mecklenburgischen Offizierskorps in das preußische wiederum eine Erhöhung des Etats des Generalstabes. Sie betrug 3 Stabsoffiziere und 3 Hauptleute beim Hauptetat, 2 Stabsoffiziere und 6 Hauptleute beim Nebenetat. Im Jahre 1874 traten noch 5 Stabsoffiziere zum Großen Generalstabe hinzu, um den Bedarf an Lehrern für die Kriegsakademie zu decken.

Zu gleicher Zeit fand eine teilweise Loslösung der mit dem Vermessungswesen betrauten Abteilungen vom Großen Generalstabe statt. Sie wurden einem „Chef der Landesaufnahme" unterstellt und teilten sich jetzt in eine topographische, trigonometrische und kartographische Abteilung.

Eine Erwähnung verdient auch die Entwickelung der „Linienkommissionen", denen der militärische Betrieb der Eisenbahnen im Frieden und im Kriege sowie die Vermittelung des Verkehrs des Generalstabes mit den Direktionen der Staats- und Privatbahnen zufällt. Das ganze deutsche Eisenbahnnetz ist in eine Anzahl „Linien" eingeteilt, deren Gruppierung mit Rücksicht auf die militärische Verwendung der Bahnen, insbesondere bei der Mobilmachung und beim Aufmarsch der Armee erfolgt. Für jede solche Linie ist ein militärischer Kommissar, gewöhnlich in der größten Stadt des betreffenden Bezirkes, ernannt, dem die technische Durchführung und Sicherstellung der von der Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes als notwendig bezeichneten Anordnungen für den Transport der Truppen, Vorrichtungen für Verpflegung und Ausladung, Bereithaltung des rollenden Materials u. s. w. zufällt. Diese Einrichtung verdankt Moltke ihre Entstehung.

Wie früher schon einmal ausgeführt wurde,*) widmete Moltke

*) Bd. II S. 33 u. ff.

von jeher eine große Sorgfalt der Ausbildung seiner Generalstabsoffiziere für ihren besonderen Beruf durch die drei Mittel der taktischen Arbeiten, der Generalstabsreisen und der Beschäftigung mit der Kriegsgeschichte. Es ist erklärlich, daß er nach dem Kriege bestrebt war, die hier gemachten Erfahrungen auch auf diesem Gebiete auszunutzen.

Was die taktischen Aufgaben angeht, so blieb die bisherige Gewohnheit bestehen, wonach den zum Generalstabe kommandierten Offizieren im Februar oder März zwei bis drei von Moltke selbst gestellte Aufgaben zur Lösung vorgelegt wurden. Über das Ergebnis hielt der Feldmarschall später selbst eine Besprechung ab und trug dabei auch seine eigene Lösung vor, die sich meist durch große Einfachheit auszeichnete. Die Aufgaben spielten teilweise auf französischem Boden in der Gegend von Metz oder Belfort und verlangten oft recht schwierige taktische Entschlüsse und Beurteilungen. Die uns erhaltenen schriftlichen und mündlichen Beurteilungen Moltkes sind kurz, sachlich und von hohem Standpunkte aus gehalten. Zuweilen läuft, um die taktische Lage zu beleuchten, eine Erinnerung an die Feldzüge unter.

Die Generalstabsreisen wurden nach 1871 ebenfalls mit Eifer wieder aufgenommen. Moltke war hier ganz in seinem Elemente, er fühlte sich niemals wohler, als wenn er mit seinen Offizieren umherreiten und seine strategischen und taktischen Gedanken entwickeln konnte. Dabei war er unermüdlich, blieb viele Stunden im Sattel und sah nachher zu Hause noch die eingelieferten schriftlichen Arbeiten sorgfältig durch. Abends erholte er sich im Kreise seiner Offiziere, am liebsten bei einer Partie Whist. Allen Teilnehmern an diesen Reisen wird die in hohem Grade anregende, belehrende und zugleich gütige Art, wie der greise Feldmarschall die Leitung ausübte, unvergeßlich sein.

Von besonderem Werte wurden die kriegsgeschichtlichen Arbeiten des Generalstabes, da man bald nach Beendigung des Krieges gegen Frankreich mit den Vorarbeiten für eine Geschichte desselben begann. Dieses allgemein bekannte sog. „Generalstabs-

werk“ über den Feldzug 1870—71 ist nicht nur in seinen Grundzügen von Moltke entworfen, sondern er hat einzelne Abschnitte teils ganz allein geschrieben teils so durch- und umgearbeitet, daß sie als sein geistiges Eigentum gelten können. Das Werk, das in fünf starken Bänden mit zahlreichen Kartenbeilagen in verhältnismäßig kurzer Zeit erschien, ist natürlich inzwischen in manchen Einzelheiten von der kriegsgeschichtlichen Forschung überholt worden, allein es darf auch heute noch im Ganzen als eine zuverlässige Quelle und ein ehrenvolles Denkmal für die Ruhmesthaten der deutschen Armee gelten.

Es fand auch überall die gebührende Würdigung. Nicht nur, daß der König am 22. März 1881 dem Chef des Generalstabes seinen Dank und seine Anerkennung für die Vollendung des Werkes aussprach, auch die gesamte Kritik des In- und Auslandes fällte ein sehr günstiges Urteil. Es wurde auch in kurzer Zeit in zahlreiche Sprachen übersetzt und von den Offizieren der fremden Armeen eifrig studiert. In Deutschland war das Interesse natürlich am größten. In allen Schichten des Volkes fand das Werk Eingang, ja man darf wohl sagen, daß erst die allgemeine Verbreitung der Darstellung jener gewaltigen Kriegsereignisse dem deutschen Volke einen richtigen Begriff von den Leistungen seiner Armee gegeben und damit zur Belebung der Liebe zu Kaiser und Reich beigetragen hat.

Als im November 1872 der bisherige Generalinspekteur des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens, General der Infanterie von Peucker, den Abschied nahm, wurde die Kriegsakademie zu Berlin in wissenschaftlicher Beziehung dem Generalstabe unterstellt. Moltke zeigte stets ein großes Interesse an dieser höchsten militärischen Bildungsanstalt Preußens, die ja gleichsam die Vorschule für den Generalstab darstellt. Mit Sorgfalt traf er die Auswahl der Lehrer, und oft kam er unangemeldet, um den Vorträgen beizuwohnen.

Soviel über die Thätigkeit Moltkes für die Ausbildung des Generalstabes! Was nun die zweite Aufgabe seines Amtes im

Frieden: die Aufstellung der Entwürfe für die allgemeine Landesverteidigung und für die Verwendung der Armee im Felde angeht, so ist es aus naheliegenden Gründen nicht möglich, hierauf näher einzugehen. Deutschland hat seit dem großen Kriege gegen Frankreich im Frieden gelebt, aber es kann jeden Augenblick wieder gezwungen werden, zu den Waffen zu greifen, sei es gegen Osten oder Westen oder nach beiden Seiten. Was für einen solchen Fall vorbereitet ist, welche Gesichtspunkte dann maßgebend sein und welche Anordnungen getroffen werden müssen, bleibt besser unbesprochen. Die politischen und Machtverhältnisse haben auch in den dreißig Friedensjahren so starke und so häufige Verschiebungen erlitten, daß ihnen zu folgen den Rahmen dieser Arbeit bei weitem überschreiten würde. Es genüge daher hier der Hinweis, daß Moltke schon gleich nach seiner Rückkehr aus dem französischen Kriege begonnen hat, die Mobilmachungsvorarbeiten, insbesondere die Entwürfe für die erste Aufstellung der deutschen Armee in allen möglichen Kriegsfällen, unter Berücksichtigung der veränderten geographischen, politischen und militärischen Lage neu zu bearbeiten. Es kam dabei zunächst in Betracht die Verschmelzung aller deutschen Streitkräfte zu einer einzigen gleichartigen Armee unter dem Oberbefehl des Kaisers, sowie die Neuaufstellung dreier Armeekorps (des XIII., XIV. und XV.) im Frieden. Ferner die Veränderung der Grenzen durch die Erwerbung von Elsaß-Lothringen mit den beiden großen Festungen Metz und Straßburg. Der Ausbau dieser Festungen sowie die Frage der Vogesenverteidigung erforderte gleichfalls die Aufmerksamkeit und die Mitwirkung des Chefs des Generalstabes. Durch häufige Reisen nach den Reichslanden suchte Moltke sich in persönlicher Anschauung Klarheit über diese Fragen zu verschaffen.

Weiterhin mußte eine besondere Beachtung dem Studium der fremden Heereseinrichtungen gewidmet werden. Wie genau Moltke namentlich die militärische Wiedergeburt Frankreichs verfolgte, ergibt sich aus einer seiner Reden im Reichstage (vom 1. März 1880), worin er lebhaft für eine Vergrößerung der

deutschen Armee im Hinblick auf die gewaltigen Rüstungen unserer Gegner in Ost und West eintrat.

Selbstverständlich wurden auch alle Erfahrungen in organisatorischer und technischer Beziehung aus den Kriegen von 1866 und 1870—71 bei den neuen Entwürfen sorgfältigst ausgenutzt. Insbesondere galt es, aus den gewaltigen Fortschritten der Technik Vorteil zu ziehen, wobei Moltke seine Aufmerksamkeit namentlich den Eisenbahnen zuwandte. Wir haben schon früher gesehen, welche Bedeutung er von jeher diesem Kriegsmittel beigelegt hatte und wie sehr er es empfand, daß die Wiederherstellung zerstörter Bahnen und die Anlage neuer im Kriege auf so große Schwierigkeiten gestoßen war. Eine seiner ersten Sorgen wurde daher auch die Schaffung einer technisch geschulten Eisenbahntruppe.*) Diese blieb bis zum Jahre 1899 dem Chef des Generalstabes unmittelbar unterstellt, und Moltke hat es sich niemals nehmen lassen, um seiner Wertschätzung für die Eisenbahntruppe Ausdruck zu geben, bei Paraden ihren Vorbeimarsch zu begleiten.

Alle diese Arbeiten, nicht minder aber auch die sonstigen Anstrengungen und Lasten seines Berufes, die namentlich durch Anforderungen der Repräsentation herbeigeführt wurden, erweckten im Jahre 1881 bei dem greisen Feldmarschall den Wunsch, sein Amt niederzulegen und sich zur Ruhe zu setzen. Er teilte diesen Entschluß am 12. November 1881 seinem königlichen Herrn mit, allein dieser konnte und wollte die Dienste seines Generalstabschefs noch nicht entbehren und schrieb ihm am 27. Dezember: „Auf Ihren Antrag vom 12. November kann Ich Ihnen nur erwidern, daß Ihre Verdienste um die Armee viel zu groß sind, um jemals — so lange Sie leben — an Ihr Scheiden aus derselben denken zu können, und daß Mir Ihr Rat und Ihre Unterstützung viel zu wertvoll sind, um Mich in das Entbehren derselben finden zu können, so lange uns Gottes Wille beisammen läßt. Ich kann daher weder jetzt noch überhaupt jemals auf eine Gewährung des

*) Anfangs nur ein Bataillon, später ein Regiment, jetzt eine Brigade.

Abschiedes für Sie eingehen, aber Ich bin mit Freuden bereit, Sie in Ihren umfangreichen Dienstgeschäften nach aller Möglichkeit zu erleichtern, und habe daher auch gern Ihrem Wunsche um Zuweisung eines Generalquartiermeisters durch Meine anderweitige Ordre vom heutigen Tage entsprochen."

Der Generalquartiermeister, der Moltke von jetzt ab unterstützen und nötigenfalls vertreten sollte, war der Generalmajor Graf Waldersee. Er übernahm den größten Teil der laufenden Geschäfte des Generalstabes, während Moltke sich nur in wichtigen Fragen die Entscheidung vorbehielt.

Am 9. März 1888 erlebte der greise Feldmarschall den großen Schmerz, seinen geliebten König und Herrn zur ewigen Ruhe eingehen zu sehen. Aufs Tiefste erschüttert stand er neben Bismarck an dem Sterbebette des edlen Herrschers. „Wo ist Moltke?" fragte der scheidende Kaiser plötzlich, und als der Feldmarschall an das Sterbebett herantrat und tiefbewegt die dargereichte Rechte seines kaiserlichen Herrn küssen wollte, fuhr dieser fort: „Was Sie für die Armee und für das Vaterland gethan haben, das werden Meine Nachfolger Ihnen danken; Ich vermag es nicht mehr!" Bald darauf schwur Moltke, selbst schon in einem Alter, wie es wenigen Menschen zu erreichen beschieden ist, seinem vierten preußischen Kriegsherrn den Eid der Treue.

Aber auch Kaiser Friedrich war ein todwunder Held, als er den Thron seiner Väter bestieg. Trotzdem schrieb er von seinem Schmerzenslager aus an den Feldmarschall, den er von jeher aufs Höchste geschätzt hatte, die rührenden Worte: „Bleiben Sie Mir, was Sie Meinem Vater gewesen sind: ein Freund, ein Vertrauter, der heldenmütige Berater zum Wohle des Heeres." Wie hätte Moltke da wohl schwanken können, was seine Pflicht sei? Er blieb und trug die Bürde seines Amtes weiter, bis auch Kaiser Friedrich ins Grab gestiegen war. Dann aber trat er an seinen neuen, jugendlichen Kriegsherrn heran mit der Bitte, ihm den Abschied zu gewähren. Wohl war sein Geist noch frisch und kräftig und hoher Gedanken und Entwürfe fähig, allein der Körper

war den unerläßlichen Anstrengungen des Berufes nicht mehr gewachsen. Es fiel Moltke schwer, zu Pferde zu steigen, er schrieb daher dem Kaiser Wilhelm II.: „Euere Majestät brauchen jüngere Kräfte, und ist mit einem nicht mehr felddienstfähigen Chef des Generalstabes nicht gedient.“

Es war für den jungen Herrscher ein schwerer Entschluß, sich von einem Berater wie Moltke zu trennen. Mit ihm wäre der älteste und ruhmreichste preußische Soldat aus der Armee geschieden, und der Kaiser betrachtete den ehrenvollen Dank gegen den greisen Feldmarschall als ein heiliges Vermächtnis seines Vaters und Großvaters. Dennoch konnte er sich der Berechtigung des Wunsches Moltkes nicht ganz verschließen. Er fand aber einen Ausweg, indem er ihm das Amt des Vorsitzenden der Landesverteidigungskommission antrug.

Einem so ehrenvollen Wunsche seines Kaisers mußte Moltke natürlich sich fügen, und so erfolgte am 10. August 1888 seine Ernennung zu dem erwähnten Amte. An seine Stelle als Chef des Generalstabes der Armee trat der bisherige Generalquartiermeister Graf Waldersee. Moltke behielt aber seine Wohnung im Generalstabsgebäude bei und erbat sich seinen Neffen, den Hauptmann v. Moltke, zum Adjutanten. Am 16. August verabschiedete er sich schriftlich von seinen bisherigen Untergebenen und sprach ihnen seinen aufrichtigen und herzlichen Dank für die treffliche Unterstützung aus, die sie ihm jederzeit gewidmet hätten. „Durch die gnädige Bestimmung Sr. Majestät werde ich auch ferner noch der Armee angehören und in einer neuen Stellung vielfach in geschäftliche Verbindung mit dem Generalstab treten. Stets werde ich innigen Anteil an dem persönlichen Ergehen der Offiziere eines Korps nehmen, welchem ich länger als ein halbes Jahrhundert angehört habe, und bitte Alle, mich in freundlichem Andenken zu bewahren.“

Mit der Ernennung zum Vorsitzenden der Landesverteidigungskommission schließt Moltkes militärische Laufbahn ab. Er hatte erreicht, was ein Mann in seiner Lage überhaupt zu er-

reichen vermochte, und er hatte es erstrebt, nicht aus Ehrgeiz oder um seiner selbst willen, sondern immer nur in dem heißen Wunsche, seinem Vaterlande zu dienen. Sein Name wird für alle Zeiten unlösbar verknüpft sein mit einem der ruhmreichsten Abschnitte der Geschichte des preußischen und deutschen Heeres.

---

36. Moltke zu Hause und im Parlament.

Nach dem Tode der Gemahlin Moltkes am 24. Dezember 1868 hatte seine Schwester Auguste, verwitwete v. Burt, die seit dem Jahre 1864 zusammen mit dem gleichfalls verwitweten Bruder Fritz v. Moltke in Lübeck wohnte, die Führung seines Haushaltes übernommen. Das Verhältnis der drei Geschwister zu einander war und blieb ein sehr herzliches. In Fritz besaß der Feldmarschall einen erfahrenen Beirat in allen wirtschaftlichen Fragen, der sich bis zu seinem Tode (am 4. August 1874) mit größter Fürsorge und Selbstlosigkeit namentlich der Verwaltung des Gutes Creisau annahm.

Besonders herzlich war Moltke schon seit seiner Jugend seiner Schwester Auguste zugethan, die ja zugleich auch die Stiefmutter seiner Frau war. Wie sehr er in Liebe und Verehrung an ihr hing, geht schon daraus hervor, daß er sie nach ihrem am 27. März 1883 erfolgten Tode in der Grabkapelle zu Creisau neben seiner Gemahlin beisetzen ließ. Auch hatte er ihren Sohn Henry, der preußischer Offizier geworden war, gleich nach dem Tode seiner Frau sich zum persönlichen Adjutanten erbeten. Henry v. Burt blieb in dieser Stellung bis zum Jahre 1883, wo er wegen Kränklichkeit als Major seinen Abschied nahm.

Auch mit seinen anderen Geschwistern stand Moltke stets in regem Verkehr. Er lebte mit ihnen ihre Sorgen durch, die bei der großen Kinderschar und manchen Schicksalsschlägen nicht gering waren. Er ließ sie aber auch teilnehmen an seinen Erfolgen und gab mit reichen Händen von dem, was er sich erworben. Be-

sonders war ihm, dem das Geschick selbst Kinder versagt hatte, die Erziehung der Jugend angelegen. Er war von je ein Kinderfreund, und die Kinder vergalten ihm seine Zuneigung durch herzliche Liebe.

Nachdem Moltkes Neffe, Hauptmann (später Major) v. Moltke, zu seinem Adjutanten ernannt worden war, zog dieser mit Gattin und Kindern zu ihm. So wurde dem vereinsamten Manne sein Lebensabend noch durch einen trauten Familienkreis erhellt und verschönt. Sein ausgeprägter Familiensinn zeigte sich auch in dem Eifer, mit dem er alle Nachrichten über die Familie v. Moltke zu sammeln bestrebt war. Er sprach es dabei mehrfach aus, daß durch das Beispiel und die hervorragenden Thaten der Vorfahren die Jugend am besten zur Tüchtigkeit und Charakterstärke erzogen werde. Auch die Erwerbung des Gutes Creisau betrachtete er wesentlich als ein Mittel, um seinem Geschlechte, das seit fast einem Jahrhundert des dauernden Grundbesitzes verlustig gegangen war, wiederum einen festen Mittelpunkt zu schaffen. Er machte daher aus dem Gute auch bereits im Jahre 1868 ein Familienfideikommiß, das im Jahre 1872, als er nach dem Kriege gegen Frankreich eine abermalige Dotation von 300,000 Thalern erhalten hatte, noch erweitert wurde.

Den Winter verlebte der Feldmarschall meist in Berlin in seiner schönen Wohnung im Generalstabsgebäude. Seine Lebensweise war hier streng geregelt. Um 6½ Uhr morgens erhob er sich, nahm um 7 Uhr das Frühstück ein und arbeitete darauf den Vormittag über allein oder mit seinem Adjutanten. Um 2 Uhr begannen die Vorträge der Abteilungschefs des Generalstabes, die sich meist bis zum Mittagessen um 4 Uhr hinzogen. Von 5 bis 7 Uhr arbeitete Moltke wieder allein und setzte sich sodann mit den Seinen zum Thee oder zu einer Whistpartie. Häufig sah er auch abends Gäste bei sich, immer aber in der einfachsten Weise. Rauschende Feste liebte der Feldmarschall nicht, und ungern nur, aber trotzdem auch hierbei mit der größten Gewissenhaftigkeit, fügte er sich dem Zwang der Repräsentation, den ihm seine Stellung auferlegte.

Während des Sommers verbrachte Moltke alle freie Zeit, die ihm der Dienst ließ, in Creisau. Hier fühlte er sich ganz als Gutsherr und verwandte große Sorgfalt und beträchtliche Summen auf die Verbesserung aller Einrichtungen des Gutes. Unterbrochen wurde dieser Aufenthalt — wenigstens bis zum Jahre 1889 — regelmäßig durch die Generalstabsreisen und die Kaisermanöver. Aber auch sonst ist der Feldmarschall häufig auf Reisen gewesen. Abgesehen von den zahlreichen dienstlichen Erkundungen der deutschen Küsten und der Reichslande sowie den Reisen im Gefolge seines kaiserlichen Herrn — z. B. 1873 nach Rußland und 1875 nach Italien — pflegte Moltke fast alljährlich eine Erholungsfahrt zu unternehmen. Bis in sein spätes Alter hat ihn die Lust, fremde Länder und Leute kennen zu lernen, nicht verlassen. So reiste er seit seiner Rückkehr aus dem Feldzuge 1870—71 mehreremal nach der Schweiz und Italien, nach Dänemark und Schweden, sowie in die hohe Tatra. Auch jetzt als alter Mann hatte er sich den Blick für die Eigenart der fremden Landschaft, die Freude an der Natur und allem Schönen bewahrt, die wir schon in den Briefen und Schriften seiner Jugend kennen gelernt haben. Aber doch fühlte er sich schließlich in der Heimat immer am wohlsten. Nach seiner Ansicht ließ sich weder das Spiel der blauen Wellen des Mittelmeeres, noch der Anblick der Rosen und Orangen der Riviera mit dem frischen Grün einer deutschen Wiese oder dem Dämmern des Buchenwaldes vergleichen. So zeigte sich auch hierin sein echt deutsches Gemüt.

Wie schon erwähnt, war Moltke als Vertreter des Wahlkreises Memel-Heydekrug bereits 1867 in den Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt worden. Er behielt dies Mandat auch im deutschen Reichstage aus Pflichtgefühl ununterbrochen bei, sogar als die Last des Alters sich fühlbar machte und ihm nach dem Attentat auf Kaiser Wilhelm I. die Sache etwas verleidet war. Ja selbst nachdem er von seiner Stellung als Chef des General-

stabes zurückgetreten, blieb er nach wie vor Abgeordneter, und noch an seinem Todestage wohnte er einer Sitzung im Herrenhause bei. In dieses war er 1872 durch das Vertrauen seines Königs berufen worden.

Wie bei Allem, was er that, zeichnete ihn auch als Abgeordneten eine große Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue aus. Mit Ausnahme des Krieges 1870—71 und einiger weniger Tage, an denen ihn Berufsgeschäfte fernhielten, hat er keine Sitzung des Reichstages versäumt. Kein Abgeordneter übertraf ihn an Eifer, sich über alle zur Verhandlung kommenden Fragen zu unterrichten. Seit dem Jahre 1881 war Moltke Alterspräsident und hatte als solcher die erste Sitzung jeder Session zu eröffnen, was er mit wenigen einfachen Worten that.

Im Ganzen hat der Feldmarschall in den 24 Jahren, die er dem Reichstage angehörte, nur 41mal das Wort ergriffen; manche Session verging, ohne daß er überhaupt gesprochen hatte. Seine Reden waren stets klar und wohlüberlegt. Aus den uns erhaltenen Entwürfen, die wie alle seine Niederschriften zahlreiche Kürzungen und Änderungen aufweisen, geht hervor, wie sorgfältig er sich jedesmal vorbereitete. Sein Vortrag war leicht und fließend, seine Redeweise einfach und schlicht, ohne jede Phrase, aber was er sagte, war streng sachlich und machte auch bei den gegnerischen Parteien Eindruck. Niemals enthielten seine Reden Angriffe auf Personen oder scharfe Worte, auch in ihnen spiegelte sich seine vornehme, selbstlose Denkart wieder.

Es ist daher begreiflich, daß Moltke sich eine hoch angesehene Stellung im Reichstage erworben hat. Es war stets ein Ereignis, wenn der Feldmarschall sprach. Mit einem Schlage änderte sich dann das Aussehen der Versammlung, Alles drängte an seinen Platz heran, um keines seiner Worte zu verlieren. Moltke kann auch den seltenen Ruhm in Anspruch nehmen, nur über solche Dinge geredet zu haben, die er vollauf beherrschte. Als Mann von umfassender Bildung, klarem Verstande und scharfer Beobachtungsgabe besaß er natürlich auch in vielen nichtmilitärischen Fragen ein

gereiftes Urteil, allein seinem bescheidenen Sinne widerstrebte es, über solche Dinge zu sprechen, die nicht mit seinem Berufe zusammenhingen. Nur zweimal hat er dies gethan: am 24. Mai 1878, wo er nach dem Attentat auf Kaiser Wilhelm für das Sozialistengesetz eintrat, und am 16. März 1891, wenige Wochen vor seinem Tode, als er in einer humorgewürzten Rede sich für die Einführung der Einheitszeit aussprach.

Die Reden Moltkes waren meist kurz, aber was ihnen an Ausdehnung abging, das ersetzten sie reichlich an Gewicht und an innerem Werte. Für die gerade behandelte Frage waren sie fast immer von ausschlaggebender und bleibender Bedeutung. Vor Allem pflegte Moltke zu sprechen, wenn es sich um die Erhöhung der Wehrfähigkeit oder um die Mittel der Landesverteidigung handelte. Insbesondere nahm er sich der Eisenbahnen an und befürwortete dabei stets die staatliche Leitung des ganzen Eisenbahnwesens, die nach seiner Ansicht durchaus nach einheitlichen Gesichtspunkten stattfinden müsse. Er that dies natürlich wesentlich aus militärischen Gründen, doch war er weit davon entfernt, sich überhaupt in allen Fragen auf einen einseitig militärischen Standpunkt zu stellen, wie seine Reden über die Aufgabe der Stadtumwallungen von Köln und Straßburg beweisen, wo er das Interesse der Städte warm vertrat.

Am wirksamsten und häufigsten hat aber der Feldmarschall das Wort ergriffen zu den großen Fragen der Heeresorganisation. Hier setzte er seine ganze Persönlichkeit für die Armee ein und machte mit Nachdruck den Reichstag auf die Gefahren aufmerksam, die aus einer Nichtbewilligung der Mittel für die Erhaltung der Schlagfertigkeit der Armee erwachsen müßten. Schon im norddeutschen Reichstage hatte er versucht, die Friedenspräsenzstärke des Heeres für längere Zeit von den wechselnden Beschlüssen des Parlamentes unabhängig zu machen. Am 16. Februar 1874 trat er dann im deutschen Reichstage für das damals zur Beratung stehende Reichsmilitärgesetz ein, wies auf die deutschfeindliche Stimmung in ganz Europa hin und verlangte mit Entschiedenheit

eine gesetzliche Festlegung des Friedensstandes des Heeres. Wenige Tage darauf sprach er sich gegen Bewilligung auf beschränkte Zeit aus; die vornehmste Einrichtung des Reiches dürfe kein Provisorium sein. 1880 befürwortete er warm die geplante Vermehrung der Armee, wies an der Hand von Zahlen nach, welche Anstrengungen Rußland und Frankreich für ihre Armeen machten, und bat die Abgeordneten, vor Allem die Ehre und Sicherheit des Reiches zu schützen: nur in der eigenen Kraft ruhe das Schicksal jedes Volkes. Ähnlich sprach er am 4. Dezember 1886. An den Beratungen der großen Wehrvorlage vom Dezember 1887, die das Verhältnis von Ersatzreserve, Landwehr und Landsturm regeln sollte, beteiligte sich der Feldmarschall nicht. Zum letztenmal hat er über militärische Dinge am 14. März 1890 ebenfalls wegen einer Vermehrung des deutschen Heeres, insbesondere der Artillerie, das Wort ergriffen. Überall zeigte sich bei ihm neben voller Beherrschung des Stoffes, genauester Kenntnis der eigenen und fremden Heereseinrichtungen, nüchterner, klarer Beurteilung der politischen Lage seine glühende Vaterlandsliebe, sein für Deutschlands Größe schlagendes Herz und seine treue Fürsorge für die Armee.

Moltke war aber nicht nur der einflußreichste Berater des Reichstages in militärischen Dingen, sondern er nahm auch insofern eine besondere Stellung ein, als er in vielen Fällen ein vermittelndes Glied zwischen Regierung und Parlament bildete. Stets war er bemüht, alle die Reibungen und Gegensätze, die hier fast unvermeidlich sind, auszugleichen und namentlich den unzertrennbaren Zusammenhang der Interessen von Armee und Volk deutlich zu machen. Daher auch die Wirkung, die von seiner Persönlichkeit als Redner ausging, daher das Gefühl in Allen, die ihm zuhörten, einer weltgeschichtlichen Persönlichkeit, einem Mann von allererster Bedeutung gegenüber zu stehen.

Was Moltke als Abgeordneter geleistet hat, welcher Beliebtheit er sich bei allen Parteien erfreute, das beweisen neben den zahlreichen Glückwünschen zu seinem neunzigsten Geburtstage fol-

gende Worte, mit denen der Präsident des Reichstages v. Levetzow die Mitteilung von dem Ableben des Feldmarschalls im April 1891 begleitete: „Sie wissen, mit welcher Gewissenhaftigkeit er unseren Verhandlungen folgte, und wohl kaum habe ich das Haus so aufmerksam gesehen, als dann, wenn der Feldmarschall das Wort ergriff ..... Ich kann es nicht unternehmen, von dieser Stelle aus zu rühmen, was der Heimgegangene für Kaiser und Reich gewesen ist. Er machte niemals Wesens davon, und wohl niemals hat so viel Bescheidenheit zu so viel bewunderten Erfolgen sich gesellt. Die Geschichte unseres Landes und die Weltgeschichte wird es mit goldenen Lettern verzeichnen, und unsere Nachkommen werden stolz sein auf diesen Landsmann, wie wir stolz sind, ihn persönlich gekannt, ihn als unser Mitglied unter uns gehabt zu haben. Ein Mann, ein Held, ein gelehrter Denker, aber auch zugleich das Vorbild menschlicher und bürgerlicher Tugenden ist von uns gegangen. Seine Werke folgen ihm nach, sein Andenken, zu dessen Ehren Sie sich erhoben haben, sei gesegnet und bleibe ewiglich!"

Obwohl die vorliegende Arbeit der Hauptsache nach ein militärisches Lebensbild Moltkes bringen soll, d. h. eine Schilderung seines Wirkens und seiner Eigenart als Soldat und Feldherr, so dürfen wir doch auch seine Beziehungen zu den übrigen Gebieten des Geisteslebens nicht ganz unbeachtet lassen. Es könnte sonst scheinen, als ob er seine Interessen einseitig auf naheliegende Berufspflichten und auf rein Positives gerichtet hätte. Dies war jedoch keineswegs der Fall, man kann vielmehr mit Recht behaupten, daß Moltke nichts Menschliches fremd blieb. Wenn er auch, wie dies schon früher einmal angedeutet wurde, sich bemühte, alles Erlernte und Erworbene für seinen besonderen Berufszweck zu verwerten, so war er doch weit davon entfernt, diesen als die einzige Grundlage seines Denkens zu betrachten. Er interessierte sich vielmehr für alle Richtungen des menschlichen Sinnens und Fühlens, er strebte eine harmonische Durchbildung seines Geistes

an und erwarb sich ganz bestimmte Ansichten über Literatur, Kunst, Politik, Religion.

Für seine Lektüre bevorzugte er neben militärischen Schriften besonders solche geschichtlichen und philosophischen Inhaltes, und hierbei ging er, wie in Allem was er that, sehr gründlich zu Werke; das beweisen die zahlreichen angestrichenen Stellen und Randbemerkungen in seinen Büchern. Daneben erfreute er sich aber auch an Werken der schönen Literatur, besonders an solchen mit einem gesunden, kräftigen Humor, wie an denen von Dickens, Reuter und den Gedichten von Gellert. Gleichzeitig besaß er ein tiefes Verständnis für die Schönheiten echter Poesie. Aus seinem Lieblingswerke, Goethes Faust, kannte er ganze Scenen auswendig, und in gehobenen Augenblicken verschmähte er es nicht, sie vorzutragen. „Dann nahm seine Stimme, indem er jede Silbe klar betonte, einen eigenen wunderbaren Klang an und drang unmittelbar bis an das Herz des Hörers, dem der durchgeistigte Vortrag ein volles Verständnis der hohen poetischen Schönheiten gab.“[53]

Wir besitzen ein eigentümliches Zeugnis von seiner Hand über diejenigen Werke, die er am meisten schätzte. Ein Herr E. Smith, Redakteur der „Revue des Revues“, hatte bei ihm angefragt, 1. welche Bücher auf ihn den meisten Einfluß ausgeübt hätten, und 2. welche er am liebsten wiederläse. Er antwortete auf die erste Frage: Die Bibel, Homers Ilias, Littrow: Die Wunder des Himmels, Liebig: Briefe über Agricultur-Chemie, Clausewitz: Vom Kriege. Und auf die zweite Frage: Schiller, Goethe, Shakespeare, Walter Scott, Geschichte von Ranke, Treitschke, Carlyle. Es ist bemerkenswert, daß sich unter allen diesen Büchern nur ein einziges rein militärischen Inhaltes befindet. Homers Ilias hat Moltke, wie er selbst bezeugt, als neunjähriger Knabe zuerst gelesen, und zwar in einer Übersetzung, da er kein Griechisch gelernt hatte. Letzterer Umstand wird allen denen zu denken geben, die sich für die Streichung oder Beibehaltung des Griechischen aus dem Lehrplan unserer höheren Unterrichtsanstalten interessieren. Wenn ein Mann wie Moltke, der den höchsten Rang der Bildung

erworben und seinen Geist so vielseitig geschult und entwickelt hat, ohne das Griechische dazu gelangen konnte, so sollte man meinen, es müsse auch für die Mehrzahl der übrigen höheren Berufszweige entbehrlich sein. Allein wir wissen aus gelegentlichen Äußerungen Moltkes, daß er den Mangel des Griechischen wohl empfand, und daß er sich für seine Studien zuweilen bei seinem Bruder Ludwig Rat und Hilfe erbitten mußte. Zudem ist ein Unterschied zwischen der Entbehrlichkeit dieser alten Sprache für den Einzelnen, der den Mangel vielleicht zu ersetzen im stande ist, und für die Masse der Gebildeten, die etwas Wesentliches verlieren würde, wenn ihr der Zusammenhang mit der griechischen Literatur und Kunst genommen oder erschwert würde.

Mindestens ebenso eng, wie die Beziehungen Moltkes zur Literatur, waren auch die zur Kunst. Für die Zeichenkunst besaß er selbst eine ausgesprochene Begabung. Schon in der Jugend hatte er sich, soweit seine knappe Zeit es gestattete, damit beschäftigt und sich eine bemerkenswerte Fertigkeit erworben. Er war im stande, von Allem was er sah, in wenigen Strichen das Charakteristische wiederzugeben. In den Gemäldesammlungen, die er kennen lernte, namentlich in Berlin und Dresden, pflegte er von Bildern, die ihn besonders ansprachen, mit Bleistift und in Umrissen Kopien anzufertigen, um seiner Erinnerung später nachzuhelfen. Bis in sein spätes Alters erfreute er sich dieses Talentes und machte sich auch häufig Skizzen von den Gegenden, die er bereiste.

In der Musik zog ihn Mozart am meisten an wegen seiner einfachen, natürlichen Empfindung, seiner Grazie und seines Humors. Konzertsäle besuchte Moltke zwar selten, dagegen liebte er Hausmusik sehr und war dabei ein aufmerksamer, feinfühliger und unermüdlicher Zuhörer. Die bedeutendsten Künstler rechneten es sich zur Ehre, bei ihm zu musizieren, obwohl er mit lauten Beifallsäußerungen sparsam war. Er saß dann meist still in einer Ecke, und die Anwesenden merkten seine Anerkennung nur daran, daß er ruhig sitzen blieb und auf Weiteres wartete. Für virtuosenhafte

Kunststücke hatte er kein Verständnis, auch war er kein Verehrer der neueren Richtung in der Musik, sondern bevorzugte getragene, melodiöse Stücke.

Wenn wir es nun unternehmen, das Verhältnis Moltkes zur Politik zu besprechen, so sind wir uns wohl bewußt, daß eine auch nur einigermaßen erschöpfende Behandlung dieses Themas in dem hier zu Gebote stehenden knappen Rahmen nicht möglich ist. Ein Mann in der Lage Moltkes, eine weltgeschichtliche Persönlichkeit, war natürlich häufig genötigt, zu Fragen der hohen und niederen, inneren und äußeren Politik Stellung zu nehmen. Soweit sich dies auf die besonderen Verhältnisse Deutschlands bezog, ist bei der Schilderung seiner Thätigkeit im Parlamente schon das Wichtigste angedeutet worden. Von ebenso großem Interesse sind aber auch seine Ansichten und Gedanken über die Beziehungen der Nationen Europas untereinander, über Völkerrecht und Krieg. Wir besitzen gerade hierüber eine Reihe höchst charakteristischer Äußerungen von ihm selbst, die erkennen lassen, daß er zwar — wie dies auch schon früher einmal ausgeführt wurde*) — der Ansicht war, die Veranlassungen zu Zwistigkeiten unter den Völkern seien nur sehr selten zu tiefgehend, um nicht auf friedlichem Wege beseitigt werden zu können, daß aber andererseits Kampf und Krieg, wie in der ganzen Natur so auch unter den Menschen, offenbar in der göttlichen Weltordnung begründet lägen und darum nicht aus der Welt geschafft werden könnten. So schrieb er im Dezember 1880 an Professor Bluntschli in Heidelberg, der ihm ein Werk: „Les lois de la guerre sur terre“ übersandt hatte, worin versucht wurde, das sog. Kriegsrecht mit den Anforderungen der Humanität, wie sie in der Jetztzeit aufgefaßt wird, in Übereinstimmung zu bringen, folgende Worte:

„Zunächst würdige ich vollkommen das menschenfreundliche Bestreben, die Leiden zu mildern, welche der Krieg mit sich führt. Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner,

---

*) Siehe Bd. I S. 251 u. ff.

und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen. Durchaus einverstanden bin ich ferner mit dem Satz, daß die allmälig fortschreitende Gesittung sich auch in der Kriegführung abspiegeln muß, aber ich gehe weiter und glaube, daß sie allein, nicht ein kodifiziertes Kriegsrecht, dies Ziel zu erreichen vermag.

„Jedes Gesetz bedingt eine Autorität, welche dessen Ausführung überwacht und handhabt, und diese Gewalt eben fehlt für die Einhaltung internationaler Verabredungen. Welche dritten Staaten werden nur deshalb zu den Waffen greifen, weil von zwei kriegführenden Mächten durch eine — oder beide — die lois de la guerre verletzt sind? Der irdische Richter fehlt. Hier ist nur Erfolg zu erwarten von der religiösen und sittlichen Erziehung der Einzelnen, von dem Ehrgefühl und dem Rechtssinn der Führer, welche sich selbst das Gesetz geben und danach handeln, soweit die abnormen Zustände des Krieges es überhaupt möglich machen."

Ein andermal (Februar 1881) schrieb er über dasselbe Thema an einen in Frankreich lebenden Russen: „Sie erklären den Krieg bedingungslos für ein Verbrechen, wenn auch ein in Versen besungenes, ich halte ihn für ein letztes aber vollkommen gerechtfertigtes Mittel, das Bestehen, die Unabhängigkeit und die Ehre eines Staates zu behaupten. Hoffentlich wird dies letzte Mittel bei fortschreitender Kultur immer seltener in Anwendung kommen, aber ganz darauf verzichten kann kein Staat. Ist doch das Leben des Menschen, ja der ganzen Natur ein Kampf des Werdenden gegen das Bestehende, und nicht anders gestaltet sich das Leben der Völkereinheiten. Wer möchte in Abrede stellen, daß jeder Krieg, auch der siegreiche, ein Unglück für das eigene Volk ist; denn kein Landerwerb, keine Milliarden können Menschenleben ersetzen und die Trauer der Familien aufwiegen.

„Aber wer vermag in dieser Welt sich dem Unglück, wer der Notwendigkeit zu entziehen? Sind nicht beide nach Gottes

Fügung Bedingungen unseres irdischen Daseins? Nicht den Wallenstein, sondern Max läßt unser großer Dichter sprechen:

> Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen,
> Doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie.

„Und daß der Krieg auch seine schöne Seite hat, daß er Tugenden zur Ausführung bringt, die sonst schlummern oder erlöschen würden, kann wohl kaum in Abrede gestellt werden.

„Gewiß ist es viel leichter, das Glück des Friedens zu preisen, als anzugeben, wie er gewahrt werden soll. Um die so vielfach sich kreuzenden Interessen der Nationen auszugleichen, ihre Streitigkeiten zu schlichten, somit die Kriege zu verhindern, wollen Sie an Stelle der Diplomatie eine dauernde Versammlung von Auserwählten der Völker. Mehr Vertrauen als zu diesem Areopag habe ich zu der Einsicht und der Macht der Regierungen selbst. Die Zeit der Kabinetskriege gehört der Vergangenheit an, und es giebt heute schwerlich einen Staatslenker, welcher die schwerwiegende Verantwortung auf sich nimmt, ohne Not das Schwert zu ziehen. Möchten nur überall die Regierungen stark genug sein, um zum Krieg drängende Leidenschaften der Völker zu beherrschen!“

Den hier zuletzt ausgesprochenen Gedanken hat Moltke auch noch einmal in der Einleitung zu der von ihm selbst verfaßten Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—71 ausgeführt, indem er sagt: „Solange die Nationen ein gesondertes Dasein führen, wird es Streitigkeiten geben, welche nur mit den Waffen geschlichtet werden können, aber im Interesse der Menschheit ist zu hoffen, daß die Kriege seltener werden, wie sie furchtbarer geworden sind. Überhaupt ist es nicht mehr der Ehrgeiz der Fürsten, es sind die Stimmungen der Völker, das Unbehagen über innere Zustände, das Treiben der Parteien, besonders ihrer Wortführer, welche den Frieden gefährden. Leichter wird der folgenschwere Entschluß zum Kriege von einer Versammlung gefaßt, in welcher Niemand die volle Verantwortung trägt, als von einem Einzelnen, wie hoch er auch gestellt sein möge, und öfter wird man ein friedliebendes Staatsoberhaupt finden als eine Volksvertretung von Weisen!“

Wir schließen diese Äußerungen Moltkes über Völkerkrieg und -frieden mit folgenden, für seine Auffassung besonders charakteristischen Worten: „Wie viele Jahre hat man von deutscher Einheit geredet, gedichtet, gesungen, Volksversammlungen und Schützenfeste gefeiert und Resolutionen gefaßt! So lange man das „Logos“ nur mit „das Wort“ übersetzte, wurde nichts. Erst als man sich auf die Kraft besann, als unser Kaiser mit Roon das Heer schuf, und als dann Bismarck „die That“ unvermeidlich gemacht hatte, trat die Schöpfung hervor.“ Moltke hat hier in seiner Bescheidenheit sich selbst vergessen. Hätte er hinzugefügt: „und als dann Moltke durch das Heer die That zum glücklichen Ende führte“, so wäre das Zusammenwirken dieser drei Männer und ihr gegenseitiges Ergänzen zu einem noch bezeichnenderen Ausdruck gekommen. Liegt nicht wirklich eine außerordentliche Gnade der Vorsehung, die unserem Vaterlande den ihm gebührenden Rang im Rate der Völker hat wiederverleihen wollen, in dem gleichzeitigen Zusammentreffen eines Roon, Bismarck und Moltke, zumal wenn wir die „providentielle“ Persönlichkeit König Wilhelms I. hinzunehmen!? Wäre nicht das Organisationstalent und die unermüdliche Arbeitskraft Roons für die Armee verloren gewesen, wenn nicht Moltke dies Instrument so meisterhaft handzuhaben verstanden hätte? Aber wären nicht vielleicht auch die großen Eigenschaften Moltkes ebenso wenig allgemein bekannt geworden, wie die seiner gleichfalls sehr tüchtigen Vorgänger in der Stellung eines Generalstabschefs der Armee, wenn nicht die Staatskunst Bismarcks ihm die Wege gebahnt hätte für die Bethätigung seiner Feldherrnkunst? Man kann ja solche Fragen für ein müßiges Spiel des Witzes erklären, aber darüber ist kein Zweifel möglich, daß — da nun einmal die Natur das Ideal der Vereinigung aller dieser Eigenschaften in gleich hohem Maße in einer einzigen Person fast niemals hervorbringt — das gleichzeitige, harmonische und selbstlose Zusammenwirken der drei Paladine König Wilhelms diesem Ideale möglichst nahe gekommen ist. —

Es erübrigt uns nun noch, Moltkes Verhältnis zur Religion

zu berühren. Moltke war ein gläubiger Mensch, das ergibt sich aus zahlreichen Äußerungen von ihm, gesprochenen und geschriebenen. Er war fest überzeugt von dem Dasein Gottes und seinem Wirken auf dieser Erde, er glaubte an ein ewiges Leben und eine Wiedervergeltung nach dem Tode. Die Bibel lag stets auf seinem Arbeitstisch, oft las er darin und machte sich Aufzeichnungen. Aber wenn er so an den Hauptgrundsätzen der christlichen Glaubenslehre unerschütterlich festhielt, so vermochte er doch nicht, den starren Gesetzen des Dogmas, wie es sich im Laufe fast zweier Jahrtausende gestaltet hat, in allen ihren Erscheinungen zu folgen. Er betrachtete vielmehr das Verhältnis der Menschheit zu ihrem Schöpfer, das Leben der Seele und die Beziehungen zum Jenseits von einer höheren Warte aus. Er versuchte den Gegensatz zwischen Glauben und Wissen in seinem Inneren zu versöhnen und zu einem Einklang der die Seele bewegenden Gefühle und der die Welt sichtbar beherrschenden Kräfte zu gelangen. Aus diesem Bestreben heraus hat er noch in seinen letzten Lebensjahren sich durch Niederschrift seiner Eindrücke und Gedanken Klarheit über den voraussichtlichen Abschluß des menschlichen Daseins zu schaffen gesucht. Diese aus einem tiefen Drange seiner Seele entstandenen Betrachtungen, die den Niederschlag der Erfahrungen und der Geistesarbeit eines langen, bewegten Lebens bilden, hat er selbst „Trostgedanken über das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben“ genannt. In diesen Blättern, die der greise Feldmarschall seiner Familie und dem ganzen deutschen Volke als ein Vermächtnis seines innersten Seelenlebens hinterlassen wollte, tritt er uns als ein von den edelsten Gefühlen, von durchgeistigten und geläuterten Grundsätzen geleiteter Mensch entgegen. Aus ihnen erkennen wir auch den Grund seiner Erhabenheit über jede irdische Nichtigkeit, seines Gleichmutes in allen Lebenslagen und seines inneren Friedens. Die „Trostgedanken“ sind zu umfangreich, um hier ganz Platz zu finden, doch seien wenigstens einige der wichtigsten Stellen wiedergegeben:

„Die Vernunft ist durchaus souverän, sie erkennt keine Auto-

rität über sich, keine Gewalt, wir selbst nicht, kann sie zwingen, für unrichtig anzunehmen, was sie als wahr erkannt hat.

„E pur si muove!

„Der denkende Geist schweift durch die endlosen Fernen der leuchtenden Sterne, er wirft das Senkblei aus in die unergründliche Tiefe des kleinsten Lebens, nirgends findet er Grenzen, aber überall die Regel, den unmittelbaren Ausdruck des göttlichen Gedankens.

„Der Stein fällt auf dem Sirius nach demselben Gesetz der Schwere, wie auf der Erde; dem Abstande der Planeten, der chemischen Mischung der Elemente liegen arithmetische Verhältnisse zu Grunde, und überall ergeben dieselben Ursachen dieselbe Wirkung. Nirgends Willkür in der Natur, überall Gesetz!

„Zwar den Ursprung der Dinge vermag die Vernunft nicht zu erfassen, aber nirgends steht sie im Widerspruch mit der Regel, welche Alle leitet. Vernunft und Weltordnung sind konform, sie müssen gleichen Ursprungs sein.

„Auch wenn die Unvollkommenheit alles Erschaffenen die Vernunft auf Wege führt, die von der Wahrheit ablenken, ist Wahrheit dennoch ihr einziges Ziel.

„So tritt denn freilich die Vernunft in Widerspruch mit manchen ehrwürdigen Überlieferungen. Sie sträubt sich gegen das Wunder, ›des Glaubens liebstes Kind‹, sie kann sich nicht überzeugen, daß die Allmacht nötig haben sollte, um ihre Zwecke zu erreichen, in Einzelfällen die Gesetze der Natur aufzuheben, welche diese in Ewigkeit regieren. Doch richten sich die Zweifel nicht gegen die Religion, sondern nur gegen die Form, in welcher sie uns dargebracht ist.

„Das Christentum hat die Welt aus der Barbarei zur Gesittung emporgehoben. Es hat in hundertjährigem Wirken die Sklaverei beseitigt, die Arbeit geadelt, die Frau emanzipiert und den Blick in die Ewigkeit geöffnet. Aber war es die Glaubenslehre, das Dogma, welches diesen Segen schuf? Man kann sich über Alles verständigen, nur nicht über Dinge, an welche das

menschliche Begriffsvermögen nicht heranreicht, und gerade über solche Begriffe hat man achtzehn Jahrhunderte hindurch gestritten, hat die Welt verheert, von der Vertilgung der Arianer an durch dreißigjährige Kriege bis zu den Scheiterhaufen der Inquisition, und was ist das Ende aller dieser Kämpfe, — derselbe Zwiespalt der Meinungen wie zuvor!

„Wir können die Glaubenssätze hinnehmen, wie man die Versicherungen eines treuen Freundes hinnimmt, ohne sie zu prüfen, aber der Kern aller Religionen ist die Moral, welche sie lehren, am reinsten und erschöpfendsten die christliche.

„Und doch spricht man achselzuckend von trockener Moral und macht die Form, in welcher sie gegeben, zur Hauptsache. Ich fürchte, daß der Eiferer auf der Kanzel, welcher überreden will, wo er nicht überzeugen kann, die Christen aus der Kirche hinauspredigt.

„Überhaupt, sollte nicht jedes fromme Gebet, möge es nun an Buddha, an Allah oder Jehovah gerichtet sein, an denselben Gott gelangen, außer dem es ja keinen gibt? Hört doch die Mutter die Bitte des Kindes, in welcher Sprache es auch ihren Namen lallt.

„Die Vernunft steht nirgends im Widerspruch mit der Moral, das Gute ist schließlich auch das Vernünftige, aber danach zu handeln hängt nicht von ihr ab. Hier entscheidet die herrschende Seele, die Seele des Empfindens, das Wollen und Handeln. Ihr allein, nicht den beiden Vasallen, hat Gott das zweischneidige Schwert des freien Willens geschenkt, diese Gabe, welche nach der Schrift zur Seligkeit oder zur Verdammnis führt.

„Aber auch ein sicherer Ratgeber ist uns beigeordnet. Von uns selbst unabhängig hat er seine Vollmacht von Gott selbst. Das Gewissen ist der unbestechliche und unfehlbare Richter, welcher sein Urteil in jedem Augenblick spricht wo wir ihn hören wollen, und dessen Stimme endlich auch den erreicht, der sich ihr verschließt, wie sehr er sich dagegen sträubt.

„Die Gesetze, welche die menschliche Gesellschaft sich gegeben

hat, ziehen nur das Handeln vor ihren Richterstuhl, nicht auch das Denken und Empfinden. Selbst die verschiedenen Religionen fordern Anderes bei anderen Völkern. Sie verlangen die Heiligung hier des Sonntags, dort des Sonnabends oder Freitags. Die eine erlaubt Genüsse, welche die andere verbietet. Ohnehin bleibt zwischem Erlaubtem und Verbotenem noch ein weiter Spielraum, und eben hier erhebt mit feinerem Gefühl das Gewissen seine Stimme. Es sagt uns, daß jeder Tag dem Herrn geweiht sein sollte, daß selbst der erlaubte Zins, vom Bedrängten erhoben, unrecht sei, mit einem Wort, es predigt die Moral in der Brust von Christen und Juden, von Heiden und Wilden. Denn selbst bei den ungebildetsten Völkern, denen das Christentum nicht leuchtet, stimmen die Grundbegriffe über Gutes und Böses überein. Auch sie erkennen Treubruch und Lüge, Verrat und Undank für schlecht, auch ihnen ist das Band zwischen Eltern, Kindern und Verwandten heilig. Es ist schwer an die allgemeine Verderbtheit des Menschengeschlechtes zu glauben, denn wie sehr auch von Roheit und Wahnvorstellungen verdunkelt liegt doch in jeder Menschenbrust der Keim zum Guten, der Sinn für Edles und Schönes, wohnt in ihr das Gewissen, welches den rechten Weg zeigt. — Gibt es einen überzeugenderen Beweis für das Dasein Gottes, als dies Allen gemeinsame Gefühl für Recht und Unrecht, als die Übereinstimmung eines Gesetzes, wie in der physischen so in der moralischen Welt; nur daß die Natur diesem Gesetze unbedingt folgt, dem Menschen aber, weil frei, die Möglichkeit gegeben ist, es zu verletzen.

„Es ist schwerer, das Nichts als das Etwas zu denken, zumal dies Etwas doch einmal da ist, schwerer das Aufhören als die Fortdauer. Unmöglich kann dies Erdenleben ein letzter Zweck sein. Wir haben ja nicht um dasselbe gebeten, es ward uns gegeben, auferlegt. Eine höhere Bestimmung müssen wir haben, als etwa den Kreislauf dieses traurigen Daseins immer wieder zu erneuern. Sollen die uns rings umgebenden Rätsel sich niemals klären, an deren Lösung die Besten der Menschheit ihr Leben hin-

durch geforscht? Wozu die tausend Fäden von Liebe und Freundschaft, die uns mit Gegenwart und Vergangenheit verbinden, wenn es keine Zukunft gibt, wenn Alles mit dem Tode aus ist?

„Was aber kann in diese Zukunft hinübergenommen werden?

„Die Funktionen unseres irdischen Kleides, des Körpers, haben aufgehört, die Stoffe, welche ja schon bei Lebzeiten beständig wechseln, treten in neue chemische Verbindungen, und die Erde hält Alles fest, was ihr gehört. Nicht das Kleinste geht verloren. Die Schrift verspricht uns die Auferstehung eines verklärten Leibes, und freilich läßt sich ein Sonderdasein ohne Begrenzung nicht denken; dennoch ist unter dieser Verheißung wohl nur die Fortdauer der Individualität zu verstehen, im Gegensatz zum Pantheismus.

„Daß die Vernunft und mit ihr Alles, was wir an Kenntnis und Wissen mühsam erworben, uns in die Ewigkeit begleiten wird, dürfen wir hoffen, vielleicht auch die Erinnerung an unser irdisches Dasein. Ob wir das zu wünschen haben, ist eine andere Frage. Wie, wenn einst unser ganzes Leben, unser Denken und Handeln vor uns ausgebreitet da läge, und wir nun selbst unsere eigenen Richter würden, unbestechlich, erbarmungslos?

„Aber vor Allem das Gemüt muß der Seele verbleiben, wenn sie unsterblich ist. Die Freundschaft zwar beruht auf Gegenseitigkeit, bei ihr spricht noch die Vernunft mit, aber die Liebe kann bestehen ohne Gegenliebe. Sie ist die reinste, göttliche Flamme unseres Wesens.

„Nun sagt uns die Schrift, wir sollen vor Allem Gott lieben, ein unsichtbares, uns völlig unfaßbares Wesen, welches uns Freude und Glück, aber auch Entbehrung und Schmerz bereitet. Wie können wir es anders, als indem wir seine Gebote befolgen und unsere Mitmenschen lieben, die wir sehen und verstehen.

„Wenn, wie der Apostel Paulus schreibt, einst der Glaube in die Erfüllung aufgeht und nur die Liebe besteht, so dürfen wir hoffen, auch der Liebe eines milden Richters zu begegnen.

Creisau, im Oktober 1890.

Gr. M."

37. Die letzten Lebensjahre. Moltkes Tod.

Es muß als eine besondere Fügung des Himmels betrachtet werden, daß die Männer, denen Deutschland seine Wiedergeburt im Jahre 1870—71 verdankte, ihm noch so viele Jahre in Rüstigkeit und Kraft erhalten blieben. Dem Feldmarschall Moltke war es vergönnt, am 2. Januar 1886 dem 25jährigen Regierungsjubiläum seines kaiserlichen Herrn beizuwohnen, er selbst erlebte die Tage, an denen er vor 60 und 70 Jahren Soldat geworden war und feierte am 29. Oktober 1882 die 25jährige Wiederkehr seiner Ernennung zum Chef des Generalstabes der Armee.

Für äußere Ehrungen war freilich Moltke wenig empfänglich, es widerstrebte seiner Bescheidenheit, wenn von seinen Thaten viel geredet wurde. „Ich habe nichts weiter gethan als meine Pflicht,“ pflegte er dann zu sagen. So zog er sich auch zur Zeit eines Jubiläums meistens nach Creisau oder zu Verwandten zurück, um allen Huldigungen zu entgehen. Nur die zahlreichen Gnadenbeweise seines Allerhöchsten Kriegsherrn erfreuten ihn, und zwar umso mehr, als Kaiser Wilhelm I. in seiner hochsinnigen Weise fast stets die Wiederkehr eines denkwürdigen Tages hierfür wählte. Alle hohen und höchsten preußischen Orden schmückten nach und nach die Brust Moltkes, und als ihm der König bei Gelegenheit seines 60jährigen Dienstjubiläums den Stern des Ordens pour le mérite mit dem Bilde Friedrichs des Großen verlieh, schrieb er dabei: „Keine Anerkennung großer Thaten und militärischen Verdienstes kann es geben, auf welche Sie nicht einen gerechten Anspruch erworben hätten.“

Seit 1873 trägt ein Fort bei Straßburg Moltkes Namen, und am 13. Oktober 1877 wurde eine neugebaute Korvette in Danzig nach ihm getauft. Seit 1860 bereits war er Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften, zu deren Festfeier er stets in großer Uniform erschien. Auch die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Petersburg hatte ihn 1871 zu ihrem Mitgliede gewählt.

Zahlreich waren die Ehrungen, die er von fremden Monarchen erfuhr. Der Kaiser von Rußland ernannte ihn am 11. September 1872 zum Chef des 69. Rjäsanschen Infanterieregiments und teilte ihm im Jahre 1877 während des Krieges gegen die Türkei telegraphisch mit, daß sein Regiment als erste russische Truppe die Donau überschritten habe. Auch Kaiser Franz Joseph von Österreich überhäufte ihn mit Ehren und ernannte ihn am 12. August 1889 zum Oberst-Inhaber des k. k. 71. Infanterieregiments.

Doch nicht nur die Fürsten zollten ihm Dank und Anerkennung, er war vielmehr auch im deutschen Volke beliebt und im besten Sinne populär. Namentlich die Berliner kannten ihn alle und waren stolz auf ihn. Wenn der greise Held nach Schluß der Reichstagssitzung zu Fuß durch die Straßen nach Hause zurückkehrte, scheinbar in Gedanken versunken und doch die Grüße Aller freundlich erwidernd, dann blieb Jung und Alt stehen und schaute ihm nach. Aber auch außerhalb Berlins — mochte er nun als Chef des Generalstabes sich auf Dienstreisen oder im Gefolge des Kaisers oder auch als Privatmann auswärts befinden — allerorts war er der Gegenstand größter Verehrung. Eine große Zahl von Städten — als eine der ersten seine Geburtsstadt Parchim in Mecklenburg — hatte ihn zu ihrem Ehrenbürger gewählt, und schon zu seinen Lebzeiten errichtete man ihm Denkmäler (1876 in Parchim, 1881 in Köln).

Es ist daher erklärlich, daß die Nachricht von dem Rücktritte Moltkes von seinem Amte als Chef des Generalstabes auf das ganze deutsche Volk einen tiefen Eindruck machte. Man konnte

sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß wieder einer der Führer aus großer Zeit von dem Schauplatze seiner Erfolge abtreten sollte, und man fand einen Trost nur in dem Gedanken, daß, solange Moltke noch lebte, sein Rat ja immer eingeholt werden könnte. Zu einem wahren Volksfest gestaltete sich daher auch der 90jährige Geburtstag des Feldmarschalls am 26. Oktober 1890. Nicht nur die Armee gedachte an diesem Tage ihres ruhmreichen Führers im Kriege, sondern mit gleicher Verehrung und Dankbarkeit waren auch die Augen der ganzen Nation auf den großen und edlen Mann gerichtet, und selbst das Ausland, ja sogar die Franzosen, zollten ihm willig den Tribut ihrer Achtung. Dieses Mal entzog sich auch der Feldmarschall, einem besonderen Wunsche des Kaisers folgend, nicht den geplanten Festlichkeiten und Ehrungen. Die Feier nahm einen so großartigen Verlauf, wie es wohl selten einem nicht gekrönten Haupte beschieden ist. Der Kaiser, die deutschen Fürsten, die Armee, alle Stände des Volkes und politischen Parteien wetteiferten, dem Jubilar ihre Verehrung und Liebe auszudrücken. Der Oberbürgermeister von Berlin gab den allgemeinen Gefühlen treffenden Ausdruck, als er sagte: „Wir segnen den Tag, der dem deutschen Volke seinen Moltke gab, und nicht minder den Tag, an dem nach 90 Jahren es diesem Volke vergönnt ist, seinem Feldherrn seinen Dank auszusprechen.“

Mit bewundernswerter Rüstigkeit und Frische überstand der greise Feldmarschall die nicht geringen Anstrengungen dieser Geburtstagsfeier. Er blieb überhaupt von der Gebrechlichkeit des Alters fast ganz verschont, was er wohl hauptsächlich seiner stets mäßigen Lebensweise und dem inneren Gleichmut seiner Seele verdankte. Wenn auch vertraut mit dem Gedanken des Todes, den er als wahrer Christ nicht fürchtete, stand er doch wie ein tapferer Soldat auf seinem Posten, bis die Stunde der Ablösung schlug und er still und edel, wie er gelebt, hinübertrat in eine andere Welt. Am 3. April 1891 begleitete er noch den Kaiser nach Kiel und machte in den nächsten Tagen eine Reihe von Festlichkeiten mit. Am 18. April saß er zum letztenmal

seinem Kaiser an der Hoftafel gegenüber, sich lebhaft am Gespräch beteiligend.

Da plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, flog die Kunde von dem Ableben des großen deutschen Helden durch die Welt. Am 24. April 1891 hatte er vormittags im Herrenhause an einer Abstimmung teilgenommen und sich zu Fuß nach Hause zurückbegeben. Mittags speiste er mit gutem Appetit, las dann die Zeitungen und trank abends im Kreise der Familie seinen Thee. Die gewohnte Whistpartie gewann er glänzend und erhob sich darauf, um sich in das Musikzimmer zu begeben, wo musiziert werden sollte. Während des Vortrages eines Klavierstückes stand er auf und ging mit leisen Schritten, wie um das Spiel nicht zu stören, in ein Nebenzimmer. Als Major v. Moltke, sein Neffe und Adjutant, sich mit seiner Gemahlin bald darauf ebenfalls in das Zimmer begab, fand er ihn mit vornübergebeugtem Oberkörper auf einem Stuhle sitzend und offenbar sehr unwohl. Bald darauf verlor er die Besinnung. Schnell trug man den Sterbenden in sein Schlafgemach und legte ihn auf das Bett. Hier verschied er wenige Minuten nachher, ohne Todeskampf, das brechende Auge nach der Wand des Zimmers gerichtet, wo von Palmen umgeben das Bild seiner verstorbenen Gattin hing. Um 9 Uhr 45 Minuten abends hatte sein Herz zu schlagen aufgehört.

Wie sein Leben, so war auch sein Tod ein edler, schöner, — nächst dem Soldatentode auf dem Schlachtfelde der schönste, der sich denken ließ. Auf seinem Antlitz, das sich im Tode nicht verändert hatte, lag tiefer Friede und der Abglanz eines inneren Glückes.

Unmittelbar nach dem Ableben des Feldmarschalls hatte Major v. Moltke Seine Majestät den Kaiser, der sich in Thüringen zur Jagd aufhielt, benachrichtigt. „Ich habe eine Armee verloren und kann es nicht fassen!“ antwortete der Kaiser, kehrte sofort nach Berlin zurück und begab sich tief ergriffen an das Totenlager seines treuen Dieners. Sodann ordnete er für sämtliche Offiziere der Armee eine achttägige, für die des Grenadier-Regiments Nr. 9

eine zwölftägige und für die des Generalstabes eine vierzehntägige Trauer an. Die Königlichen Theater wurden geschlossen, die Parlamente vertagten sich, in ganz Deutschland war die Teilnahme und Trauer groß und allgemein.

Moltke hatte noch bei Lebzeiten angeordnet, daß er in Creisau neben seiner Gemahlin beigesetzt werde. Am 28. April erfolgte daher, nach einer ergreifenden Trauerrede des Feldpropstes Dr. Richter am Sarge, die Überführung der Leiche nach dem Lehrter Bahnhofe.

Wie einen König hat man den toten Helden zu Grabe geleitet! Hinter seinem Sarge schritten der deutsche Kaiser, der König von Sachsen, Abgesandte fast aller Fürsten, das Offizierkorps, Vertreter des Parlaments, der städtischen Körperschaften u. s. w. Tausende und Abertausende waren herbeigeströmt, um dem großen Deutschen die letzte Ehre zu erweisen, und tiefe Ergriffenheit malte sich auf den Zügen Aller, die zugegen waren. Vom Generalstabsgebäude über die Moltkebrücke ging der Zug zum Bahnhofe, wo der jugendliche Kaiser in schmerzlicher Bewegung von dem Sarge seines Feldherrn Abschied nahm. Dieser wurde in aller Stille nach Creisau überführt, und dort in der Grabkapelle beigesetzt. Der Pfarrer des Nachbardorfes Gradit sprach hierbei kurz und schlicht über Moltkes Lieblingsspruch aus dem Römerbriefe: „So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung". Sodann wurde der Erde wiedergegeben, was von Moltke sterblich war.

Uns aber, den Überlebenden, seinen Schülern und Bewunderern, fällt die Pflicht zu, sein Gedächtnis heilig zu halten. Durch strenge Selbstzucht, durch treue Pflichterfüllung und rastlose Arbeit wird die Armee, wie das ganze deutsche Volk, zu beweisen haben, daß sie des großen Mannes würdig sind. Dann wird Moltkes Vermächtnis stets unter uns lebendig sein, dann wird sein Geist uns umschweben und, so Gott will, durch Kampf zum Siege führen.

Anmerkungen.

1. Für die Zeit vor 1808 sei auf folgende Werke verwiesen: 1. „Die Reorganisation der Preußischen Armee nach dem Tilsiter Frieden", bearbeitet in der Historischen Abteilung des Generalstabes und veröffentlicht in den Beiheften zum Militär-Wochenblatt vom Oktober 1854 bis Dezember 1862. Hier findet sich in den Heften für 1856 (Mai bis Dezember) ein Abschnitt: „Über die Organisation des Generalstabes", der, über den Rahmen der Arbeit hinausgreifend, eine Darstellung der Geschichte des Generalstabes von den Zeiten des Großen Kurfürsten bis zum Jahre 1812 enthält. 2. Militär-Wochenblatt vom 4. Mai 1870: „Zur Geschichte des preußischen Generalstabes". 3. Bronsart v. Schellendorf: „Der Dienst des Generalstabes". Bd. I.

2. Durch Kabinetsordre vom 20. Juni 1817 erhielt der Generalstab folgenden Friedens-Normaletat:

1. Bei jedem der fünf „Großen" Generalkommandos und dem Garde- und Grenadierkorps: 1 Oberst, 1 Stabsoffizier, 1 Kapitän oder Leutnant.

2. Bei jedem der beiden „Kleinen" Generalkommandos: 1 Stabsoffizier und 1 Kapitän.

3. Bei jeder der 17 Brigaden: 1 Kapitän.

4. Beim Großen Generalstabe in Berlin: 2 Obersten, 2 Oberstleutnants, 4 Majors, 4 Kapitäns und 4 Leutnants.

5. Bei den sechs Hauptgesandtschaften: 3 Stabsoffiziere und 3 Kapitäns.

Nachdem im Jahre 1820 der Unterschied zwischen Großen und Kleinen Generalkommandos aufgehört hatte, erhielten diese gleichmäßig je einen Chef des Generalstabes und zwei Offiziere zugeteilt.

3. Nur in Japan ist die Stellung des Chefs des Generalstabes eine ähnliche wie in Preußen.

4. Auch Th. v. Bernhardi bestreitet in den Denkwürdigkeiten des russischen Generals v. Toll, daß Müffling einen maßgebenden Einfluß im preußischen Hauptquartier ausgeübt habe.

5. Anfangs wurden im Ganzen 750 Abdrücke durch den Buchhändler Dieterici in Berlin hergestellt, später etwas mehr. Der König genehmigte, daß zur Bestreitung der Kosten die Erträge des Militär-Wochenblattes, das damals noch der Generalstab selbst herausgab, verwendet werden durften.

6. Nach dem Etat sollten vorhanden sein:

1. Bei jedem Generalkommando: 1 Chef des Generalstabes, 1 Major, 1 Kapitän oder Leutnant.

2. Bei jeder Division: 1 Kapitän oder Leutnant.

3. Beim Großen Generalstabe: 4 Sektionschefs, 4 Majors, 8 Kapitäns oder Leutnants.

4. Bei den sechs Hauptgesandtschaften: 3 Stabsoffiziere, 3 Kapitäns.

Dieser Friedensetat erlitt jedoch bald Beschränkungen aus Sparsamkeitsrücksichten. Eine Kabinetsordre vom 11. November 1824 setzte ihn fest, wie folgt:

I. Großer Generalstab.

1 Generalleutnant als Chef des Generalstabes der Armee,
3 Stabsoffiziere als Chefs der drei Kriegstheater,
1 Stabsoffizier für die Kriegsgeschichtliche Sektion und das Archiv,
3 Stabsoffiziere und
9 Kapitäns oder Leutnants zu den vier Sektionen und zu besonderen Aufträgen.

II. Truppengeneralstab.

9 Stabsoffiziere als Chefs der Generalstäbe der Armeekorps,
1 Stabsoffizier als Chef des Generalstabes bei der Generalinspektion der Artillerie,
9 Stabsoffiziere und
9 Kapitäns oder Leutnants bei den Generalkommandos.

45 Offiziere.

Es befanden sich also jetzt bei den Divisionen keine Generalstabsoffiziere mehr; nur bei größeren Truppenübungen sollten ihnen solche von den Generalkommandos zugeteilt werden. Auch die bei den Gesandtschaften kommandierten Offiziere fielen fort.

7. Es sei hier darauf hingewiesen, daß auch Washington, Junot, Radetzky und viele andere Heerführer lange Jahre sich mit Vermessungen beschäftigt und sich genaue Bekanntschaft — im guten Sinne — mit dem Gelände erworben haben.

8. Was die äußere Gestaltung des Generalstabes in der Zeit, während der General v. Reyher an seiner Spitze stand, angeht, so hatte eine Allerhöchste Kabinetsordre vom 15. Februar 1853 den Friedens-Normaletat des Generalstabes der Armee in folgender Weise festgesetzt:

1 Generalleutnant als Chef,
13 Obersten (9 Chefs der Generalstäbe bei den Armeekorps, 1 bei der Generalinspektion der Artillerie, 3 Abteilungschefs beim Großen Generalstabe),
32 Stabsoffiziere (9 bei den Generalkommandos, 18 bei den Divisionen, 5 beim Großen Generalstabe),
18 Hauptleute (9 bei den Generalkommandos, 9 beim Großen Generalstabe).

64 Offiziere.

Da der Kriegsbedarf infolge von Änderungen in der Heereseinteilung nur noch 83 Offiziere betrug, so brauchten bei einer Mobilmachung nicht mehr als 19 aus der Truppe entnommen zu werden, ein Verhältnis, das gegen früher als eine wesentliche Verbesserung gelten konnte.

9. Scharnhorst selbst hatte schon 1813 an einen höheren hannoverschen Offizier geschrieben: Die Organisationsgrundsätze für Preußens Heer seien nur für die damaligen Verhältnisse passend, und er erachte sie zu einer Friedenseinrichtung als durchaus nicht angemessen.

10. Bremen hatte kein Interesse an der Sache, da sein in Betracht kommendes Gebiet unter der Militäroberhoheit von Hannover stand.

11. Moltke hat von der Reise eine sehr anziehende Schilderung in den Briefen an seine Frau gegeben.

12. Das Werk wurde von Major von Strubberg, Flügeladjutanten des Königs, auch ins Französische übersetzt.

13. Dieser Aufsatz ist geschrieben als Antwort auf eine Denkschrift über das gleiche Thema, die der Prinz Friedrich Karl dem General v. Moltke vorgelegt hatte.

14. Anmerkung Bernhardis: „Doch macht ihn seine große Schweigsamkeit vielleicht gerade dazu sehr geschickt.“

15. In diesen Zahlen (20,000 und 31,000) sind die ersten österreichischen und preußischen Reserven von je 5000 Mann, die nach Eintreffen der Hauptkräfte zum Korps zurücktreten sollten, bereits eingerechnet.

16. So z. B. v. Sybel, die Begründung des Deutschen Reiches, III, 237.

17. Auch 1870 standen Moltke und Blumenthal auf derselben Seite.

18. Schilderung des Übergangs nach Alsen.

Apenrade, den 3. Juli 1864.

Berlin hat sich fürerst allerdings mit den 101 Kanonenschüssen begnügen müssen. Es ist aber denen, die Geschichte machen, nicht leicht, Geschichte zu schreiben.

Das Oberkommando, welches das am leichtesten thun konnte, war doch auch von 10 Uhr abends bis 4 Uhr nachmittags, also 18 Stunden,

auf den Beinen, ehe einer die Feder wieder in die Hand nehmen konnte, und die Eisenbahnzüge gehen dann auch nicht ab, wie man wünscht.

Krohn*) ist diesmal nicht zum Gefecht gekommen, er stand Sonderburg gegenüber. Ein Mann seines Bataillons ist als neugieriger Zuschauer von einem Granatsplitter getötet, einer verwundet, etwas rechts von unserem Standpunkt bei Schanze 10.

Der Prinz hatte dort, um zu großes Gefolge zu vermeiden, nur den Generalstab bei sich; die Adjutanten und Ordonnanzoffiziere waren nach den verschiedenen Übergangspunkten dirigiert, um zu beobachten und zu melden, Henry**) auf meinem Rappen nach Satrupholz. Er hatte zu dem schon Tags zuvor beabsichtigten Übergang gebeten, bei seinem Regiment einzutreten, welches zuerst landen sollte. General Herwarth hatte ihn bei der eingetretenen Verzögerung im Augenblick seines Abgangs zurückgeschickt.

Nach beendigter Partie Whist um 10 Uhr folgte ich mit Podbielski in meinem Wagen von hier über Gravenstein nach Schanze 10, von wo man den Alsensund wie einen breiten Fluß in der ersten Morgendämmerung zu unseren Füßen glänzen sah. Dunkel lag noch die blutgetränkte Höhe von Düppel zur Linken, gekrönt von der Ruine der einst so stattlichen Mühle, rechts Sonderburg mit seinem finsteren Schloß am Meer, wo Christian „der Böse" lange Jahre den Kampf gegen den schwedischen und dänischen Adel zu betrauern hatte. Die ganze flache Spitze der Halbinsel Arnkiel war im Halbdunkel noch eben zu erkennen und am äußersten Horizont die flache Küste von Meels. Der Meerbusen von Sandwig und die Augustenburger Föhrde, in welcher wir die feindlichen Schiffe und speziell die Anwesenheit Rolf Krakes wußten, waren unserem Blick entzogen.

Tiefe Stille lag auf Alsen. Von unserer Seite hörte man aus der Ferne den eigentümlichen Ton von Fuhrwerk mit eisernen Achsen. Es war die reitende Artillerie, die sich noch nach Rackebüll bewegte, wo die Reserve verbleiben sollte, sonst nichts.

Das Wetter war ungemein günstig, ausnahmsweise windstill, ein trüber, verschleierter Himmel, daher so dunkel, wie es um die Zeit der größten Tageslänge in dieser Breite überhaupt nur werden kann, und eine milde Temperatur.

Die Reitpferde waren in der Büffelkoppel aufgestellt, um später zur Hand zu sein, die Wagen blieben in Düppel, um jedes Geräusch zu vermeiden, und wir gingen zu Fuß in die zerstörte Schanze, welche das Aus-

---

*) Major v. Krohn, Bataillonskommandeur im Infanterieregiment Nr. 15 war der Bruder der Schwägerin des Generals v. Moltke, der Frau Auguste v. Moltke, Gemahlin des Kammerherrn Adolf v. Moltke.

**) Henry v. Burt, Sekondleutnant im Infanterieregiment Nr. 15, Neffe des Generals v. Moltke.

sehen eines Steinbruchs hatte, durch die riesenhaften Trümmer von Betonmauern der gesprengten Pulvermagazine. Ihre Dicke erklärt, daß kein Kaliber durchschlagen konnte.

Noch fehlten wenige Minuten an 2 Uhr, dem Augenblick, wo unsere Boote an vier Stellen zwischen dem südlichsten Strand vor Satrupholz und Schnabeck-Hage vom Ufer abstoßen mußten. Das Herabbringen der Kähne und das Schurren der flachen Böden über das Geröll des Strandes scheint unbemerkt geblieben zu sein. Jenseits rührte sich nichts, friedliche Ruhe lag über der schönen Gegend, und nur die Lerche erhob sich singend aus den wogenden Kornfeldern, welche bald der Schauplatz blutiger Kämpfe werden mußten. Jetzt war es zwei Uhr, und mit geschärftem Blick spähten wir nach den ersten schwarzen Punkten, die sich auf dem klaren Seespiegel zeigen würden. Da blitzte es auf, nur sichtbar, nicht hörbar waren ein paar Schüsse gefallen, und zwar, wie es scheint, irrtümlich von unserer Seite herüber. Alsbald sprühten die Funken am jenseitigen Ufer, bald an dieser, bald an jener Stelle; dann leuchtete es hell auf, und der dumpfe Knall verkündete, daß die bereitgehaltenen Geschütze der nächsten Strandbatterie ihre Kartätschladung gegen unsere verwegenen Argonauten ausschütteten. Wirklich sind sie zu hoch gegangen, und nur ein Kahn ist umgeschlagen, die Mannschaft aber, wenigstens zum großen Teil, von dem nächsten Boote gerettet.

Die braven Pioniere, selbst wehrlos und eben erst von der Oder und Elbe angelangt, ruderten unaufhaltsam weiter, die Infanterie aber nahm das Feuer auf, und wenn auch manche Patrone ihr Ziel verfehlt haben mag, so rückte die Feuerlinie doch unaufhaltsam weiter. Das war nicht anders zu erwarten, da Führer wie General Manstein und Röder in den vordersten Kähnen standen.

Das Ufer war erreicht, daran war nicht zu zweifeln, aber nun mußten die Fahrzeuge zurück, sie konnten auf dem Wege den endlich wach gewordenen feindlichen Schiffen begegnen. Die Gelandeten waren vorerst auf sich selbst angewiesen, was stand ihnen augenblicklich entgegen? Hell waren die Fanale aufgeflammt und leuchteten von Höhe zu Höhe bis Augustenburg und Norburg hin. Hatten die Dänen ein paar geschlossene Bataillone hinter der Fohlenkoppel schon versammelt?

Das Blitzen des Gewehrfeuers im Walde zeigte, daß unsere Märker dort schon kämpften, aber ob unser oder des Gegners Feuer vorwärts rückte oder zurückging, war nicht zu unterscheiden. Es war ein Moment atemlosester Spannung.

Inzwischen hatten alle dänischen Strandbatterien ihr Feuer eröffnet. Auf unserer Seite waren davon in der Nacht zuvor neue erbaut und in dieser armiert. Die Artilleristen standen seit 1 Uhr schußfertig und blieben

nichts schuldig. Der Donner der Geschütze, auf unserer Seite allein 62, ist in Kiel deutlich gehört worden. Noch rechts von uns feuerte die große Sonderburger Schloßbatterie aus acht Stück 84-Pfündern und zwei gezogenen Piecen gegen eine 24pfündige Batterie auf dem Mühlenberge. Aber all dieser Lärm entschied nichts, die ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf die Halbinsel Arnkiel.

Dort sprühten nun die kleinen Funken immer weiter nach Osten, der weiße Rauch zeigte sich bereits am Südrande des Waldes Fohlenkoppel, und die schwarzen Punkte bewegten sich langsam wieder gegen die Halbinsel zu. Es war kein Zweifel mehr, man hatte festen Fuß gefaßt, und ein zweites Echelon unserer Truppen war unterwegs. Der Däne hatte sich abermals überraschen lassen.

Daß wir nach Alsen wollten, daß schon am 27. 160 flache Boote von Rothenkrug durch Apenrade passiert, war ihnen von ihren zahlreichen Spionen unzweifelhaft gemeldet. Aber wie es scheint, nahm man an, daß dieser Sturm zu Wasser wie der zu Lande durch mehrtägige Beschießung werde vorbereitet werden müssen. Das Oberkommando hatte ja auch erst am 30. die Auswechselung der Gefangenen am Brückenkopf von Sonderburg vorgeschlagen.

Die erste Meldung, daß drei Brigaden überschifft seien, brachte der Leutnant v. Burt. Er hatte den Rappen unten an einen Busch gebunden, ritt sogleich zurück, setzte über, konnte aber das Pferd nicht mitbekommen und dann zu Fuß sein Regiment nicht mehr einholen, telegraphierte mir aber später noch über Rolf Krake.

Gleich darauf traf Nostitz*) von Schnabek-Hage ein. Von dort war die Überfahrt fast ungehindert und trotz des weiteren Weges am ersten bewirkt worden, obwohl durch die Schiffe in der Augustenburger Föhrde augenscheinlich gefährdet. Legten diese sich zwischen unsere gelandeten Truppen und unsere Batterien, so konnten letztere nicht schießen.

Ein ungeheures Gebrüll verriet, daß Rolf jetzt aus dem Schlummer erwacht sei.

Der Ton seiner 100pfündigen Armstrongs auf eisernem Resonanzboden ist unverkennbar. Vergeblich schleuderte er seine Riesengeschosse gegen unsere Tirailleure. Er wurde von den gezogenen 24-Pfündern sofort begrüßt und zog sich wieder in die Bucht zurück.

Unterdessen hatte General Manstein sich längs des Strandes südlich vorbewegt, woselbst es zu lebhaftem Handgemenge kam. Die feindlichen Batterien wurden in der Kehle eine nach der anderen angegriffen, die Be-

---

*) Sekondleutnant Graf v. Nostitz war Adjutant beim Armee-Oberkommando.

satzung gefangen genommen (dabei ein Offizier von der Leibgarde im roten Rock). Ebenso setzten die Märker sich in Besitz von Große Moose, und erst am Abschnitt von Kjär stieß man auf einen lebhaften Widerstand geschlossener Abteilungen, die bis dahin versammelt waren. Es kam hier das Vordringen einen Moment zum Stehen und zu einem lebhaften Gefecht, welches wir von unserem Standpunkt nicht übersehen konnten. General Herwarth griff dort persönlich ein und traf im Tirailleurfeuer des Feindes mit unvergleichlicher Ruhe seine Anordnungen. Jetzt waren auch die ersten Feldgeschütze über das Wasser geschafft, der Rückzug der Dänen wurde allgemein, und der „tappere Landsoldat" beschleunigte dabei seinen Schritt sehr merklich.

Schon wurden ganze Scharen von Gefangenen von wenigen Bewaffneten wie Herden an den Strand getrieben. Bewundernswert war die Dreihärigkeit unserer Westfalen von der Brigade Goeben, die gegen Sonderburg vordrangen, die Dänen hinter einem Knick im Rücken beschossen, während sie selbst in der augenscheinlichen Gefahr schwebten, von Sonderburg aus im Rücken gefaßt zu werden. Ganze Schwärme vom Feinde liefen durch die Kornfelder zurück, eine Batterie nach der anderen verstummte und ihre Besatzung flüchtete. Eine Haubitzbatterie rasselte auf unserem Ufer in scharfem Trabe herbei, aber es war schwer zu unterscheiden, was drüben Feind, was Freund, so daß man nur auf die entferntesten Ziele zu feuern wagte.

Inzwischen war es 8 Uhr geworden, und die Sonne beschien ein Gemälde, welches ein Schlachtenmaler nicht schöner wünschen kann. Noch schwebten fortwährend die kleinen runden Dampfwolken der genau in derselben Höhe platzenden feindlichen Granaten gerade über der uns zunächst links liegenden Batterie. Ich glaube, daß sie ziemlich viel verloren haben muß. Vor uns stand ein schönes Haus dicht an der Landungsbrücke in Sonderburg in hellen Flammen. Wir vermeinten, daß eine Granate aus der 24pfündigen Batterie zur Rechten unglücklicherweise dort gezündet habe, es stellte sich aber bald heraus, daß die Dänen bei Räumung des Ortes die eigene Stadt rücksichtslos dem Verderben preisgegeben hatten. Dieselbe war völlig von den Einwohnern verlassen, und der Brand hätte bei anderer Windrichtung leicht Alles einäschern können. Dänische Gefangene wurden nachmals zum Löschen angestellt. Ebenso hatte der Feind seine zwei großen Barackenlager bei Ulkebüll und Wollerup in Brand gesteckt. Die mit Stroh gefüllten Bretterhütten flammten in heller Lohe empor, und ein schwarzer Rauchflor zog einen Trauerstreifen über die lange bestrittene Insel. Weiter nach Süden flimmerte in der Morgensonne das Meer, bedeckt von zahllosen Segeln, da lagen die mächtigen Kriegsschiffe, umschwärmt von Fahrzeugen aller Größe.

Diese ganze Gesellschaft hatte sich eilends aus Hörup-Haff heraus-

gemacht, da nach wenig Minuten unsere Batterien ihnen die Ausfahrt vom Süderholz her versperren konnten. Dampfer mit Schleppschiffen bewegten sich von der Küste nach den in größerer Entfernung ankernden Kriegsschiffen. Die Räumung der Insel hatte bereits begonnen. Aber alle Blicke wurden noch einmal gegen Norden gewendet, als abermals Rolf Krake seine Stimme erhob. Es sah stolz aus, wie der gepanzerte Riese, tief im Wasser versenkt, mit Anspannung aller seiner Dampfkraft aus der Föhrde hervorschoß, rechts und links seinen Gruß sendend, an der Landspitze von Arnkiel vorbeisteuernd. Einen Augenblick fürchteten wir, ihn nun links drehen zu sehen, wo unsere Boote in ununterbrochener Folge noch Feldgeschütz, Munition und Ambulanzen überführten. Er zog es aber doch vor, das Freie zu suchen, und dampfte nördlich hinaus in thunlichster Entfernung von der unterhalb aufgestellten Batterie, deren 12- und 24pfündige Geschosse laut klappernd gegen seine Rippen schlugen.

Aber so ein Monitor ist ein dickfelliger Geselle. Um 10 Uhr ist er noch einmal zurückgekehrt und hat zwei in der Sandwig liegende Kanonenboote herausgeholt, indem er sie mit seinem unverwundbaren Leibe deckte. Dort ist das Fahrwasser sehr breit und gestattet, dicht am Alsener Ufer zu bleiben. In die Augustenburger Föhrde wagte Rolf sich nicht wieder, und was da an Schiffen lag, war nun rettungslos verloren. Zwischen 7 bis 8 Uhr erfolgte in dieser Richtung eine furchtbare Detonation, die mich augenblicklich und unwillkürlich an das Auffliegen eines großen Munitionsparkes am Euphrat erinnerte. Eine riesenhafte schneeweiße Dampfwolke erhob sich hoch in die blaue Luft. Nach dem Berichte des Marine-Ministeriums in Kopenhagen sind es zwei Kanonenboote gewesen, die, von der Bemannung verlassen, um nicht in unsere Hände zu fallen, ihre Pulverkammern angesteckt hatten.

Zwar hatten wir die Handpferde schon nach dem Brückenkopf herangezogen, aber es war nicht möglich, sie über den Sund zu bringen, und wir erstiegen durch die ganz verödete Stadt zunächst die große Batterie. Dort standen die ungeheuren 84-Pfünder vernagelt, mit Kreide hatte die 3. Kompagnie 55. Regiments sich an die Lafetten geschrieben, at no mistake.

Munition, Tornister, Mäntel, Briefschaften lagen rings herum, und vor Allem hatte Hannemann sich seiner Holzschuhe entledigt, die allerdings einer behenden Bewegung lästige Fesseln sind. Stiehle erinnerte daran, daß sich möglicherweise noch eine brennende Lunte in der Pulverkammer befinden könne, wir fanden zwar nur eine brennende Laterne in dem unheimlich dunkeln Raum, die wir aber doch herausnahmen und vorsichtig auslöschten. Hinter der Batterie war das Erdreich aufgepflügt von unseren 24-Pfündern. Die Batterie, vor und hinter welcher das Terrain gleich abfällt, war sehr schwer zu treffen und unversehrt geblieben, aber weiter rückwärts lagen

Dänen, die von den Sprengstücken schrecklich verwundet waren. Unsere Krankenträger waren schon dabei, diesen meist Sterbenden beizustehen.

Für den Prinzen Friedrich Karl wurde ein Ordonnanzpferd gefunden. Prinz Albrecht, General Graberg, Oberst Mertens, Major Kleist und ich erwischten einen Leiterwagen und eilten nach Wollerup, wo nun die Brigade Röder Halt gemacht hatte, um Atem zu schöpfen, nachdem dort eine Menge Gefangene und Material erbeutet worden. Wir fuhren dann weiter nach Hörup, wo wir General Wintzingerode fanden, von dessen Division einige Bataillone zur weiteren Verfolgung vorgeschoben waren. General Herwarth hatte sich rechts gegen Hörup-Haff gewandt. Am dortigen Walde fiel noch Leutnant Bär, dagegen wurden daselbst allein ein Regimentskommandeur und 400 Mann gefangen genommen.

Von lange her hatten die Dänen die Halbinsel Kekenis als ihren letzten Zufluchtsort vorbereitet. Die Landenge war durchstochen, pallisadiert, von Batterien und Kanonenbooten beherrscht. Diese Stellung zu nehmen, war nur denkbar, wenn man mit ihnen zugleich davor ankam, was nicht gelungen ist. Der Rückzug der Massen dorthin war schon zeitig angeordnet, und das Gefecht endete etwa 10 Uhr vormittags.

Nach den bisher eingegangenen Meldungen sind 210 preußische, 320 dänische Verwundete in unsere Lazarette eingebracht. Ich hoffe, daß unser Verlust 300 Mann nicht übersteigen wird.

Die dänischen Bataillone waren sehr stark und sollen während der Waffenruhe durch Einstellung von Ersatz auf 1300 Mann gebracht worden sein. Der Feind hatte Alsen mit sechs Regimentern, also jedenfalls 12,000 bis 15,000 Mann besetzt.*) Zur Zeit sind schon 2600 Gefangene eingebracht.**) Von den Verwundeten werden wohl manche mit zurückgenommen sein, andere liegen unentdeckt in den Kornfeldern.

Jedenfalls ist der Verlust über 3000 Mann, und die Zahl der Geschütze wird sich auf 60 belaufen, darunter zwei bespannte Feldgeschütze (gezogen), von denen eins der Leutnant Klösterlein, eins Leutnant Graf York genommen. Dabei haben jetzt die Dänen erkennen müssen, daß sie auch auf ihren Inseln nicht mehr sicher sind, und es bleibt abzuwarten, ob die in Kopenhagen herrschende Gesellschaft die unglückliche Armee einer in Zahl, Bewaffnung und Tüchtigkeit weit überlegenen fernerhin gegenüberstellen will.

Mit frohem, dankerfülltem Herzen gegen Gott, der uns den Sieg verlieh, traten wir den Rückweg an und fanden im Wagen nach 36stündigem Wachen einen gesunden Schlaf. Meine Pferde hatten neun Meilen

---

*) Die dänischen Berichte geben die Stärke auf 10,000 bis 12,000 Mann an.

**) Die dänischen Berichte schwanken zwischen 2474 und 2585 Mann.

gemacht, der Rappe elf. Abends dinierten wir bei Prinz Albrecht. Dennoch mußte die nötige Schreiberei besorgt werden.

Mit Häseler geht es gut, er wird in ein paar Tagen wieder hier sein. Erick Witzleben hat zwar einen gefährlichen Schuß, der aber doch glücklichen Verlauf verspricht.

Die Dänen, die in solchen Dingen groß sind, haben auch unterseeische Minen im Alsen-Sund angebracht.

Ein Kahn flog gestern in die Luft, als eben die Mannschaft auf eine Pontonmaschine, die er schleppte, gestiegen war und dadurch unversehrt blieb, während der Kahn in Trümmern liegt. So hatten sie auch ich glaube 10 oder 20 Geschütze bis in die oberen Räume des Sonderburger Schlosses geschleppt, welches gewiß eingestürzt wäre, wenn sie zu feuern anfingen.

Überall ziehen sie Laufgräben und buddeln an Schanzen, die sie dann nach geringem Widerstand verlassen.

Unsere Leute haben das Gefühl, daß Hannemann ihnen nicht standhalten kann; es gilt immer nur, an ihn heran zu kommen.

19. Erst 1886 — also noch unter der Leitung Moltkes — hat der Generalstab sein vortreffliches, zweibändiges Werk: „Der deutsch-dänische Krieg 1864" herausgegeben.

20. „Man fordert von unserem 70jährigen König und Herrn den schweren Entschluß, den ersten Schritt zu einem europäischen Kriege zu thun, dessen Ausdehnung und Dauer Niemand übersehen kann." (Aus einem Briefe Moltkes an den Grafen Bethusy-Huc vom 29. Mai 1866.)

21. Näheres hierüber siehe in: „Bigge, Feldmarschall Graf Moltkes Ansichten über Flankenstellungen". Beiheft 1 zum Militär-Wochenblatt 1895.

22. Veröffentlicht in den „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. Bd. III".

23. Dennoch sind die Leistungen der Eisenbahnen, wenn man ihre geringen Mittel im Auge behält, recht bedeutend. Es wurden in 21 Tagen 197,000 Mann, 55,000 Pferde, 5300 Fahrzeuge auf Entfernungen bis 650 Kilometer befördert, ohne daß Unfälle oder Verzögerungen eintraten. Alle Anordnungen hierfür waren im Generalstabe derartig vorbereitet, daß Kreuzungen oder Stockungen nicht vorkommen konnten.

24. Daß auch Napoleon von diesem Verfahren abwich, wenn die Verhältnisse es notwendig machten, hat v. Freytag-Loringhoven in seiner Studie: „Die Heerführung Napoleons und Moltkes" (Berlin, 1897) nachgewiesen.

25. In seinem Aufsatz über „Strategie". Kriegsgeschichtliche Einzelschriften des Großen Generalstabes, Heft 13.

26. Ausführlicher sind diese Gedanken in einem Aufsatze in Nr. 18 des Militär-Wochenblattes von 1867 dargelegt, der als Erwiderung auf

eine abfällige Beurteilung des preußischen Aufmarsches in der „Österreichischen Militärischen Zeitschrift“ verfaßt ist und in seinen Grundzügen offenbar von Moltke selbst herrührt.

27. Zu diesen gehörten der bald darauf zum Generalstabschef der I. Armee ernannte General v. Voigts-Rhetz und der Abteilungschef im Großen Generalstabe Oberst v. Döring. Beide Offiziere haben übrigens später, als sie die Verhältnisse klarer durchschauten, die Berechtigung der Anordnungen Moltkes anerkannt. Am schärfsten sprach sich über die „Verzettelung“ der Armee der kommandierende General des V. Armeekorps v. Steinmetz in einem Briefe an Moltke vom 29. Mai aus. Moltke erwiderte hierauf am 1. Juni in einem Schreiben, das die Vorwürfe Steinmetz' in vornehmster Ruhe und mit überzeugender Klarheit widerlegt. — Auch der italienische General Govone soll Vorstellungen bei Moltke erhoben haben, was diesen im Hinblick auf den gänzlich verfehlten und von ihm selbst aufs Entschiedenste widerratenen Operationsplan der Italiener wohl nicht sonderlich berührt haben mag.

28. Friedjung in seinem Werke: „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—66“ erzählt darüber (I, 442) folgende Anekdote: „Als Bismarck in einer dieser Juninächte Moltke zu sich bat und ihm vorschlug, den Aufbruch des Heeres um einen Tag zu beschleunigen, löste sich der Druck, der auf dem Geiste des Generalstabschefs in den letzten Wochen gelastet hatte, so daß Bismarck den sonst so gemessenen Mann heiter belebt, fast lustig fand. Als Moltke nach getroffener Abrede Bismarcks Zimmer verließ, sah er sich nämlich an der Thüre mit dem ernstesten Gesichte um mit der Frage: ob Bismarck schon wisse, daß die Sachsen die schöne Dresdener Brücke gesprengt hätten. Und als der Minister, dem nicht einfallen konnte, daß dem General gerade jetzt eine Scherzfrage auf die Lippen gekommen sei, sein Bedauern über die Zerstörung aussprach, tröstete ihn Moltke über die Sprengung des schönen Bauwerkes: sie sei ja nur mit Wasser erfolgt, wegen des Staubes“.

29. So schrieb er z. B. am 11. Juni an General v. Blumenthal: „Man darf nicht mit Wünschen und Hoffnungen, sondern muß mit gegebenen Größen rechnen“.

30. Eine besondere Kriegserklärung an Österreich ist überhaupt niemals erlassen. Es wurde nur am 23. Juni den feindlichen Vorposten die Nachricht übermittelt, daß „der Kriegszustand faktisch ausgebrochen sei“.

31. Moltke schrieb an Blumenthal am 6. Juni 1866: „Schließen Sie aus meinem heutigen Telegramm nicht etwa, daß es die Absicht sei, die Operationen der Armee, sobald sie dem Feinde gegenüber begonnen, durch Bestimmungen von oben zu beschränken. Mein ganzes Bestreben wird darauf gerichtet sein, das zu verhindern“.

32. Eine Täuschung der Österreicher ist übrigens nicht gelungen, sie waren stets über die Stellungen der preußischen Korps gut unterrichtet.

33. Es sei hier bemerkt, daß auch Napoleon, der sonst immer als Vertreter des „massierten" Angriffes gilt, in vielen Fällen absichtlich die Trennung seiner Heeresteile aufrecht erhalten hat, um sie erst auf dem Schlachtfelde zu vereinigen, so z. B. im Herbstfeldzug 1806, in den Feldzügen von Eylau und Friedland 1807, vor der Schlacht bei Bautzen 1813 u. A. m.

34. Ich glaube übrigens nicht, daß der General v. Manstein nicht gewußt haben sollte, wer Moltke war. Er hat wohl nur ausdrücken wollen, daß er nach seiner Ansicht von dem Chef des Generalstabes keine Befehle für sein taktisches Verhalten zu empfangen habe.

35. Die Anregung hierzu ist von König Wilhelm persönlich ausgegangen.

36. Auch diese Maßregel entsprach einer persönlichen Anordnung des Königs.

37. Sie ist von Bismarcks Hand und von Moltke unterschrieben.

38. Napoleon hat gesagt: „Ma présence était indispensable partout où je voulais vaincre. C'était là le défaut de ma cuirasse. Pas un de mes généraux n'était de force pour un grand commandement indépendant".

39. Es waren dies der bayerische Major v. Freyberg und der württembergische Oberst v. Suckow.

40. Der neue Friedensetat des Generalstabes setzte sich demnach wie folgt zusammen:

I. Hauptetat.

1 Chef des Generalstabes der Armee,
3 Abteilungschefs im Großen Generalstabe,
12 Chefs der Generalstäbe bei den Armeekorps,
1 Chef des Generalstabes bei der Generalinspektion der Artillerie,
7 Stabsoffiziere im Großen Generalstabe,
12 Stabsoffiziere bei den Generalkommandos,
25 Stabsoffiziere bei den Divisionen (einschl. 1 für die Garde-Kavalleriedivision),
15 Hauptleute im Großen Generalstabe,
12 Hauptleute bei den Generalkommandos.

88 Offiziere.

II. Nebenetat.

4 Abteilungschefs,
5 Stabsoffiziere,
12 Hauptleute.

21 Offiziere. Also im Ganzen 109 Offiziere, von denen 46, also 42,2

v. H., dem Großen Generalstabe angehörten, während der frühere Etat nur 26,6 v. H. dem Großen Generalstabe zuwies. Aus diesen Verhältniszahlen ergibt sich, daß der Bedarf für Neuformationen und sonstige Abgaben jetzt besser sicher gestellt war, als vorher. Außerdem wurde bestimmt, daß von nun ab bis zu 40 Leutnants aus der Truppe zum Generalstabe zur Ausbildung kommandiert werden sollten.

41. Moltke soll, als Bismarck die von ihm redigierte Depesche vorlas, ausgerufen haben: „Früher war es eine Chamade, jetzt klingt's wie eine Fanfare!“ Die Wahrheit dieses Ausspruches halte ich nicht für völlig verbürgt.

42. Es sei erlaubt, an dieser Stelle ein kleines Gedicht von J. Fastenrath anzuführen, das einen thatsächlichen Vorgang auf dem Bahnhofe in Köln behandelt:

Hei, wider den Napoleon
Mußt' König Wilhelm kriegen!
Schon saß zu Köln er im Waggon —
„Ist Moltke eingestiegen?“
Der König fragt's, sie sagen ja,
Und drauf der König spricht: „Na, da
Können wir weiterfahren!

43. Nach Angabe des Generals v. Podbielski.

44. Früherer französischer Offizier und Korrespondent des „Temps“ bei der Armee Mac Mahons.

45. General v. Moltke hatte bereits früher den Bundeskanzler darauf aufmerksam gemacht, daß ein Übertritt der französischen Armee auf belgisches Gebiet nicht ausgeschlossen sei. Graf Bismarck erteilte daher am 30. August dem norddeutschen Gesandten in Brüssel den Auftrag, die belgische Regierung hierauf hinzuweisen und eine sofortige Entwaffnung der Franzosen zu verlangen.

46. An ihre Spitze trat General Trochu, Gouverneur von Paris; die hervorragendsten Mitglieder waren Gambetta (Krieg und Inneres) und Jules Favre (Äußeres).

47. Die III. Armee hatte für das Heranschaffen der Belagerungsartillerie für Paris zu sorgen; daher die hohe Zahl der ihr zur Verfügung gestellten Züge.

48. Moltke hat in diesem Teile des Feldzuges fast immer wichtigen Befehlen, die durch den Telegraphen erteilt waren, ausführliche Schreiben zumeist in Form eines Briefes an die Chefs der Generalstäbe folgen lassen, worin er seine Absichten und Anordnungen eingehend erläuterte und begründete.

49. Im Feldzuge 1866 gegen Österreich hatte der Belagerungskrieg so gut wie gar keine Rolle gespielt.

50. Der anfänglich ebenfalls in Aussicht genommene Angriff auf die Nordostfront wurde bald fallen gelassen und erst ganz zuletzt wieder aufgenommen.

51. Der Grafentitel ging nach Moltkes Tode auf seinen ältesten Neffen über.

52. Sie wurden allerdings dann auch noch schriftlich ausgefertigt, meist in ausführlicherer Fassung, und durch Feldjäger überbracht.

53. Aus „Moltkes gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten", Bd. I, S. 249.

Zu S. 113 ff.

Cap Skagen

sel

KATTEGAT

d

Kopenhagen

Großer Belt

Seeland

nen

Langeland

Laaland

Falster

ieler Bucht

Fehmarn

OSTSEE

Stralsund

el

nster

n

Lübeck

IBURG

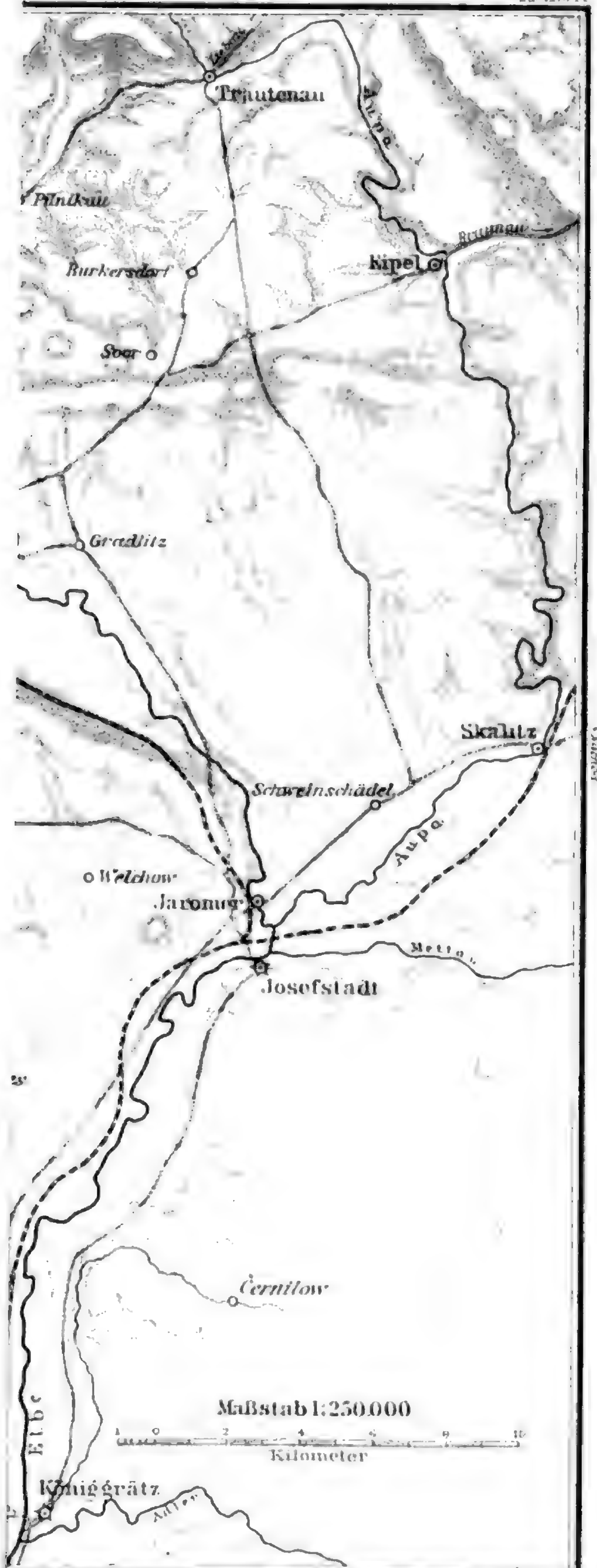
Geogr. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig.

. Beck in München

1866 GEGEN ÖSTERREICH. zu S. 147 ff

nchen.

ORDBÖHMISCHEN KRIEGSSCHAUPLATZ
ANFANG JULI 1866
acht bei Königgrätz.



Geogr. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig
C. H. Beck, München

FELDZUGE 1866 IN

CHLAND

zu S. 221 ff.

Geograph. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.

in München.

ACHTEN U

Verlag v

SEDAN

Mainz
Darmstadt
Worms
Grünstadt
Mannheim
Dürkheim
Speyer
Germersheim
Langenkandel
Karlsruhe
Rastatt
Baden
WÜRTTEM
Offenburg

Koblenz
Rhein
Main
Bingen
Mainz
Darmstadt
Kreuznach
HESSEN
BIRKENFELD
Nahe
Alsenz
Worms
Göllheim
Grünstadt
Kusel
Bay r.
Mannheim
St. Wendel
Kaiserslautern
Dürkheim
Ottweiler
Neunkirchen
Neustadt
Speyer
Homburg
St. Ingbert
Pfalz
Landau
Germersheim
Zweibrücken
Bergzabern
Langenkandel
Weissenburg
Bitsch
Schweighfn
Karlsruhe
Fröschweiler
Reichshofen
Wörth
Saarunion
Rastatt
Hagenau
Baden
Pfalzburg
Zabern
Saarburg
Strassburg
Offenburg
WÜRTTEM